# KUNSTWART

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

HERAUSGEBER-F-AVENARIUS

## Zweites Januarheft 1910

**Ernst Moritz Arndt.** 26. Dezember 1769—29. Januar 1860. Von Hermann Ullmann 65

**Groß-Berlin.** Gesichtspunkte für die Beurteilung des Wettbewerbs Groß-Berlin und seine Bedeutung für die Entwicklung des modernen Städtebaues überhaupt. Von Baurat Berg 68

**Vom Musikgenuß.** Von Richard Batka 80

**Lose Blätter:** Aus Ernst Moritz Arndts Schriften 85

**Rundschau:** Der Rembrandt-Deutsche (Avenarius) ▣ Deutsche Poetik (F. Gregori) ▣ „Die Vögel" des Aristophanes (W. v. Scholz) ▣ Zur Polenz-Ausgabe (B. v. Polenz) ▣ Berliner Theater (Fr. Düsel) ▣ Hamburger Theater (H. Franck) ▣ Programmbücher und Musikführer (M. Strauß-Worms) ▣ Münchnerisches ▣ Immer wieder das Heidelberger Schloß ▣ Die wirtschaftlichen Unternehmungen der Gemeinden ▣ „Durch Wahrheit zur Klarheit" ▣ „Berlin" ▣ Vom Auswärtigen Amt ▣ Die Frau im Gemeindedienst ▣ Vom Rodeln ▣ Vom Recht des Kindes ▣ Von den Künsten 107

**Bilder u. Noten:** Feddersen, Winter in Friesland; Roeting, Bildnis E. M. Arndts; Hildebrand, Bronzerelief Kaiser Wilhelms II.; zwei Abb.: Fabrikgebäude; drei Abb.: Wassertürme; im Text: zwei Pläne zu dem Aufsatze: Groß-Berlin; Faksimile eines Briefes Arndts ▣ Reichardt, Felsen stehen gegründet; Des Soldaten Heimkehr (altfranzösische Ballade) ▣ Beilage: Kunstwartkalender für das Jahr 1910

XXIII | MÜNCHEN·GEORG D·W·CALLWEY | 8.

# Der Kunstwart

**Halbmonatsschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten**

erscheint jährlich 24 mal (je zu Anfang und Mitte des Monats). Bestellgeld: 4 Mark vierteljährlich, für Oesterreich 4 K 80 H, unter Kreuzband unmittelbar vom Verlag 4 Mk. 60 Pf., fürs Ausland 5 Mk. 20 Pf. Preis der einzelnen Hefte 75 Pf., für Oesterreich 90 H. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an. Der Preis für Anzeigen beträgt für die gespaltene Nonpareillezeile 30 Pf. Zurückweisung von Inseraten, die zur Aufnahme nicht geeignet erscheinen, behält sich der Verlag vor. Probehefte unentgeltlich und portofrei vom Verlag Georg D. W. Callwey in München. Geschäftsstelle für Berlin: W. 57, Kurfürstenstraße 8, für Oesterreich-Ungarn: Wien I, Bauernmarkt 3.



Der Nachdruck einzelner unserer Eigenbeiträge, mit Ausnahme der „Losen Blätter" und der Beilagen, ist bei deutlicher Quellenangabe „aus dem Kunstwart" seitens der Redaktion erlaubt, wodurch die Rechte der Verfasser jedoch nach dem neuen Gesetz nicht aufgehoben werden. Für Besprechungsexemplare sowie Niederschriften oder andere Einsendungen irgendwelcher Art wird eine Verantwortlichkeit nur dann übernommen, wenn sie erbeten worden sind. Unverlangte Besprechungsexemplare können überhaupt nicht, unverlangte Manuskripte nur dann zurückgesandt werden, wenn Rückporto beilag — doch kann auch hiefür irgendwelche Bürgschaft nicht übernommen werden; wir bitten dringend, uns unverlangte Manuskripte usw. überhaupt nicht einzusenden. Briefe zu beantworten, ist dem Herausgeber nur in Ausnahmefällen möglich, da sonst seine volle Arbeitskraft allein zum Briefschreiben kaum ausreichen würde. Aus entsprechenden Gründen kann der Herausgeber Besuche nur annehmen, wenn eine Sprechzeit vorher vereinbart worden ist. Alle Einsendungen über Musik, Bücher und Noten wie Manuskripte, sind an Dr. Richard Batka, Wien III, Arenbergring 14, zu richten.



BERZ & SCHWEDE

Entwurf und Ausführung von Park- und Garten-Anlagen

Reich illustriert. Katalog über Park- und Hausgärten gratis

INH. MR. O. BERZ . STUTTGART.

ZWEIGBURO: FRANKFURT a. M.

Dr. Schoenfeld's Ariston-Ölfarben

ARISTON Das Beste

ist die Bezeichnung für ein neues Sortiment der Dr. Schoenfeld'schen Ölfarben, die seit 50 Jahren als die besten Ölfarben bekannt und bewährt sind.

Grosse Tuben zu Sonderpreisen.

Dr. Fr. Schoenfeld & Co. Düsseldorf.

Digitized by Google

Digitized by Google

# Der Kunstwart

Halbmonatschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten

Herausgeber
Ferdinand Avenarius

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Dreiundzwanzigster Jahrgang, zweites Viertel
Januar bis März 1910

München
Georg D. W. Callwey

Digitized by Google

AP30
K8
v.23:2

Digitized by Google

# Inhalt

Die erste Ziffer gibt das Heft, die zweite die Seite an.

## Größere Aufsätze


Tageskritik (Avenarius) 7 1
Bild und Drama (von Scholz) 7 5
Ernst Moritz Arndt. 26. Dezember 1769—29. Jan. 1860 (Ullmann) 8 65
Groß-Berlin. Gesichtspunkte für die Beurteilung des Wettbewerbs Groß-Berlin und seine Bedeutung für die Entwicklung des modernen Städtebaues überhaupt (Berg) 8 68
Vom Musikgenuß (Batka) 8 80
Frauenfrage und Gerechtigkeit (Landsberg-Lennep) 9 145
Maarten Maartens (Nidden) 9 149
Vom religiösen Volksleben (Spieß-Bottenhorn) 10 225
Mißwirtschaft mit Geist (Avenarius) 11 293
Paul Heyse. Zu seinem achtzigsten Geburtstag (Rath) 11 300
Ostergedanken (Avenarius) 12 365


## Sprechsaal


Von Ideal und Volk (Anders und Ullmann) 10 251


## Rundschauaufsätze


**Allgemeineres**

Jahreswechsel 7 25
Kenner und „Kenner“ 7 27
Der Rembrandt-Deutsche 8 107
Erdenflucht und Himmelsflug 9 187
Disziplin und Kultur 10 255
Kometenfurcht 11 329
Sapere aude! 12 384
Denkmalfragen 12 386

**Vom Ausland**

Der Nationalpark der Schweiz 12 425

**Bildung und Schule**

Vom Individuellen der Klasse 7 60
Studentenbibliotheken 7 61
Vom Recht des Kindes 8 139
Die Mädchenschulreform 9 219
Zum Streit um die Methode 10 288
Klassenindividualität 11 357
Über das Kasperlespiel 11 361
„Pädagogische Energetik“ 12 429

**Gesellschaft**

Modernes Vereinswesen 7 50
Nasenschutz! 7 51
„Durch Wahrheit zur Klarheit“ 8 129
„Berlin“ 8 129
Zur Festgeselligkeit 9 212
Die Verlobung und's Geld 9 215
„Die Dorfkirche“ 10 283
Geld fürs Ausland 11 351
Syburg 11 352
Vom Klubsessel 12 411
Aus dem Seelenleben des vierten Standes 12 414

**Handel und Gewerbe**

England und die Schutzzollpolitik 7 48




203158

Digitized by Google

Die wirtschaftlichen Unternehmungen der Gemeinden 8 126
Fürs Sparen 9 211
Nützlicher und schädlicher Luxus 10 279
Die moderne Industrie und die Freiheit der Persönlichkeit 12 410

**Heimatpflege**

Auch Düsseldorf ein Schilda? 7 47
Busch und Baum an die Ufer! 9 209
Heimatschutz in der Kleinstadt 10 274
Zur Heidelberger Schloß-Frage 11 347
Ein Beispiel 11 348
Vom rauchenden Beton-Baum 12 409

**Von der katholischen Seite**

Die katholische Literatur im Dürerbund-Ratgeber 7 55
Die katholische Literaturbewegung der Gegenwart 9 216

**Körperpflege**

Vom Rodeln 8 137

**Angewandte Kunst**

Schulhausbau-Phantasien 7 45
Immer wieder das Heidelberger Schloß 8 124
„Gefährliche Ästhetik“ 9 209
Von „würdigen“ Denkmälern 10 271
Der Wohnhausbau 10 275
Frauenkleider allereinfachsten Schnitts 11 345
Vom „Kunstsinn“ 12 408

**Bildende Kunst**

Künstler-Grußkarten — aber echte 7 43
Münchnerisches 8 122
Aus Dürers Werkstatt 9 205
Die Stätte des Kunstwerks 10 269
Berliner Ausstellungen 11 342
Die Fresken Marées' 12 403
Arbeiterdilettantenkunst 12 404

**Literatur**

Eine christologische Epopöe (Helle) 7 29
Von Kalendern 7 31
Zwölfse bei einem Streich 7 32
Deutsche Poetik (Lehmann) 8 108
„Die Vögel“ des Aristophanes 8 110
Zur Polenz-Ausgabe 8 111
Altgermanische Prosa 9 189
Ein Zusammenbruch? 9 191
Die Briefe der Lespinasse 9 193
Jux-Poesie (Morgenstern) 10 261
Zu Bierbaums Tode 11 330
Das Schiff in der Flasche (Vogel) 11 333
Klänge von der Menschheit Höhen 11 334
Hermann Heiberg 12 391
Sagen 12 392
Berthold Ottos Faustbuch 12 394

**Mann und Weib**

Ehe und Beruf 7 57
Die Frau im Gemeindedienst 8 135
Verkäuferinnen 10 287
„Die sexuelle Krise“ (Meisel-Heß) 11 355
Mütter und Töchter 12 425

**Musik**

Vom Musikhören 7 36
Fortschrittliche Reaktionäre 7 38
Vom Ohrenfrieden 7 41
Programmbücher und Musikführer 8 119
Aus dem Musikleben der Gegenwart 9 202
Soldatenlied — Volkslied 9 203
Talmimusik 9 204
Pfitzners „Armer Heinrich“ 10 266
Berliner Musik 10 266
Faschingskultur 10 269
Chopin 11 340
Opernnovitäten 11 340
Pergolesis „Stabat mater“ 11 341
Aktuelle Musik? 12 400
Berliner Musikleben 12 401

**Naturschutz**

Joseph Schöffel 12 409

**Vom Recht**

Zum Gulbransson-Prozeß 7 52
Zur Neugestaltung der Schwurgerichte 9 213
Sachverständige 10 284
Beamtenmaschine — Beamtentragik 12 418

**Religiöses Leben**

Zum Thema: Protestantismus und Kunst 12 390

**Von der Sprache**

Schlichte Worte 7 28
Drehpferd, Ringelwagen und Kreiselgaul 9 188
Vom Superlativ 10 260




Digitized by Google

**Zu den Tageserörterungen**

Das Arminiusjahr 7 53
Zum Kieler Werftprozeß 7 54
Vom Auswärtigen Amt 8 135
Zur Roseggerstiftung 9 214
Zeitungsleute und Orden 10 286
Die geheime Wahl 11 353
Friedrich Naumann 12 419
Wahlreform und Kultur 12 420

**Theater**

Berliner Theater:
I: (Falckenberg, Josky, Mirbeau und Natanson) 7 33
II: (Sudermann, Bahr) 8 112
III: (Anthes) 9 198
IV: (Eulenberg, Rivoire, Salten) 10 263
V: (von Hofmannsthal) 11 335
VI: (Schmidtbonn, Lengyel, Hebberg) 12 394

Hamburger Theater:
I: (Walter, Nathanson, Küchler) 8 115
II: (Walter) 12 399

Wiener Theater:
I: (Rittner, Birinski) 11 338
II: (Hirschfeld) 12 397
Vom Burgtheater 9 194
Ein deutsches Nationaltheater für Posen? 9 201
Gockelgeschrei 11 340

**Unter uns**

Unser Wandkalender 7 62
Vom umdufteten Kunstgenuß 9 221
Was eignet sich zu Konfirmationsgeschenken? 11 361

**Lebende Worte**

Vom Menschenleben 7 62
Von den Künsten 8 141
Vom Genius 9 222
Der Mensch im Staat 10 290
Weiblich und weibisch 11 362
Vom Leben in der Kunst 12 455


## Lose Blätter


Welter, Nikolaus: Gedichte 7 11
Huch, Ricarda: Aus der Briefererzählung „Der letzte Sommer“ 7 16
Helle, Friedrich Wilhelm: Aus „Jesus Messias“ 7 24
Arndt, Ernst Moritz: Aus seinen Schriften 8 85
Maartens, Maarten: Aus seinen Schriften 9 154
Kranewitter, Franz: Aus „Andre Hofer“ 10 234
„Hofers Sterbelied“ 10 248
Coster, Charles de: Aus „Tyll Ulenspiegel und Lamm Goedzak“ 11 305
Bierbaum, Otto Julius: Aus den „Sonderbaren Geschichten“ 11 313
Aus dem Buche: „Wolfgang Kirchbach in seiner Zeit“ 12 369
Handel-Mazzetti, Enrica von: Aus der „Armen Margaret“ (unter der Überschrift: Vom Überzeitlichen und dem Roman) 12 375


## Bilder


| Vollbilder: | Heft |
|---|---|
| Schlippenbach, Paul von: Trüber Wintertag | 7 |
| Lejeune, Louis: Oberberg im Winter | 7 |
| Caspari, Walter: Silvester | 7 |
| Febdersen, Hans Peter: Winter in Friesland | 8 |
| Roeting, Julius: Bildnis Ernst Moritz Arndts | 8 |
| Hildebrand, Adolf: Bronzerelief Kaiser Wilhelms II. | 8 |
| Lehmann, Wilhelm Ludwig: Abendwolken | 9 |
| Brömse, August: Im Park | 9 |
| Lederer, Hugo: Büste Hans Pfitzners | 10 |
| Zimmermann, Eduard: Eva | 10 |
| Egger-Lienz, Albin: Gebet nach der Schlacht am Berg Isel | 10 |
| Thoma, Hans: Italienische Landschaft | 11 |
| Lenbach, Franz von: Bildnis Paul Heyses | 11 |
| Eckener, Alexander: Guter Leumund | 11 |
| — —: Kücheninneres aus Nordfriesland | 11 |




Digitized by Google

| | Heft |
|---|---|
| Eckener, Alexander: Konzert I | 11 |
| — —: Konzert II | 11 |
| Ritter, Wilhelm Georg: Am Bach | 12 |
| Rosenkranz, Friedrich: Fabrikſiedelung | 12 |
| **Illuſtrationsbeilagen:** | |
| Fünfzehn Abbildungen zu dem Beitrage: Künſtler-Grußkarten — aber echte | 7 |
| Zwei Abbildungen: Fabrikgebäude | 8 |
| Drei Abbildungen: Waſſertürme | 8 |
| Acht Abbildungen zu dem Beitrage: Aus Dürers Werkſtatt | 9 |
| Fünf Abbildungen zu dem Beitrage: Der Wohnhausbau (eine davon im Text) | 10 |
| Fünf Abbildungen zu dem Beitrage: Frauenkleider allereinfachſten Schnitts | 11 |
| Zwölf Abbildungen zu dem Beitrage: Arbeiterdilettantenkunſt | 12 |
| **Textbilder uſw.:** | |
| Preetorius, Emil: Die zwölf Monatszeichen | 7 |
| Ubbelohde, Otto: Münzenberg | 7 |
| Moritz, Robert: Moritzkirche in Halle | 7 |
| Zwei Pläne zu dem Aufſatze: Groß-Berlin | 8 |
| Fakſimile eines Briefes von E. M. Arndt | 8 |
| Eine Abbildung zu dem Beitrage: Die Verlobung und's Geld | 9 |
| Eine Abbildung: Hofers Grabſtein | 10 |
| Fohn, E.: Tauwetter | 11 |
| Vier Abbildungen zu dem Beitrage: Aber das Kaſperleſpiel | 11 |
| Drei Abbildungen aus Scheibners „Städtiſchem Bürgerhaus Niederſachſens“ | 12 |


## Noten


| | Heft |
|---|---|
| Boruttau, Alfred Julius: Elfenkönigs Braut | 7 |
| Reichardt, Johann Friedrich: Felſen ſtehen gegründet | 8 |
| Des Soldaten Heimkehr (altfranzöſiſche Ballade) | 8 |
| Fiſcher, A.: zwei Menuette | 9 |
| Florell, Ilmari: An Klein Marjas Krankenbett | 9 |
| Mozart, Wolfgang Amadeus: Caro mio | 10 |
| Das Soldatenliebchen (Slovenisch) | 11 |
| Tamburica (Kroatiſch) | 11 |
| Napitnica (Kroatiſch) | 11 |
| Kleines Bächlein (Bosniſch) | 11 |
| Taubmann, Otto: Deutſche Meſſe | 12 |


Dem zweiten Januarheft iſt der Kunſtwartkalender für 1910 beigegeben worden, der nach einer Originalzeichnung von Otto Bauriedl reproduziert wurde.



Digitized by Google

Digitized by Google

FRHR. v. SCHLIPPENBACH

Digitized by Google

OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Jahrg. 23 Erstes Januarheft 1910 Heft 7

## Tageskritik

Nach langer Fastenzeit wieder ein Stück eines Fürsten vom Sonnenlande! Gestern hab ich's im Theater gesehn. Es läßt sich dies und das dagegen sagen, nur: ich verspüre keinen Anlaß dazu. Wieviel Anmut und Liebenswürdigkeit, wieviel Reichtum und wieviel Überlegenheit, wieviel Humor und wieviel Wärme! Die genoß ich, die lebte ich mit, derer ward ich froh, und ihr Widerschein webt und goldet mir heute noch wie holdes Licht ringsherum über Tisch und Wände. Nun nehme ich die Morgenblätter zur Hand. Die Herren Kritiker sind gescheite Leute, sie haben eine Menge von Gesichtspunkten. Unter dem sieht das Ding so aus, unter jenem dagegen so. Aber, allerdings, indessen, dann jedoch, teils-teils, freilich, hinwiederum, immerhin. Einwendungen, Vorbehalte, Zugeständnisse, Betrachtungen und immer wieder Gesichtspunkte. Kenntnisse, daß der Mensch Respekt davor kriegt, literarische Perspektiven, daß man zugeben muß: nein, seid ihr fernsichtig! Freilich, allerdings, hinwiederum: werden eigentlich zur Dokumentierung dieser Tatsache die Rezensionen in Tagesblättern geschrieben? Wo sich von zehn Lesern höchstens einer für eure Gescheitheit, eure Kenntnisse und eure Gesichtspunkte interessiert? Während ihr von den zehnen mindestens zwei, höchstens alle zehn empfänglicher stimmen könntet, sich das Stück Leben aus dem neuen Werk herauszugewinnen, das ihr Leben bereichern kann?

Als es Sudermann Jahr auf Jahr bei den Kritikern übelgegangen war, schrieb er bekanntlich eine Zornschrift über die „Verrohung" der Kritik gegenüber den „Schaffenden". Auf dieses Thema will ich ganz und gar nicht hinaus. Unsrer Tageskritik würd es schwerlich schaden, wenn sie manchen Herrn Dr. Rüpel zusammen mit manchem Herrn Dr. Hinterstich auslüde. „Doch zuzeiten sind erfrischend wie Gewitter goldne Rücksichtslosigkeiten" — meines Erachtens sogar, wenn sie sich gegen einen Sudermann wenden, wovon später noch zwei Worte zu sagen sind. Das Hauptgebrechen hat aber unsre Tageskritik, glaube ich, an einem ganz andern Gliede. Ich glaube: sie ist sich in der großen Mehrzahl ihrer Vertreter über ihre kunsterzieherischen Aufgaben noch nicht klar geworden.

Ein Merkmal des Zeitgeistes, den zu überwinden wir streben und, wenn die guten Zeichen nicht trügen, zu überwinden auch im Begriffe sind, eins seiner Merkmale war: daß man statt des Genusses am Künstlerischen das pflegte, was einem als Verständnis der Kunst erschien. Nun ist das reflektierende Betrachten der Kunst in allen ihren Betätigungen ja gewiß eine Sache, die nur geringschätzt, wer kein Denklustiger ist. Kunst ist auch Gegenstand einer Wissenschaft, und niemandem von uns fällt es ein, diese Wissenschaft niedrig zu werten. Aber die Pflanzen blühen und die Tiere atmen nicht, um Gegenstand der Botanik und Zoologie zu sein, und die Kunstwerke entstehen nicht, um wissenschaftlich betrachtet zu werden. Sie sind selber nicht nur nebenbei, sie sind vor allem Leben. Wenn Kunst-



Digitized by Google

werke überhaupt etwas „wollen“, so wollen sie ihren Lebensgehalt vermitteln. „Habe“ ich den nicht, so „habe“ ich auch das Kunstwerk nicht. Im ästhetischen Genuß hol ich mir aus seinem Lebenszentrum in mich herüber, was nun wieder mein Leben befruchtet. Also das, was es an Gesichten und Gefühlen in der „Sprache des Unaussprechlichen“ spricht. Damit ist seine bei weitem wichtigste Bedeutung für mich erfüllt. Das Werk mit dem Verstande zu betrachten, ist eine für eine kleine Minderzahl erfreuliche, für die weit überwiegende Mehrzahl durchaus entbehrliche sekundäre Sache. Und auch für die Minderheit der Kritikflustigen eine: die gute Erfolge nur haben kann, wenn der Genuß als der Vermittler des Wesentlichen in einem Kunstwerke vorherging. Denn sonst ist ja all ihr kritisches Vergnügen eine Beschäftigung mit Dingen, die sie nicht sahn, ein Bilderbetrachten im Dunkeln.

Nur wenn der vollzogene Genuß vorausgesetzt werden darf, hat demnach vorwiegend intellektuelle Kritik Sinn. Also dort, wo sich hochgebildete Männer und Frauen über das klären wollen, was sie vor einem Kunstwerk empfunden, was sie vor ihm erlebt haben, wo sie die Mittel besprechen wollen, durch die dieses Erlebnis zustande kam, über den Künstler als Erzeuger dieses Erlebnisses, über die Zusammenhänge, in denen er selbst mit seiner Leistung stand als Sohn seiner Väter, seiner Zeit, seiner Kultur. Oder auch darüber: warum wohl dieses Erlebnis nur Stückwerk blieb, warum das Kunstwerk hier und dort oder warum es ganz „versagte“. Wo ein Kreis von solchen Versammelten sich bespricht, oder wo ein Einzelner, der Kritiker, ihnen seine Meinung zum Nachprüfen vorträgt. In Büchern und in unsern vornehmsten Revuen ist derlei sicher am Platz.

Aber auch in der Tagespresse? Sie kann im günstigsten Fall mit einem recht kleinen Bruchteil von Lesern rechnen, bei denen die Bedingungen des vorhergegangenen gründlichen Kunstgenusses gegeben sind. Von all den Zehntausenden, die das „Tageblatt“, die „Nachrichten“, den „Generalanzeiger“ lesen, sind am Tage nach der Erstaufführung doch allerhöchstens so viele Leute dort gewesen, wie im Theater Platz hatten. Die verteilten sich auf Leser aller Zeitungen am Ort. Und auf alle Bildungsschichten. Auf alle Grad-, Art- und Raschheits-Unterschiede der natürlichen Empfänglichkeit für Kunst. Kann also die Leserschaft irgendeiner Tageszeitung als ein Publikum betrachtet werden, das die Feinheiten und Tiefen einer Dichtung vom höchstens einmaligen Ansehen her schon genossen hat? Wenn nicht: was tun die Zeitungen, um erst einmal die Vorbedingung der Auseinandersetzung des Verstandes zu beschaffen oder zu fördern, den Genuß der Lebenswerte im Kunstwerk?

Mir scheint: Der Besprecher in der Zeitung ist den neuen Stücken, den neuen Büchern, den neuen Tonwerken, den neuen Bildern, Skulpturen, Bauten gegenüber berufener Mittler zwischen Werk und Beschauer, und dadurch berufener ästhetischer Erzieher und Bildner der weitesten Volkskreise. Will er aber zum Kunstwerk führen, so muß er vor allem seine Werte genießen lassen. Seine Werte, das heißt: das, was davon als ein neu zugekommenes Gut in den seelischen Haushalt des Genießenden übergehen kann. Des Genießen-



Digitized by Google

den, das heißt: dessen, der mit Phantasie und zwar mit williger Phantasie dem Schaffenden nachbildet.

Das erreicht man aber nicht bloß durch „Nörgeln“ nicht, sondern überhaupt nicht durch verständige Reflexionen, kunstgeschichtliche Erörterungen und ästhetische Betrachtungen. Schon das Wort „Tageskritik“ führt irre, es stammt aus andern Verhältnissen anderer Jahre. Die Tagespresse hat, so scheint mir, hier selbst eine vor allem künstlerische Aufgabe. Hier gilt ganz besonders, was wir vom „helfenden Wort“* verlangen müssen: wegräumen und einstellen. Wegräumen der Hemmungen des Kunstgenusses, Einstellen auf die Werte. Wenn, beispielsweise, ein Stück wie Björnsons „Wenn der junge Wein blüht“ gegeben wird oder gar ein noch schwieriger zu fassendes, wie etwa Hauptmanns „Pippa tanzt“, so sollte man versuchen, dem Leser zu helfen, daß er das Erschwerende, Ablenkende, Hindernde durchblicke, oder, wenn das nicht geht, daß er an ihm vorbeiblicke auf das, was er hier für sich gewinnen kann. Wo irgendwas Positives ist, gilt es doch immer, das Positive zu holen, denn behalten kann man doch nur, was ist. Jedes Mittel ist zu solcher Hilfe recht, noch einmal: es ist eine künstlerische Aufgabe. Kein aus echtem Künstlergeist geborenes Werk (von Auch-Künstler-Produkten sprechen wir gleich) ist so arm, daß ihm nicht irgendwelcher Lebensgehalt entströmte. Und ist dessen nur wenig, und tritt er vielleicht nur in irgendeinem Nebenstellchen, nur als irgendeine Einzelschönheit zutage: die Leser werden doch von solcher Einstellkunst mehr gewinnen, als von der nur verstandesmäßigen Rezension. Von Mal zu Mal macht sich damit der Kritiker seine eigene Arbeit leichter. Denn von Mal zu Mal übt und erzieht er dadurch sein Publikum. Je mehr es in den Lebensgehalt der Werke dringt, je kälter wird es ja ganz von selbst auch gegen halbe und auch gegen Scheinkunst, denn mit der Fähigkeit, auf den Gehalt zu achten, wächst ja auch die: zu sehn, wo wenig davon oder wo keiner ist.

Das führt uns auf die Besprechung der Mängel in guten Werken und auf die Behandlung der schlechten. Ich würde sehr mißverstanden, meinte man, meine Wünsche liefen praktisch auf eine Alle-Loberei oder auf ein Leisetreten hinaus. Ich denke: hat ein Künstlerreferent seiner Hauptaufgabe, des Einstellens auf die Werte, genügt, so bleibt ihm immer noch Raum, auch bei echten Kunstwerken auszusprechen oder anzudeuten, wo er Irrungen oder Leeren sieht, und auch auf die ästhetische und künstlerische Stellung des Werkes im großen Getriebe kann er immer noch einen Blick werfen. Heil ihm und seinem Leserkreis, wenn die Redaktion ihm gar noch die Möglichkeit gewährt, mit dem Einstellen womöglich vor der Erstaufführung zu beginnen — was ganz allgemein sehr zu wünschen wäre. Wichtiges würde schon durch eine vorhergehende, durch keine Tendenz gefärbte Inhaltsangabe des Stückes geschehen, damit der Hörer von Anfang an die Fäden da oben klarer sehe. Dem Nicht-Kunstwerk, dem bloßen „Amüsier“- oder gar dem spekulativen schlechten Stücke gegenüber wäre aber auch nach meinem Herzen anders zu verfahren, als heute geschieht. Bei Amüsierstücken sind wir jetzt überhaupt nur

* vgl. „Kunstgenuß und helfendes Wort“ (Kw. XVI, 1)



Digitized by Google

selten kritisch, sind wir meist zum Erstaunen nachsichtig. Da heißt es: die Leute wollen lachen, „literarisch erhebt das Stück keine Ansprüche", lassen wir also die Strenge beiseit! Was soll das heißen: „literarisch erhebt das Stück keine Ansprüche"? Was soundso viel Schauspieler und andre Theaterleute bemüht, was ein Publikum zusammenruft, was die Presse und ihre Leser beschäftigt, das erhebt von „Ansprüchen" wahrhaftig so viel, daß es freundlichst auch den erheben mag, seine Sache so gut wie möglich zu machen. Das aber und gar nichts sonst fordern „literarische Ansprüche" — erhebt sie das Stück nicht, so haben wir sie zu erheben. Mit der Gattung haben sie nichts zu tun, Schwank und Posse sind „literarisch", wenn sie gut sind, und das Trauerspiel, in dem fünfzig Menschen sterben und vierzig als Geister wiederkommen, ist es nicht. Dem Schund und der Spekulation gegenüber ist nicht nur Strenge, ist Härte, ist Kampf am Platz. Mit einer Einschränkung allerdings: nur dann, wenn es Macht gewinnt. Es ist zum Bemitleiden billig, irgendein Nichttalentchen aus dem Dunkeln zu ziehen, um es öffentlich zu belächeln und zu verspotten, wie das Lindau seinerzeit tat, und sehr viel besser schiene mir's auch nicht, sich über irgendein mißglücktes Stück lustig zu machen, das ohnehin nur ein paarmal über eine Bühne hinken wird. Macht hat aber, was Erfolg hat, und mit dieser Macht wird es auch zur Gefahr. Denn es fälscht dann im Publikum das Bild vom Sein und damit das gesunde Verhältnis zum Sein. Gegen die erfolgreichen Auch-Kunst-Stücke darf der Kampf mit allen Mitteln geführt werden, gleichviel, ob sie sich komisch oder tragisch gebärden. Wirken aber wird auch er nur, wenn er sich an alle geistigen und seelischen Kräfte im Leser wendet. Wenn man diesem nicht nur vordoziert, wenn man auch hier einstellt, und da keine Lebenswerte da sind, einstellt auf die Lebens-Unwerte.

Ich fasse meine Bitten zusammen: Verspottet den Schund, zeigt häßliches Geschäftemachen in seiner Nacktheit unter den Deckmänteln, jagt die Gemeinheit von den Brettern, dazu ist jede geistige Waffe gut. Auch wo Kunst ist, braucht ihr Bedenken nicht zu verhehlen, ein paar Worte genügen ja zur Andeutung von recht vielerlei. Vor allem aber stellt auf die Werte ein, denn die will und soll sich das Volk im Theater holen. Erkennt sie nicht gnädig an, preist sie auch nicht viel, aber tut, was ihr nur tun könnt, sie sehen, sie fühlen, sie erleben zu machen. Mit dem Leuchtenlassen eurer kritischen Fähigkeiten durch literarhistorische Betrachtungen, kenntnisbeweisende Vergleiche, beträchtliche Reflexionen usw. über die Stücke erreicht ihr, wo nicht der ästhetische Genuß die Seele des Kunstwerks erschlossen hat, nichts, als daß diejenigen, denen ihr imponiert, nun ihrerseits durch Vergrößerungs-, Verkleinerungs- und Färbegläser auf die Bühne sehn. Möglich, daß sie dann, wenn sie gescheit sind, sogar noch zwei Mängelchen mehr in ihren Köpfen notieren können, als der Kritikus. Was haben sie davon? Und wer oder was hat sonst etwas davon? Arbeitet also mit allen euren Kräften, vor allem aber nachbildend und vorbildend mit eurer Phantasie, arbeitet als Künstler. Könnt ihr das nicht? Ja, dann verzeiht: dann habt ihr euren Beruf verfehlt. Nur verstandesmäßige „Kunsterziehung" gibt es nicht.



Digitized by Google

Aber wo kommen die Künstler-Referenten her, da wir doch bis jetzt unter je zehn Kritikbeflissenen allerhöchstens je einen halben haben? Und woher die Verleger, die dem Theatermann in ihrer Zeitung so freie Hand lassen? Das weiß ich nicht. Als die Anreger der neuen Bewegung in der angewandten Kunst bildnerischer Art ihre Forderungen aufstellten, wußten sie aber auch nicht, wo die Talente herkommen sollten, die sie brauchten, und siehe, sie kamen doch. Richtiger gesagt: sie kamen nunmehr allmählich zur Geltung. Erweist sich unsre Auffassung der Tageskritik mehr und mehr als richtig, so wird man auch auf diesem Gebiet mehr und mehr auf Talente zu achten lernen, die jetzt vielleicht abseits stehn, und sie nach vorn rufen. Denn was die Verleger betrifft und die Herren Chefs überhaupt, so geben sie einem verehrlichen Publico ja jederzeit, was es will. Will es erst künstlerische, statt nur reflektierende Tageblatt-Besprechungen, und tut es dieses kund — keine Sorge, so bekommt es sie. Anfänge gibt es auch schon an mehr als einem Ort. Nur ist das Publikum an vielen seinerseits noch nicht „eingestellt" darauf: eine Künstlerkritik zu lesen. Die muß subjektiv, muß persönlich sein, und wenn sie diktatorisch auftritt, so besagt das nicht: „das ist so", sondern „ich fühle es so". Da gilt es hinzunehmen. Sie ist Bekenntnis, nicht Urteil, und in der Ehrlichkeit, Innerlichkeit und Wärme liegt ihr Hauptwert. Nicht in der „Objektivität", denn das letzte geht hier doch auf Gefühl und Phantasie zurück, und das sind nun einmal keine „objektiven" Kräfte.

Übrigens sprachen wir von der Theaterkritik ja nur mit einem Exempel. Was wir gesagt haben, gilt von aller Kunstkritik in der Tagespresse, gilt auch von der Besprechung der Konzerte, der Ausstellungen, der neuen Gebäude, gilt vor allem auch von allen Buchbesprechungen mutatis mutandis geradeso. A

## Bild und Drama

Es gibt eine Reihe künstlerischer Wirkungen im Drama, die das Kostüm, der ganze aufgewendete dekorative Apparat der eigentlichen Vorstellung verdirbt, die auf den mittleren kostümlosen Proben leuchtend vorhanden sind und schon in der Hauptprobe unaufhaltsam schwinden. Ich glaube, daß es vor allen Dingen dichterische Wirkungen sind, Wirkungen der Beseelung, durch das Textwort sowohl wie die schauspielerische Wiedergabe. Aber auch die feineren dramatischen Momente gehören hierher. Man erlebt: daß die rein geistige Suggestion des Dichters im Verein mit der geistig-körperlichen des Schauspielers durch äußerliche Augenhilfen beengt, ja stellenweise aufgehoben wird, weil nun Dinge schwere materielle Farbe sind, welche die Phantasie in flüchtigster unbeachteter Skizze ergänzte, um sich ganz auf das Wichtigste zusammenzufassen. Ich kann den skurrilen Vergleich nicht unterdrücken: es ist eine Art Entseelung, wie wenn man etwa eine Kellersche Novelle in Alplertracht vorlesen wollte, um ihre Unmittelbarkeit zu erhöhen. — Nicht minder gibt es andere, wichtige dramatische Wirkungen, die erst mit dem Kostüm entstehen und oft plötzlich auf der Hauptprobe da sind. Alle die



Digitized by Google

dekorativen, der Dramatik der Geste und großen Gebärde, der sichtbaren, wie Luft die Gestalten und ihre Umwelt zusammenfassenden Symbolik des Auges angehörenden, in denen Rhythmus und Stil des Schauspielers so sehr im Eindruck gesteigert wird, wie durch die Abwesenheit alles Äußerlichen die Psychologie und Psyche, die er einer Gestalt gibt. Wie in einem Gemälde klassischer Zeit ein zeichnerischer und ein malerischer Akt geschehen sind, die ineinanderspielen, sich ergänzen, sich gelegentlich stören und aufheben, so sind in dem dargestellten Drama die seelisch-innerlichen und die dekorativen Momente zu einem oft widerspruchsvollen, oft einheitlichen Ganzen verwoben. Doch möge dieser Vergleich nicht dahin mißverstanden werden, als wolle er etwa das Seelische und das Zeichnerische, das Dekorative und das Malerische dabei wesentlich gleichsetzen; er soll nur die Art von ineinanderverschränkter Zweiheit deutlich machen, die in der Bühnendarstellung Erscheinung wird. —

Während sich für den, der ein Bühnenkunstwerk auf den Proben entstehen sieht, die Arten der Wirkung gewissermaßen ablösen — und jede zu ihrer Zeit ganz stark ist, erlebt der Zuschauer der fertigen herausgestellten Arbeit beide Arten gleichzeitig, aber vermindert. Ihm wird die seelische Feinheit nicht so sehr durch das Kostüm verdeckt wie dem, der sie vorher rein sah und auf den die geschwächte naturgemäß eindruckslos bleibt; er erlebt aber auch nicht das ganze Staunen, mit dem für den anderen die Momente, die dem Kostüm entspringen, plötzlich über dem vertrauten Darstellungsablauf aufleuchten. Es scheint mir sicher, daß der von den Proben ausgehende Genuß zwar ein weniger einheitlicher, aber ein wesentlich größerer ist, als der dem Publikum nur gebotene der fertigen Vorstellungen. Das wird nie zu ändern sein. Wohl aber wird, glaube ich, mehr von der wirklich vorhandenen und irgend einmal beim Entstehen des Bühnenwerks auch in die Erscheinung getretenen Schönheit in der endgültigen öffentlichen Vorstellung sichtbar zu machen sein, als heute bei unseren besten künstlerischen Bühnen geschieht (bei denen ja überhaupt erst vom Kostüm als einem künstlerischen Faktor zu sprechen ist!). —

Die Eindrücke, auf die ich mich im besonderen beziehen will, wurden in zwei Spielsommern des Münchner Künstlertheaters, einmal unter der Leitung der Hoftheaterintendanz, das andere Mal unter der Direktion Max Reinhardt gewonnen. Wenn ich unter Kostüm im weiteren Sinne den ganzen dekorativen Rahmen mitbegreife, so komme ich zu dem Ergebnis: die Entkörperung des Kostüms muß in der hier durch die Stilisierung begonnenen Art noch gesteigert werden, wenn alle Schönheiten eines dichterisch-dramatischen Werkes und einer wundervoll durchgebildeten Aufführung, wie wir hier einige sahen,* weithin sichtbar werden sollen. Vollendete Bilder sind in meiner Erinnerung, wenn ich die Reihe der hier gesehenen Werke ins Gedächtnis zurückrufe. Gesamtdekorationen und Momente (wie in der glanzvollen Judith-Aufführung, die mir den bisherigen Höhepunkt des

* Ich nenne vom ersten Sommer nur den „Peter Squenz“, „Die deutschen Kleinstädter“, vom zweiten die „Lysistrata“, den „Kaufmann von Venedig“.



Digitized by Google

UNIVERSITY

Künstlertheaters bedeutet, der Augenblick, in dem der violette Mantel der Judith von ihren Schultern auf den hellen Boden gleitet und in die Farben des Bildes, unter denen er nun der entscheidende Mittelton ist), die wie reine Werke bildender Kunst auf mich wirkten. Andererseits fühle ich selbst meine Erinnerung noch durch schwere, auf den Vorgängen lastende, körperhafte und veränderungslose Bilder beengt, wenn ich an die Dramen denke, die ich — zum Teil meisterlich gegeben — sah. Das Augenbild muß, meine ich, indifferenter, belangloser werden, ohne daß es deshalb an Stil oder an Geschmack, der nur unauffälliger wirken müßte, verlieren dürfte. Eine für sich selbst sehr eindrucksvolle Bühnendekoration lenkt nicht nur vom Wesentlichen ab; indem sie sich für den Zuschauer mit dem ersten Moment der Handlung seelisch verbindet, ist sie in ihrer wandlungslosen Eindrücklichkeit ein Hemmschuh für das weitergehende Drama, das den selbstsicheren Hintergrund vergeblich in die immer neue Farbe seiner fortstürmenden Geschehnisse zu tauchen sucht. Das Bild retardiert das Drama, ja es löst sich in der Erinnerung von der Handlung ab. So wurde mir die durch vier Akte dauernde sehr schöne und prächtige dunkle Säulenhalle in der „Braut von Messina“ zuletzt sehr beziehungslos zum Stück. So hatten alle die Dramen mit vielfachem Szenenwechsel, bei denen sich jedes Bild nur mit wenigen szenischen Vorgängen verband, großen Vorteil vor den auf eine oder wenige Dekorationen beschränkten Stücken. —

Das Künstlertheater hat die naturalistische Dekoration ganz vermieden; aber es hat gelegentlich eine fast ebenso massive, stilisierte Dekoration, die wie eine Art naturalistischer Wiedergabe des Phantastischen wirkte, angewendet. Für seine Weiterentwicklung, die — u. a. durch seine Verbindung mit Reinhardt — ja nicht nur für München Interesse hat, ist jetzt notwendig, daß aus den immerhin reichen Erfahrungen zweier Spielzeiten klare Schlüsse gezogen werden. Es muß von Bühnenleitung und beteiligten Künstlern jetzt deutlich die Frage gestellt werden: welche der (malerisch fast durchwegs schönen!) Dekorationen waren dramatisch, hoben das Drama und den Schauspieler, welche führten neben ihm ein störendes Eigenleben? Aus diesen Gegeneinanderstellungen muß der Dekorationsstil des Theaters gefunden werden, der sich freilich in der Phantasie seiner Gründer sehr ausgesprochen angekündigt hatte, der sich aber nun in der Praxis klären, ergänzen, im Wirklichen festigen muß. Von den dramatischesten Dekorationen des ersten Jahres nenne ich: im Faust „Straße vor Gretchens Tür“, eine nahe, mit dem ersten Stockwerk oben verschwindende Hauswand, vor welcher der Tod Valentins in der vollen Unmittelbarkeit des Ereignisses wirkte; Straße und Tor sowie die Dekoration der Zechszene in „Was ihr wollt“; das erste Bild im „Peter Squenz“: Wand, Tisch, Pfahl mit Laterne, deren Licht die Gruppe der Handwerker zusammenfaßte. Im „Hamlet“ des zweiten Jahres war ganz ins Drama gestellt das Gemach der Königin, ebenso die Zeltszenen der „Judith“, die Straßenszenen des „Kaufmanns“ — um nur einiges Hervorragendes herauszugreifen, das sich vermehren ließe. Allen diesen Dekorationen ist gemeinsam, daß sie eine ziemlich indifferente (oder wie beim Gemach der Gertrude:



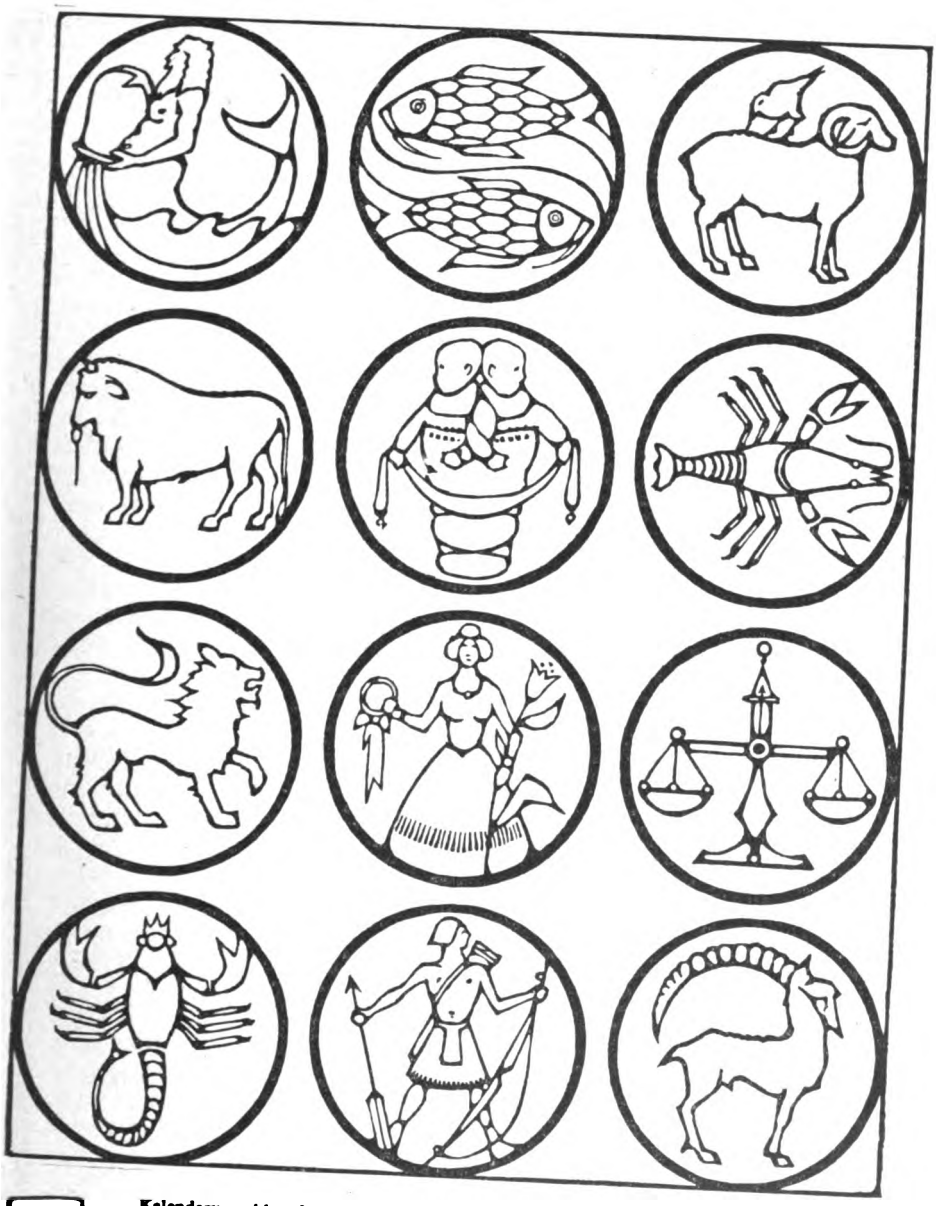
Digitized by Google

eine ganz allein für diese eine Szene ersonnene!) Rückwand bilden, die keine besondere Beachtung fordert, nichts an sich ist und ihre Stimmung und Bedeutung lediglich von der Handlung empfängt, die vor ihr, für den Blick auf ihr, geschieht und mit der sie in ihrer gewissen, sehr künstlerischen, Unselbständigkeit, sich wandelt. Wie die Wirkung der Dekoration, des Gesamtkostümbildes auf das Drama, prüfe man die der bisher verwendeten einzelnen Kostüme auf den Schauspieler. Man wird auch hier finden, daß die allzu echten, allzu reichen, schweren und materiellen Kostüme beengten und manchen unmittelbaren Eindruck schauspielerischer Kunst verhüllten. Dennoch wird hier das Ergebnis der bisherigen Erfahrungen ein anderes sein als bei der dekorativen Gesamtgestaltung des dramatischen Bildes. Die stark betonte Dekoration gibt dem wirklichen Schauspieler wahrscheinlich nie eine Hilfe. Wohl aber vermag er dem nicht allzu armen Kostüm eine Reihe echter dramatischer Wirkungen zu entlocken — auf die ich oben hinwies — eine Vergrößerung und Erhöhung seiner Gebärden vor allem. Auch ist das Kostüm in viel unmittelbarerem Kontakt mit dem Lebendigen als die Dekoration. Leben durchströmt es, lebendige Glieder tragen und bewegen es in stetem Rhythmus. Die bisherigen Erfahrungen scheinen darzutun, daß man sich in Schönheit und Farbenstärke des Kostüms nicht einzuschränken braucht, daß man es vielleicht nicht ganz so geschichtlich-treu wie bisher gestalten und uns ganz ungewohnte Modeformen, die nur kulturhistorisch berühren, fortlassen — auch noch mehr darauf achten sollte, ihm Leichtigkeit und den Körper und seine Gebärde unterstützende Beweglichkeit zu geben. Es ist nicht zu verwundern und keinen Augenblick zu beklagen, daß trotz bewußter und höchlich anzuerkennender Zurückhaltung der Wunsch und die Gewißheit, Schönes zu schaffen, die Künstler der Bühne einige Male dazu verführt hat, das Bild ein Übergewicht über das Drama gewinnen zu lassen. Nichts kann für ein sicheres Weiterarbeiten lehrreicher sein. Man konnte erkennen und kann nun zur Richtschnur nehmen: je weniger an äußerem Aufwand getan wird, je unauffälliger der Apparat ist, je mehr der geistigen Suggestion durch Dichter und Schauspieler überlassen wird — so daß es zuletzt erscheint, als sei mit der äußeren Ausstattung nur der Boden für Dichter und Schauspieler geschaffen, alles Störende für ihre Arbeit beseitigt — um so stärker, unmittelbarer, künstlerischer wird die Wirkung sein. Goethes bekanntes Wort, daß er nicht mehr brauche als ein auf dem Markt aufgeschlagenes Gerüst, um mit einem Drama eine große Wirkung hervorzubringen, kann man getrost so wenden: daß sich mit einem wirklichen Drama und wirklichen Schauspielern da eine größere Wirkung hervorbringen läßt als auf der künstlerischsten Szene. Sinnvoll eingeschränkt muß das der Leitgedanke für die Entwicklung des Künstlertheaters sein, das vielen Menschen nach Zeiten langer Abwendung überhaupt erst wieder eine neue Freude am Theater erweckt hat.

Wilhelm von Scholz



Digitized by Google



KW

Kalenderumschlag des Hyperion-Almanachs (München, Hans von Weber)

EMIL PREETORIUS

Digitized by Google

Digitized by Google

# Lose Blätter

## Aus den Gedichten von Nikolaus Welter

[Die Proben, die wir hier von Gedichten des stillen Luxemburger Poeten Welter mitteilen, entstammen dem schmalen Bändchen lyrischer und epischer Gedichte „In Staub und Gluten“. Welter erscheint in der Tat nicht als ein ursprünglich lyrisches Talent, vielmehr sind eigentlich all seinen Gedichten epische Elemente beigemengt. Aber auch der von Liebe, Natur, Gottgefühl berichtende Dichter, — der uns also nicht wie der reine Lyriker unmittelbar zu Genossen seines seelischen Lebens macht, sondern es mehr gegenständlich vor uns hinstellt oder in irgendeiner Weise beschreibt — auch dieser Berichtende vermag zu ergreifen und mit sich zu ziehen. Welter hat nun sowohl die Stärke und Wärme des Gefühls, die dazu Bedingung ist, wie die Gegenständlichkeit der poetischen Darstellung. Man betrachte etwa das Gedicht „Juniduft“. Kein Zweifel, daß es nicht die Weise des reinen Lyrikers ist, die wachsende Liebesspannung mit einem Gang über nächtliche Wiesen so zu verbinden, daß jedem Wechsel des äußeren Bildes eine innere Steigerung entspricht. Aber die schlichten, gar nicht emphatischen Worte zwingen dennoch, dieser Stimmung zu glauben. Und die sparsamen Andeutungen „Frisches Heu“, „Singen über der rauchenden Wiese“, „Bleich schlief die Welt“, „Stille“, „ein Stern“ lassen doch die mit sicherer Hand vereinfachte Vision vor uns erstehen. Der unvergleichliche Meister dieser Art Situationenlyrik ist Konrad Ferdinand Meyer, mit dem Welter außer der Vorliebe für diese auch ein gewisses gedankenreiches Pathos gemein hat, zum Beispiel in den schönen Gelegenheitsgedichten „Die Grube“, „Die Auferstandenen von Courrières“, „Der Mütter Fluchpsalm“ u. a. In anderen wieder offenbart sich eine nachdenksame Art, welche die alltäglichen Erlebnisse mit starker Reflexion zu durchgeistigen und zu vertiefen sucht. Eine religiöse und vielleicht das tiefste Wesen des Dichters berührende Inbrunst spricht aus dem verdeckt-leidenschaftlichen Gedicht „Im Banne der Erde“.

Rein formal betrachtet bevorzugt Welter im allgemeinen einen verwickelten Strophenbau, den völlig auszufüllen dann gelegentlich alltägliche Wendungen herhalten müssen, wie in der vorletzten Zeile von „Im Banne der Erde“, zweitem Teil. Auch technische Schwierigkeiten wie gelegentliche Binnenreime, Gleichklänge, Strophenwiederholungen scheinen ihn zu reizen — wiederum nicht ohne die Gefahr, daß etwas Gezwungenes entsteht.

Wir geben im folgenden Proben der mehr lyrischen Gedichte, die eine starke, natürliche Spannung dartun, und verzichten auf die Wiedergabe der etwas langatmigen, wenngleich nicht stimmungslosen Balladen, die dem Büchlein beigegeben sind. „In Staub und Gluten“ ist im Verlag für Litteratur, Kunst und Musik in Leipzig erschienen.]

### Im Banne der Erde

I

Der Welt so nah und doch so weit,
In grüner Abgeschiedenheit,
Der Welt so weit, der Gottheit nah,
In frommer Freude sitz ich da.



Digitized by Google

Nun, junge Seele, ſammle dich
Und mit dem Gott im Herzen ſprich!

Akazienbäume ſtehen ſchlank
Und feinbelaubt um meine Bank;
Auf ihrem Blattgefieder ruht
Des Sommers blanke Mittagsglut.

Nun ſchließ die Augen, ſammle dich
Und mit dem Gott im Herzen ſprich!

Im Graſe zirpt's, im Wege hüpft's,
Zu Häupten mir das Laub durchſchlüpft's,
Mit Poltern knarrt's den Buſch entlang,
Ein Läuten füllt die Luft mit Klang.

Nun ſchließ die Ohren, ſammle dich
Und mit dem Gott im Herzen ſprich!

Und ſperrend Aug und Ohr dem Tag,
Hör ich der Pulſe Pendelſchlag,
Spür ich den Sammetkuß des Lichts;
Sonſt denk ich nichts, ſonſt fühl ich nichts.

O zwing dich, Seele, ſammle dich
Und mit dem Gott im Herzen ſprich!

Der Gottheit nah und doch ſo weit,
In grüner Abgeſchiedenheit,
Der Gottheit weit, der Welt ſo nah,
Im Bann der Erde ſitz ich da.

2

Zwiſchen Halmen zu liegen,
An den Grund mich zu ſchmiegen,
An dein Herz, Natur!
Umwuchert von Stengeln, umflochten von Ranken,
Ohne Willen,
Ohne Gedanken,
In den Ohren
Ein traumverloren
Sirren, Schwirren, Schrillen,
Nur
Ein Bruder des Halms, ein Sohn der Flur!

Regungslos, die Augen geſchloſſen,
Sachter ſtets von der Freude des Bluts durchfloſſen,
Von grünen Armen umſchlungen und gezogen,
Vom Atem der Tiefe durchdrungen und aufgeſogen,



Digitized by Google

Alle Luſt, alles Leid
Meiner Menſchlichkeit
Wie ein Stein in den Brunnen fallend,
Wie ein Wellenklingen verhallend:
O ſo möchte ich,
Natur,
Verdämmern in dich,
Nur
Ein Halm der Flur,
Aber ſo
All deines Werdens und Wachſens, Welkens und Werdens froh!

### Der Hafer

Der Hafer ſteigt in krauſer Fülle,
Ein jeder Halm ein Rieſelhorn;
Geſpalten wimpelt die grüne Hülle
Und milchig ſchwillt das Zwillingskorn.
Der Sommer ſchüttet ſein Sonnenhorn.

Bald ſtehn die Garben zum Opfer geſchloſſen
Und ſchwanken feldaus im hohen Gelag,
Und durch die Tenne liegt ſirrend ergoſſen
Bei Rädergeknarr, bei Flegelſchlag,
Was heimlich gereift an dem Sommertag.

Dann in die Krippen, ein gülbner Regen,
Entrauſcht es bald aus dumpfer Haft:
Schlankfüßige Roſſe ſchlürfen den Segen
Und ſtürmen hinaus, die Sehnen geſtrafft,
Befeuert von ſonniger Sommerkraft.

### Heimliches Lieben

Wir ſchreiten eins neben dem andern
Und reden nicht;
Doch heimliche Blicke wandern
Zu deinem und meinem Geſicht,

Und liebe Gedanken ſpielen
Hierher, dorthin,
Wie blonde Bienen, die zielen
Nach goldenen Honigs Gewinn.

### Heiliges Schweigen

Nimmer woll der Welt verkünden,
Was dir tief im Herzen ruht;
Wiſſe, Kind, es gibt auch Sünden
Wider unſer eignes Blut.



Digitized by Google

Naht man dir mit klugen Fragen,
Nicke: Ja! und winke: Nein!
Was du weißt, darfst du nicht sagen;
Dein Geheimnis, das ist mein.

Niemand sonst hat recht zu wissen,
Glück verraten, das bringt Leid,
Und ich möchte nimmer missen
Unsre heilge Heimlichkeit.

### Juniduft

Vom Duft des frischen Heus die Wiese raucht,
Ein Singen weht darüber wie gehaucht.

„Die Jugend rief uns in der Liebe Land.
Wir folgten stumm. Wir schritten Hand in Hand.

Wir schritten Hand in Hand. Die Jugend rief.
Im Arm der Nacht lag bleich die Welt und schlief.

Bleich schlief die Welt. Weich lockte leiser Klang.
Wir schritten Hand in Hand das Feld entlang.

Vom Wiesengrunde strömte süße Luft.
Die Stimme rief. Wir schritten in den Duft.

Still lag der Grund. Die Stimme schwieg. Hoch stand
Ein Stern. Wir waren in der Liebe Land."

Das Singen stirbt. Die Juniwiese raucht.
Von Küssen zittert's drüber wie gehaucht.

### Liebesruh

Ihre Glieder liebessatt
Liegen wunschbereit und matt.

Ihre Seelen unbezwungen
Halten immer sich umschlungen.

Küsse, die begonnen kaum,
Werden ausgeküßt im Traum.

Rings die hohe Mitternacht
Hält die heilge Liebeswacht

Und von ihren Lippen leise
Lacht die starke Lebensweise.



Digitized by Google

## Der verzückte Mönch

Wohin ich die Gedanken wende,
Nirgends schwimmt mir ein Lichtlein zu:
Zu dir erheb ich die Hände,
Himmlische Mutter, hilf du!

Gedenke, wie es unerhört auf Erden,
Daß jemand zu dir gefleht,
Ohne begnadet zu werden.
Maria, hör mein Gebet!

Ich bin wie das Staubkorn im Wind,
Ich irre verlassen, krank und blind.
Mutter, Mutter, rette dein Kind!

Licht und Dunkel umbreiten mich,
Himmel und Erde umstreiten mich;
Du himmlische Sonne,
Madonne, Madonne,
Erleuchte und leite mich!

Ich will dir dienen, ich will dich preisen
In jubelnden Weisen,
Mit gottfroher Tat!

Du hörst mich! Du hörst mich! Leise naht
Dein Fuß auf güldnem Pfad.

Du bist es, du bist es:
Ich danke dir!
Du, Mutter des Christes,
Bringst Hilfe mir!

Wie göttlich dein Schritt!
Wie berauschend dein Duft!
Rings klingt die Luft,
Meine Seele klingt mit.

Mein Herz steht offen,
Meine Unrast steht still.
Nichts weiter ich hoffen
Noch denken will!

In dir, du Sonne der Wonne,
Versink und ertrinke ich!
Madonne, Madonne,
Ich liebe dich!



Digitized by Google

### Weihnachtsglocken

Feldeinsamkeit am Weihnachtsmorgen.
Die kranke Wintersonne streift
Die Flur mit müdem Blick und greift
Mit blassen Strahlen durch den Raum;
Ich sehe meinen Schatten kaum.

Rings Feld an Feld in weißer Wüste.
Und doch umschwimmt mich Glockenklang
Vom Aufgang und vom Niedergang.
Ganz eine Glocke scheint die Welt
Und ich recht mitten drein gestellt.

Die Weihnachtsglocken! Wie sie locken!
Doch ach, wie ist die Sonne krank,
Die spurlos in die Wolken sank!
Du hüll mich in dein weißes Kleid,
Feldeinsamkeit! Welteinsamkeit!

## Aus Ricarda Huchs Brieferzählung „Der letzte Sommer"

[Es ist eine ganz einfache Handlung, welche Ricarda Huchs neuestes Büchlein erfüllt. Sie spielt in Rußland. Jegor von Rasimkara hat als Gouverneur die Universität wegen revolutionärer Umtriebe geschlossen und ist mit seiner Familie in die Sommerfrische auf sein Landgut gegangen. Natürlich ist sein Leben in beständiger Gefahr. Seine ihm in angstvoller Zärtlichkeit zugetane Frau hat zu seinem Schutz aber einen jungen, ungewöhnlich tüchtigen Mann engagiert. Mit dessen „Amtsantritt" beginnt das Buch. Heitere Sommertage folgen, während deren sich zwischen den Familiengliedern, zwei Töchtern und einem Sohn, und dem Fremden allerlei seelische Beziehungen knüpfen und lösen. Es kommt dazu, daß die Kinder studienhalber ins Ausland gehen; auch der Schützer (Lju) weiß die Familie davon zu überzeugen, daß seine Anwesenheit im Grunde überflüssig ist. So bleiben Jegor und seine Frau allein zurück, in herzlicher Innigkeit und Freude auf diesen „zweiten Brautstand". Als aber der Gouverneur den ersten Brief an die Kinder schreibt, explodiert die Schreibmaschine und tötet ihn — eine Katastrophe, welche Lju den ganzen Sommer über mit kaltblütiger Umsicht vorbereitet hatte.

Da man das Ende von Anfang an voraussieht, ist der Handlung jegliche Wichtigkeit für die künstlerische Wirkung genommen. Um so anziehender und voll von den reizendsten Einfällen und sinnvollen Beziehungen sind die Interna des Büchleins. Die Brieferzählung als Kunstform hat hier eine Höchststeigerung erfahren. Nicht ein Beteiligter oder Unbeteiligter erzählt fortlaufend, sondern alle Bewohner des Landgutes schreiben Briefe an drei in der Stadt wohnende Personen. So entsteht eine fortwährende Spiegelung und Rückspiegelung; die Ereignisse werden in eigenster Abwandlung von den verschiedenen Temperamenten wiedergegeben, und da man trotz gelegentlicher Zornesausbrüche und Verstimmungen auf dem



Digitized by Google

Gute in Liebe und Eintracht lebt, ist die so entstandene Charakterisierung heiter und von verstehendem Lächeln verklärt. Daß sie dennoch tief dringt, keinen wesentlichen Zug versäumt, zugleich aber eine Fülle anschaulicher Einzelheiten birgt, verleiht dem kleinen Buch eine nachdenkliche, auf die Betrachtung des ganzen Lebens und seiner Rätsel eingestellte Stimmung.

In Ricarda Huchs Schaffen bedeutet dies zierliche Werkchen, so unscheinbar es sich ausnimmt, nichts Geringes. Gerade die Schärfe der Charakteristik, die langsam fortschreitende und gleichmäßig das Seeleninnere enthüllende Methode hat sie noch kaum je gemeistert. Hier ist nichts mehr von Verschwommenheit und nichts mehr von Starrheit, wie sie in mancher ihrer früheren Prosaschriften tote oder matte Stellen verursachten, alles an Gehalt ist bewegtes Leben, alles an Form leichtbeschwingte Linienführung, als deren äußeres Zeichen eine wirklich kostbar klare und anmutige Schreibweise gelten kann.

Unsre Proben beleuchten neben dem eigentümlich starken und bewußten Charakter des Revolutionärs vorzüglich des Gouverneurs studierende und revolutionisierende Tochter Katja, ein heißblütiges, leicht begeistertes, kluges aber maßloses Wesen — vielleicht die typischste der in den Briefen gezeichneten Gestalten. Das Buch ist bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen. E. N.]

### Lju an Konstantin

Außer dem Sohne sind zwei Töchter da, Jessika und Katja, zwischen zwanzig und dreiundzwanzig Jahren, blond, niedlich, einander ähnlich wie Zwillinge. Sie waren gegen mich eingenommen, weil sie die Furchtsamkeit ihrer Mutter albern finden und weil sie fürchteten, in ihrer sommerlichen Zurückgezogenheit gestört zu werden; da ihnen aber mein Äußeres hübsch und stilvoll vorkommt, und da Welja, der ihr Vorbild ist, sich zu mir hingezogen fühlt, fangen sie an, sich mit meiner Anwesenheit zu befreunden. Diese drei Kinder erinnern mich, ich weiß nicht warum, an kleine Kanarienvögel, die dicht zusammengedrängt auf einer Stange sitzen und zwitschern. Überhaupt hat die ganze Familie etwas kindlich Harmloses, das mich und meine Aufgabe vor mir selbst lächerlich machen könnte; aber ich kenne die menschliche Seele gut genug, um zu wissen, daß diesem Wesen maßloser Hochmut zugrunde liegt. Haß, ja selbst Übelwollen setzt doch eine gewisse Nähe zu den Menschen voraus; diese fühlen sich im Grunde allein in einer ihnen gehörenden Welt. Alle andern haben nicht die Bedeutung der Wirklichkeit und greifen nicht in ihren Frieden ein.

### Welja* an Peter

Der Schutzengel ist angekommen. Mama ist überzeugt, daß er das Talent hat, alle Gifte, Waffen, Dynamitpatronen und sonstigen Unfälle von Papa ab- und auf sich hinzulenken, und schätzt den begabten jungen Mann unendlich. Wir dachten, es würde ein Mann mit breitem Vollbart, biederen Fäusten und aufgeblasenen Redensarten ankommen; anstatt dessen ist er schlank, glattrasiert, zurückhaltend, eher ein englischer

* der Sohn des Hauses



Digitized by Google

Typus. Mir sagte er, sein Vater habe verlangt, daß er sich zu einer Professur melde, er hat nämlich Philosophie studiert, aber er wolle keinen Beruf und habe besonders einen Widerwillen gegen die zünftigen Philosophen. Um ihn zu zwingen, habe sein Vater ihm alle Geldmittel entzogen, und deshalb habe er diese Stellung angenommen, zu der er im Grunde wohl wenig befähigt sei. Er sagte: „Ich glaube, ich kann mich am ersten dadurch nützlich machen, daß ich Ihre Frau Mutter ein wenig beruhige, und das scheint mir gar nicht schwer zu sein. Sie hat die liebenswürdige Eigenschaft, nicht zweifelsüchtig zu sein, und wird mich gern für einen geborenen Blitzableiter halten, wenn ich mir einigermaßen Mühe gebe, einen solchen vorzustellen." Ich sagte: „Wenn Sie sich nur nicht dabei langweilen." Darüber lachte er und sagte: „Ich langweile mich nie. Der Mensch befindet sich, wo er auch ist, im Mittelpunkt eines Mysteriums. Aber auch abgesehen davon: ich liebe das Landleben und gute Gesellschaft, für mich ist also gesorgt." Er hat einen durchdringenden Blick, und ich bin überzeugt, daß er uns alle schon ziemlich zutreffend zerlegt und eingeteilt hat. Er selbst glaubt unergründlich zu sein; ich halte ihn trotz seiner anscheinenden Kälte für verwegen, sehr leidenschaftlich und ehrgeizig. Es wäre schade, wenn er doch noch einmal Professor würde. Man hat das Gefühl, daß er mehr will und kann als andre Menschen. Seine Ansichten werden wohl nicht weniger revolutionär sein als unsre, aber er ist bis jetzt ganz unpersönlich im Gespräch. Diese Objektivität imponiert mir eigentlich am meisten, besonders weil seine Unterhaltung trotzdem anregend ist. Jessika und Katja sind dafür natürlich sehr empfänglich, weswegen Du aber noch nicht eifersüchtig zu werden brauchst. . . .

### Katja an Peter

Lieber Peter! Du bist ein Kalb, wenn Du mir wirklich übelgenommen hast, daß ich nicht zu Hause war, als Du mir Adieu sagen wolltest. Konnte ich wissen, daß Du kommen würdest? Und außerdem machte ich noch einen Besuch bei der alten Generalin, was doch wahrhaftig kein Vergnügen ist. Übelnehmen ist kleinbürgerlich, hoffentlich hat Welja mich angelogen. Wenn ich es nicht so unverschämt von Papa fände, daß er die Universität geschlossen hat, würde ich froh sein, daß ich hier bin. Ich tue nichts als essen, schlafen, lesen und radfahren. Der neue Sekretär ist sehr elegant, obgleich er kein Geld hat, eine glänzende Erscheinung und fabelhaft klug. Er radelt auch mit uns, aber er tut es nicht gern, er sagt, es wäre schon veraltet, man müßte jetzt Automobil fahren. Ich finde, er hat ganz recht, wir wollen Papa auch dahin bringen, daß er eins anschafft, einstweilen halten wir eine Zeitung für Automobilwesen.

### Lju an Konstantin

Die beiden Töchter sind nicht so zwillingshaft, wie es mir zuerst schien, auch äußerlich nicht. Sie sind beide eher klein als groß und haben Massen blonden Haares über zarten Gesichtern, übrigens sind sie so verschieden voneinander wie eine Teerose von einer Moosrose. Wenn Jessika geht, ist es, als ob ein weicher Wind ein losgerissenes Blütenblatt durchs Zimmer wehte; Katja steht fest auf der Erde, und was ihr nicht ausweicht, wird womöglich mit Nachdruck beiseitegeworfen. Jessika ist



Digitized by Google

zart, hat oft Schmerzen, und ihre Verletzlichkeit gibt ihr einen besonderen, raffinierten Zauber; man glaubt, man könne sie nicht ans Herz drücken, ohne daß es ihr weh täte. Katja ist gesund, ehrlich, durchaus nicht aufregend, ein kluges, temperamentvolles Kind, an dem man seine Freude hat. Jessika hat zuweilen etwas Schmachtendes, dann wieder überrascht sie durch anmutigen Witz, der niemals verletzend, sondern eher wie eine auserwählte Liebkosung wirkt. Es hat einen Zauber, Einfluß auf diese jungen Menschen zu gewinnen, und ich genieße ihn einstweilen: das Schwere und Harte bleibt nicht aus.

### Welja an Peter

Lieber Peter! Wenn Du Eifersucht merken läßt, machst Du Dich lächerlich bei Katja. Wozu auch? Am ersten könntest Du noch auf mich eifersüchtig sein, aber dazu bist Du zu grob organisiert. Lju macht Jessika den Hof, das heißt er sieht sie an und regiert sie mit den Augen, denn sie fällt natürlich darauf herein. Lju ist ein fabelhafter Mensch, man könnte sagen seelenlos, wenn man ein Element, das ganz Kraft ist, so nennen kann. Er würde sich wahrscheinlich kein Gewissen daraus machen, Jessika oder sonst ein Mädchen unglücklich zu machen; wenn man den Mut hat, sich ihm ganz hinzugeben, muß man auch den haben, sich zerstören zu lassen. Und warum stürzen sich die Mädchen so gierig ins Licht? Es ist jedenfalls ihre Bestimmung, wie die der Motten, sich die Flügel zu verbrennen. Übrigens würde Lju niemals ein Mädchen seiner Eitelkeit zum Opfer bringen, wie doch schließlich die meisten von uns tun. Er zerstört sie nur so beiläufig, wie zum Beispiel die Sonne tut; sie sollten ihm einfach nicht zu nahe kommen, aber das können sie natürlich nicht lassen. Katja ist gottlob anders, das gefällt mir so gut an ihr, obgleich ich nicht möchte, daß alle so wären.

### Lusinja* an Tatjana

Merkwürdig ist es an ihm, daß er sich offenbar für uns alle lebhaft interessiert, daß er für unsre Vorzüge empfänglich scheint, daß er das Vertrauen, das wir ihm entgegenbringen, als etwas Selbstverständliches hinnimmt und doch von sich selbst eigentlich nichts hergibt. Nicht daß er nicht offen wäre, er beantwortet jede Frage, die man zufällig einmal an ihn richtet, freimütig und ausgiebig; man kann vielleicht nicht einmal sagen, daß er verschlossen ist, wenigstens spricht er ziemlich viel und stets von Dingen, die ihm wirklich wichtig sind. Trotzdem hat man nicht das Gefühl, daß man sein Inneres kennt. Ich habe schon gedacht, daß es Geheimnisse in seinem Leben geben könnte, die ihm Zurückhaltung auferlegen; aber es beunruhigt mich nicht, weil ich sicher bin, daß es nichts Gemeines ist.

Neulich war von Lügen die Rede. Da sagte Lju, Lügen wäre unter Umständen eine Waffe im Kampfe des Lebens, nicht schlechter als eine andre, nur sich selbst belügen wäre verächtlich. Welja sagte: „Sich selbst belügen? Wie macht man das überhaupt? Ich würde mir doch niemals glauben.“ Lju lachte ganz beseligt, ich mußte auch lachen, hielt mich aber doch verpflichtet, Welja zu sagen, es wäre ein schlechter Witz gewesen. „Bessere können wir doch hier nicht machen,“ sagte der Junge,

* die Frau des Gouverneurs



Digitized by Google

„sonst versteht Katja sie nicht." Ja, eigentlich wollte ich Dir nur sagen, die Überzeugung habe ich wirklich, daß Lju sich niemals selbst belügen würde, und das ist mir das Wesentliche. Der Grundsatz mag gefährlich sein, aber einem bedeutenden Menschen ist er angemessen.

### Lju an Konstantin

Lieber Konstantin! Ich hätte mir das denken können; aber ich möchte, daß ich mich täusche, wenn ich es künftig denke. Es macht den Eindruck, daß ich mich zum Zweck psychologischer Studien hier befinde; Du findest, daß ich sehr viel Sinn für das Familienleben entwickle; Du meinst, ich hätte ebensogut meine Großtante in Odessa besuchen können, und sonst noch mehreres. Was willst Du? Hattest Du erwartet, ich würde mich wie ein hungriger Kannibale oder haßerfüllter Nebenbuhler oder betrogener Ehemann auf sein Opfer stürzen? Wir waren uns darüber einig, daß wir es nicht machen wollten wie die fanatischen Büffel, denen es bei ihren Attentaten mehr darauf anzukommen scheint, daß sie ihr eignes Leben wegwerfen, als das des Gegners. Wir wollten unser Ziel erreichen, ohne unser Leben, unsre Freiheit, womöglich sogar unsern Ruf aufs Spiel zu setzen; denn wir haben noch mehr zu erreichen, und wir wissen, daß wir nicht leicht zu ersetzen sind. Wenn es eilte, würde ich anders gehandelt haben; aber der Studentenprozeß beginnt erst Anfang August, bis dahin dauert der Urlaub des Gouverneurs, und ich habe demnach noch drei Monate Zeit, von denen erst ein halber verflossen ist. Ich sehe mich hier um, ich lerne die Menschen, die Umgebung kennen und warte auf eine Gelegenheit. Natürlich hätte ich den Gouverneur längst ermorden können, wenn es mir nur darauf ankäme; ich bin oft mit ihm allein gewesen, sowohl im Hause wie im Garten und im Walde. Aber dann hätte ich unrichtig gehandelt. Jetzt, wo ich zwar geschätzt und fast geliebt werde, aber immerhin noch ein Fremder bin, könnte sich ein Argwohn gegen mich erheben; in ein paar Wochen werde ich wie ein Glied der Familie und wird das nicht mehr möglich sein.

### Welja an Peter

Lieber Peter! Ich habe mich nicht getäuscht, Lju ist im Grunde ein Revolutionär, nur daß noch etwas dabei ist, was seine Ansichten himmelhoch über die durchschnittlichen erhebt. Wie soll ich Dir das begreiflich machen, süßes Megatherium? Er denkt und steht zugleich über dem, was er denkt. Er hält das, was er denkt und wünscht, nicht für das Letzte, Absolute. Darum steht er auch abseits von den Parteien, weil er über sie hinaussieht. Er sagt, der alten Generation gegenüber haben die Neuen recht, obwohl sie an sich betrachtet fast noch weniger recht haben als die Alten. Natürlich verstehst Du das nicht, weil Dir die Selbstironie fehlt, sowohl der Begriff wie die Qualität.

### Katja an Peter

Es ist doch empörend, daß ein Mann wie Papa, der sich selbst gar nicht beherrschen kann, die Universität schließt, weil die Studenten ihre Rechte verteidigen. Es ist empörend, daß ein Mann solche Macht hat, die Tatsache allein verdammt unsre Zustände. Sieh doch zu, ob sich nicht Lehrer finden, uns und allen, die teilnehmen wollen, Privatkurse zu halten. Es könnte ja bei Dir zu Hause sein, das kann man doch nicht



Digitized by Google

verbieten. Ich finde, daß man sich so etwas nicht gefallen lassen soll. Mir ist es ganz gleichgültig, ob ich ein paar Jahre früher oder später fertig werde, aber es soll doch wenigstens von mir abhängen. Und wenn das nicht geht, möchte ich fort, ins Ausland. Es ist mir unleidlich, in Rußland leben zu müssen. Von Welja habe ich gar nichts, er ist zu dusselig, was ich auch sage und vorschlage, ihm ist alles gleich. Natürlich, wenn man muß, muß man, aber erst versucht man doch, ob es nicht anders geht.

### Welja an Peter

Lieber Peter! Heute hätte es beinahe eine Familienkatastrophe gegeben, bei der ich natürlich nicht aktiv war. Katja fing bei Tisch von den Universitätsgeschichten an; ihr könne es ja gleichgültig sein, denn sie braucht ihren Lebensunterhalt nicht zu verdienen, für die meisten wäre es aber verhängnisvoll, daß sie ihr Studium auf unbestimmte Zeit unterbrechen müßten. Papa sagte, noch verhältnismäßig ruhig und beherrscht, allerdings wäre das ein Unglück für viele; um so härter wären diejenigen zu verurteilen, die durch ihr aufrührerisches Tun mutwillig das Unglück über ihre Kollegen gebracht hätten. Jetzt aber sauste Katja los! Wie ein künstlicher Wasserfall, den man plötzlich springen läßt! Das wäre die Art ungerechter Despoten, die Opfer noch zu verleumden und die eigne Schuld auf sie abzuladen! Demodow und die andern wären Märtyrer, hinrichten und nach Sibirien schicken könnte man sie, nicht aber ihnen den Ruhm rauben, daß sie tapfer und selbstlos gehandelt hätten. Übrigens hätten fast alle ebenso wie sie gedacht, Du zum Beispiel hättest auch die Absicht gehabt, den Kosaken Widerstand zu leisten, Du wärest nur durch einen Zufall auf dem Wege zur Universität aufgehalten, sonst könnte Papa Dich auch in die Bergwerke schicken. Mama gelang es endlich, sie zu unterbrechen, indem sie sagte, das würde Papa allerdings tun, wenn er es für seine Pflicht hielte; denn daran zweifele sie doch wohl nicht, daß Papa sich von seiner Pflicht leiten ließe, folglich dürfe sie auch seine Handlungen nicht kritisieren. Ich sagte: „Mit Deinem Spatzengehirn im Kopfe würde er natürlich anders handeln“, worauf sie mir einen vernichtenden Blick zuwarf. Papa war ganz bleich und seine Augenbrauen sahen wie ein zackiger schwarzer Blitz aus, furchtbar stimmungsvoll; wenn es sich nicht um Katja gehandelt hätte, wäre ein Unwetter losgebrochen, das den ganzen Tisch und alle Stühle fortgeschwemmt hätte; so hielt er einigermaßen an sich. Und dann hebt Ljus Gegenwart eigentlich jede Katastrophe auf; seine überlegene Ruhe zerstreut gewissermaßen alle angesammelte Elektrizität, oder er hat so viel Kraft, daß er sie in sich sammeln und unschädlich machen kann. Er saß kühl wie Talleyrand dabei und bewies, daß jeder recht hätte, so daß alle schweigen und zufrieden sein mußten. Er sagte, selbstverständlich schließe die Maßregel der Universitätsschließung Ungerechtigkeiten ein, deshalb könnte sie aber vollständig gerecht sein innerhalb des Systems, zu dem sie gehöre. Er billige dies System nicht durchaus, er glaube, daß es sich überlebt habe, aber so lange es herrsche, müsse man mit seinen Gesetzen arbeiten. Papa sah Lju interessiert und etwas erstaunt an und fragte, wie das zu verstehen sei, daß er das System nicht billige. Keine Regierung sei fehlerlos, weil die menschliche Natur überhaupt fehlerhaft sei. Seiner Meinung nach sei es besser, dahin zu wirken, daß jeder seine Pflicht tue, anstatt die Irr-



Digitized by Google

tümer des Systems aufzudecken. Lju sagte, ohne den Grundsatz, daß jeder einzelne seine Pflicht zu erfüllen habe, könne kein gesellschaftliches System sich halten. Er glaube, das herrschende System habe den Fehler, das Pflichtgefühl nicht auszubilden, weil es lauter Gesetze und Vorschriften an dessen Stelle gesetzt habe. Dies sei für eine primitive Kultur berechtigt, jetzt aber sei das Volk keine Herde mehr, sondern bestehe aus Individuen. Kein Kunstverständiger werde die byzantinische Malerei mit ihren starren Formen nicht bewundern; man könne es vielleicht sogar beklagen, daß der Individualismus sie durchbrochen habe; man könne vielleicht sogar glauben und wünschen, daß man einmal auf irgendwelchen Umwegen dahin zurückkehre; aber verständigerweise könne man doch nicht die Entwicklung auf jene Stufe zurückdrehen wollen.

Er sprach so liebenswürdig, galant und beinahe herzlich gegen Papa, daß der ganz angeregt wurde und lebhaft auf alles einging; ich glaube, er hatte das Gefühl, vollkommen einer Meinung mit Lju zu sein.

Bei Tisch waren also die Fugen wieder eingerenkt; aber hernach ergoß sich Katjas zurückgehaltener Zorn gegen Lju. Er hätte sich verächtlich benommen, er hätte zu ihr halten müssen, denn er dächte ebenso wie sie. Was er gesagt hätte, möchte ganz schön sein, sie hätte es nicht verstanden, wolle es auch nicht verstehen, es wäre doch nur eine Brühe gewesen, um seine wahren Ansichten zu verkleistern. Von mir erwartete sie ja nichts andres, als daß ich falsch und feig wäre, aber ihn hätte sie für stolzer gehalten. Sie war zu niedlich, wie ein kleiner Vogel, der gereizt wird und sein Federschöpfchen sträubt, mit dem Schnabel um sich pickt und in den höchsten Tönen lospiepst. Lju fand sie offenbar auch niedlich, denn er ging sehr liebevoll auf ihren Kohl ein.

### Welja an Peter

Ich saß, noch erschöpft von gestern — denn seit Lju fort* ist, muß ich immer bis Mitternacht auf der Lauer liegen, weil Mama Gefahren wittert —, also ich saß in der Bibliothek und blätterte in einem Buche, als Katja wie ein wirbelnder Federball herein und ans Telephon gestürzt kam. Damit Dein Gehirn nicht ebenso erschüttert wird, wie meins bei dieser Gelegenheit wurde, will ich Dir zur Erklärung voranschicken, daß Katja soeben Jessika dabei betroffen hatte, daß sie einen Brief an Lju schrieb, und daß Jessika, von Katja zur Rede gestellt, damit herausgeplatzt war, sie liebte Lju und wäre so gut wie verlobt mit ihm. Ich mußte dies schließen und erraten, was ich Deinem Walfischschädel nicht zumuten will.

Also Katja verbindet sich mit Petersburg. Ich frage, mit wem sie reden will. Mit Lju, obgleich mich das nichts anginge. Ich sage, du kannst doch wohl so lange warten, bis er wieder hier ist, so wichtig wird es nicht sein. Sie: „Kannst Du das beurteilen? Hier werde ich überhaupt nicht mehr mit ihm sprechen und bedaure, es jemals getan zu haben.“ Ich: „Alle Heiligen!“ In dem Augenblicke klingelt das Telephon, Katja ergreift es. „Sind Sie da?“ Quak, quak, quak... Ich will Ihnen nur sagen, daß ich Sie verachte! Quak, quak... Sie sind ein Heuchler, eine Qualle, ein Judas! Quak, quak, quak, quak. Bitte, leugnen Sie nicht! Sie haben die Stirn, sich zu verteidigen? Sie haben mich genug belogen!

* vorübergehend



Digitized by Google

Ich werde Jessika aufklären. Für einen solchen Elenden ist sie trotz ihrer Schwachheit zu gut. Quak, quak, quak, quak, quak ... Sie halten mich für dümmer, als ich bin. Sie glauben, Sie allein wären klug und alle andern wären schwachsinnig, aber vielleicht ist es umgekehrt!"

Dies alles trompetete Katja mit so gellender Stimme, daß Papa und Mama es hörten, glaubten, es wäre etwas passiert, und herbeigelaufen kamen. Beide hören erstaunt zu und fragen: „Was bedeutet das? Mit wem spricht sie denn?" Ich: „Ach, mit Lju, sie hat sich ein bißchen über ihn geärgert." Katja am Telephon: „Ich du zu Ihnen sagen? Zu einem so abgefeimten, zweizüngigen Charakter, wie Sie sind? Niemals?" Papa und Mama: „Aber um Gottes willen, was hat er denn getan?" Ich: „Ach, sie hat eine Karte von ihm bekommen mit der Adresse Katinka von Rasimkara, und das betrachtet sie doch nun einmal als Beleidigung, wenn man ihren Namen Katja von Katinka ableitet." Papa und Mama entzückt: „Das ist ganz Katja!" Beide wollen sich totlachen. Katja dreht sich um. Ich: „Täubchen, ruh dich doch mal aus!" Katja mit einem vernichtenden Blick auf mich: „Affe!" Dann ab.

### Katja an Welja

Welja, ich glaube, Du bist noch nie ganz wach gewesen, seit Du lebst. Wache doch endlich mal auf! Mir werden von allen Seiten Vorwürfe gemacht, von andern kann es ja hingehen, aber von Dir? Unerhört! Was tu ich denn? Papa hat seine Ideen und ich meine; warum soll er mehr Recht haben, seinen nachzuleben, als ich? Seine sind schädlicher als meine, find ich. Ich bringe doch niemand um. Vielleicht weil er älter ist als ich? Schöner Grund; sein Alter spricht doch höchstens gegen ihn. Aber lieb habe ich ihn gewiß ebenso wie Ihr, wahrscheinlich mehr als Du. Du siehst nicht einmal ein, daß Lju nicht im Hause bleiben darf, wenn er solche Ansichten hat, wie er Dir gesagt hat. Wenn wir finden, daß Papa im Unrecht ist, und daß es der Gegenpartei schließlich nicht zu verdenken ist, wenn sie ihn umbringt, so ist das etwas ganz andres, als wenn ein Fremder es findet. Was wissen wir denn eigentlich von Lju? Ich weiß, daß er vollkommen gewissenlos ist. Dir imponiert das natürlich, mir hat es zuerst auch imponiert, es mag ja auch großartig sein, vielleicht hast Du auch kein Gewissen, vielleicht möchte ich ebensowenig haben wie er, aber das ist mir jetzt ganz einerlei, in unserm Hause darf er nicht bleiben. Siehst Du denn nicht ein, daß er wirklich Papa ganz ruhig umbringen lassen würde? Halte wenigstens die Augen offen und passe auf. Es wurde mir geradezu unheimlich zumute, als ich Deinen Brief las. Er heftet seine eisigen Augen auf Papa und denkt: eigentlich hätten sie recht, wenn sie dich umbrächten. Wozu soll er überhaupt da sein? Daß er kein Mann für Jessika ist, mußt Du doch einsehen; übrigens will er sie ja gar nicht einmal heiraten, er macht sie nur unglücklich. Die Geschichte mit Jessika muß auch Mama einsehen, das andre darf sie natürlich nicht wissen, damit sie sich keine Gedanken macht. Hörst Du, Du darfst ihn nicht zurückhalten, sondern mußt ihm im Gegenteil sagen, ja, geh sofort, Du hättest es schon längst tun sollen! Wenn Du ein Mann wärest, hättest Du ihm längst gesagt, er müßte Jessikas wegen aus dem Hause. Sei mal ein Mann! Papa sieht und hört ja leider Gottes nichts; eigentlich wäre es besser, er spielte im Berufe die Rolle, die er bei uns



Digitized by Google

spielt, und umgekehrt, dann wären Volk und Familie zufrieden. Armer Mann, er opfert sich einem Popanz von Pflichtgefühl — und doch ist auch etwas Schönes an dem Unsinn. Ich weiß nicht, was mir mehr gefällt, das oder Ljus Gewissenlosigkeit. Ach, Papa ist nun einmal Papa, und darum geht er vor. Wir müssen über ihn wachen, Du mußt mir für ihn bürgen, hörst Du?

**Katja an Jegor**

Lieber Papa! Es ist fabelhaft anständig von Dir, daß Du uns nach Paris gehen läßt. Du hast aber auch etwas Gutes davon, indem Du uns los wirst. Peter will vielleicht auch mit, es ist mir ganz recht, denn er ist so praktisch, daß man ihn eigentlich gar nicht entbehren kann. Zum Beispiel ein Automobil heilmachen, weswegen Lju damals eigens in die Stadt fuhr, das kann er selbst und wenn es noch so kompliziert ist. Er ersetzt einem Dienstmann, Schlosser, Tapezierer, Schneider, Koch und sogar Putzmacherin, nur ist sein Geschmack etwas veraltet. Er ist jetzt auch sehr zurückhaltend gegen mich, es scheint mir beinahe, als wäre er nicht mehr verliebt; das ist eigentlich schade, obgleich es mir manchmal lästig war. Für die Reise ist es aber besser so, das sehe ich ein. Und gefällig ist er auch doch noch ebenso wie früher, gestern hat er mir erst ein Buch sehr schön eingebunden und einen Schlüssel gemacht für einen, den ich verloren hatte, was Tante Tatjana nicht erfahren sollte.

Wenn Peter mitgeht, werden wir viel Geld sparen, auch weil er immer aufpaßt. Soll ich noch einmal kommen und Euch Adieu sagen? Ich tue es sehr gern, dann müßt Ihr aber Lju vorher wegschicken, ich kann ihn nicht ausstehen, und seine Gegenwart würde mir alles verleiden.

## Aus Fr. W. Helles „Jesus Messias"

[Über das in der Überschrift genannte Werk, dem die beiden Hirtensänge entnommen sind, bitten wir unsre Leser den Rundschaubeitrag „Eine christologische Epopöe" nachzulesen. Die hier folgenden Proben gehören zu den schlichtesten Stellen des Werkes; die Hirtenanbetung ist zwar weder naturalistisch noch durchaus naiv empfunden, aber unverkennbar ist die Steigerung des Tones nicht pathetisch, sondern gänzlich aus der frommen Stimmung gegenüber der Heiligkeit des Ortes entstanden. — Die Epopöe ist jetzt in drei Bänden bei Gescher zu Vreden in Westfalen erschienen.]

Lang lagen wir im bangen Traum,
Und Schauer füllten der Lüfte Raum.
Lang hat die Welt geweint, gestöhnt,
Und diesen Tag am Tag ersehnt,
Sie hat in nächtlich-düstren Stunden
Manch langes, banges Weh empfunden.

Nun klingt es jauchzend: „Was wir verloren,
Die Sonne, das Leben ward wieder geboren!"
Ein Priestervolk will Opfer bringen
Ihm, den gebar die heilge Nacht,
Der Sonnenjungfrau Lieder singen,
Die nun das Heil der Welt gebracht.



Digitized by Google

Doch was füllet den felsigen Bau ein rosiger Lichtglanz,
Daß sie erschrickt, die betende Schar gesegneter Hirten? . . .
Plötzlich stehen alldort drei liebliche Jünglingsgestalten,
Engel, vom Himmel gesandt, den göttlichen Mittler zu schützen.
Raphael grüßt, zu Häupten gestellt; es schwebet Eloa
Nieder zur Rechten, und Selia legt die geweihete Lichthand
Betend und grüßend ans Herz des menschgewordenen Schöpfers.
Palmengezweig und goldnes Gefäß voll duftenden Weihrauchs
Glänzet in jeder Hand der vielen Engelsgenossen,
Welche den Fels umstehn, und Lorbeer schmücket die Locken.
Alsbald greifen zum Spiel, zum hellen, die kundigen Finger,
Prüfet die Saiten das horchende Ohr, ob lieblich und milde
Töne der Klang; dann fließt von den Saiten ein heiliges Loblied
Mächtig und sanft; da dünkt es den Hirten: des rauschenden Sturmwinds
Rufen erdröhn, des scherzenden Zephirs Säuseln erklinge
Über die Blumen dahin, ersterbend im Schatten der Bäume . . .
Aber dem lieblichen Harfengelispel vermischen die Engel
Leise dies Wiegenlied für den schlummernden, göttlichen Liebling:

„Träume, du glückliches Kind, in der Mutter holden Umarmung!
Schlafe den seligsten Schlaf, nicht künftiger Tage gedenkend,
Wo das erlösende Werk den Mittler in Kämpfe hineinruft!
Wonne umwohn die geweihete Wiege, umwehe die weichen
Wangen dem Westwind gleich, und winde dir würdige Kränze!
Ach! wie schlummerst du gott-umhaucht im Arme der Armut!
Oh, welch allesbesiegende Lieb in deiner entflammten,
Göttlichen Brust! welch weltenumfassende Liebe im Kinde!
Wer ermißt mit der Gottheit Urmaß jenes Erbarmen,
Welches die göttliche Brust erfüllt? wer findet die Tiefe,
Du Allgroßer, im Kindesgemüt, der immerdar leuchtet
Hoch auf flammendem Cherubsgespann durch ewige Räume!
Siehe, vernichten wirst du wie ein würgender Geist die Gewalten
Satans, wirst ihn hinab in glühende Ströme des Todes
Schleudern, daß er entsetzt dem Mächtigen machtlos fluchet.
Doch vom Schauer des Grabs, aus eisiger Kälte des Hasses
Wirst du erhöhen das Menschengeschlecht zur Sonne des Lebens,
Streuen in jedes erlöste Herz den Segen des Friedens!
Dann träufst nieder ins Menschengemüt paradiesischer Goldtau!
Siegreich wirst du über die Welt dein Banner entfalten,
Drinnen das Zeichen erglänzt ersehnter Geistes-Entsühnung.“ —

# Rundschau

## Jahreswechsel

**Allgemeineres**

Im August zeigte sich Beobachtern des Mars, der seit neun Jahren der Erde nicht so nahe gekommen war, an der südlichen Polgegend eine erstaunliche Erscheinung: ein ungeheurer schwarzer Spalt hatte dort die Oberfläche zerrissen. Zu gleicher Zeit ungefähr löste sich ein glänzender



Digitized by Google

Fleck von der Polarregion und deckte sich dann über eine bisher dunkle Stelle. Damit begann ein weiteres großes Verändern, welches nach und nach das Aussehen des Gestirns fast gänzlich verwandelte. Jetzt werden weite Regionen des Mars für uns von düstern, gelblichen Schleiern verhüllt. Was geschah dort? Wir können es nicht verstehn. Wir wissen nur, daß da, wo vielleicht menschenähnliche Geister schafften, eine Katastrophe von einer Wucht und Ausdehnung hereingebrochen sein muß, die nicht nur über irdisches Erfahren, die über irdisches Ermessen hinausgeht. Vielleicht bedeutet das, was die Astronomen erkannten, überhaupt den Abschluß einer Jahrmillionenzeit, da der Mars bewohnt war. Bedeutet es, daß dort alles, was langsam, langsam ward seit Urzeiten her, und organische Form annahm und begann, zu atmen, sich zu nähren, sich zu bewegen, zu wachsen, sich zu mehren und zu wehren, und anzupassen und auszuwählen, und sich zu wandeln und weiter zu wandeln, und endlich zu denken und sein Gestirn zu beherrschen — daß es mit all dem Lebendigen, das aus der Ewigkeit dort auftauchte, nun aus ist für Ewigkeit. Oder: daß die Marsgeschichte zurück in das Nichts sank, um das Keimen einer neuen Marsgeschichte unter neuen Bedingungen vorzubereiten, die einem neuen Leben in Jahrmillionen als die einzige erscheinen wird.

Was wäre gegen solche Abschnitte des Seins ein Menschenjahr? Und doch zeigt uns das kaum beachtete leise Erlöschen alter und das leise Erglimmen neuer Sterne, daß noch ungleich Gewaltigeres vor unsern Augen geschieht. Nicht auf erdenkleinen Planeten, nein, auf Sonnen. Auf Sonnen, gegen die unsre Sonne klein wie eine Erde ist.

Es schadet uns wohl nichts, die Welt von Zeit zu Zeit sub specie aeterni anzusehn. Der Gedanke kann uns nicht kleinmütig machen, daß ja doch letzten Endes all unser Tun, all unser Säen, alles Säen aus unsrer und unsrer Enkel Ernten in den Ewigkeiten verrinnt. Weil wir wirken *müssen*, darum wirken wir, weil wir das Wirken-Können selbst schon als den herrlichsten *Lohn* empfinden, darum sind wir des Lebens froh. Und *der Gedanke* schon adelt uns, weil er uns als Begnadete erkennen läßt: daß Wir, daß Ich, daß der Mensch das Gefühl des Ganzen im All in sich *empfinden* darf.

Ich glaube, wir dürfen als Andacht zum neuen Jahr die Verse des Mannes lesen, dessen wir im alten mit besonderer Dankbarkeit gedachten, Schillers des Großen:

Die der schaffende Geist einst aus dem Chaos schlug,
Durch die schwebende Welt flieg ich des Windes Flug,
Bis am Strande
Ihrer Wogen ich lande,
Anker werf, wo kein Hauch mehr weht,
Und der Markstein der Schöpfung steht.

Sterne sah ich bereits jugendlich auferstehn,
Tausendjährigen Gangs durchs Firmament zu gehn,
Sah sie spielen
Nach den lockenden Zielen;
Irrend suchte mein Blick umher,
Sah die Räume schon — sternenleer.

Anzufeuern den Flug weiter zum Reich des Nichts,



Digitized by Google

Steur ich mutiger fort, nehme den Flug des Lichts,
Neblicht trüber
Himmel an mir vorüber,
Weltsysteme, Fluten im Bach,
Strudeln dem Sonnenwandrer nach.

Sieh, den einsamen Pfad wandelt ein Pilger mir
Rasch entgegen — „Halt an!
Waller, was suchst du hier?“ —
„„Zum Gestade
Seiner Welt meine Pfade!
Segle hin, wo kein Hauch mehr weht,
Und der Markstein der Schöpfung steht!““

„Steh! du segelst umsonst — vor dir Unendlichkeit!“
„„Steh! du segelst umsonst — Pilger, auch hinter mir! —
Senke nieder,
Adlergedank, dein Gefieder!
Kühne Seglerin, Phantasie,
Wirf ein mutloses Anker hie.““

## Kenner und „Kenner“

Ein Kenner, so sollte man aus der Entstehung des Wortes schließen, und so galt es auch ehedem, ist ein Mensch, der eine Sache gründlich kennt, ein Sachverständiger. Aber dies Wort hat sich in der letzten Zeit gewandelt, und seine Wandlung ist ein bezeichnender Ausdruck unsrer geistigen Zustände. „Kenner“ bedeutet heute: Formalist, Ausgräber und Retter von Beruf, Bibliophile, auch — Erotiker. Der „Kenner“ ist niemals kräftig, höchstens fein; niemals herzlich, stets nervös. Er entbehrt jeglicher Verwurzelung nicht nur im Nationalen, sondern überhaupt im Allgemein-Menschlichen. Er wohnt nicht im Zentrum des Menschlichen und umfaßt von hier aus alle Breite, sondern er schlendert und sucht an den Peripherien herum. Er liebt in jedem Sinn das Entlegene: das örtlich Entlegene, das Fremde; das zeitlich Entlegene, das Vergangene; das wirtschaftlich Entlegene, das Teure; das seelisch Entlegene, das Raffinierte.

Die Sprache, die uns häufig die Aufgrabung einer Wortwurzel mit reicher seelischer Erkenntnis lohnt, faßt all dies zusammen in das eine Wort: „exzentrisch“. Diese „Kenner“ bedeuten Kreise, die nicht mit der menschlichen Gesamtheit den Mittelpunkt gemeinsam haben, deren jeder sein Mittelpünktchen für sich hat: exzentrische Kreise; und ihre Produktionen erinnern häufig an die ausgetüftelten Kunststücke der „Exzentriks“ im Varieté. Der Kenner ist eine typisch asoziale Erscheinung geworden: in Konsequenz der individualistischen Entwicklung, die sich durch die Jahrhunderte der Neuzeit erstreckt, ist er zu einer aristokratisch-anarchistischen Isolierung gelangt. Und zwar konnte und mußte diese Folgerung gezogen werden in einer Zeit, in welcher der Begriff der völkischen Kulturgemeinschaft durch den verheerenden Einbruch plötzlicher neuer zivilisatorischer Tatsachen vernichtet und dem einzelnen der Boden der verwandten Masse gleichsam durch ein geistiges Erdbeben unter den Füßen auseinandergebrochen wurde. Da die Teilnahme an ästhetischen, kulturellen, geistigen Dingen in der lange Zeit hindurch nur noch rein materiell interessierten Gesamtheit versiegte und sie immer mehr ausschließlich die Angelegenheit der einzelnen wurde, so ergab sich, daß einesteils der Titel der Kennerschaft auf sie übergehen mußte und anderseits das Wort „Kenner“ den Beiklang des Raffinierten und Aristokratischen, des Ästhetizisti-



Digitized by Google

schen und Artistischen, des Unbürgerlichen und Lebensfremden, des Luxuriösen und Snobistischen erhielt.

Diesem neuen Begriff muß der alte wieder entgegengestellt werden. Zwischen dem modernen „Kenner“ und dem Laien besteht ein prinzipieller, zwischen dem Kenner nach altem Wortsinn und dem durchschnittlichen Genießenden nur ein gradueller Unterschied. Jener steht in Gegensatz zu der Gemeinschaft, dieser gehört zu ihr; jener steht ihr, wie der Aristokrat dem Demos oder der Fahrende dem Seßhaften, feindlich gegenüber, dieser ist ein Bürger neben Bürgern oder — in gewisser Weise — ein Bürger über Bürgern. Ein Gefährte und Führer, ein Bildner und Lehrer; kein geweihter Myste gegenüber unwürdigen Uneingeweihten, kein thronender Edelherr gegenüber Analphabeten: sondern ein Prediger vor der Gemeinde, deren Glied er selber ist.

Ernst Lissauer

## Schlichte Worte

Die Durchschnittsebene der deutschen Aufsatzkunst liegt heute höher als zuvor. Und dieser Aufschwung hat uns zugleich eine Anzahl neuer Worte emporgebracht. Manchem wurde seine Erkenntnis vom Wesen irgendeiner Kunstart, von früher verborgenen seelischen Tatsachen, von irgendwelchen Zusammenhängen der Kunst mit anderen Gebieten des Geistes- oder Wirtschaftslebens ein so starkes inneres Erlebnis, daß ihm kein altes Wort den neuen Begriff zu umspannen schien und ihm der Augenblick einen neuen, bezeichnenden Ausdruck zuwarf. In diese paar Silben dünkte ihn sein Erlebnis eingefangen zu sein. Diese paar Silben hielt er für stark genug, ein ähnliches Erlebnis in anderen zu wecken. Und wem nun beim Lesen solcher Aufsätze, die von begeisterter Erfinderfreude dampften, diese unerhörten Bezeichnungen aufblitzten, der glaubte auch oft in ihnen die neue, tiefere und bessere Wahrheit geborgen. Erst durch sie schien ihm der Sinn der Einsicht völlig einzuleuchten. Als handliche, als umfassende Merkworte blieben sie im Gedächtnis, und die Bezeichnungen wurden Zeichen und Symbol. Aber in Wirklichkeit waren sie oft nur Wortplakate, welche die schlummernde Aufmerksamkeit des Lesers wachrissen. Seltsam und aufreizend, packend und einprägsam, wie gute Plakate sein müssen. Sie hatten an sich nur den Wert eines Mittels, das zum Aufhorchen zwang und die Unbedächtigen zur Aufnahme der neuen Erkenntnis bereit machen sollte.

Bald aber wurden sie aus Mitteln Zwecke. Es kamen die Fingerfertigen und Promptbereiten und spürten heraus, daß man fürs Laienauge durch die verblüffende, außerordentliche Gewandung jede Gewöhnlichkeit zur Besonderheit erheben könne. Sie hatten die neuen Worte doch nur aus anderer Hand, ihre Bedeutung war ihnen fremd geblieben, und sie rückten sie nun einfach an die Stelle ihrer alten Ausdrücke. Von ungewöhnlichen Erkenntnissen blieben in ihrer Darstellung nur ungewöhnliche Bezeichnungen. Ihr grelles, gellendes, aufreizendes Wesen wirkte in der hergebrachten, brav bürgerlichen Umgebung doppelt befremdlich, und das Seltsame, das uns zuerst bezaubert hatte, gähnte, ja widerte uns somit bald an. Alltägliche Geläufigkeit waren uns diese Worte noch nicht geworden, wir waren ihnen ja zunächst



Digitized by Google

nur in erhöhten Augenblicken unsres Geisteslebens begegnet. Nun wurde unsre Hingebung Skepsis. Früher hatte es „Eigenart“ geheißen, dann sagte man „persönliche Note“ und schließlich „Persönlichkeitswert“. Aber das schlichte, unauffällige Wort schien uns an vielen Stellen den Sinn völlig zu erschöpfen, an denen das preziöse mit seiner Wichtigkeit unser Ohr traf. Und über eine Weile stieß uns eine Verlogenheit ab, die durch neue Wortverbindungen und Wortgestaltungen unsern Geist zur höchsten Anspannung zwang, damit wir in schimmernden Schläuchen abgestandenes Wasser fänden. Unter der Mimikry eines seltsam blitzenden Gefieders saß Minderwertigkeit.

Diese Täuschung erzeugte unser Mißtrauen und unsern Unwillen gegen jede schwer begreifliche Sprache. Wir glauben jetzt: wer wirklich eine Innerlichkeit zu äußern habe, könne sie in schlichten Worten erschließen. Wir wünschen statt einer Anspannung der besondern „sprachschöpferischen Kraft“ einfach eine Anspannung der Kraft beim Gedankenbilden. Dann wird eine reinliche Sonderung eintreten zwischen den einen, deren Talmibesonderheit nur allgemein zugängliche Adjektive an einen ungewöhnlichen Ort zu setzen vermag, und den andern, deren echte Außerordentlichkeit ungewöhnliche Erkenntnisse an allgemein zugängliche Orte stellen kann. Die guten neuen Ausdrücke werden trotzdem nicht umsonst erfunden sein. Hans Wantoch

## Eine christologische Epopöe

Daß Evangelien und Legendentradition ein schier unerschöpflicher Quell von dichterischer Anregung und Sammelstätten reizvollster „Stoffe“ sind, ist uns von jeher geläufig, und der Methoden sind zahlreiche, sich ihrer zu bemächtigen. Ich sehe vor anderen zwei als künstlerisch wirksam an, welche ich die intensive und die idyllische Methode nennen möchte. Zu jener gehört das starke Konzentrieren seelischer, religiös-ethischer, historisch-geistiger oder rein gefühlsmäßiger Affekte in eine knappe Form; als Beispiel sei das Gethsemane-Gedicht der Droste-Hülshoff, zum Vergleich aus der bildenden Kunst Grünewalds Golgatha-Gemälde genannt; natürlich ist auch in den Evangelien selbst — wenn das nicht als Kunst Gemeinte doch als Kunst beurteilt werden darf — vieles dieser Gattung enthalten. Der Idylliker geht mit größerer Freiheit und Heiterkeit ans Werk; er ist eigentlich immer Optimist; sein Feld ist das bunte Leben; die zahllosen Szenen mehr oder minder beglückender Gottesherrlichkeit auf Erden ziehen ihn vornehmlich an; im Gegensatz zum intensiven Dichter, der es je und je mehr mit dem bewegten, hier mit dem innerlichst bewegten Menschentum zu tun hat, zieht ihn das ruhende, Bildmäßige mehr an, und die Innerlichkeit läßt er gern mehr erraten, er findet wohl auch zu einiger Didaktik und zu anderm Nebenwerk Zeit. Es ist die Stimmung von Goethes „Legende“, von zahlreichen Krippenspielen, von Cranachs „Ruhe auf der Flucht“, und auch die des größeren Teils der Evangelien, die hier gemeint ist.

Im Gegensatz zu beiden bediente sich Friedrich Wilhelm Helle einer Methode, die man mit einigem Recht die extensive nennen kann. Er war der Verfasser eines epischen Gedichtes, welches in drei starken Bänden über fünfzigtausend Zeilen umspannt. Den Inhalt dieses „Jesus Messias“ bildet nicht





Digitized by Google

nur die in den Evangelien erzählte Geschichte des Lebens, der Taten und des Todes Christi, sondern außerdem die unmittelbare Vorgeschichte dieser Tage im Himmel und auf Erden, ihr fortwährendes Widerspiel in der Hölle und dazu ein ungewöhnlicher Apparat von mehr oder weniger historischen, von legendären, dogmatischen, volkskundlichen Darstellungen jüdischer Riten. Die Epopöe ist zum Lehrgedicht geworden, welche über alle wichtigen und über manche nebensächlichen Fragen der katholischen Dogmatik, Ethik, Geschichts-, Welt- und Lebensauffassung Auskunft erteilt. Das ist ein Ergebnis, das durchaus den Intentionen des Autors entspricht. Es wäre also nicht völlig gerecht, an das Werk einen rein künstlerischen Maßstab anzulegen, ihm etwa vorzurücken, daß unter den fünfzigtausend Hexametern nur ganz wenige ästhetischen Anforderungen genügen, ihm gewisse Breiten vorzuwerfen, die den unmittelbaren Eindruck der Szene verwischen, ihm den Mangel der Naivität, der unreflektierten Anschauung als vernichtenden Fehler anzurechnen. Es wäre um so weniger gerechtfertigt, als sich manche stilistische Schönheiten finden und manche anspruchslose Stimmungsschilderung wie auch einige kräftige Szenen dichterisches Können offenbaren.* Allein auch der didaktische Wert einer solchen Riesenarbeit scheint mir nicht im Verhältnis zur aufgewendeten Mühe zu stehen. Darüber, daß Helles Werk nicht populär in irgendeinem Sinn ist, kann kein Zweifel bestehen. Der Hexameter als solcher ist schon unpopulär, die zahllosen, selbst den Gebildeten störenden Fremdausdrücke, der fortwährend eingeschobene Apparat von mystisch-mythischen Vorstellungen sind es noch mehr. Unter diesem Gesichtspunkt wird aber gerade die glücklich gewahrte Einheitlichkeit des Stiltones, die das Entlegenste heranholende, das Gesagte mit Absicht wiederholende Breite zum Schaden. Eindrucksvoller, nachhaltiger wirksam würde sich hier die Kürze und zumal die mit kräftigen Kontrasten farbig gemachte Kürze erweisen. Will man schon vom katholischen Standpunkt aus die Darstellung von Legende und Evangelieninhalt verschmelzen und diesen nicht ohne Kommentar und Exegese wirken lassen, so bedarf es meines Erachtens gerade starker Konzentration und starker Farbgebung, während die endlosen Hymnen und Preisgesänge, die oft wiederholten Epitheta (von keineswegs homerischer Anschaulichkeit), die sehr einander ähnelnden Schilderungen der Hölle ermüden müssen und so, wenn schon der Zweck der anregenden Belehrung verfehlt ist, auch den letzten Zweck lebendiger Andacht gefährden.

Etwas anders ist der Anblick eines solchen Werkes für den Gebildeten: er wird, wenn katholisch, gern die religiösen und religionsgeschichtlichen Vorstellungen seiner Konfession in so reinen, mit starker und klarer Empfindung vorgeführten Bildern sich vergegenwärtigen lassen. Helle war offenbar nicht nur dogmatisch strenger Katholik, sondern er ging mit Denken und Fühlen in sein Lebenswerk völlig ein. Der Protestant wird sich vom Gedankenreichtum des Werkes, von tiefschürfenden Betrachtungen anregen lassen und auch, obzwar sie

* Die Losen Blätter dieses Heftes enthalten von jenen zwei Proben, die der Weihnachtsstimmung entgegenkommen.



Digitized by Google

dichterisch nicht ausgebeutet erscheinen, an vielen dieser Vorstellungen, dieser anmutvollen oder tiefsinnigen Erzählungen Freude haben, selbst wenn er aus der Kenntnis Schells oder eines anderen mehr auf das Rein-Geistige gerichteten Katholiken weiß, daß diese legendenhaft-erzählerische Form nicht die einzige katholische Vorstellungsweise bedeutet. So ist diesem in gläubigem Enthusiasmus ad maiorem Dei gloriam verfaßten Lebenswerk, das, wie der vor einigen Jahren verstorbene Verfasser hervorhob, unter schwierigen Umständen zu leiden hatte, heute, wo es als Buch die Auferstehung einer zweiten Auflage erlebt hat, in mancherlei Sinn guter Erfolg zu wünschen. Ezard Nidden

## Von Kalendern

Je verworrener das Chaos unsres Büchermarktes und je flüchtiger der Erscheinungen Flucht wird, desto mehr tritt die eigenartige und bevorzugte Geltung des Kalenders als einer Buchgattung hervor. Er hat eine starke Tradition, aus der stilleren und wenig lesenden Großväterzeit in unsre vielleseude herüber, und etwas von dem soliden Wesen einer ruhiger produzierenden und gründlicher aufnehmenden Zeit wird ihm auch wohl bleiben. Er wird nach und nach so ziemlich das einzige Buch, das keine besonderen Reize braucht, um öfter als einmal in die Hand genommen zu werden. Seine praktische Verwendung sichert ihm eine gewisse Vertraulichkeit im Verkehr mit seinem Besitzer. Wenn man in den letzten Jahren seiner Pflege besondre Aufmerksamkeit zuwendet, so ist das vielleicht ein Anzeichen dafür, daß der Sinn für den intimen und persönlichen Verkehr mit Büchern zunimmt.

Diese Pflege wird vor allem darauf hinzielen, den Kalender möglichst anheimelnd, möglichst den persönlichen Eigenarten und Lieblingsneigungen anzupassen. Schon deshalb wird nach wie vor eine große Wirksamkeit der Provinzkalender behalten. Wir haben im vorigen Jahre schon darauf hingewiesen, wie oft diese Provinzkalender noch einer besseren Ausgestaltung bedürfen, zumal sie auf dem Lande nicht selten noch heutigestags neben dem Wochenblättchen die einzige Lektüre, die ganze „Bibliothek“ ausmachen. Wir haben auch schon einige Kalender hervorgehoben, die hier mit gutem Beispiel vorangehen. Der „Heidjer“ (Max Jänecke, Hannover, 1 Mark), der „Kalender für das Erzgebirge und das übrige Sachsen“ (Arwed Strauch, Leipzig, 1 Mark), „Hessenkunst“ (Marburg, Ebel, 1.50 Mark), die „altfränkischen Bilder“ (Stürtz, Würzburg) pflegen in würdiger Form den Heimatschutzgedanken und gewinnen dadurch eine Bedeutung, die über das Provinzielle hinausreicht, gerade weil sie es ernsthaft pflegen. Ein Hallischer (Moritz, Halle), ein Baltischer (Bruhns, Riga), ein unterelbischer Kalender (Schriftenvertriebsanstalt, Berlin) schließen sich bescheidener an. Es wäre dringend zu wünschen, daß diese Entwicklung zum wirklichen Heimatskalender nach und nach auch dort beginne, wo noch immer die berüchtigten Kalenderwitze und sentimentalen unechten „Volkserzählungen“ herrschen. Bezeichnend ist, daß diese Erzählungen mit Vorliebe ihre Stoffe aus dem älplerischen Volksleben nehmen, gleichviel ob sie in einem süd- oder norddeutschen Bauernkalender stehn. Hier kann nur rege provinzielle und örtliche Kleinarbeit



Digitized by Google

helfen, die die besondern Bedürfnisse der einzelnen Gaue genau kennt und eingehend berücksichtigen kann.

In zweiter Linie kommen für die (s. v. v.) „Intimisserung" der Kalender Lieblingsneigungen in Betracht. Wir erinnern an Spemanns Alpenkalender, einen Abreißkalender mit oft sehr hübschen Gebirgsbildern und an Grunows gute Publikationen: „Die deutsche Natur in Monatsbildern", die mit ihren acht Heften (Vogel-, Wald-, Fisch-, Wildkalender, unsre Feldfrüchte, Ackerbau, unser Federwild, unsre Vögel) in ihrer glücklichen Anordnung den Verkehr mit der Natur liebevoll vermitteln. Von Kunstkalendern sei warm empfohlen der von Fritz Heyder in Berlin „Kunst und Leben", der sich ehrlich und mit sehr erfreulichem Erfolge bemüht, wirklich Gediegenes vorzuführen. Das regelmäßige Lesen einer bestimmten Zeitschrift sammelt natürlich auch einen „kalenderfähigen" Kreis. Der Gartenlauben-, der Daheim-, der Fliegende Blätter-Kalender haben ihr altes Publikum. Der Simplizissimus-Kalender schließt sich ihnen als modernster an. Oft aber geben uns die Modernen wieder „Almanache" (wie „Kunst und Künstler" und „Hyperion") oder wachsen sich aus zu „Jahrbüchern", wie die „Patria" der Hilfe. Davon sprechen wir vielleicht ein andermal.

Ein Mangel besteht an guten Frauenkalendern. Einen Kinderkalender gibt Strasburger heraus, er bedeutet textlich und in der Ausstattung einen beachtenswerten Versuch, die keineswegs leichte Aufgabe eines für Kinder bestimmten Kalenders zu lösen. Hie und da könnte er aber — kindlicher sein.

Andre Kalender knüpfen an Persönlichkeiten an. Der Reuter-Kalender (von Gaebertz bei Dieterich in Leipzig herausgegeben) bringt Sachen aus dem Nachlaß, Biographisches, Briefe. Der Heine-Kalender (Berlin, Curt Wigand) Eugen Korns will „allen, denen es ernst darum ist, mit dem Reichtum und der Fülle von Heines künstlerischem Schaffen" bekannt machen und andre über Heine hören lassen. Es ist weit von ihm bis zum Luther-Kalender (Leipzig, Hässel), der sehr wertvolle Beiträge zur Lutherforschung bringt. Der Goethe-Kalender (Leipzig, Dieterich) stellt Urteile Goethes über seine Zeitgenossen und Urteile unsrer Zeitgenossen über Goethe zusammen. Die letzteren geraten dadurch in eine etwas gefährliche Nachbarschaft mit dem Genius. Wie es denn überhaupt einen kühnen (aber desto bedeutsameren) Versuch bedeuten mag, den intimen, vertraulichen Zuschnitt des Kalenders mit dem weitesten und größten Kulturinteresse zu verbinden.

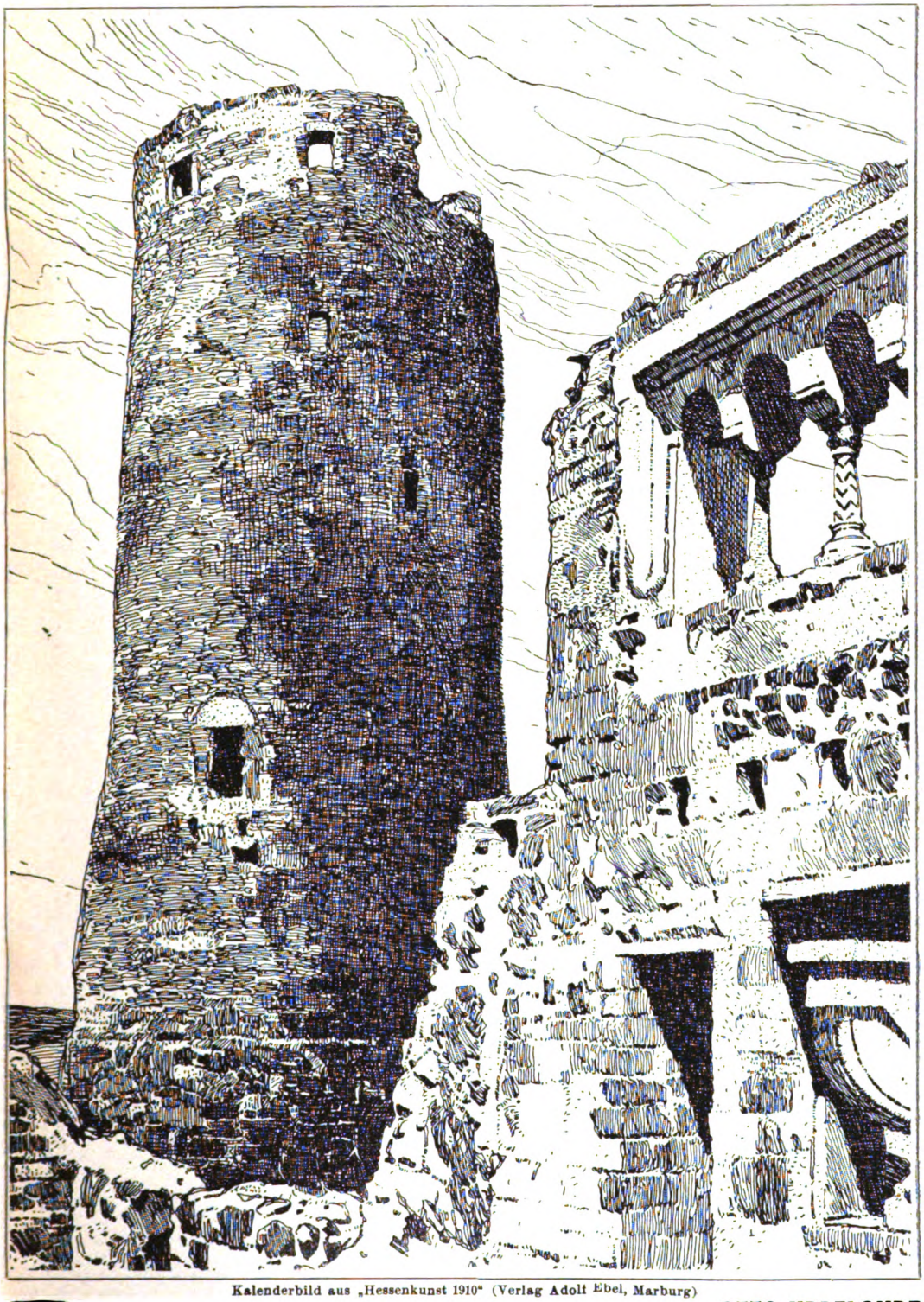
Das wird immer sehr schwierig sein: die Eigenart des Kalenders, der dem Besitzer zur behaglichen Gewohnheit werden und seinen persönlichen Neigungen entgegenkommen soll, zu wahren, und zugleich ihn weiten, allgemeinen Bestrebungen dienstbar zu machen. Diese große Aufgabe hat sich auch der „Gesundbrunnen" unsres Dürerbundes gestellt (Callwey, 60 Pf.). Seine in den drei Jahren seines Lebens schnell zunehmende Verbreitung scheint dafür zu sprechen, daß sie sich lösen läßt. U

## Zwölfe bei einem Streich

Ein Verleger hat die Idee, einen Roman von Zwölfen schreiben zu lassen. Hanns Heinz Ewers sagt dazu: „eine verrückte Idee — aber gut!" Daß die Amerikaner



Digitized by Google



Kalenderbild aus „Hessenkunst 1910“ (Verlag Adolf Ebel, Marburg)

OTTO UBBELOHDE

KW

Digitized by Google

Digitized by Google

auch so etwas gemacht haben, stört den Unternehmer nicht, also sagt er: machen wir! Konrad W. Mecklenburg in Berlin rief, und Bahr, Bierbaum, Ernst, Eulenburg, Ewers, Falke, Hirschfeld, Holländer, Meyrink, Gabriele Reuter, Olga Wohlbrück und Ernst von Wolzogen kamen. Nun liegt er da, „Der Roman der XII“. Bei einem Preisausschreiben für Dilettanten wäre das Prinzip der Arbeitsteilung in der literarischen Produktion vielleicht besser zu verwerten. Aber hier stimmt das nicht, die Leute, die in diesem Buche ihre Muse seiltanzen lassen, gehören nicht zu denen, die zu zwölft immer und unter allen Umständen ein Dutzend ausmachen. Es ist ein Scherz, zugestanden; die Autoren parodieren sich selbst und einander und bemühen sich, man merkt's, beileibe keinen Ernst aufkommen zu lassen. In einer Bierzeitung hätte dieser Ulk sich vielleicht ganz literarisch ausgenommen, in der Öffentlichkeit kommt er auf eine Art Varieté hinaus. Zur Zeit des Überbrettls war einmal eine Karikatur im Simplizissimus zu sehen: Schiller muß, um mit seinen Kollegen von heute konkurrieren zu können, sein Lied von der Glocke zur Laute vortragen, während er eine Lampe auf dem Kopfe balanciert. Von diesen Autoren hier balanciert jeder mit dem eignen Licht und mit denen der Herren Kollegen. Auf vierhundert Seiten verdünnt, schmeckt der Spaß nach und nach etwas fade. Aber die Entrüstung, die sich schon hören läßt, verstehn wir auch wieder nicht recht: warum soll unter den Myriaden Büchern nicht einmal auch solch eines in die Leserschaft laufen? Es wird immerhin auch von Scherzhaftem doch recht viel Geistloseres gelesen.

## Berliner Theater

Man glaube ja nicht, daß die Geschichte oder die Volksüberlieferung dem Dichter je einen Stoff oder auch nur eine Gestalt fertig entgegenbringt. Auch dem Komödiendichter nicht, wenn er sich zum „Helden“ eine Figur wählt, die von den Jahrhunderten bereits mit einem Nimbus fröhlichen Narrentums umkleidet worden. Das haben Lienhard, Eulenberg, Fuchs und Gumppenberg erfahren müssen, als sie sich an den derben Schalksnarren Till Eulenspiegel und an den bezopften Lügenbaron Münchhausen machten; und nicht anders wird es Otto Falckenberg ergangen sein, als es ihn reizte, in den Dichterhimmel der glorifizierten Scherzhelden den „Doktor Eisenbart“ aufzunehmen, jenen marktschreierischen Wunderdoktor der Barockzeit, dem das Studentenlied des 18. Jahrhunderts mit hanebüchenen Übertreibungen zur Unsterblichkeit verholfen hat. Versuche doch mal jemand, den keineswegs kargen Inhalt jener zehn Strophen aus dem Kommersbuch auf die Lustspielbühne zu verpflanzen, vom trepanierten Koch des großen Friedrich an bis auf den alten Knaben von Osnabrück, der von seinem Podagra durch Amputation beider Beine kuriert wurde! Er wird im günstigsten Falle eine Posse oder einen Schwank dabei herausschlagen. Und doch liegt der Keim der Komik auch schon in dem Studentenliede. Nicht in Worten ausgedrückt, nur angedeutet in der Form, in dem feinen Zug, daß der großmächtige Kgl. Großbritannische und Kurfürstlich Braunschweig-Lüneburgische privilegierte Landarzt, Königlich preußische Rat und Hofokulist von Magdeburg wie ein professionierter Marktschreier selbst auf die Tri-



Digitized by Google

bühne steigt und seinen „Ruhm“ ausposaunt, ohne zu ahnen, wie lächerlich er sich damit vor einer aufgeklärten Zuhörerschaft macht. Dieser Kontrast erst zwischen Absicht und Wirkung, zwischen Wollen und Erfolg weckt die Komik aus ihrem Schlummer. Um sie aber aus einer äußern Situationskomik zu einer humoristischen Charakterkomik zu machen, bedarf es noch eines weitern Schrittes: der Kontrast und Konflikt mußte in Eisenbarts eigne Seele verlegt werden; die Pfeile des bewußten Betruges, die er selbst geschnitzt und tausendfach gegen die Leiber seiner armen Mitmenschen geschleudert hatte, mußten sich gegen ihn selbst kehren; aus dem frechen, triumphierenden Maulhelden mußte ein knieschlotternder Hasenfuß werden. Wenn diese Wendung den Stoff aus den Regionen der Komik dicht an die Grenze der Tragik führte, so bewies das nur wieder von neuem den engen geschwisterlichen Bund der beiden. Auf Takt und Geschick des Dichters kam es an, sein Fahrzeug auf dem scharfen Grat, der zwischen beiden hinläuft, vor Sturz und Entgleisungen zu bewahren. Dem Verfasser der Komödie vom Doktor Eisenbart ist das nicht immer geglückt. Namentlich im zweiten Teil bewegt sich die Linie der Entwicklung in unsicherm Zickzack, und der burlesk-possenhafte Schluß mit Scheintod und Wiedererweckung erscheint aufgepfropft, nicht organisch gewachsen. Dagegen ist im ersten Teil der Gärstoff der Komik mit scharfem Auge entdeckt und glücklich zur Wirkung gebracht.

Unter vielen andern Wunderdingen besitzt Eisenbart auch einen Zauberring, der durch sein Verhalten die Treue oder Untreue einer Frau anzeigt. Natürlich weiß Eisenbart, daß es ein gleichgültiges Stück Metall ist wie jeder andre Ring. Nur zum Scherz steckt er ihn auch seiner eignen Frau an den Finger, die er ehrlich und aufrichtig liebt und die auch ihm in Liebe und Treue anhängt, wie sich nachher herausstellt. Durch einen Zufall zeigt sich nun aber an dem Ringe der feine Riß oder Sprung, durch den er so oft die Untreue fremder Frauen diagnostiziert hat. Eisenbart ist argwöhnisch, eifersüchtig — natürliche Berufsfehler seiner Schwindelprofession. Und auf einmal schlägt das Gift seines Betruges gegen ihn selbst, aus dem bewußten, tätigen Betrüger wird ein leidender, unbewußter. So fängt er sich in seinen eignen Netzen, und wie er darin zappelt, empfinden wir das echt komische Vergnügen, einen arglistigen Schelm von Geistern, die er rief, geknechtet und geprügelt anstatt bedient und belohnt zu sehen. Die Mächte, mit denen er bisher selbstherrlich zu spielen wähnte, sind tatsächlich, muß er jetzt spüren, Exekutoren einer höhern Idee, vor der er, der marktschreierische Held und heimliche Spötter alles Übernatürlichen, nicht mehr als ein Spielzeug. Schlimmer noch geht es ihm mit einer zweiten Spezialität seiner Kunst. Er weiß ein Mittel, unfruchtbare Frauen fruchtbar zu machen, und hat es gleich jener Ringprobe „viel hundertmahl approbiret“. *Vor* seiner Verheiratung, wohlverstanden. Als redlich verliebter Ehegemahl seiner Käthe versagt er sich die Kur bei jeder fremden Frau — man wird sich darnach schon denken können, *wie* natürlich sie war. Doch nach seinem Willen geht es nicht; wiederum steht seine betrügerische Vergangenheit gegen



Digitized by Google

das friedliche Glück seiner Gegenwart auf. Der allerhöchste Landesfürst selbst fordert die Wunderkur für seine Gemahlin, die dem Volke noch immer den Thronerben schuldet. Eisenbart weigert sich. Er will seiner Käthe treu bleiben. Alle Drohungen und Strafen können ihn von diesem edlen Entschluß nicht abbringen. Auch dieser Konflikt hat eine nicht geringe komische Kraft in sich; aber mit ihrer Ausmünzung hapert es. Falckenberg braucht fremde Helfer und Helfershelfer, um ihn zum Austrag zu bringen. Der als Henker verkleidete ehemalige Hanswurst des Wunderdoktors setzt eine Scheinhinrichtung des unbotmäßigen Quacksalbers in Szene, indessen der von Eisenbart vorgeschobene Gehilfe, ein Gräflein, getreu nach der bewährten Methode des Meisters seines Amtes bereits erfolgreich gewaltet hat. Die daraufhin erfolgende Begnadigung trifft — zu spät ein, scheint es. Aber nein! Es war ja nur ein Spiel: die Schlinge ward nicht zugezogen. So springt denn Monsieur Eisenbart mit beiden Füßen wieder ins Reich der Lebendigen zurück, schneidet dem dummen Gassenvolk eine höhnische Grimasse und macht sich mit seiner lieben Käthe, seinem treuen Schalksnarren und einem straffen Beutel voll Dukaten auf die Strümpfe. Das gibt eine wirkungsvolle Verblüffungsszene, vermag aber einem feineren Auge die von auswärts geborgten Praktiken nicht zu verbergen, mit denen diese Komik, mehr eine Komik der Peripherie als eine Komik des Kernpunktes, erzielt wird. Zweischürig wie die innere Handlung ist die Versprache: neben Wendungen, in denen der Saft alter Volkspoesie treibt und an denen zugleich auch manch hübsche Blüte eigner Gedanken aufbricht, stehen doch auch reichlich viele landläufige Prosa- und Füllselphrasen, die das Stück von seiner humoristischen Höhe herabzerren. Dennoch muß man es ein vertrauenerschütterndes Versäumnis der Berliner Bühnen nennen, daß sie an diesem schon seit einigen Jahren der Öffentlichkeit angehörenden Werke (Buchausgabe bei Georg Müller in München) achtlos vorübergegangen sind und seine erste Aufführung in der Reichshauptstadt der Neuen Freien Volksbühne überlassen haben, deren Leiter (Dr. Joseph Ettlinger) nun allen Grund hätte, sich daraus ein dramaturgisches Sonderverdienst zu machen.

Wenn es bei einer Komödie auf Buntheit und Farbenfreude des Kostüms ankäme, wäre Felix Joskys im Neuen Theater aufgeführter Vierakter „Ein königlicher Spaß“ dem Falckenbergs beträchtlich überlegen. Denn das muß man sagen: der bis dahin auf der Bühne unerprobte Verfasser hat den Roman des Justin Huntley Mc Carthy recht geschickt und theaterwirksam auszubeuten verstanden. Vor geht genug, nach geht uns davon wenig. Auch hier wird ein dem Tode verfallener Fahrender, der Dichtervagant François Villon, den die königliche Zorn- und Spaßlaune des elften Ludwig von Frankreich noch sieben Tage lang den unumschränkten Connetable spielen läßt — übrigens zum Heil des Landes —, in zwölfter Stunde vom Galgen geschnitten, weil sich just in diesem letzten Augenblick die Bedingung der Gnade erfüllt: eine am Hofe einflußreiche Dame wandelt flugs Haß und Verachtung für den armen Dichtersmann in Liebe und Hingebung. Ein geretteter Delinquent, ein glückliches Paar, ein vor Blut-



Digitized by Google

schuld bewahrter König — Jubel erfüllt die Bühne und den Zuschauerraum. Wo aber ist die „Komik“ dieser erfreulichen Begebenheit. Irgendwo liegt sie in dem Stoff oder in dem Roman sicher verborgen. Josky aber hat sie bei aller Behendigkeit nicht zu finden und „herauszureißen“ vermocht. So ist es bei einem unterhaltenden Mummenschanz mit einer rechtzeitigen, artig belohnenden Dramatisierung geblieben.

Die bewußte Mache, die hier noch einen versöhnlichen Schimmer von Liebenswürdigkeit hat, wird kalt und gefroren in dem Schauspiel „Das Heim“ (Le Foyer) von Octave Mirbeau und Thadée Natanson (deutsch von Noémi Valentin), von dem sich die Kammerspiele nach dem Pariser Skandal offenbar auch bei uns einen „Schlager“ versprochen haben. Aber zum Glück lassen sich Sensationen so wenig verpflanzen wie Skandale. Der haarsträubenden Schilderung dieses „Heims“ für verwahrloste Schulkinder, in dem die Peitsche und die lesbische Aphrodite abwechselnd die Herrschaft führen, liegen gewiß Tatsachen zugrunde, die nach öffentlicher Aufdeckung und Anklage rufen. Tut es der Staatsanwalt nicht, gut, so mag es immerhin die Bühne tun. Aber nur daheim, wo die Schuldigen sitzen, wo die Kraniche des Ibykus sie verraten und aufs Tribunal bringen können. Uns verschone man gefälligst mit derlei fremden Kriminalien! Zumal dann, wenn mit diesem Sündenbabel-Akt eine Eheschmutzerei verquickt ist, die für ihre Widerlichkeit nur mit Langeweile zu belohnen weiß. In den vier Akten auch nur einen Punkt zu erspähen, aus dem dieses „Stück“ dichterisch gesehen oder gewachsen sein könnte, wird schwerfallen. Um so augenscheinlicher sind einige Architekturfehler und Charakterschwächen: plumpe und aller künstlerischen Kompositionsverhältnisse spottend drängt sich die breite Ausmalung der Heimwirtschaft in die mit dem Opfer einer übrigens recht leicht wiegenden Frauenehre endigende Ehehandlung hinein; nirgends erhebt sich die kräftige, aufklärende und reinigende Brise eines entschlossenen Willens, der Ja oder Nein sagt. Wäre das Publikum der Kammerspiele nicht zu so rein artistischer Genußkühle erzogen, es hätte einen Aufstand geben müssen, wie in der Pariser Comédie. Aber die Deutschen hatten recht: das kaltschneuzige Geschäfts-Machwerk ist keiner Entrüstung wert. Friedrich Düsel

Musik

## Vom Musikhören

Sehen wir hier ab von allen äußerlichen Umständen, die das Zuhören erschweren oder stören. Ihnen steht eine große Zahl andrer, rein musikalischer gegenüber, deren Betrachtung ein etwas näheres Eingehen in den physiologischen Vorgang des musikalischen Hörens überhaupt erfordert. Bei Wiedergabe mehrstimmiger Tonwerke vernimmt unser Ohr in fortlaufendem Zuge nicht allein aneinandergereihte, sondern übereinandergestellte Klangmengen verschiedenster Färbung und Intensität, die imstande sind, bei musikalisch geschultem Auffassungsvermögen gewisse, auf das Innenleben mächtig einwirkende Vorstellungen zu erwecken. Die tausenderlei von der Tonquelle ausgehenden Fäden müssen durch unser Ohr mit großer Geschwindigkeit zu jenem zarten Gewebe verarbeitet werden, das zumindest in den Grundzügen dasjenige Gedankenbild widerspiegeln soll, welches des Autors Geist zur Erschaffung des Tonstückes angeregt, ihn während des Schöp-



Digitized by Google

fungsaktes selbst erfüllt hat. Nur dann kann von einem Nacherleben des Kunstwerkes die Rede sein.

Daß eine solche, unsre geistigen Kräfte aufs äußerste in Anspruch nehmende Tätigkeit auch durch den geringsten Anstoß aus dem Gleichgewicht geraten kann, ist ohne weiteres klar. Ebenso leuchtet ein, daß der Vorgang des Nachempfindens leichtere Wege findet, wenn von früher her vorbereitende Arbeit geleistet, wenn zumindest „ein Flußbett ausgebaggert" wurde, das die kommenden Klangeindrücke fest und sicher aufnimmt und ihre Fahrt in der vorgezeichneten Richtung weiterführt. Sonst strömen die Massen über und verlieren sich aus unserm Bewußtsein ins Unendliche.

Musikführer und Programmbücher können zu dieser Vorarbeit gute Dienste leisten. Aber auch nur dazu! Während des Zuhörens selbst gelesen, beeinträchtigen sie die Eindrucksmöglichkeiten, weil alle jene Stellen, welcher im erläuternden Text nur vorübergehend oder gar nicht Erwähnung getan wird, dem während der Aufführung Mitlesenden fast sicher entgehen, weil anderseits auch Steigerungen oder ihr Gegenteil nicht so unmittelbar und hinreißend wirken können, da die Kraft des Eindrucks durch die Wortschilderung in der Regel beeinträchtigt wird. Auch das Mitlesen von Klavierauszügen und Partituren kann allein für den sehr Geübten zweckmäßig sein, es nützt selbst diesem meist nur für die rein technische, nicht aber für die ästhetische Entwicklung des Musikverständnisses. Ein Unterschied, der wohl zu beachten ist.

Wie jeder Kunstzweig eine gut ausgebildete, gründliche Technik zur Voraussetzung hat, so muß anderseits die Eindrucksfähigkeit durch allzu starkes Betonen des Technischen Einbuße erleiden. Eines der vielen Übel, an denen unser heutiges Konzertwesen krankt, wird damit allerdings nur episodisch gestreift. Zahlreiche Virtuosen, die fast ausschließlich von der Absicht geleitet werden, ihre hervorragenden technischen Fähigkeiten glänzen zu lassen, zwingen die Zuhörerschaft durch Art und Anordnung des Programms, ihre ganze Aufmerksamkeit der rein artistischen Seite zuzuwenden und dadurch jede Möglichkeit von Gefühlseindrücken auszuschalten. Zumindest wird dem im Verlauf längeren Zuhörens zu gewärtigenden Nachlassen des Interesses durch Aufnahme von Bravourstücken in den Schlußteil des Programms begegnet, die, wie zum Beispiel das Moto perpetuo, allein zur Schaustellung gut entwickelter Fingerfertigkeit verfaßt, die geistige Empfänglichkeit abstumpfen und bei der Menge nur Sucht nach Nervenkitzel erwecken. Wagt dann wirklich einmal ein Mutiger, eine Sonate von Mozart in sein Programm aufzunehmen, so setzt er sich der Gefahr aus zu langweilen, weil ein großer Teil des Solistenkonzerte besuchenden Publikums gar nicht imstande ist, die Beachtung des Technischen beiseite, dagegen das Empfindungsmoment in den Vordergrund zu rücken. Wär es anders, es könnten die unendlich vielen Klavierabende nicht so unendlich eintönige Programme zeigen und ihren „Höhepunkt" mit der unvermeidlichen Paraphrase, das heißt der technisch möglichst unmöglichen Verwicklung irgendwelchen, einer wohlvertrauten Komposition entstammenden thematischen Materiales erreichen.

Der wahrhaft künstlerische, der von Leben erfüllte Vortrag einer Komposition, die technisch auch



Digitized by Google

ein Nichtkünstler bewältigen könnte, wird heute noch immer als eine seltene Gabe für die Wenigen betrachtet. Weil die Vielen unter „Zuhören“ etwas ganz anderes verstehen, als der aufrichtig schaffende Künstler meint. Sie wollen, ebenso wie hören, sehn, wollen mit Spannung die haarsträubende Akrobatik verfolgen, deren es bedarf, um etwa mit einer einzigen Hand das zu bewältigen, wofür ein Chopin beider Hände Arbeit verlangt.* Man stelle eines Abends anstatt des angebeteten Klavierhelden eines jener Wunderwerke der Industrie aufs Podium, die des Berühmten Spiel mit jeder kleinsten Nuance, ja fast mit des Künstlers Atemholen wiedergeben. Mit wie geringer Aufmerksamkeit würde man nach Überwindung des ersten Staunens über die Wunder der technischen Industrie den Tönen folgen, weil nicht Er selber, weil nur sein Geist die Klänge aus dem Instrument hervorzauberte!

Auch die Mimik hat sich in der absoluten Musik ihr Plätzchen erobert, indem sie uns die Spezialität kokettierender Schaudirigenten und Orchesterdarsteller bescherte, die mehr für das bewaffnete Auge des Publikums als für rechten Rhythmus und korrekten Einsatz der Musiker arbeiten, die mit ihren feurigen und fuchtelnden Bewegungen dem Zuhören ebenso entgegenwirken, wie der heftig gestikulierende Redner der Wirkung des gesprochenen Worts.

Dieser vielen Feinde wahrhaft andächtiger Stimmung — noch lange nicht aller konnte hier gedacht werden — muß sich der Hörende erwehren können, er muß gegen alle ihre Angriffe sein Inneres gepanzert haben, um in ganzer Tiefe ausschöpfen und nachfühlen zu können, was die Tonkunst unsrer Psyche darbietet. Dies vollständige „Sichkonzentrieren“, dieser hermetische Abschluß der Innenwelt vor ablenkenden Einflüssen aller Art erfordert nicht allein tiefe Ehrfurcht vor dem Erhabenen, fordert mehr noch strenge Selbsterziehung und gespannte Willenskraft. Können wir den Kontakt zwischen Podium und Parkett von Nebenströmen und Ableitungen nicht isolieren, dann erleidet das Fluidum der Töne Einbuße an Stärke und Intensität. Dann bleibt es bei einem harmlos oberflächlichen Vibrieren der Nerven. Wenn Kunst von „können“ kommt, dann würde der richtig Genießende das ehrenvolle Epitheton „Künstler“ am Ende geradeso verdienen, wie der Schaffende. Künstler an der Rampe und Künstler im Auditorium! Zwischen beiden aber in unsichtbarer Höhe, dort, wo der kühne Flug der Seelen sich vereinigt, der Genius des Kunstwerks.

Benno Fleischmann

* Von der Geschmacklosigkeit der Zusammenschweißung zweier nichts miteinander gemein habenden Musikstücke ganz zu schweigen!

## Fortschrittliche Reaktionäre*

In den Sommer des an Jubiläen so reichen Jahres 1909 fielen kurz hintereinander zwei musikalische Gedenktage. Am 17. Juli wurde Friedrich Gernsheim siebenzig Jahre; am 18. Juli feierte man in Leipzig den sechzigsten Geburtstag Hugo Rie-

* Der Redakteur der Musikabteilung des Kunstwarts Dr. Batka möchte zu den folgenden Ausführungen bemerken, daß er ihnen nicht in allen Punkten zustimmen kann. Doch behält er sich für andre Gelegenheit vor, seine Meinung zur Sache auszusprechen.



Digitized by Google

manns. Die Bedeutung beider Männer ist eine so verschiedenartige und liegt auf so getrennten Gebieten, daß zu einem Vergleich auf den ersten Blick kein Anlaß zu bestehen scheint. Gernsheim, der Komponist, hat sich wohl nie mit theoretischen Spekulationen abgegeben; Riemann, wenn auch als Künstler nicht gänzlich unproduktiv, verdankt im Gegenteil, eine Säule der modernen Musikwissenschaft, seinen Ruhm lediglich seinen Theorien und den Ergebnissen seiner Forschungen. Und doch treffen beide in einem Punkte zusammen: in der Beurteilung oder richtiger Verurteilung der neuesten Richtung, die unsre musikalische Entwicklung genommen hat. Ihr Musikempfinden, die leitenden Anschauungen über ihre Kunst stimmen im wesentlichen überein. Was der Theoretiker als richtig erkannt und mit Argumenten belegt hat, dafür ist der Komponist praktisch-schöpferisch eingetreten. Ich weiß nicht, was einer vom andern hält; aber in dem angedeuteten Sinne kann man, meine ich, wohl von einer Ähnlichkeit sprechen, die auch gegenseitige Sympathien voraussetzen läßt.

Uns mag die gezogene Parallele einmal dazu dienen, einer Erscheinung näher zu gehen, die viel allgemeiner, als solche Beispiele vermuten lassen, beobachtet werden kann. Die Überzeugungen, die unsre Jubilare, jeder auf seine Art, bekennen, sind doch in recht weiten Kreisen lebendig. Ein gut Teil derer, die sich den modernen Bestrebungen verschließen, tut dies keineswegs aus Haß gegen das Neue an sich; man hält es nur nicht für ausgemacht, daß dies Neue gerade auf dem eingeschlagenen Wege gesucht werden müßte, sieht in ihm einen Seiten- und Irrweg und glaubt auf dem geraden Pfade der Entwicklung schneller und sicherer zu dem von allen, die überhaupt vorwärts wollen, ersehnten Ziele zu gelangen. Das Wort „Reaktionär" hat einen häßlichen Beigeschmack. Aber die Geschichte lehrt, daß oft genug das Festhalten am Überkommenen, ja das Zurückgreifen auf längst Gewesenes die Bewegung wieder in Fluß bringt. So paradox es klingt: es gibt, und zwar gerade in Zeiten künstlerischen Sturmes und Dranges, auch fortschrittliche Reaktionäre.

Riemann hat mit aller Deutlichkeit sich darüber geäußert, an welchem Punkte ihm die rechte Straße verlassen zu sein scheint. Er verhält sich der zeitgenössischen Produktion gegenüber ablehnend und meint, eine ernsthafte historische Betrachtung könne sich nicht darüber täuschen, daß wir in einer Epoche leben, deren einheitlichen Höhepunkt noch immer die Kunst Beethovens bildet. Das Heil der Zukunft erblickt Riemann in dem Fortwirken Brahmsscher Einflüsse. Das Kontinuierliche der Entwicklung von Beethoven zu Brahms ist es, woran man dabei zu denken hat. Die einfache Brahms-Kopie, die wir nicht selten antreffen, ist natürlich so verwerflich und unfruchtbar wie jede andere Kopie. Aber was wir den Brahmsschen Geist nennen können, das Studium der Alten und ein eigenes selbständiges Bilden auf Grund dieses Studiums: das ist die künstlerische Sphäre, die nach dieser Riemannschen Anschauung die gesundesten und entwicklungsfähigsten Keime in sich birgt.

Es hat bis in die letzte Zeit eine ganze Reihe von Tonsetzern gegeben, und es gibt deren noch, die mit ihren künstlerischen Überzeugungen durchaus auf der Seite des genannten Forschers stehen. Daß Friedrich Gernsheim zu ihnen gehört, läßt



Digitized by Google

sein Lebenswerk genugsam erkennen. Eine gewisse, bei aller Selbständigkeit vorhandene und bewußte Anlehnung an Brahms kommt hinzu, in diesem Zusammenhang an ihn denken zu lassen. Wenn solche Komponisten augenblicklich nicht gerade im Vordergrund des öffentlichen Interesses stehen, so beweist das noch nichts gegen die Richtigkeit ihrer Anschauungen und die Begründetheit ihres Urteils. Die Entwicklung geht des öftern über glänzende Gegenwartserfolge hinweg. Auch wenn sie schöpferisch nicht originell genug sind, um durch ihre Werke auf die Zukunft zu wirken, können sie doch als Träger von Gesinnungen für ihre Kunst Bedeutung haben. Tatsache ist, daß in einer Zeit, die vornehmlich die reaktionäre Seite ihres Wesens verzeichnet, weite Volkskreise im Grunde mit ihnen sympathisieren, und der gebildete Laie, der vorläufig noch seinen Beethoven über alles verehrt, sich in seinem Empfinden mit ihnen eins weiß. Man wird einer so immerhin breiten Strömung, die sich neben der offiziell-fortschrittlichen erhält, doch nicht gut Zweck und Ziel absprechen dürfen und wird nicht fehlgehen, wenn man das (vielen vielleicht unklare) Bewußtsein einer weiteren Bewegungsmöglichkeit zu ihrer Erklärung heranzieht. Die Frage: was hat uns Brahms Neues gebracht? können unter Fachleuten nur Böswillige noch aufwerfen; warum aber sollte, was diesem Meister gelungen, nicht auch andren in ihrer Art auf gleichen Wegen nach wie vor erreichbar bleiben?

Bisher ist die Nachfolge Brahmsens vornehmlich auf dem Felde der Kammer- und Hausmusik, einschließlich der ein- und mehrstimmigen Lieder gediehen. Einsamer stehen seine Symphonien und Chorkantaten mit Orchester in der neueren Literatur, Zeugnisse einer Gestaltungskraft, mit der sich noch wenig anderes zu messen versucht hat. Alles dagegen, was heutzutage an Trios, Quartetten usw. geschrieben wird, trägt unverkennbar den Stempel seines Genius, führt uns mehr oder weniger in seine Stimmungswelt, wie andrerseits die Merkmale seines Klaviersatzes beständig wiederkehren. So zeigt sich, indem schaffende Geister, und unter ihnen oft starke Individualitäten, den aufgenommenen Faden weiterspinnen, in dieser Entwicklung, die, mit den Experimenten musikalischer Sezessionisten verglichen, entschieden reaktionäre Züge aufweist, ein zwar stillerer doch unaufhaltsamer Fortschritt.

Es gibt eine Kunstgattung, in der das Zwiespältige moderner Bestrebungen noch deutlicher in die Erscheinung getreten ist: die Oper. Dem machtvollen Aufschwung des Wagnerschen Musikdramas hat Verdi mit seinen Spätwerken einen Damm entgegengesetzt, von dessen Widerstandskraft man sich in Deutschland erst jetzt allmählich zu überzeugen beginnt. Der nur zu lange verkannte und unterschätzte Italiener hat das Beispiel gegeben, wie auf Grundlage der historischen Entwicklung, das heißt innerhalb der Machtsphäre des Gesanges und seiner Priorität dem Texte und der symphonischen Orchesterbegleitung gegenüber, das musikalische Drama auch jetzt noch neue und üppige Blüten treiben kann. Sein Beispiel hat zunächst auf das Ausland, auf Frankreich und Italien, gewirkt; doch auch in Deutschland hat es einen Einfluß gewonnen, der ihm neben den Prinzipien der neudeutschen Schule die Rolle eines gestaltenden Faktors für die Zukunft der Oper sichert. Schon jetzt ist das Ideal des deutschen Musikdramas



Digitized by Google

als endgültige Form nur noch theoretisch aufrechterhalten.

Verdi hat sich, als ein Kind seiner Zeit, der veränderten Richtung des Geschmackes angepaßt und sich die ihm ursprünglich neuen und fremden Elemente einer im modernen Sinne dramatischen Technik assimiliert. Er hat es in vielen und wesentlichen Punkten getan, aber ohne seine Individualität je im geringsten aufzugeben. Das Grundprinzip seines Schaffens ist durch alle Wandlungen hindurch das seiner Vorgänger geblieben: der Kern der musikalischen Erfindung ist ihm stets die Hauptsache, der Ausdruck ist von Form- und Schönheitssinn geleitet und der Zusammenhang mit der Vergangenheit nirgends unterbrochen. Hier haben wir also das große Genie vor Augen, das selbst in einer von revolutionären Bewegungen erfüllten Zeit aus dem Überkommenen heraus das Neue gestaltet und so schaffend ruhig und unbeirrt seine Straße zieht.

Verdi ist neben Wagner und Brahms die bewegende Kraft des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Die Einwirkungen, die von ihm ausgingen und mehr noch ausgehen, sind um so leichter erkennbar, als der Dramatiker von der Bühne herab eindringlicher und häufiger als jeder andre Künstler zur Menge spricht. Daß übrigens selbst im Lager der am meisten links stehenden Parteien mit reaktionären Mitteln gearbeitet wird, ist in der modernen Kritik mehr als einmal zum Ausdruck gebracht worden. Man braucht nur an Max Reger und seine Kontrapunktik oder öfter an die Versimpelung des Ausdrucks bei Koloristen à la Debussy zu denken. Schließlich ist auch nicht zu übersehen, was die so erfolgreich in die Wege geleiteten Renaissancebestrebungen, die bereits so viele ältere Musik der Praxis zurückgewonnen haben, der zeitgenössischen Produktion für Anregungen bieten.

Wer all diese Erscheinungen vorurteilslos prüft, muß davon abkommen, unsre schaffenden Musiker so schlechthin in Fortschrittler und Reaktionäre einzuteilen. Wie zu allen Zeiten kann heute, und heute ganz besonders in der vermeintlichen Reaktion der größte Fortschritt liegen. Leichter noch als in der Politik werden ja in der Kunst die Begriffe „reaktionär“ und „konservativ“ verwechselt, wird der eine fälschlich mit dem andern für identisch gehalten. Im allgemeinen kann man sagen, daß sich bei den großen, wahrhaft bahnbrechenden Männern immer ebensogut konservative wie revolutionäre Instinkte nachweisen lassen. Ja es scheint fast, als ob die richtige Mischung beider recht eigentlich ihre Größe ausmache, sie zu ihrer Führerrolle befähige. Soviel steht jedenfalls fest, daß auch hier erst die Zukunft das entscheidende Urteil fällt. Auch wir können nicht wissen, woher uns das Heil kommt, und ob nicht manches, was jetzt rückschrittlicher Tendenzen verdächtig erscheint, die Keime einer zukünftigen Entwicklung in sich trägt oder sie doch wenigstens vorbereitet.

Leopold Schmidt

## Vom Ohrenfrieden

Seit Schopenhauer seine berühmte Philippika gegen Lärm und Geräusch losgelassen hat, ist der literarische Kampf für den Ohrenfrieden des Lebens nie ganz zum Stillstand gekommen. Wir haben auch im Kunstwart wiederholt das Wort zur Sache genommen. Jetzt hat Theodor Lessing, der den Antilärmbund nach ausländischem Vorbild gegründet hat, eine eigene Kampfschrift vom Stapel gelassen:



Digitized by Google

„Der Lärm“ geheißen und bei Bergmann in Wiesbaden erschienen.

Er spricht darin von einem dem Menschen eingeborenen „Lärmtrieb“, dessen biologischer Zweck jenem des Alkohols ähnele. Der Mensch lärme, um sich zu betäuben, um seinen seelischen Kräften, die einen dauernden Zustand angespannter Geweckтheit nicht ertragen könnten, eine Erholung, ein Verweilen in einem halbbewußten Dämmerdasein zu verschaffen. Der Lärm ist nach Lessing das primitivste und plumpste, zugleich aber das allgemeinste, das meistverbreitete Mittel der Bewußtseinssteuerung, der Grad seines Lärmbedürfnisses zeige die Kulturstufe des Menschen an und die Kultur selbst bestehe in der „Erziehung zum Schweigen“. Sehr anregend ist nun der Hinweis darauf, daß in der modernen Musik die subtilste Verfeinerung des Klangempfindens neben einer entschiedenen „Entwicklung zur Lautheit“ Hand in Hand gehe. Stumpfheit gegen Lärm und Reizsamkeit für die akustische Nuance, große Lärmhaftigkeit des Volkslebens und eine reiche Differenzierung des individuellen Gehörs bilden keine ausschließenden Gegensätze. Es gibt nichts „Lauteres“ als Straußens, Mahlers, Regers Musik, aber auch nichts, was eine solche Geübtheit des Ohres im Erfassen der zartesten Klangabschattungen und heikelsten Stimmenführungen voraussetzte. Der moderne Mensch ist höchst empfänglich für extreme Wirkungen, aber er bleibt stumpf gegen die Eindrücke der mittleren Linie. Von dieser Erkenntnis fällt ein helles Licht auch auf die Beschaffenheit der zeitgenössischen Tonkunst.

Die Streitschrift zählt die Träger berühmter Namen auf, die an der Lärmneurose, d. h. an der Überempfindlichkeit gegen Geräusche gelitten haben. Er hätte nach Carlyle, Goethe, Schiller, Beethoven, Shelley, Victor Hugo, Heine, Fr. Th. Vischer usw. auch Hugo Wolf nennen können, der sich zeitweilig eines „Aphonisten“ bediente, eines schalldämpfenden, die Ohren bedeckenden Apparates. Aber all die entrüsteten Äußerungen dieser „Blutzeugen“ des Evangeliums der Ruhe dürfen uns den Sinn vor der Tatsache nicht verschließen, daß das Ideal der Lärmlosigkeit einfach unerreichbar ist. Will man der guten Sache nicht durch utopische Forderungen schaden, so wird man sich auf möglichste Schutzmittel gegen Lärmattentate beschränken müssen und zum frischen Angriff nur dort übergehen, wo es sich um Übelstände handelt, die unserm Willenseinfluß unterliegen. Schon eine bloße Milderung des gröbsten Unfugs ist ein Gewinn, Frau Welt kann nun einmal keinen Klosterfrieden gewähren. Es wäre ja schon ein großer Fortschritt, wenn es überall zugängliche Asyle gäbe, wohin man seine zerquälten Nerven retten kann, Asyle, vor denen die Grausamkeit des Verkehrslebens respektvoll und pflichtgemäß Halt machte. Also in jeder Stadt gewisse Teile, wo eine ganz besondere Achtsamkeit auf die Vermeidung alles Lärmens geboten ist. Lessings Buch beweist uns leider sonnenklar, daß die bestehenden Gesetze, Verordnungen usw. keinen ausreichenden Schutz gegen geräuschvolle Nachbarschaft ermöglichen. Ihre Maschen sind zu weit: Ob der vorgeschlagene „Internationale Bund wider den Lärm“ da viel helfen kann, weiß ich nicht. Einstweilen haben im Lärmschutz die Amerikaner die Führung. In New York hat die tapfere Miß Rice ihren Antilärmverein begründet, in Deutschland soll es nur zu Nürn-



Digitized by Google

berg einen „Verein zum Schutze wider den Straßenlärm“ geben. Die Hauptsache ist, daß durch diese Organisationen die Behörden, die das Ohr ihrer Schutzbefohlenen bisher fast vogelfrei beließen, für den Gedanken der Lärmverhütung überhaupt gewonnen werden. Wo die Kultur nicht hinkam, muß die Polizei hinkommen. Das bleibt ein wahres Wort auch für den, der nicht an den alleinseligmachenden Büttel glaubt. Richtig soll auch der Polizeichef von New York, Mr. Bingham, neulich eine sehr scharfe Verordnung gegen den Straßenlärm herausgegeben haben, und die Bewohner von Broadway segnen seinen Namen.

Allerdings ist der Begriff des Lärms durchaus kein fest umschränkter. Allnächtlich zwischen eins und zwei höre ich eine Gesellschaft junger Leute mit Sang und Klang aus dem Wirtshaus heimkehren. Sie singen vierstimmig mit gedämpften Stimmen, und einer schlägt die Laute dazu. Das klingt oft wunderschön durch die stillen Gassen, und ich freue mich stets, wenn die Akkorde in der Ferne erwachen. Aber was für mich ein erwarteter musikalischer Reiz ist, das stellt sich dem gestrengen Amtsohr eines Wachmanns vermutlich bloß als „Randalieren zur Schlafenszeit“ dar, es schätzt den Gesang nicht viel anders ein als das Gegröhle trunkener Krakehler, und doch ist infolge der diskreten Tongebung wohl kaum jemand wirklich gestört worden. Anderseits: wenn Liszt in Person am Ibach-Flügel säße, so ist sein Klavierspiel dem „unmittelbaren Anwohner“, den eine geistige Arbeit beschäftigt oder der nach einer solchen der Ruhe bedarf, unerträglich. Man ist nicht immer gestimmt, Musik zu hören, und wenn sie die vortrefflichste wäre, und schließlich verdienen auch diejenigen Leute eine Rücksicht, denen die Musik nichts anderes bedeutet als Geräusch. Sie sind immerhin auch Menschen, sozusagen. Das Billige in zweifelhaften Fällen scheint mir zu sein, daß man sich lieber in seiner Lebensweise eine Beschränkung auferlegt als einem Nebenmenschen unangenehm bemerkbar wird.

Also läuft es über die Polizeifrage doch auf die Kulturfrage hinaus. Kultur, lehrt uns Lessing, ist die Erziehung zum Schweigen, dieses letztere Wort natürlich ganz allgemein als Enthaltung vom Lärmen verstanden. „Die Aufgab ist gestellt.“ Daß mit solcher Erziehung jeder bei sich selber beginnen muß, scheint mir bei dieser Kulturarbeit das schwierigste Hindernis. B

## Künstler-Grußkarten — aber echte

Bildende Kunst

An unechten ist ja schon lange kein Mangel, denn die Industrie hat natürlich schon seit Jahrzehnten eingesehen, daß die sogenannte Kunst eine gute Ziehmutter fürs Geschäft ist. Wir erinnern an die „sinnigen“ künstlerisch aufgeklebten getrockneten Kleeblätter, an die Mondscheinlandschaften, bei denen der Schatten dem Monde beinah ins Gesicht fiel, an die Sonnenuntergänge mit Himbeersaftverschwendung, an die Winterlandschaften mit Eiskristallen aus Glimmer, an die kühnen Aquarellkarten, bei denen die „Kunst“ meist allein in der Verwaschenheit liegt usw. In neuerer Zeit ward dann durch die photographische Kamera die „Natürlichkeit“ Trumpf: mit proteusartiger Verwandlungskraft zeigten und zeigen sich dieselben kokett lächelnden reiferen Babys bald als Amoretten bald als andre



Digitized by Google

Genien, während hübsche Damen von der Konfektion, vom Ballett oder aus weniger respektablen Gewerben als Musen, Grazien oder auch rosa geflügelte Himmelsengel in prima Figur erscheinen, und Preisringer als Götter und Heroen. Man nennt das „Phantasiekarten", ausweislich der Ladeninhaber „geht" es sowohl bei Serien- wie bei Solo-Absatz.

Wir aber wollen heute von echten Künstlerkarten sprechen. Von solchen, die ebenso wie echte Briefe und echte Tagebuchaufzeichnungen für keine breite Öffentlichkeit bestimmt sind, von solchen, wie sie wirklich als Gruß vom Menschen zum Menschen gehen, als Gruß vom Künstler zum künstlerisch Empfindenden. Die Sitte, solche zu schicken, ist gottlob noch heutigestags besonders im fröhlichern Süddeutschland sehr verbreitet, so daß der Beginn des neuen Jahres für den, der in diesen Kreisen lebt, ein Austausch feinster kleiner Geschenke ist, von welchen die große Welt meistens gar nichts erfährt. Wohl die älteste und eine der köstlichsten Künstler-Neujahrskarten, von denen wir wissen, ist das entzückende Grußbild Dürers, das Christkindlein am Himmelsfenster, das der Dürerbund wieder herausgegeben und als seine eigene Grußkarte adoptiert hat.* Meist freilich setzten die alten Künstler irgend etwas Allegorisches aus der hochgeehrten Antike auf ihre Karten, sowie Sonne, Mond und Sterne: Mythologie und Astronomie mit dem Menschenlauf in Verbindung gesetzt, gab Gelegenheit zu den erhabensten wie zu den vergnüglichsten Beziehungen. Ganz anders ist das auch heute noch nicht geworden; auch den Heutigen noch fehlen diese Elemente nicht, nur hat das Zeitalter der Naturwissenschaften auch mancherlei Andersartiges hinzugebracht. Schier alle modernen Künstler-Grußkarten aber haben eines gemeinsam: das Feierliche fehlt, sie sind allesamt fröhlich. Weil die Rücksicht auf das Publikum nicht stört, das dies oder das so oder so mißverstehen könnte. Man weiß, man spricht zu guten Bekannten, man darf sich gehen lassen. Das gibt den Karten ausnahmelos einen besonders freundlichen Zug von Intimität.

Und nun blättere man in unsern Beilagen! Tummelt sich die ganze Lebensfreude und das ganze Sprudelbehagen Weltischen Humors nicht auch in seinen Karten? Mit mehr Übermut, mehr Naivität und mehr unbekümmerter Phantasie sind gewiß noch keine gezeichnet worden, als die köstlichen radierten Postkarten, die wir abbilden. Dann die Karten von Taschner, von denen die eine freilich eine Geburtsanzeige ist — wie prächtig geben sie den Künstler wieder! Oder die von Spiegel, die von Hans Hammer, Rudolf Schiestl, Henry Schulz, denen leider auf unserer Reproduktion die Farbe fehlen muß. Wie liebenswürdig ist ferner Bradl, der die „Fortunia" dem Orgelspieler zu den richtigen Noten verhelfen läßt! Schließlich das freundliche Stadtbild von Otto Bleicher.

Das ist ja wahr: für Repro-

* Bei dieser Gelegenheit: Sie ist immer noch zugunsten des Dürerbundes verkäuflich und „gilt" heute noch gerade so gut wie zu Meister Albrechts Zeiten. Wer sie haben will, wende sich an den Geschäftsführer des Dürerbundes G. D. W. Callwey in München; sie ist von dort, das Stück zu 5 Pf., das Dutzend zu 50 Pf. postfrei zu beziehen.



Digitized by Google

duktion gezeichnet, für die kalte oder wenigstens kühle Welt draußen würden die Künstlerbilder nicht so sprechen können. Soviel aber ist auch gewiß: ganz anders sprechen könnten auch von unsern „öffentlichen“ Grußkarten recht viele, als sie heute tun. Man sollte nur wirkliche Künstler mit Entwürfen betrauen. Immerhin fehlt es auch hier an guten Ansätzen jetzt schon nicht mehr. Wir beabsichtigen, bei Gelegenheit auch von ihnen den Lesern allerhand Erfreuliches vorzuführen.

## Schulhausbau-Phantasien

Über die alten Schulgebäude hat man geklagt, weil sie so kalt und düster sind, weil sie keine Gliederung, kein Dach besitzen, zu hohe Zimmer und andre Fehler haben. Jetzt baut man welche, die mehr oder weniger die alten Schwächen beseitigen, mit niedrigen Toren, schönen Dächern, großer Helligkeit. Aber ich meine: einen Fehler haben sie auch, und ich meine: der ist das Grundübel. Nun will ich einmal ganz ohne Rücksicht auf praktische Ausführbarkeit davon, wie ich's meine, phantasieren.

Also: die riesige Größe, der Wolkenkratzercharakter ist's, den ich auf dem Strich habe. Wir würden, mein ich, die ungemütliche Breite der Treppen, die Höhe der Flure, ihre schrecklich fade Länge nicht in Kauf nehmen müssen, wenn wir nicht unsern Bausinn auch bei den Schulen auf „Gebäude“ gerichtet hätten, das heißt auf immer wieder je eins jener Häuser, die höchst repräsentabel aussehen, meistens aber nicht zum Wohnen, sondern für den Verkehr bestimmt sind. Wo besteht denn bei den gewohnten Stadtschulgebäuden ein gründlicher Unterschied gegen die gewohnten Gerichts- und Verwaltungsgebäude? Im wesentlichen sind sie einander gleich. Gleich, obwohl ihre Aufgaben von Grund auf verschieden sind. Das eine soll eine Arbeits- und Erziehungsstätte sein für Kinder, für die alles, was da ist, noch Eindruck hergibt, ist außerdem für den längeren Aufenthalt bestimmt und braucht infolgedessen Möglichkeiten für eine gefühlsmäßige Verknüpfung der Dinge mit dem Menschen. Die andern Gebäude dagegen sind Verkehrsgebäude. Aber was brauchen wir viel zu reden: hier sind eben Schulen, dort Verwaltungsgebäude und Gerichte.

Angewandte Kunst

Der Wolkenkratzercharakter kennzeichnet sich also in „imposanter“ Größe, in Länge und Breite, wobei sich eines aus dem andern ergibt: aus der großen Höhe die Breite der Treppen wegen Feuersgefahr und Luftzirkulation, aus der bedingten Luftzirkulation wiederum die Höhe der Geschosse, Länge der Flure usw. Das Schulhaus soll aber Möglichkeiten für gefühlsmäßige Verknüpfung bieten, also darf es nicht sein, wie das geschilderte. Es muß etwas mit dem guten Wohnhaus gemein haben. Es muß womöglich noch mehr als solch eins auf intime Nahbarkeit behandelt sein, denn die, für die's gemacht ist, sind ja Kinder. Sind Leutchen, die noch werden und die zu wenig werden, wenn nicht alles, was in ihnen schlummert, etwas zur Betätigung, das heißt Verknüpfung vorfindet, sobald es zum Erwachen kommt. Besonders auf das bei Kindern so viel bedeutende Gefühl muß es abgestimmt sein, daß das Haus, die Umgebung sozusagen zu ihnen komme. Was einem vertraut werden soll —



Digitized by Google

das Kind sucht ja mit jedem Ding Vertrautheit —, muß so sein, daß es physisch nicht lästig ist und daß es psychisch zu dem herausfordert, was Wohlbefinden erzeugt. Zu solchem Wohlbefinden verhilft vor allem die Herrschaft über das äußere Ganze, über das Haus also, das dann, wenn es zu eigen gemacht ist, ein Heim wird. Also zur Herrschaft mit den Sinnen und mit den körperlichen Kräften muß das Kind übers Schulhaus kommen, wenn es Vertrautheit gewinnen soll. Vor allem muß sich das Ganze mit dem Blick umspannen lassen, daß das Auge im einzelnen den Organismus fühlt.

Die gewöhnlichen Schulgebäude dagegen sind ganz wie für Erwachsene eingerichtet. Sie sind also schon in den Maßverhältnissen für Kinder sozusagen: unerreichbar. Wie könnten wir Großen uns denn wohl fühlen, wenn man uns in Hallen wohnen ließe, die für den Aufenthalt von Riesen geschaffen wären? — Und wenn auch berücksichtigt werden muß, daß die Bedürfnisse der größeren Kinder schon andre sind als die der kleinen und kleinsten, alle Gruppen aber körperlich und seelisch angemessen wohnen sollten, so ergäbe sich vollends die Unbrauchbarkeit von Schulgebäuden, wie wir sie gewohnt sind. Ihre Wiederholung in besserer Aufmachung bliebe dann immer nur halbwegs ein Fortschritt.

Also stell ich mir — man darf nicht vergessen, ich *phantasiere* immer — als Schulbau der Zukunft statt eines großen Hauses eine Anzahl von kleinen vor, ein *Jugendstädtchen*, sozusagen, dessen heitre Gruppe sich leicht übersehen läßt. Da wäre mindestens ein Häuschen für die Kleinsten, nicht gar zu strenge, ein andres für die Mittleren, und ein größtes für die Großen, dieses so, daß sich von ihm leicht ein Weg finden läßt zur Kultur der Erwachsenen.

Alle Übel, die heute das Schulgebäude selbst zu einer gern gemiedenen Stätte aller möglichen Ungemütlichkeiten machen, bleiben meinen kleinen Schulhäusern fern, sie sichern also, soviel das Holz, Stein und Eisen kann, und Farbe und Form und Leben darin und darum, die Grundlage für eine ersprießliche Disposition der kleinen Menschengeister und Seelen, das Behagen der Kinder an der Stätte, die sich als ihr angemessenes Heim benennen lassen wird.

Und das Geld? Bei unsern Grundstellenpreisen und Maurerlöhnen und Materialkosten? Nochmals: ich *phantasiere* ja nur. Aber es will mir scheinen, daß man noch zu allem den Weg gefunden hat, was man als notwendig erkannte. Wenn auch erst sehr mit der Zeit. Vorläufig fühlen sich unsre Jungen und Mädel in den neuen, bessern Schulhäusern zum Beispiel nach Münchner Vorbild ja wohl. Sie gedeihen auch, sagt man, famos darin. Würden sie in den Jugendstätten nach meiner Phantasie nicht vielleicht noch famoser gedeihen? Uns fehlt der Vergleich, wir wissen's nicht. Wüßten wir's, so würden wir daran denken, daß für das Heranbilden der nächsten Geschlechter, das heißt: für die Entwicklung unsres *Volks* ja gar nichts zu teuer sein kann. *Darum* handelt sich's ja, nicht etwa um Kinderverhätschelung. Um die denkbar rentabelste Kapitalanlage handelt sich's. Und danach würden wir unsre Entschlüsse einrichten.

Schließlich: nun haben das Wort, die über die ganze Sache *an-*



Digitized by Google

ders denken und das zu begründen wissen. Ein paar Körnchen Salzes aber müssen sie über meine Sätze streuen. Das haben hoffentlich auch die Leser schon getan. W. Schmidt

## Auch Düsseldorf ein Schilda?

Bekanntlich hat die preußische Krone ihre beiden Schlösser Benrath und Jägerhof verkauft. An beide knüpfen sich Erinnerungen an eine wildbewegte, sorgenreiche Zeit des engern und weitern Vaterlandes. Sie sollten schon aus diesem Grunde der niederrheinischen Bevölkerung wert und teuer sein. Schloß Benrath mit seinem mächtigen Park, der Ausflugsort der Naturfreunde von Fern und Nah, dürfte vorläufig im Schutze der gleichnamigen Landgemeinde der neuzeitigen Spekulationswut entzogen bleiben. Anders Schloß „Jägerhof". Wie etwas ganz Selbstverständliches nahm man die Nachricht auf, daß die Stadt Düsseldorf das Kleinod (für etwa 1700000 Mark) in ihren Besitz brachte: Der Jägerhof liegt im Herzen der reichen, fast zu schnell emporgeblühten Kunst- und Handelsstadt; er bildet den harmonischen, reizvollen Abschluß eines Teiles des Hofgartens, dessen Bäume mit ihm alt und wetterfest wurden. Und hinter dem stilschönen Schlosse dehnt sich sein wunderbarer, lauschiger Park. Dieser allein wäre das Opfer wert gewesen, das für ein Gemeinwesen von der Größe Düsseldorfs, welches Unsummen für luxuriöse Bauten, Strombauten, einen Sporthafen anlegte, gewiß nicht unerschwinglich sein sollte. Doch plötzlich beschloß man kurzerhand die Aufteilung des herrlichen Parkes, die Niederlegung der Seitenflügel des Schlosses — die Eröffnung eines neuen Häuserviertels da, wo man jetzt noch vor dem vornehmen, stillen Zeugen geschichtlicher Taten rastet.

Heimatpflege

Dieser Entschluß kam so rasch und so geräuschlos, daß die Bürgerschaft kaum von ihm Notiz nahm, daß sie seine Tragweite gar nicht begriff. Während die Stadtväter über das Aufstellen eines Droschken-Fernsprechhäuschens stundenlange Beratungen pflogen, kam der Antrag, der über das Sein und Nichtsein einer der wenigen historischen Stätten und Denkmäler der ihnen anvertrauten Gemeinde entscheiden mußte, fast „diskussionslos", wie der schöne technische Ausdruck lautet, glatt zur Genehmigung. Dabei hat Düsseldorf keine „Umgebung". Der Grafenberger Wald ist weit draußen vor der Stadt, das sonnige Rheinufer ist hier ziemlich reizlos. Der Hofgarten ist tatsächlich das einzige, allerdings beneidenswerte baumreiche Fleckchen Erde in dem immer mehr anwachsenden Häusermeer. Die Presse trat von Anfang an für die Erhaltung des Parkes und Schlosses ein. An Vorschlägen fehlte es keineswegs. Die „Kunst"- und Groß-Stadt besitzt zum Beispiel keine ausreichenden Konzertsäle. Die vorhandenen eignen sich eher für karnevalistischen Mummenschanz, als für die Abhaltung ernster musikalischer Darbietungen. Einen Kammermusiksaal kennt Düsseldorf überhaupt bis heute nicht! Wird die städtische Tonhalle für gesellige Zusammenkünfte, Karnevalssitzungen u. s. f. in Anspruch genommen, so fallen die ernsten Konzerte eben aus — oder man spielt und hört die „Eroica" im buntgeflaggten Narrensaale. Zudem stört der an der



Digitized by Google

Tonhalle vorüberflutende, von Jahr zu Jahr zunehmende Verkehr jede Darbietung. Deshalb trat man nun bei diesem Anlasse mit dem Vorschlage an die Stadtväter heran, die Tonhalle auf das stille, von allen Seiten leicht zugängliche Gebiet des Jägerhofes zu verlegen; das Schloß zu erhalten und in ein (bisher schmerzlich vermißtes) Kasinogebäude zu verwandeln, die Stallungen und Nebengebäude aber niederzulegen und dadurch genügend Raum für Konzertsäle und Nebenräume zu gewinnen. So ließe sich ein Musenheim schaffen, das mit seinen herrlichen Parkanlagen in bezug auf Ausdehnung, Lage und Schönheit in ganz Westdeutschland nicht seinesgleichen fände. Das außerordentlich wertvolle Grundstück der alten Tonhalle, die doch ihren Zweck nicht mehr erfüllen kann, wäre leicht dem Geschäftsverkehre erschlossen; mit seinem Verkaufe würde ein großer Teil der Kauf- und Umbaukosten des Jägerhofschlosses gedeckt werden.

Doch die Behörde würdigte weder diesen, noch andre Vorschläge einer ernsteren Prüfung. Sie hat es den Bürgern allmählich abgewöhnt, selbst in so wichtigen Fällen sachlich begründete Aufklärungen, Rechenschaft zu verlangen. — Das Jägerhofgelände stößt aber unmittelbar an Düsseldorfs berühmten Malkasten. Auch dieses, der Künstlerschaft gehörende Grundstück wird durch die geplanten Straßenbauten gefährdet. Infolgedessen griff nun in letzter Stunde die Künstlerwelt in den Streit ein und erließ einen Aufruf — zur Sammlung von Beiträgen in der Bürgerschaft! Durch freiwillige Beschaffung der Kaufsumme des Königsschlosses will man die Stadt zur Abstandnahme von ihrem unverantwortlichen Vorhaben bestimmen. Die Aussichten dafür sind sehr gering. Mit weitem Blicke werden hier industrielle Unternehmungen gefördert; ein Riesenwarenhaus erfreute sich des denkbar weitestgehenden Entgegenkommens seitens der Stadtbehörde, aber für die Kunst, insbesondere die Tonkunst, hatte Düsseldorf nie ein ausreichendes Verständnis. Als vor Jahren der Goetheverein ein eignes Theater errichten wollte, trat die Presse für eine Verschmelzung der Interessen des Vereines mit denjenigen der Stadt ein und riet zur Schöpfung eines Festspielhauses nach dem Bayreuther Vorbilde. Die Stadt versagte, gab aber unlängst ungefähr eine Million lediglich für den Bühnenumbau im alten, unzulänglichen Stadttheater aus und überließ es der Nachbargemeinde Köln, den Plan der Veranstaltung von Festspielen am Niederrhein werktätig aufzugreifen und, wie bekannt, glänzend durchzuführen. Nun kam die Einsicht zu spät. Sie wird auch in der Jägerhoffrage zu spät kommen, wenn nicht die Förderer und Vertreter des Heimatschutzgedankens in ganz Deutschland die lokale Angelegenheit Düsseldorfs zu der ihrigen machen. Darum bittet dieser Notruf.

A. Eccarius-Sieber

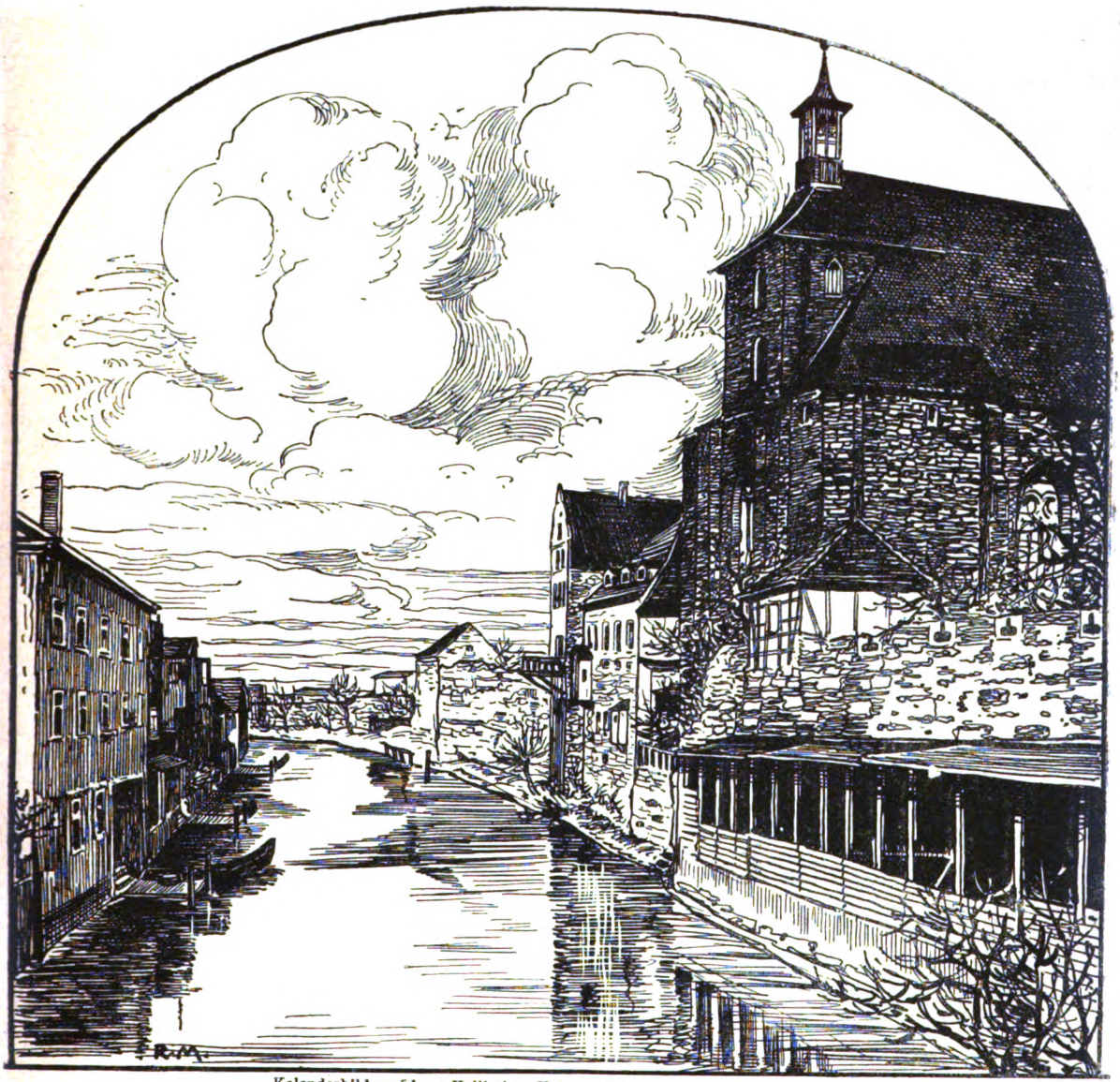
Handel und Gewerbe

## England und die Schutzzollpolitik

Friedrich List kommt in seinem Hauptwerk „Das nationale System der politischen Ökonomie“ immer wieder darauf zu sprechen, daß man als Theoretiker sehr wohl Freihändler sein könne, wenn man als Praktiker für bestimmte Nationen und Verhältnisse Schutzzölle befürwortet. Er bekennt sich ausdrücklich zu demselben Glauben,



Digitized by Google



Kalenderbild aus dem „Hallischen Kalender" (Verlag Gustav Moritz, Halle)

KW

ROBERT MORITZ

Digitized by Google

Digitized by Google

der die Physiokraten und Adam Smith beseelte: Je höher die Industrie steige, je gleichmäßiger sie sich über die Länder der Erde verbreite, um so weniger würden Kriege möglich sein und um so fähiger werde der menschliche Geist allenthalben werden, die Vorteile einer Gesamteinigung des ganzen Geschlechts zu begreifen. Andrerseits war Richard Cobden, der Vorkämpfer des Freihandels in England, nicht Fanatiker genug, um zu verkennen, daß auch Zollpolitik unter Umständen eine gute Sache sein könne; denn gefragt, was England zu tun habe, wenn die fremden Nationen dauernd englische Waren von ihren Märkten durch Zölle fernzuhalten suchen würden, antwortete er: „Dann müssen wir sie mit ihren eignen Waffen bekämpfen.“ Lists Buch erschien Ende 1840 und erlebte in kurzer Zeit drei Auflagen; Richard Cobden war 1839 an die Spitze der Anticorn law league getreten; 1841 wurde er Mitglied des Unterhauses und führte 1846 den Sieg der englischen Freihandelspartei herbei. Man denke sich List und Cobden in der Wiege vertauscht: und aus List wäre der Vorkämpfer englischer Freihandelspolitik, aus Cobden der Vorkämpfer deutscher Schutzzollpolitik geworden.

Die Politik ist im Grunde nur ein Zweig der Naturwissenschaften und daher dem Kausalgesetz von einer durchgängigen Verknüpfung der Tatsachen unterworfen. Der moderne Militarismus ist eine Lawine, die Napoleon ins Rollen brachte, als er dem besiegten Preußen vorschrieb, wieviel Soldaten es unterhalten dürfe. Denn gerade dieser Zwang gebar den Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht, der die Wurzel bedeutet, aus der die modernen Riesenheere erwuchsen. Ähnlich sind die Schutzzollmaßnahmen europäischer und amerikanischer Staaten nur Folgen des Protektionismus, durch den sich England vorher Jahrhunderte hindurch auf Kosten der übrigen Welt bereicherte. Und wie es den Franzosen mit dem modernen Militarismus ergeht, dessen Urheber sie sind, so ergeht es den Engländern mit der modernen protektionistischen Handelspolitik: wie dem Zauberlehrling, der die Geister, die er rief, nicht bannen konnte. Der Cobdenismus, der das englische Staatsleben seit sechzig Jahren beherrscht, ist nichts als der Versuch, jene geheimnisvolle Macht zu beschwören, die die Pfeile zu dem Schützen zurückfliegen läßt, sie, die einst von dem Bogen des englischen Protektionismus auf fremde Nationen abgeschickt wurden.

Die Entwicklung europäischer und amerikanischer Industrien hinter Zollmauern hat ganz offensichtlich dahin gewirkt, England, wie List voraussah, zu zwingen, „den Kontinentalnationen einen Teil der von ihnen bezogenen produktiven Kräfte wieder zurückzuerstatten“. Keine einzige große englische Industrie hat die sichere Stellung behauptet, die sie vor zehn bis fünfzehn Jahren innehielt. In dem Zeitraume von 1895 bis 1907 stieg die Warenausfuhr nach fremden geschützten Märkten bei England um 580 Millionen Mark oder 37 vom Hundert, bei Deutschland um 1290 Millionen Mark oder 112 vom Hundert, bei den Vereinigten Staaten um 660 Millionen Mark oder 330 vom Hundert. Wenn man von dem Handel zwischen England, Deutschland und den Vereinigten Staaten absieht, um die Warenausfuhr nach den gleichen Märkten (Frankreich,



Digitized by Google

Österreich, Ungarn, Schweiz, Italien, Spanien, Portugal, Rußland, Holland und Belgien) nebeneinander zu stellen, so ergibt sich für das Vereinigte Königreich eine Zunahme von 340 Millionen Mark, für Deutschland eine Steigerung von 1060 Millionen, und für die nordamerikanische Union eine solche von 460 Millionen. Nicht weniger bezeichnend ist die Entwicklung des Handelsverkehrs zwischen England und seinen Kolonien. Die Kolonien mit Selbstverwaltung haben eine nach der andern dem Mutterlande Vorzugszölle gewährt. Infolgedessen nahm die Warenausfuhr Englands nach jenen Besitzungen in den Jahren 1895 bis 1907 um 1180 Millionen Mark oder 95 vom Hundert zu.

Solche Zahlen beweisen, daß die Schutzzollpolitik in Europa wie Amerika seit Jahren gerade aus dem englischen Freihandel ihre hauptsächlichste Nährkraft zieht. Ein Übergang Englands zum Schutzzoll müßte daher bewirken, daß die Zollpolitik anderer Länder ihre bisherige Wirksamkeit großenteils einbüßte, da alle Märkte durch starke Dämme gegen sie geschützt wären. Die Zeiten, wo England sich durch eine protektionistische Politik eine dauerhafte industrielle Monopolstellung verschaffen konnte, sind unwiederbringlich vorüber, so daß englische Schutzzölle und Prämien heute nicht viel mehr vermögen, als den eigenen produktiven Kräften gleiche Bedingungen für den internationalen Wettbewerb zu sichern, wie sie sich die fremdländischen errungen haben. Eines besonderen Schutzes der eigenen Märkte gegen englischen Wettbewerb bedarf es also für die europäischen oder amerikanischen Industrien, nachdem sie ihr Jugendstadium längst überwunden haben, kaum noch. Folglich müßten die Bestrebungen für die Beseitigung bestehender Zollschranken Boden gewinnen, die dann den Verkehr hemmen würden, ohne daß noch für einzelne starke Interessenverbände viel Nutzen daraus entspringen könnte. Auch die englische Tarifreform wird sich also schließlich als das bewähren, was List im Schutzsystem überhaupt sieht: „Das wichtigste Beförderungsmittel der endlichen Union der Völker, folglich der wahren Handelsfreiheit.“ Otto Corbach

Gesellschaft

## Modernes Vereinswesen

Für das neunzehnte Jahrhundert ist bezeichnend die geistige Forderung einer möglichst weit zu treibenden Vereinzelung des Menschen (Individualismus), ihr tatsächliches Ergebnis aber ist eine immer mehr um sich greifende Vergenossenschaftung (Sozialismus). Widerspricht dieses Ergebnis jener Forderung? Mir scheint, bei genauer Betrachtung entspricht es ihr durchaus.

Das Gegenteil freilich würde dann der Fall sein, wenn das Vereinswesen von heute noch dem Vereinswesen jener drei Jahrhunderte gliche, in denen, wie Gierke uns großartig dargestellt hat, der Gedanke freiwilliger Vergenossenschaftung für das Leben des deutschen Volkes seine erste und bisher stärkste Wirksamkeit gehabt hat, nämlich in den Jahren von 1200 bis 1500, der Blütezeit der Handwerkerzünfte, kaufmännischen Gilden, Ritterbünde, Städtebünde, Fürstenvereine, jener Zeit, in der das Reich selber seinen vom Lehnsstaat her ererbten monarchischen Charakter abtat und in Landfriedensbünden als in freier Einung gekorene Genossenschaft der Reichsstände erschien.



Digitized by Google

Das Eigentümliche nun des Vereinswesens jener Zeit war, daß damals der Verein die Persönlichkeit seiner Angehörigen ganz und gar ergriff. Nach dem Bunde, dem der einzelne angehörte, bestimmte sich seine Lebensführung, sein Recht, seine Stellung bei den Volksgenossen. Erst der Verein gab dem einzelnen Bedeutung, und so lag es fern, gleichzeitig mehreren Vereinen anzugehören.

Demgegenüber ergreift der Verein von heute grundsätzlich die Person seiner Angehörigen nur in einzelnen Beziehungen. Darum kann (und soll) heutzutage der einzelne Mitglied vieler Vereine sein; regelmäßig bestimmt der Verein Lebensführung, Recht und Stellung seiner Mitglieder nicht mehr, und umgekehrt sind gerade sie es, die dem Verein Bedeutung und Richtung geben.

So besteht denn das Gemeinsame des Vereinsrechts beider Zeitalter in der Zulassung freiwilliger Verbündung menschlicher Kräfte zu gemeinsamen Zwecken. Ein wesentlicher Unterschied aber besteht. Der Verein der Vergangenheit schloß die Kräfte der einzelnen ungeteilt zusammen, verfolgte demgemäß notwendigerweise umfassende, aufs Allgemeine gerichtete Zwecke und beanspruchte öffentlich-rechtliche Geltung. Der Verein der Gegenwart setzt eine Teilung der Kräfte der einzelnen voraus, schließt nur Teile ihrer Kräfte zusammen, verfolgt demgemäß regelmäßig beschränkte, aufs besondere gerichtete Ziele und kann sich mit privatrechtlicher Geltung begnügen. Damit schafft das Vereinswesen der Gegenwart eine ungeahnte Vermannigfaltigung des Genossenschaftstriebes. Indem es einerseits dem Verein ermöglicht, alle seinem Zweck dienenden Kräfte aus den verschiedensten Gegenden und Volksschichten zusammenzufassen, erlaubt es anderseits dem einzelnen, durch Eintritt in die verschiedensten Vereine seine Kraft auf so viele verschiedene, der gemeinsamen Betreibung fähige Zwecke zu verteilen, wie ihm beliebt. So wird auf die einfachste Weise erreicht, daß hier allenthalben im kleinsten Punkte die größte Kraft entfaltet werden kann.

Diese feinere Ausgestaltung unsres Vereinswesens nun ist es, die jene geistige Forderung weitestgehender Ausbildung der Einzelpersönlichkeit mit der wirtschaftlichen und politischen Notwendigkeit der Vergenossenschaftung versöhnt. Denn durch die Beschränkung des Zusammenschließens auf bestimmte, besondere Zwecke wird es dem Genossenschaftsleben unmöglich gemacht, das Einzelleben totzuschlagen.

Auch heute noch finden sich Vereinigungen konfessioneller und ständischer Art (gewisse geistliche Verbände beider Konfessionen, gewisse studentische Verbindungen, gewisse Arbeitervereine), welche die Persönlichkeit ihrer Angehörigen im umfassenden Stile des ausgehenden Mittelalters zu ergreifen suchen. Die Pflicht aller derjenigen aber, die sich und ihren Nachfahren die menschlichste Errungenschaft der letzten anderthalb Jahrhunderte, die innere Freiheit, wahren wollen, ist es, an der Ausgestaltung des Genossenschaftslebens in der modernen Richtung mitzuarbeiten. Wie dies schon jetzt geschehen kann und wie auch die verschiedenen Vereinigungen zusammenwirken können, davon sprechen wir vielleicht ein andermal. Karl Polenske

## Nasenschutz!

Ich sitze im Schauspielhaus und genieße mit Andacht des Duftes,



Digitized by Google

der von der vor mir sitzenden Jungfrau aus den ganzen holden Mai in konzentrierter Form aufsteigen läßt. Immerhin, nach einiger Zeit möchte ich mich mit etwas anderm beschäftigen. Man gibt Hamlet. Der Vorhang hebt sich, die Posten tauschen ihre aufgeregte Zwiesprach, es riecht nach Mai. Der Geist kommt aus einem Ort, wo es gar nicht schön ist, aber er riecht nach Mai. So geht es weiter. Die furchtbare Gewißheit beim Schauspiel im Schauspiel, der Monolog, des Polonius Tod, Opheliens Wahnsinn, die Kirchhofszene, das große Sterben am Schluß, „der Rest ist Schweigen" — es riecht immer ungemein holdselig nach Mai. Holdselig nämlich für den, der's mag, wie mein Vorderfräulein. Auch nicht eigentlich nach Mai, sondern nach irgendeinem Parfüm de cent oder de mille fleurs. Nach Parfüm jedenfalls. Während all des Ungeheuren dort riecht's nach Parfüm. Wie es neulich im Konzert bei Beethoven nach Parfüm roch. Unentrinnbar, als sollte eben die Unerbittlichkeit des Schicksals dadurch in grausamer Anschaulichkeit symbolisiert werden.

Lärmschutz fordern schon viele, ich fordere Nasenschutz. Nicht wahr, meine Damen, Sie sind sonst auch der Ansicht, daß Zurückhaltung vornehm und Aufdringlichkeit sagen wir: nicht vornehm sei? Und doch zwingen Sie im Konzert und Theater alle, die um Sie herumsitzen, die Gerüche zu riechen, die Ihnen persönlich angenehm sind und die Sie infolgedessen von Ihnen ausgehen lassen. In Konzert und Theater und sonst auch, wer nicht mit zugehaltener Nase vor Ihnen stehen will, muß riechen, was Ihnen angenehm erscheint. Kann es eigentlich viel Aufdringlicheres geben? A

## Zum Gulbranſſon-Prozeß

In Hamm wurde Hans Kaspar Gulbranſſon — der Bruder des bekannten Karikaturenzeichners Olaf Gulbranſſon — als Redakteur des Simpliziſſimus zu ſechs Monaten Gefängnis verurteilt. Gegenstand der Klage war ein im Juni erſchienenes Bild von Erich Schilling mit Text. Zwei in einem zerſtörten Bergwerk unter den Trümmern vergrabene Tote führen folgendes Zwiegeſpräch: „Nun hat die Zechenbande auch noch meine Frau mit ihren acht Kindern auf die Straße geſetzt." „Knurre nicht, dafür gibt ſie uns hier immer noch freies Logis."

Es ſcheint mir unzweifelhaft, daß in unſrer Rechtſprechung eine Wandlung inſofern einzieht, als wir unſrer Satire nicht mehr dieſelbe „Narrenfreiheit", nicht mehr dasſelbe „Pritſchenrecht" gewähren wollen, wie früher. Der Majeſtäts-Beleidigungsprozeß gegen Trojan, der mit ſeiner Verurteilung ſchloß, machte den Anfang — keinem Menſchen wäre vor zwanzig, dreißig Jahren, ja, ſelbſt in den „dunkelſten Jahren der Reaktion" beigekommen, einer harmloſen Kladderadatſch-Satire auf des Kaiſers damalige öffentliche Beredſamkeit ſo ernſthaft entgegenzutreten. Andre ähnliche Prozeſſe folgten. Ich kann in ihnen kein gutes Zeichen für das Kraftgefühl und damit doch wohl für die Kraft unſrer gegenwärtigen Geſellſchaft ſehen; wer ſtark iſt, lacht über Karikaturen mit oder karikiert im Geiſte die Karikierer. Der Kaiſer ſelbſt hat dann bekanntlich einer ähnlichen Auffaſſung Ausdruck gegeben, und die Majeſtäts-Prozeſſe wegen Beleidigung durch Witzblätter haben ſeitdem ſo ziemlich aufgehört. Nicht aber die von andern Leuten. Und da iſt es ſonderbar: je „toller die Sache", je klarer



Digitized by Google

ersichtlich die Übertreibung ins Unmögliche ist, desto eher fühlen sich manche beleidigt. Als Th. Th. Heine einmal von der Koburger Prinzessin Luise sagte: „Und so sollte ihr denn werden das Entsetzlichste auf Erden für ein menschliches Gemüt: daß es nichts als Sachsen sieht", fühlten sich, wie ich aus eigner Erfahrung weiß, gerade „durch die außerordentliche Schwere dieser Beleidigung" soundso viele Sachsen auf das empfindlichste verletzt, während doch schwerlich einer die einfache Frage: „Behauptet der Verfasser im Ernst, daß das Leben in Sachsen das Entsetzlichste auf Erden sei?" auch noch nach einigem ruhigen Nachdenken mit einem Ja beantwortet hätte. Es ist geradezu erstaunlich, wie wenige das Wesen der Satire zu fassen wissen, die ja durch das Übertrumpfen der Behauptungen sich selbst mit ironisiert.

Auch bei dem Simplizissimus-Bilde und Texte über die Rabbob-Sache spielt das Übertrumpfen bis zum Spitzabbrechen mit. Einen mildernden Umstand hat sie darin. Aber ein neuer Faktor kommt zu dem Erwähnten, der die Sache anders beleuchtet: ein Faktor, der nicht die Beurteilung der Satire, sondern die Entwicklung der Satire selbst betrifft. Wir sind bisher gewohnt gewesen, die Satire in Verbindung mit dem Humor zu sehn, jetzt aber entwickelt sich eine Satire ohne Humor. Wenn seinerzeit ein jüdisches Blatt unter der Überschrift „Zwei Züge" russische Verhältnisse durch ein Bild satirisiert, das durch die Öden hier einen Zug jüdischer Flüchtlinge nach „Europa", dort einen Zug russischer jüdischer Soldaten nach Ostasien zeigt, so ist das eine Satire ohne Humor, nur voller Bitterkeit, — ohne daß man sagen könnte, es sei eine unkünstlerische, also: eine unberechtigte Satire. Beides gilt auch von dem bestraften Simplizissimus-Beitrag. Das Bild der sprechenden Leichen von Schilling hat nicht die leiseste Beimischung von Humor, es ist einfach grauenhaft. Von außerordentlicher künstlerischer Ausdruckskraft ist es trotzdem. Wenn sich die satirischen Zeichner und Schreiber darüber klar werden, müssen sie sich also auch darüber klar werden: daß die Ausschaltung des Humors zu besonderer Vorsicht, zu besonderm Verantwortlichkeitsgefühl sie verpflichtet. Ein Bild wie das von Schilling erregt kein Auslachen, sondern Gefühle sittlicher Empörung. Die darf ich nur erwecken, wenn ich auf das sorgfältigste geprüft habe, was ich zum Gegenstand der Satire mache.

Trotzdem können wir den Spruch von Hamm nicht billigen. Auch wenn hier ein Delikt des Redakteurs vorlag (der Zeichner und der Textverfasser waren ja gar nicht angeklagt), so schiene uns doch ein so schweres Urteil nur berechtigt, wenn volles Bewußtsein da war, daß hier verleumderische Bosheit, daß gemeines Verhetzen die Federn trieb. Das ist bei Gulbranssson schon deshalb höchst unwahrscheinlich, weil er als Nordländer schwerlich so innerlich an deutschen sozialen Kämpfen teilnimmt. Schickt man ihn auf ein halbes Jahr ins Gefängnis, so straft man zudem mit außerordentlicher Strenge einen, der sehr anständig handelte, als er die Verantwortlichkeit für den Zeichner auf seine Schultern nahm.

## Das Arminiusjahr

Zu den Tageserörterungen

ist nun vorüber. Man hat nicht viel Wesens davon gemacht. Eine örtliche Feier auf der Grotenburg mit bescheidenem Aufwand an materiellen und geistigen Mitteln. Die



Digitized by Google

deutschen Studenten, die deutschen Künstler, die deutschen Politiker, die deutschen Fürsten waren nicht dabei. Sonst gab es nur ein paar Zeitungsartikel. Von einer „nationalen Arminfeier“ im Jahre 1909 kann nicht die Rede sein.

Und seltsam: wir, die wir nichts weniger als Verehrer der modernen Festfeiern sind, wir fühlen in diesem Falle doch ein Unbehagen, als hätten wir etwas versäumt, ja: ein heimliches Beschlichenwerden von einer Scham. „Haud dubie liberator Germaniae“ nennt des Tacitus Telegrammstil den Mann. Und sehr ernste Historiker haben ausgeführt, daß ohne ihn Deutschland heute ein romanisches Land sein würde wie Frankreich. Daß ein Varussieg in der Teutoburger Schlacht die Geschichte ganz Mitteleuropas in andre Bahnen gelenkt haben würde. Daß sie für Deutschland wichtig war wie gar kein zweites Ereignis.

Freilich, es ist so lange her! Keine unmittelbaren Zeugnisse sprechen uns von jenen grauen Tagen noch, es fehlt ihnen jede Anschaulichkeit für uns. Aber die fehlten auch vor hundert Jahren schon, und doch: damals, zu Zeiten Kleists, fühlte man noch ganz anders. Vielleicht, weil man im nationalen Elend war? Ist es etwa deshalb heute anders, weil man heute erreicht hat, was man vor hundert Jahren ersehnte? Es kommen mancherlei Gedanken durch den Kopf, wenn man der Ursache nachdenkt. Aber je mehr man's tut, um so merkwürdiger erscheint die einfache Tatsache: das deutsche Volk *hat* dem Befreier Deutschlands keine Jahrhundertfeier gewidmet.

G. B.

## Zum Kieler Werftprozeß

Ach ja, zur Kritik gab er Stoff genug. Aber zur Kritik nach zwei Seiten.

Einmal natürlich gegenüber dem *System*. Das System, sagt das Publikum, ist veraltet, schwerfällig, unwirtschaftlich, vor lauter Peinlichkeit im Effekt fast schlampig, vor lauter Sparsamkeit verschwenderisch. Es hat eine Verwaltungskunst, die verwaltet um der Verwaltung willen, die einen umfangreichen Apparat in Bewegung setzt, auch eben um dieses schönen und respektablen Apparates wegen. Es herrscht musterhafte Ordnung, die Ordnung an sich, als reine Form und Idee scheint verkörpert in diesem Beamtenwesen, eine Ordnung nämlich, bei der mitunter mehr in Betracht zu kommen scheint, *wie* als *was* geordnet wird. So kann geschehn, daß kein einziger Referendar eine einzige Amtsstunde verkürzt, daß kein Staatsdiener das Reglement verletzt und daß doch dabei dem Staate wer weiß welche Summen abhanden kommen, immer in bewundernswerter Ordnung, immer auf die regelgerechteste Art von der Welt und ohne daß der Staatsanwalt hinterher eine erfolgreiche Tätigkeit entfalten könnte. Allerdings: Manche Vorgänge, die daraus folgen, rufen nach der Operette. Was hätte einer *dafür* im Kieler Gerichtssaal für Studien machen können!

Man schreibt diese Zustände dem System an und für sich zu und bekommt bei solchen Erfahrungen sogar Bedenken vor dem sonst doch vielfach so eifrig geforderten Staatssozialismus. Der Kaufmann aus der Praxis steigt im Wert. Man weist auf die höhere Verantwortlichkeit und das stärkere



Digitized by Google

Interesse hin, das der Privatbetrieb bei den Angestellten wachzuhalten weiß. Die Schwierigkeiten, einen Staatsbetrieb wirtschaftlich zu gestalten, werden ja immer größer sein. Ist es aber notwendig, daß er so sein muß? Es handelt sich doch wohl um einen Fehler, den das „System" zwar sehr häufig begeht, aber nicht notwendig begehen müßte: um den, daß es sich noch immer allzusehr vom modernen Leben absperrt. Es fehlt an der rechten organischen Verbindung zwischen dem Publikum (im weitesten Sinne) und dem System; zwischen der Öffentlichkeit und den Behörden. Die alte Klage! Das alte Leiden: wo eine Brücke sein sollte, da ist eine Kluft.

Und deshalb sollte sich die Kritik auch nach der andern Seite wenden. Was tut das Publikum seinerseits, um diese Kluft zu überbrücken? Hier werden amüsante Feuilletons über „russische Zustände" aus dem Falle Kiel fabriziert, dort effektvolle Leitartikel und Volksreden. Die meisten Äußerungen der Öffentlichkeit verraten Unkenntnis oder Verkennung des Wesentlichen, und gerade genug auch Gleichgültigkeit dagegen. Man sucht nicht darnach. Man begnügt sich mit jener „reinsten" und der einzigen Art von Freude, die in unserm politischen Leben häufig ist, der Schadenfreude.

So sind eigentlich nur wenige Äußerungen der Kritik ernst zu nehmen. Nur wenige versuchen sich mit ehrlichem Mühn an durchdachten Besserungsvorschlägen auf Grund zureichender Kenntnisse und beweisen, daß es dem, der über die Angelegenheit redet, auch auf die Angelegenheit selber ankommt. Parteiangriffe und Parteisympathien. Dann aber wundert man sich wieder, daß das „System" durch seine Vertreter wenig Wert auf alles legt, was die Öffentlichkeit sagt, und gelegentlich auch das Wenige überhört, was nicht überhört werden dürfte. Daß die Behörden sich ungern von Nichtgerufenen, das heißt für sie: von Unberufenen unterrichten lassen. Daß unsre Beamtenschaft im allgemeinen noch vielfach eine eigene, vom modernen Leben abgeschlossene, von der gesunden Entwicklung sehr zu ihren Ungunsten getrennte Welt bedeutet.

Wann reifen wir zu der Erkenntnis, daß sich Behörden und Volk verbinden müssen? Keine Behörde hat das Recht, sich vornehm oder gar hochmütig abzuschließen. Das Volk seinerseits aber, das „Publikum" darf nicht auf die Dauer die Behörden wie eine gegnerische Partei betrachten; es muß sie als Glieder von sich selbst fühlen, an deren gutem Willen es nicht von vornherein zweifeln darf. Kürzlich wurde im Kunstwart die Aufforderung japanischer Behörden zitiert: wer zu bessern weiß, der spreche, wir versichern ihm, daß wir hören und prüfen. Die Gesinnung, die so schreibt, und die Gesinnung, die solcher Aufforderung folgt — die bringen ein Land vorwärts. U

## Die katholische Literatur im Dürerbund-Ratgeber

Von der katholischen Seite

Zur Antwort auf die Angriffe des „Hochlands" gegen die Behandlung der katholischen Literatur im Dürerbund-Ratgeber hat dessen Redaktion in der neuen Auflage ihre Stellung zur Sache gezeichnet.

„Muth betont, daß es sich hier um schöne Literatur handle, die »doch einfach und schlechthin nach ihrem literarischen Werte und ganz unabhängig davon« zu be-



Digitized by Google

urteilen sei, ob man diese Werke inhaltlich so hoch schätzen könne, wie sie von Katholiken geschätzt werden. Wir unserseits teilen nicht die Ansicht der Ästheten, daß die literarischen Werte ausschließlich von den formalen bestimmt würden, sondern meinen: das, was Avenarius als drittes neben Form und Stoff den Gehalt nennt, bedeute das Letzte und Wichtigste, also: das, was ein Menschen-Ich durch die Form vom Stoffe, aber auch von sich selbst auf den Leser überträgt. Ist das richtig (worüber zu sprechen hier nicht der Ort), so leuchtet ein, daß ein Leser einem Dichter von gleichgestimmter Weltanschauung in sehr vielen Fällen leichter folgen, daß mit seinem Fühlen auch seine Phantasie leichter auf die Bahnen des Weltanschauungs-Genossen einlenken, und daß er also seine Werte eher und stärker erkennen wird. Nur die kräftigsten Talente werden auch den Menschen andrer Weltanschauung zur Nachbildung ihres »Gehaltes« zwingen. Deshalb gaben wir den Katholiken Gelegenheit, unsre von Nicht-Katholiken aufgestellten Abteilungen zu ergänzen. Von einem »Setzen an den Katzentisch« kann daher keine Rede sein, nur davon: eine etwaige Befangenheit nichtkatholischer Beurteiler durch das Anhören der Katholiken selbst zu kontrollieren. Hoffen wir und arbeiten wir auf beiden Seiten daran: daß das wachsende Verstehen der anderen je länger, je mehr eine solche Ergänzung entbehrlich mache. Wir arbeiten dafür, und je eher wir diesen ergänzenden Teil aufgeben können, je mehr wird es uns erfreuen. Vorläufig ginge es ohne Unaufrichtigkeit noch nicht an. Übrigens würden ja auch die meisten Rubriken des »Literarischen Ratgebers für das katholische Deutschland« ihrerseits entbehrlich sein, wenn Muth recht hätte, denn auch die Katholiken könnten sich dann auf jene Gebiete beschränken, bei denen das »Inhaltliche« der Weltanschauung die Hauptsache ist. Wir teilen diese Ansicht nicht und empfehlen deshalb den in seiner Art vortrefflichen katholischen Ratgeber auch unsern Lesern durchaus, den katholischen wegen der Ergänzung unsrer Ausführungen, den nichtkatholischen, damit sie unsre Mitdeutschen von der andern Konfession besser kennen lernen."

Mittlerweile hat das „Hochland", nachdem es in seinem Septemberhefte „zum letztenmal" die Ratgeberfrage besprochen, sie im Dezemberheft nochmals berührt. Es behauptet dabei, daß ich ihm die Antwort auf seine „Fragen vollständig schuldig geblieben" sei und druckt diese Worte gesperrt wie hier. Das ist sonderbar. Die drei nicht Fragen, sondern „Anklagen" betrafen: Erstens die eben erörterte Behandlung der katholischen Literatur im Dürerbund-Ratgeber. Zweitens das Mißverständnis, ich hätte den katholischen Ratgeber der Bestechlichkeit geziehen, dasselbe Unternehmen, das ich sogar auf das wärmste empfohlen hatte. Drittens: die Unwahrheit, unser Ratgeber spiele sich als der erste seiner Art auf, während der älteste und führende auf diesem Gebiete der katholische sei — das mußte, da der Nachweis umgekehrten Sachverhalts sehr einfach war, von Muth und Herwig selbst zurückgenommen werden. Ich dächte, der vom „Hochland" begonnene Streit wäre erledigt.

Es fügt aber seiner allerletzten Notiz, so kurz sie ist, doch Insinuationen hinzu. „Er (Avenarius)



Digitized by Google

handelt auch hier wieder einmal nach dem bekannten Rezept: »sucht nur die Menschen zu verwirren, sie zu befriedigen ist schwer«.“ Was diesen Satz betrifft, den Muth nach dieser Polemik wagt, so genügt es, ihn tiefer zu hängen. — Weiter: „Wir werden jedoch der künftigen Ratgeberarbeit von Avenarius gründlich nachgehen und jeden Versuch, katholische Autoren verächtlich an die Wand zu drücken, auch wenn er in noch so verbindlicher Form unternommen wird, zur Kenntnis unsrer Leser bringen.“ Erstens: Muth und Herwig wissen so gut wie ich selbst, daß die Behandlung der katholischen Literatur im Ratgeber nicht durch mich, Avenarius, geschieht. — Zweitens: sie wissen so gut wie ich, daß es sich da statt um verächtliche Behandlung eher um eine Bevorzugung der katholischen Autoren handelt, denn sie selbst haben unser Verhalten nach der Technik der Insinuation damit erklärt, daß wir auf das katholische Publikum spekulierten. Demnach darf von „zweierlei Maß“ zwar geredet werden, aber zugunsten der Katholiken: ich wüßte nicht, daß eine katholische Redaktion die Vorbeugemaßregeln gegen eigene Befangenheit so weit wie der Dürerbund-Ratgeber triebe, dies würde bedeuten: daß ein katholisches Unternehmen über die Literatur der Protestanten außer den Katholiken auch noch die Protestanten selbst zum Sprechen aufforderte. — Drittens: der Bearbeiter der katholischen Literatur für den Dürerbund-Ratgeber war ein sehr angesehener Mitarbeiter gerade des „Hochlands“. Und so fehlt zum guten Abschlusse der Humor nicht: daß das „Hochland“ in dem Glauben, uns „anzuklagen“ sich bei der einzigen überhaupt noch debattefähig gebliebenen „Anklage“ in gewissem Sinne gegen sich selber wendet.

Aber das Prinzipielle dieser Frage sind bei uns wiederum eine Anzahl von Briefen aus katholischen Kreisen eingelaufen. Aber ausnahmelos zustimmende. So ist es uns beim besten Willen nicht möglich, uns mit andern Vertretern gegnerischer Anschauungen über diesen Punkt im Kunstwart auszusprechen; es melden sich über Muth und Herwig hinaus eben keine. Tun sie's noch, so steht ihnen der Kunstwart nach wie vor offen. A

## Ehe und Beruf

Mann und Weib

Nach Jahrzehnten heißen Ringens hat die Frauenbewegung große Erfolge zu verzeichnen. Das Jahr 1908 hat den Ausschluß volljähriger weiblicher Personen von politischen Vereinen und Versammlungen beseitigt, hat den zehnstündigen Maximalarbeitstag für die Industriearbeiterin und die Immatrikulation weiblicher Studierender auf den preußischen Universitäten gebracht. Damit ist das historisch erste frauenrechtlerische Programm, das ursprüngliche Programm des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, erfüllt, das „die Beseitigung der die Frauenarbeit hemmenden Schranken“ forderte. Anderseits ist mit dem zehnstündigen Maximalarbeitstage ein wesentlicher Programmpunkt der christlichen Frauenbewegung erledigt, die, von der Unterschiedlichkeit von Mann und Weib ausgehend, für die Arbeiterin besondere Schutzmaßregeln fordert.

Aber die großen Erfolge machen die Frauenbewegung nicht überflüssig. Neue Probleme tauchen auf, schwieriger als die alten. Es ist leichter, weibliche Studierende



Digitized by Google

zu immatrikulieren, als sie hinterher anzustellen. Es ist leichter, Schranken zu beseitigen, Frauen zu neuen Berufen zuzulassen, als alle Folgen der Erwerbsarbeit und ihrer überraschenden Zunahme vorherzusehen und neue Schranken zu errichten. Die Erschließung neuer Erwerbsmöglichkeiten hat das Weib in unerwartetem Maße in das Erwerbsleben geführt, nicht nur in die Industrie, in Handel und Gewerbe, sondern auch in die freien Berufe als Lehrerin, Ärztin, Pflegerin, Künstlerin, Inspektorin. Aber die Berufsarbeiterin ist trotz aller Erwerbsmöglichkeiten, trotz aller Freiheiten Weib geblieben. Die gefürchtete Vermännerung ist nicht eingetreten. Und das ist der Grund, warum das Leben der Berufsarbeiterin kein einheitliches Bild, keine geradlinige Entwicklung bietet. Die Anwärterinnen der neuen, heiß erkämpften Berufsmöglichkeiten und die Fabrikarbeiterinnen machen es nicht anders als die Berufsarbeiterinnen alten Stils, als unsre Künstlerinnen und unsre Wäscherinnen vor hundert Jahren: sie heiraten. Sie werden Gattinnen, Hausfrauen und Mütter.

Damit ist die erwerbende Frau vor die Frage gestellt: Ehe oder Beruf? Hausmutter oder Erwerbsarbeiterin? Die Beantwortung dieser Frauenfrage zeigt die Eigentümlichkeit, daß sie in frauenrechtlerischen Kreisen selbst verschieden ist. Die sogenannte Linke der Bewegung verwirft die Fragestellung „Ehe oder Beruf“ und will sie durch die Losung „Ehe und Beruf“ ersetzen. Die Rechte weist diese Formel als allgemein gültige Lösung des Problems ab.

Die Verfechterinnen der Losung „Ehe und Beruf“ führen ins Feld, daß die Ehefrau unter der heutigen Produktionsordnung nur noch die Leiterin des Konsums sei, daß die Technik den Rest häuslicher Arbeit vereinfache, ja mehr und mehr vergewerbliche, daß die Schule die Kinder bereits tagsüber hüte, daß der Tag kommen werde, wo die Einküchenhäuser die Hausmutteraufgabe grundstürzend verändern würden. Schon jetzt ergäbe das Minder an häuslicher Arbeit ein Mehr an Zeit, das der Erwerbsarbeit und damit der wirtschaftlichen Unabhängigkeit der Frau zugute kommen könne und müsse.

Dieser Begründung wäre entgegenzuhalten, daß die Hausmutteraufgabe sich keineswegs in häuslicher praktischer Arbeit erschöpft. Nicht nur was die Hausmutter für die Ihrigen tut, auch was sie ihnen ist, fällt wesentlich ins Gewicht. Soll die Hausmutter den Ihrigen aber etwas sein, muß sie selbst erst allmählich etwas werden. Dazu gehört Zeit. Zeit gehört auch dazu, daß die Mutter einen Faden in das Leben hinausspinnt, daß sie an der Arbeit ihres Gatten, ihrer Kinder verständnisvoll Anteil nimmt. Dazu gehört eine Vertiefung, eine Fühlung mit sich selbst, wie sie nur in und durch Muße zur Selbstbesinnung gewonnen wird. Gewährt die zentralisierte Produktion der Hausmutter diese Muße, so gibt sie ihr die Möglichkeit, sich selbst und die Erfüllung ihrer Hausmutteraufgabe zu vervollkommnen, zu verfeinern, den Kulturbedürfnissen der Gegenwart Rechnung zu tragen, die geistig-sittlich-gemütliche Seite der Familiengemeinschaft in dem Grade mehr zu pflegen, als die wägbaren Güter weniger Arbeitsleistung fordern.

Wenn diese Vertiefung und Verfeinerung der Hausfrauenaufgabe Zeit verlangt, so ist's doch nicht in



Digitized by Google

dem Sinne, wie eine Berufszugehörigkeit es tut. Die berufliche Erwerbsarbeit will in unerbittlicher Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit erledigt sein, sie duldet keinen Aufschub, sie kennt keine Rücksicht. Die Hausmutter kann wochenlang, monatelang die Kultur ihres eigenen Innenlebens ohne Schaden vergessen, um ganz in Hausarbeit oder Krankenpflege aufzugehen. Auf saure Wochen können mußereiche Monate folgen, um wieder durch eine Periode des Ganz-nach-außen-lebens abgelöst zu werden. Die Berufsarbeit dagegen kann nicht nachgeben, sie ist nicht elastisch, sie verträgt nicht ohne Nachteil wiederholte längere, den Geist ablenkende Unterbrechungen. Soll sie befriedigen, ja soll sie auch nur materiellen Gewinn abwerfen, so verlangt sie den ganzen Menschen.

Das tut aber auch der hausmütterliche Beruf. Wie will die Frau es ermöglichen, den Hausmutterberuf und den Erwerbsberuf zu vereinen, sich zu teilen, und doch nach beiden Seiten ein ganzer Mensch zu sein? Eine Seite wird leiden müssen. Auch wenn die Entlastung der Hausfrau noch weitere Fortschritte macht, wer will dem Weibe seine eheliche Geschlechtslast abnehmen? Vaterschaft und Mutterschaft ist nicht dasselbe; nur wer die Lasten der Mutterschaft und Säuglingspflege auf beide Geschlechter gleichmäßig verteilen könnte, sollte den Mut haben, einer mechanischen Gleichstellung von Mann und Weib das Wort zu reden. Da dies Unterfangen aussichtslos sein dürfte, so bleibt der Einwand zu Recht bestehen, daß der Hausmutterberuf sowohl physiologische wie auch andre und zwar unwägbare Leistungen einschließt, in denen die Mutter unersetzlich ist, und daß folglich die Verbindung von Ehe und Beruf eine doppelte Belastung des schwächeren Geschlechts bedeutet. Die Kinder wollen nicht nur geboren, sondern auch gepflegt und erzogen sein; der Mann will nicht nur eine Gattin, er will auch ein geordnetes, behagliches, sicheres Heim haben, und ein Heim aus dem Material von vier Wänden, Geräten, Kleidung, Nahrungsmitteln bilden und leblose Masse mit Harmonie füllen, Wärme, Freude, Anmut als Schönheitsschleier darum weben, das kann nur die Frau. Es fragt sich durchaus, ob das Männergeschlecht das Einküchenhaus will oder lieber dahin strebt, wieder die erwerbende Einheit der Familie zu werden, statt die Familie in steigendem Maße auf die Erwerbstätigkeit der Mutter mit zu gründen. Im Einzelfalle kann die Entscheidung notgedrungen und wider Willen für die Erwerbsarbeit der Mutter erfolgen, bei der Allgemeinheit wird die Entscheidung von der Wertschätzung abhängen, die die unwägbaren Güter der häuslichen Gemeinschaft genießen. Ist die Ehe nichts als eine Konsumtionsgemeinschaft, so ist das Einküchenhaus das eine, die kinderlose Ehe das andere Ideal. Dann wäre der nächste Schritt die Übernahme des lästigen Säuglings vom Staat. Wer in Ehe und Familie aber die höchste Kulturgemeinschaft sieht, die der männliche Geist fand, als er nach Ordnungen suchte, damit das Göttliche im Menschen sich auswirken kann, wer in Ehe und Familie den Urgrund gesitteten Lebens und das Schutzdach für „das zarte, leicht verletzliche Geschlecht“ sieht, der wird streben, die Frau für dieses Gut zu erhalten oder wieder freizumachen. Der wird sagen: „Ehe oder Beruf.“



Digitized by Google

Ein Problem liegt auch in dieser Fassung. Die überwiegende Mehrzahl des weiblichen Geschlechts hat abwechselnd beide Wege zu gehen. Nur von seinem fünfundzwanzigsten bis zu seinem fünfzigsten Jahr nimmt die Ehe das Weib vorwiegend in Anspruch. Vordem ist die Mehrzahl, nach dieser Zeit die Hälfte auf sich gestellt. Diese Zwiespältigkeit, die die Frau vor die Wahl stellt: „Ehe oder Beruf", ist heute die große Schwierigkeit des Frauenlebens. Immerhin läßt diese Zwiespältigkeit jeweils eine ungeteilte Hingabe zu; sie gerät auch nicht in Widerspruch mit dem Prinzip, daß jeder Beruf einen ganzen Menschen verlangt. Diese Zwiespältigkeit, so erschwerend sie an sich wirkt, schädigt auch nicht das Ansehen des Hausmutterberufs und damit das Ansehen des ganzen weiblichen Geschlechts und seiner Aufwärtsbewegung, denn sie stellt ihn nicht als eine minderwertige Aufgabe und Leistung hin, die keine volle Kraft zu beanspruchen braucht.

Die Schwierigkeit im Sinne der Losung „Ehe und Beruf" beheben, aus der Not eine Tugend machen zu wollen, erscheint als ein aussichtsloser Versuch. Die Verbindung von Ehe und Beruf kann unmöglich dem Frauenleben innere Einheit geben, weil Ehe und Beruf nur mechanisch, nicht organisch zu vereinigen sind. Die mechanische Verkoppelung von Ehe und Beruf beseitigt nur scheinbar, nur von außen gesehen, den Dualismus des Frauenlebens, in Wahrheit nimmt sie der Frau auch noch die Möglichkeit periodischer völliger Hingabe an Ehe oder Beruf und bewirkt statt dessen die Zerrissenheit auf immer.

Also: Die Losung „Ehe oder Beruf" bringt die Zwiespältigkeit im Frauenleben in ihrer ganzen Schwierigkeit zum Ausdruck.

Die Losung „Ehe und Beruf" treibt den Teufel durch Beelzebub aus.

Also wird es doch wohl besser sein, sich auf keine der beiden Losungen festzuschwören. Wie sich helfen läßt, davon reden wir weiter.

Elisabeth Gnauck-Kühne

Bildung und Schule

## Vom Individuellen der Klasse

Es ist so schwer zu sagen: Kinder sind so oder so — Kinder haben diese oder jene Eigenarten; denn derartige Behauptungen sind fast immer falsch. Wer viel mit Kindern verkehrt, wird bald finden können, daß alle Verallgemeinerung nur Abstraktion sein kann, und daß die Wirklichkeit immer noch unendlich reicher und mannigfaltiger war, als die wissenschaftliche Psychologie klarzumachen wußte. Ich unterrichte jetzt fast zwei Jahrzehnte lang in allen möglichen Schulklassen und habe noch nie eine Schülerindividualität zum zweitenmal gefunden, geschweige denn eine gleiche oder eine nur ähnliche Klasse.

Auch Schülerklassen sind Individualitäten und bauen sich innerhalb ihrer vier Wände auf und aus, wie gesellschaftliche Organismen innerhalb der Stadtmauern. Jede Klasse hat ihren kleinen König, der sie führt und leitet zum Guten oder zum Schlimmen. Jede besitzt ihren Philosophen, der sich abseits hält von den andern, der nicht lachen kann — nicht, weil er kein Kind mehr wäre, sondern weil er nicht zum Lachen geboren ist. Daneben sitzt vielleicht der lustige Spaßmacher, den alle gern haben, weil er ihnen den täglichen Sonnenschein bringt.



Digitized by Google

Und dann den notorischen Streber, den Kraftprotzen, das Gigerl, das verzogene Muttersöhnchen, den Geizkragen und den Verschwender — wer kennt sie nicht alle aus der eigenen Jugend her? Das Leben draußen wird sie wahrscheinlich später alle mehr oder minder ummodeln; aber hier in der kleinen Gesellschaft „Klasse“ waren Kräfte und Gegenkräfte eben so gelagert, daß sich die besonderen Eigenschaften in so ganz eigenartiger Weise entwickeln konnten. Jeder Neuling würde das Bild verändern, würde dem einen oder andern die Rolle, die er seither spielte, streitig machen, würde einen Klassenherzog stürzen oder einen Klassenkomiker übertrumpfen.

Von dem gegenseitigen Verhältnis der mannigfachen Einzelkräfte hängt der Geist der Klasse ab, und es gehört zu den schwierigsten Aufgaben des Lehrers, der Einzel- und der Klassenindividualität gerecht zu werden. Wer die Töne verwechselt, wer falsche Tasten anschlägt, dem muß die Symphonie mißlingen. Hier hilft kein wissenschaftliches Studium; denn die Wissenschaft ist hier mit ihrer Weisheit zu Ende. Wohl versuchen die moderne Psychologie und die experimentelle Pädagogik durch Konstruktion von Schülertypen dem Individuellen näher zu kommen. Aber in Wirklichkeit ist auch jeder Typus nur eine Abstraktion, die keine Realität hat. Nur dem Künstler gelingen individuelle Seelenbilder. Mehr als die systematische Psychologie zeigt darum zuweilen dem praktischen Pädagogen ein feinsinniger Bildungsroman. Inwieweit der einzelne Lehrer selbst jedoch der Individualpsyche gerecht werden kann, das wird in der Hauptsache abhängig sein von seinem pädagogischen Instinkt, nicht von der psychologischen Gelahrtheit.

Ernst Weber-München

## Studentenbibliotheken,

die nicht Hilfsmittel zu fachwissenschaftlichen Studien sind, sondern zur Ergänzung dieser Studien, Bibliotheken für Bildungs-, nicht für Unterrichtszwecke fehlen an den meisten unsrer Universitäten so gut wie ganz. Wo insbesondere soll der Student den Zusammenhang mit zeitgenössischer schöner Literatur finden? Während er zu den eifrigsten Besuchern der Theater gehört und dort auch von neuen Stücken sieht, was er nur zu sehen bekommen kann, ist ihm in bezug auf Romane, Novellen und Gedichtbücher jede gebildete Frau, die Ernsthaftes liest, überlegen. Der deutsche Student gibt im Verhältnis zu seinen Mitteln im Durchschnitt wohl mehr als der Vertreter irgendeines anderen „Standes“ für Bücher aus, aber seine Mittel sind ja sehr beschränkt, und die Preise unsrer neuen Literatur sind nicht niedrig. Also muß er zu Bibliotheken gehn. Zu welchen? Die öffentlichen Leihbibliotheken, die reine Geschäftsunternehmen sind, behandeln das Gediegene stiefmütterlich, wenn sie überhaupt mit geistig anspruchsvollen Lesern rechnen. In den Universitäts-, in den Stadt-, in den Staatsbüchereien aber ist „Belletristik“ in den seltensten Fällen zu finden.

Die Züricher Studenten bemühen sich jetzt um die Einrichtung einer Bibliothek moderner Autoren, sind aber, wie die Dinge einmal liegen, dabei großenteils auf Spenden der Verleger angewiesen. Auf andern Universitäten hat man Ähnliches in Verbindung mit den Lesehallen schon



Digitized by Google

früher versucht. Sollen unsre Hochschulen neben den Stätten der Wissenschaft, die sie sind, wieder Stätten der höchsten Bildungspflege werden, so müssen sie auch die hier skizzierte Aufgabe allerorten zu lösen suchen.

Unter uns

## Unser Wandkalender

kann diesmal erst dem nächsten, achten Hefte dieses Jahrgangs beigegeben werden, das ja immerhin auch schon in der ersten Hälfte des Januar den Lesern zugehen dürfte.

Das Inhaltsverzeichnis für diesen Quartalsband liegt dem Hefte bei.

Einbanddecken für den Kunstwart sind jetzt bekanntlich für Vierteljahrsbände in zwei Arten zu bekommen: in Pergament für 2 Mark, in Leinen für 1.25 Mark, für Halbjahresbände jedoch nur in Pergament zu 2.25 Mark das Stück.

Kunstwart-Verlag
Georg D. W. Callwey

Lebende Worte

## Vom Menschenleben

Ein Mensch besteht eigentlich aus mehreren Menschen. Es kommt alles darauf an, wann man etwas unternimmt und wie man für die Unternehmung reif ist oder nicht.

▣

Das Menschenleben hat in der Jugend wie im Alter kritische Jahre, in welchen die Posten der Vorjahre plötzlich zur Summe gipfeln und lang Gereiftes und still Vorbereitetes wie mit einem Sprung in die Erscheinung tritt. Der Klügste, übersieht er kalt oder sorglos solche Katastrophen, mißversteht dann die Zeit, bleibt hinter ihr zurück, rechnet veraltet und macht Mißgriffe.

▣

Können zwei sich berechnen, ohne daß die ganze Welt mitrechnet? Einer mit allen und alle mit einem weben wir Millionen von Fäden in das nämliche Gewebe von Schuld; zu zweien wird kein Schuldbuch geschlossen, und wer da heraustritt und sagen kann: ich habe bezahlt, von dem sagen die andern: er ist gestorben. Das wäre die tiefsinnigste Sprache der Welt, welche nur ein einziges Wort hätte für Leben und Schuld, für Tod und Strafe.

Ferdinand Kürnberger

# Unsre Bilder und Noten

Das Bild des Freiherrn von Schlippenbach paßt schon seinem Gegenstande nach recht gut in ein Silvester- und Neujahrsheft, denn das dargestellte Stück Stadtbild wirkt wie ein Rück- und wie ein Vorausblick. Die alte Brücke, die es zeigt, steht in Dresden nicht mehr, aber im Hintergrunde deutet die Glaskuppel über der neuen Kunstakademie schon die neue Zeit an, denn mit dieser begann das alte schöne Stück Sein hier sich zu verändern. Freilich ist das Stoffliche hier sehr nebensächlich, der eigentliche Wert des Bildes liegt natürlich in der überzeugenden Winterstimmung, in der Winterluft, deren malerische Illusion durch das überaus feine Tönen der Farbflächen in sich und gegeneinander erreicht ist.

Winterstimmung zeigt auch der sehr glückliche Landschaftsausschnitt von Louis Lejeune, Oberberg in österreichisch Schlesien. Nicht der „tobende“,



Digitized by Google

kaum der „schneidende“ Winter, tiefe Ruhe ist hier, in der man das geschützte Leben drunten im Städtchen zu fühlen meint. Es ist alles so still, daß uns scheinen mag, das Bild brauche eigentlich gar keine Farben: ein wenig helleres, ein wenig dunkleres Tönen gebe Atemraum für diesen Winterfrieden genug.

Das Silvesterbild von Caspari ist ein ganz ungewöhnlich gelungenes Beispiel reiner Schwarz-Weiß-Kunst. Gar keine Mitteltöne, nur schwarze Flächen und Striche, und doch ein körperhaftes Landschaftsbild von reichem Lichtzauber. Wer sich des Unterschieds in der technischen Kunst recht bewußt werden will, wird vielleicht dieses und Lejeunes Bild miteinander vergleichen, noch besser aber Casparis Blatt und eine Tuschzeichnung. Der nicht überdeckte Grund leuchtet zwischen den tief dunkeln Flächen und Strichen mit der Schärfe des reinen Kontrastes und vereinigt sich mit den Strichen dann zu einer Flimmerwirkung, die sich anderswie überhaupt nicht erzielen läßt. Wir empfehlen dem Laien auch, die einzelnen Stellen von Casparis Bild in ihrer Strichführung daraufhin zu vergleichen, wie die verschiedene Wirkung herausgebracht ist.

Schon dieses Bild aus dem vortrefflichen Abreißkalender „Kunst und Leben“ des Fritz Heyderschen Verlages in Berlin gehört zu einigen Kalenderbildern, die wir zusammenstellen, um von dem erfreulichen Fortschritt in der Kalenderkunst der letzten Jahre Zeugnis zu geben. Otto Ubbelohdes „Münzenberg“ aus dem Kalender „Hessenkunst“ (Verlag von Ebel in Marburg) und Robert Moritz' „Moritzkirche in Halle“ aus dem Hallischen Kalender (Halle, Gustav Moritz) bringen wir aus dem gleichen Grund. Die Strichätzung ist unter den neuen reproduzierenden Techniken eine, die auch ästhetisch nicht lange Verwirrung gestiftet, die sich vielmehr als nützliche Anregerin der Federzeichnung erwiesen hat.

Es ist doch schön, daß wir jetzt schon eine ganze Reihe von Gau-, ja: von Heimatskalendern haben, die bei ihren Käufern immerhin Geschmack genug zur Würdigung solcher Blätter voraussetzen können. Von guten kleineren Textbildern bringen wir einiges in einem der nächsten Hefte. Heute beschränken wir uns auf größere Landschaftsbilder, nur mögen noch die zwölf Monatszeichen von Preetorius aus dem Hyperion-Almanach (München, Hans von Weber) das neue Jahr einleiten helfen. In den zwölf Kreisen zwölf ornamental ganz vortreffliche Tierkreisbilder von festem Strich.

Zum Schlusse beginnt mit den Künstler-Grußkarten die Vergnügtheit. Über diese Karten wolle man den Rundschaubeitrag vergleichen. A

Unsre Notenbeilage bringt eine alte dänische Elfenballade, ein Seitenstück zu dem berühmten Elvershöh. Während aber dieses strophisch gestaltet ist, hat der Bearbeiter die einzelnen Strophen, statt die An-



Digitized by Google

passung ihrer Musik an den wechselnden Inhalt dem Vortrag zu überlassen, durch eine charakteristische Abwandlung der Begleitung — die Melodie ändert sich im ganzen Verlaufe des Stückes nicht — diesem notwendigen Wechsel des Ausdruckes vorgearbeitet. Auf welche Weise, durch welche Mittel dies geschieht, bildet nun wiederum — ich möchte sagen eine Nebenquelle des Genusses für die Phantasie. Ganz besondere Beachtung erheischt der Refrain, in dem sich, wie bei allen germanischen Liedern der Stimmungsgehalt der Ballade verdichtet und kristallisiert. „Elfenkönigs Braut" erscheint hier, soviel mir bekannt, zum ersten Male in deutschem Gewande. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende für Musik: Dr. Richard Batka in Wien III; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien III, Arenbergring 16 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I



Digitized by Google

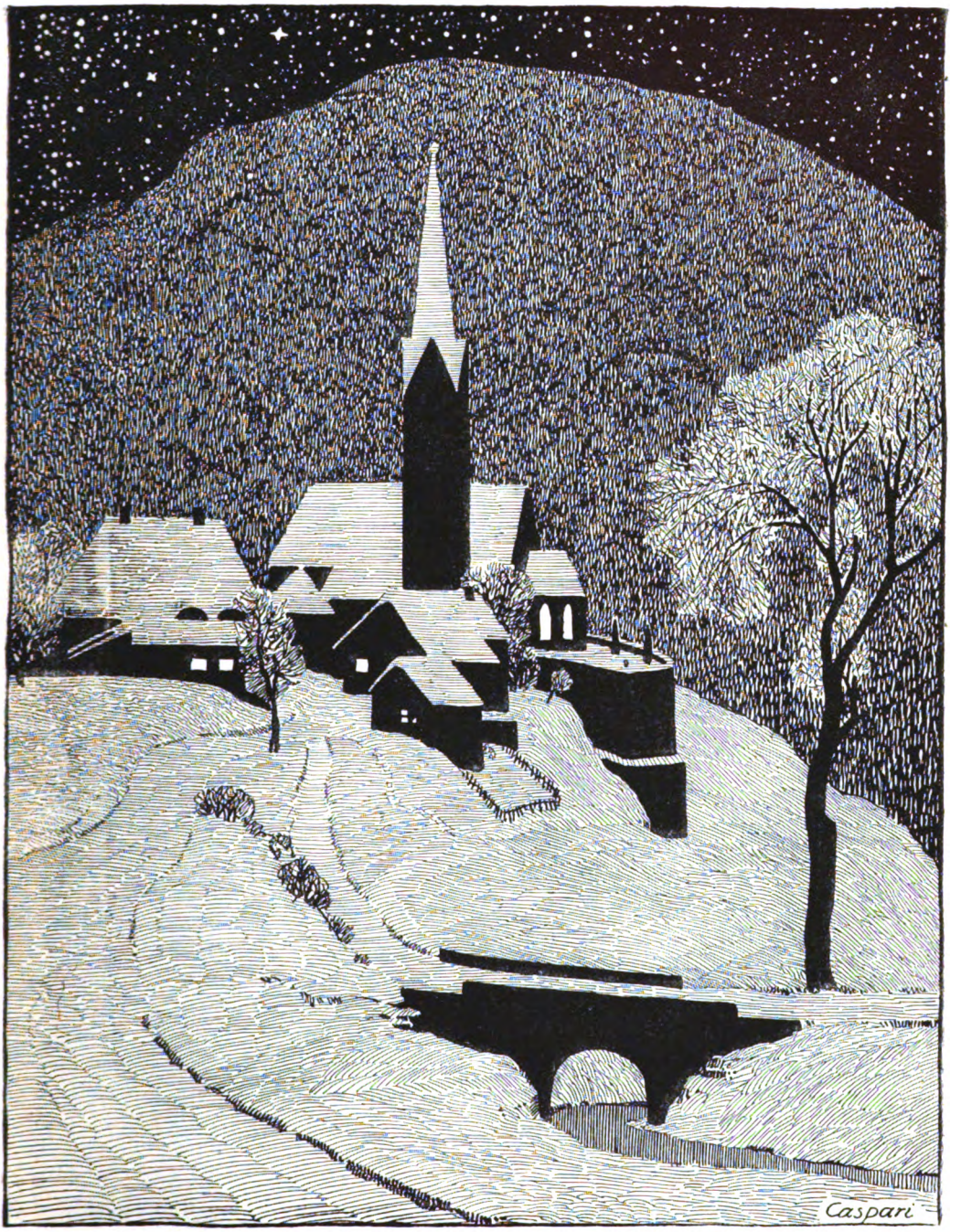
LOUIS LEJEUNE

KW

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google




Aus dem Abreißkalender „Kunst und Leben“ (Berlin, Fritz Heyder)

WALTER CASPARI

KW

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

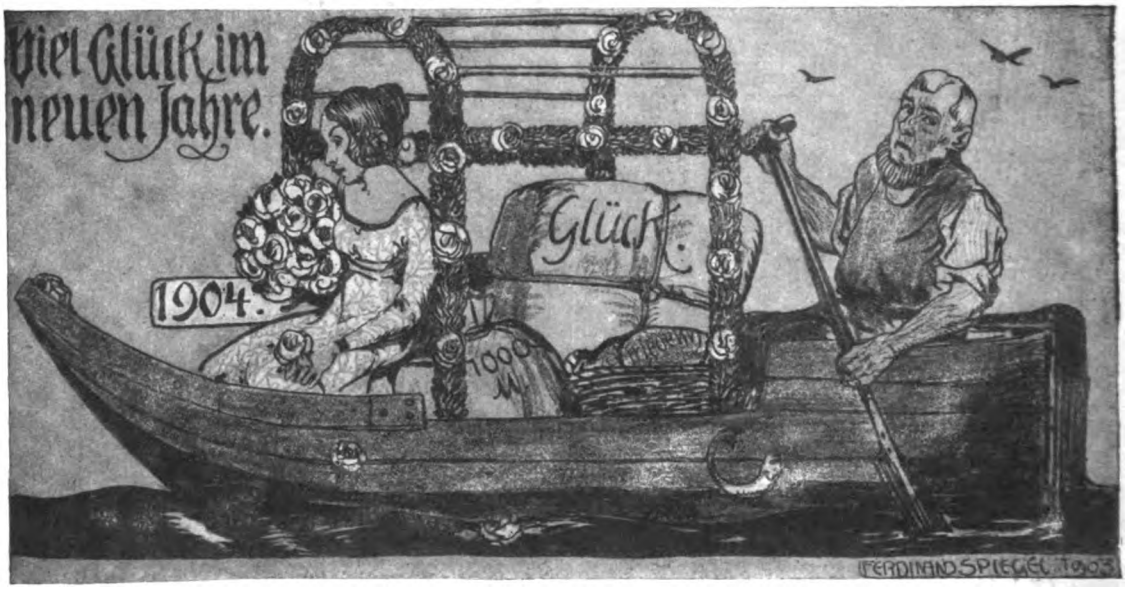
Digitized by Google

KW

ALBERT WELTI

Digitized by Google

IGNATIUS TASCHNER




FERDINAND SPIEGEL

KW

Digitized by Google

FERDINAND SPIEGEL

IGNATIUS TASCHNER

KW

Digitized by Google

FERDINAND SPIEGEL

KW

HANS HAMMER

Digitized by Google

RUDOLF SCHIESTL

HARRY SCHULTZ

Digitized by Google

KW

Ist nit das Leben ain Orgelspiel?
Spielt jeder / als er kann und will
Sein Fuga, auch Thema cum Variation.
Gott giebt aim jeden das Thema schon.
Wird freilich oft Generalbaßlehr,
Orgel- und Contrapunkt manchem schwer,
Sind freilich diem viel Kreuz und be
Im Stück. Thaend Herz und Augen weh:
Kommt auch gar mancher aus'm Takt,
Oder ein falsch Register pakt,
Oder mitten eins daneben gickst,
Daß ein unrichtig Pfeifen quickst:
Macht nichtes — denn das Lied der Zeit
Stimmt doch ins Hallelluja der Ewigkeit.
Wann nur das Glück den Blasbalg treibt,
Das nit der Schnaufer ganz ausbleibt:
Geb Gott ain gute Melodei,
Daß Euer Leben glücklich sei.
Ein Symphonia ohne Tadl
Wünscht mit den seinen Jakob Bradl.

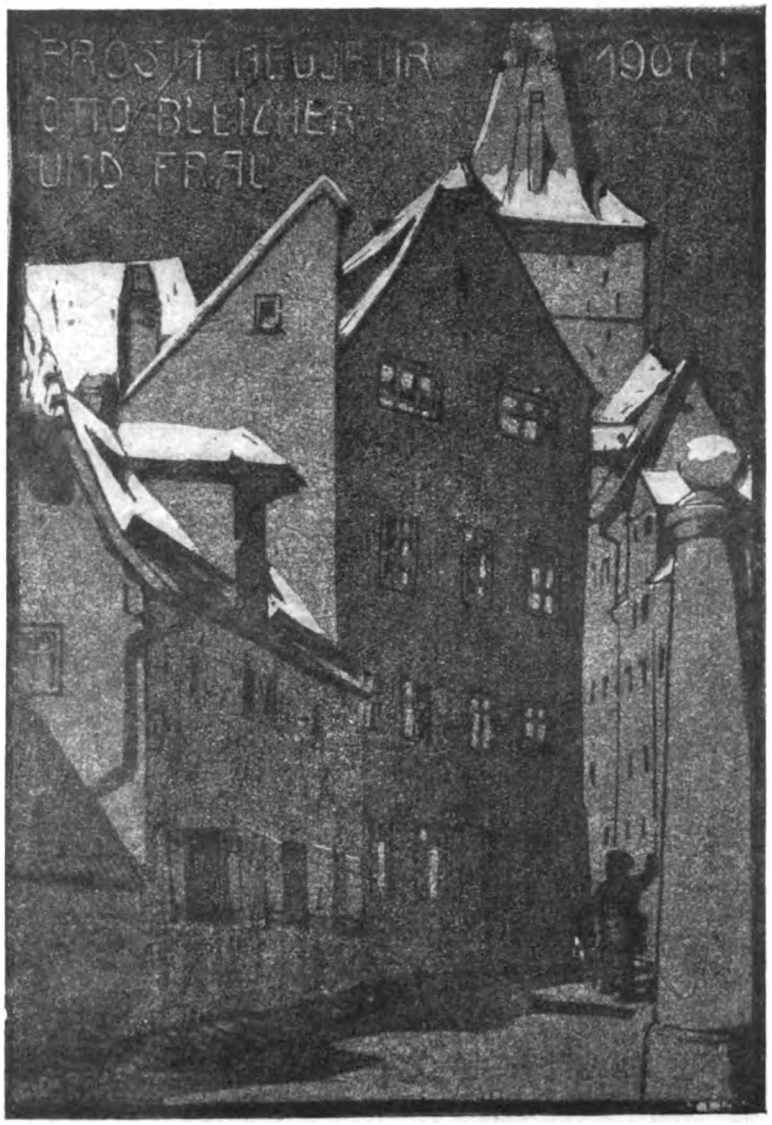
JAKOB BRADL

KW

Digitized by Google

IGNATIUS TASCHNER

Digitized by Google



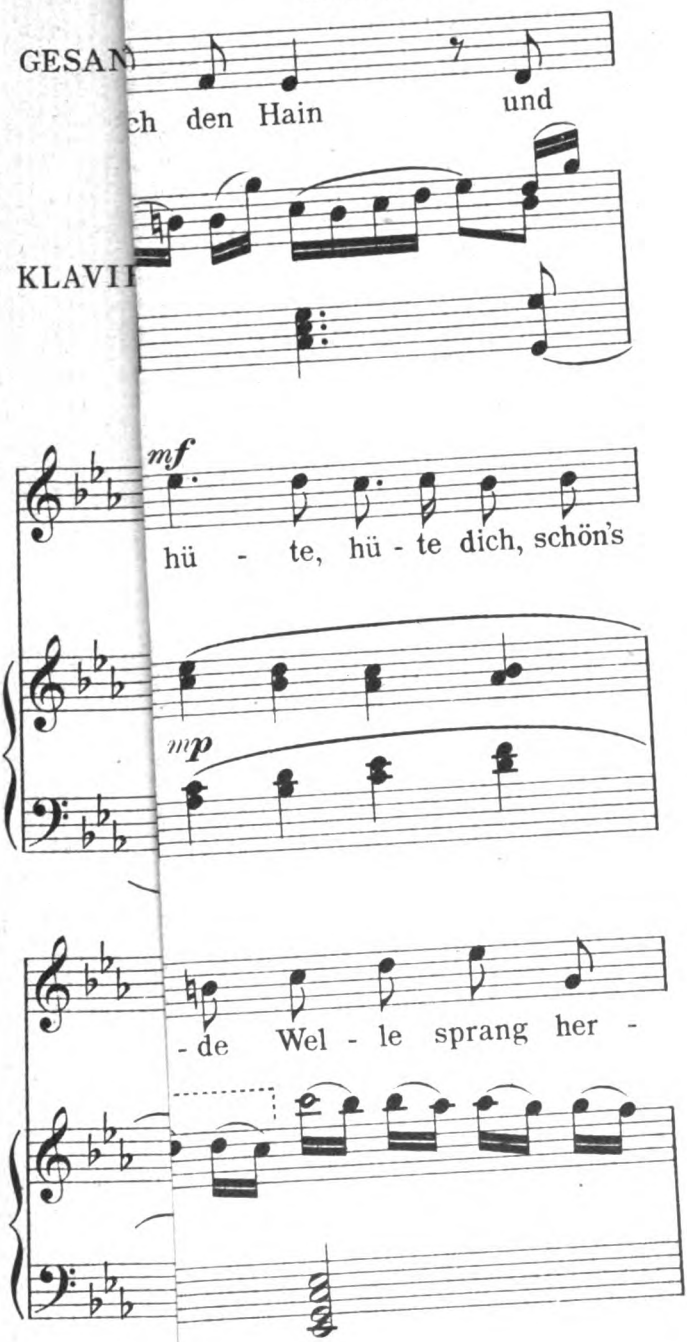

OTTO BLEICHER

RUDOLF SCHIESTL

Digitized by Google

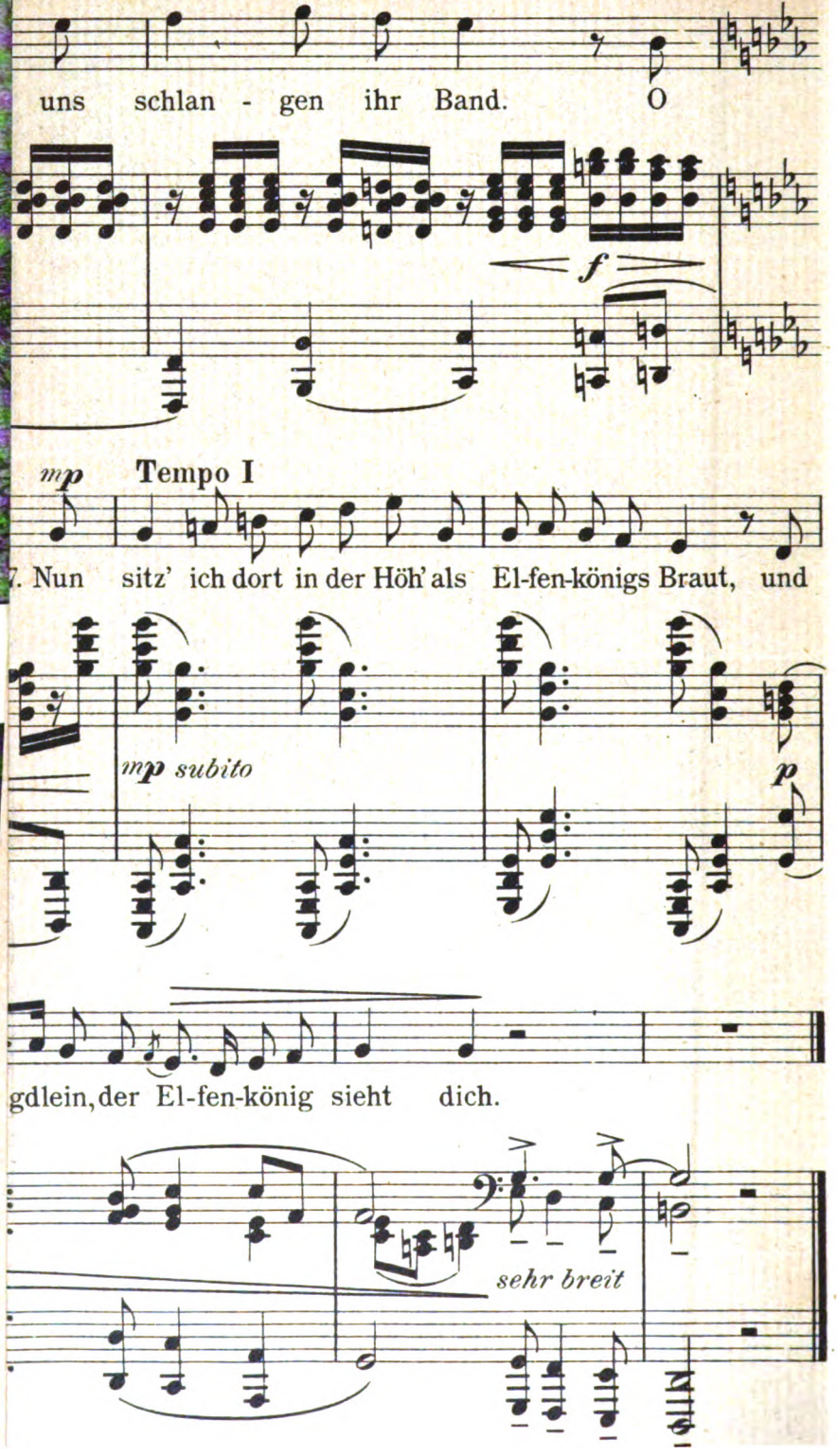
# RAUT (Dänische Volksballade)

Deutsch und gesetzt von
ALFR. JUL. BORUTTAU




Eigentum des K

Digitized by Google




Digitized by Google

Digitized by Google

H. P. FEDDERSEN

KW

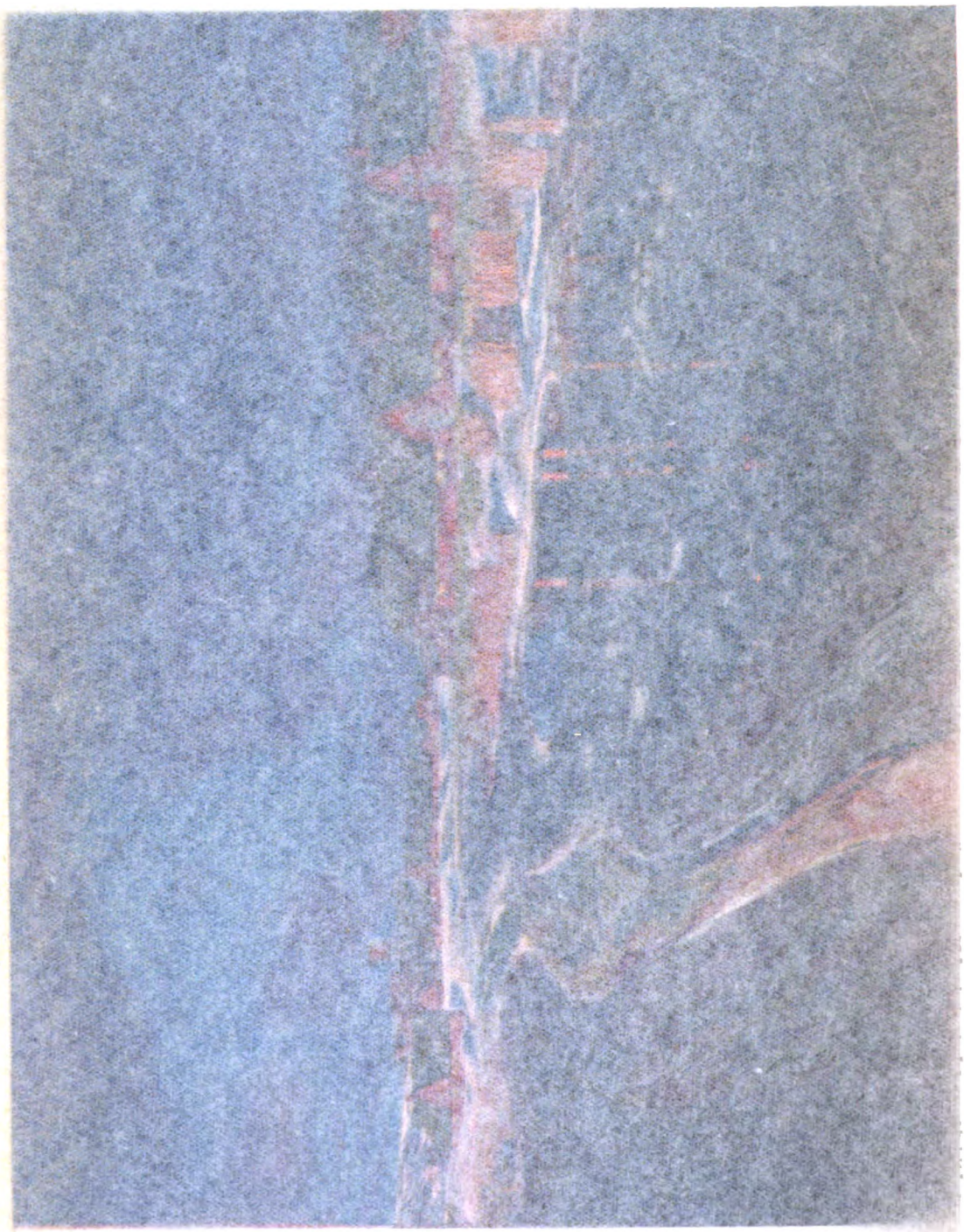
Digitized by Google

Jahrg. 23 Zweites Januarheft 1915 Seite

# Ernst Moritz Arndt

28. Dezember [illegible] — 29. Januar [illegible]

[illegible]



Digitized by Google

# Ernst Moritz Arndt

**26. Dezember 1769 — 29. Januar 1860**

Das wird wohl immer zu den wertvollsten Bildern der Geschichte gehören: eine in Kraft geschlossene Persönlichkeit, die ganz im Dienste der Zeit, mit aller Glut ihres Empfindens und aller Bewußtheit eines vielerprobten Lebens nichts anstrebt, als Mahner, Berater und Helfer der Zeit zu sein — und nun in eben diesem Bemühen emporwächst zu mehr als zeitlicher Geltung. Arndt will nichts als dienen, restlos soll sein Schaffen in die Wandlung und das neue Werden des Volkes einschmelzen, immer nimmt den Schriftsteller und Dichter die Not der Allgemeinheit in Anspruch: und in eben diesem Dienst, dieser Hingabe und Aufopferung an die Gegenwart gestaltet sich ein Mannesleben, das weit über die Zeit hinausragt und aus dem wir vom Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts mit unsern neuen Nöten noch immer Trost und Hilfe gewinnen können. So ist er ein rechtes Beispiel dafür, wie höchste Persönlichkeit nicht in völliger Beschränkung auf die eigne Innerlichkeit, sondern in der Hingabe an eine Gemeinsamkeit errungen wird.

Seine Hingabe ist vollkommen. Nie predigt er, so hart er tadelt. Er erlebt wie alle großen Helfer und Lebensförderer die Allgemeinentwicklung in sich und schließt sie für sich in sich ab. Unermüdlich betont er, daß er selbst jener Zeit angehöre, die er so hart anfaßt. Immer ist das fördernde und Freudigkeit weckende „Wir“ bei ihm zu hören, das eine Gemeinsamkeit von Vorwärtsstrebenden voraussetzt, nie das sich absondernde „Ich“. Wenn er von sich spricht, geschieht es immer im Hinblick auf die Zeit, im Zusammenhang mit den Zeitgenossen, unablässig forscht und fragt er, ob er sich nicht vom allgemeinen Streben entferne, ob er sein Helferamt rein verwalte, ob es nicht seine besondre Vorliebe und sein besondrer Haß seien, die ihn zum Kampfe riefen. Hier zeigt sich neben der Hingabe jene andre höchste Tugend, die ein solches Amt wie das seine erfordert: das starke Gefühl der größten Verantwortlichkeit. Das Aufgehen in der allgemeinen Not verbunden mit dem Gefühl der ungeheuren Verantwortung, die der Zeit auferlegt ist, sie bilden den bis dahin kaum dagewesenen Ernst, mit dem er den inneren Zustand Deutschlands prüft. Das ist das Neue, das Arndt vor der früheren Generation voraushat.

„Ich sehe die hohe Pflicht eines Wächters und Stundenweisers der Zeit, indem ich begreife, wie die Menschen jetzt geboren, gebildet und geworden sind. Abgründe öffnen sich vor und hinter mir, so wie das hohle Nichts, woran sich alles blind und vertrauend lehnt, heller vor meinem Blick aufsteigt. Zahllos sind die Wege, zahllos und lauthalsig sind die Ausrufer und Wegweiser; zehntausend halbblinde Augen für ein gesundes, und doch nur ein Weg zur Wahrheit und Gerechtigkeit. Diesen Grund des jetzigen Lebens, dies geistige Gespenst, wodurch es geführt wird, soll ich immer unverwandt an-



Digitized by Google

schauen und mich nicht verlaufen in die Irre. . . . Es ist viel, und dem Gebrechlichen wird man das Straucheln verzeihen. . . . Ich sehe dich, arme Menge, mit den hunderttausend Augen, die nicht sehen, mit den tausendmal tausend Armen, welche umhertasten, viel ergreifen und nichts festhalten. Ich sehe dein Unglück und das Unglück deiner Kinder und müßte ein heilloser Bösewicht sein, wenn ich nicht mit einem Worte der Strafe und Warnung dareinriefe."

Mit diesem Empfinden macht er sich daran, den „Geist der Zeit" zu erforschen. Und nichts Geringeres als die Verurteilung einer alten, die erste kühne Verkündigung einer neuen Welt bedeutet dieses gewaltige Unternehmen. Erst mit dieser neuen Art, die Zeit und die große Einheit des Volkes als etwas Lebendiges und Leidendes zu empfinden, beginnt jene Epoche, in der wir noch leben.

Das achtzehnte Jahrhundert hatte an seinem Ausgang die höchste Blüte des persönlich-geistigen Lebens in Deutschland gezeitigt. Die Großen der Zeit hatten die Heiligtümer der deutschen Geistesbildung aufgebaut, der deutsche Idealismus durchlebte seinen Jugendfrühling. Das Ideal der geläuterten und durch ihre Läuterung freien Persönlichkeit war das Eigentum der Gebildeten geworden. Von der Welt von Weimar und Jena aus führten zwei Wege weiter. Entweder man genoß die geistigen Güter, die jene eben verflossene Periode geschaffen hatte, man verfeinerte ihre Schönheiten, verglich und durchforschte ihre Werte — und geriet allgemach in ein still genügsames oder unbefriedigtes *Spielen* mit ihnen. Oder man machte ernstlich den Versuch, die Ideale der Klassik nicht nur in der Kunst, nein, *im Leben zu verwirklichen*.

Auf dem ersten Wege sieht Arndt die Zeitgenossen. Die Romantik, das Epigonentum, eine Geistigkeit, die sich vom Leben entfernt hat, oder wie er es kurzweg nennt: der Geist hat die Deutschen verdorben. Vielseitigkeit des Strebens, Zwiespältigkeit des Empfindens, kalte Klügelei, Mangel an Leidenschaft und Einheitlichkeit, Lauheit und Trägheit des Herzens, Ohnmacht des Willens sind die Übel, die er nicht müde wird, anzuklagen. Eine schwere, gedrückte Atmosphäre, in der einseitig verstandesmäßige Aufklärung und ein trüber Mystizismus dumpf miteinander ringen, reizt seine frische, an der Natur erzogene und immer neu genährte Männlichkeit. Alles Halbe und Weibische, Verkünstelte des Zeitalters greift er mit froher Siegeshoffnung an. Er wird nicht zum Barbaren und Bilderstürmer dabei. „Ich kenne wohl die Freiheit jener überschwänglichen Welt, wo kein Laster, keine Sünde, kein Haß mehr ist, aber wie wenige Menschen erheben sich zu diesem lichten und hohen Dasein!" Das ist das Entscheidende, das, worauf es ihm ankommt: wie *wenige*. Er sieht die arme Menge mit den hunderttausend Augen, die nicht sehen, mit den tausendmal tausend Armen, welche nur umhertasten und nichts festhalten. Und hier wendet sich seine Kulturkritik dem positiven Ideale zu, das ihm das Recht zu seiner Kühnheit gibt. Er ist einer der ersten, der die Sehnsucht und die Hoffnung der neuen Zeit in sich empfindet, jenes neue Werden, das selbst Goethe kaum leise in der Zukunft gespürt hat; er erkennt in ihr keine Trennung der Stände mehr, keine bevorzugten Schichten der Bildung und des Kulturlebens,



Digitized by Google

denen andre völlig im Dunkel verharrend gegenüberstehen, ihm fließen alle Unterschiede und alte Ordnungen zusammen in dem großen Begriff des Volkes.

Ihm bedeutet eine Kultur nichts, die in selbstsüchtiger Einsamkeit die Vielen fernhält, sie muß in sich selbst verkümmern. Er schätzt eine Bildung nicht, die nicht das Ganze durchdringen kann. Immer ist es das alte Übel, das er beklagt, die Trennung von Volk und Gebildeten. Das eigenste Leiden des modernen Kulturlebens, das wir heute so gut kennen und durchforschen, ist im „Geist der Zeit", dieser grandiosen Auseinandersetzung mit seinem Jahrhundert festgehalten und dargestellt: „Geschieden stehen die zwei Welten, geschieden auf immer, wie es scheint, die geistige unten, welche der Geist nun verlassen hat, und die himmlische oben, welche die untere erleuchten und beseligen sollte. Verfliegen wird auch diese Herrlichkeit wie eine Wetterleuchtung ohne erquickenden Regen und Blüten und Früchte. Die erhabene Beständigkeit und Sicherheit der Idee wird keine Beständigkeit des Lebens bleiben, kein herrliches Wandeln unter den Lebenden in Tugend und Verstand. . . ." In solchem Empfinden lehnt er sich auf gegen den „Geist". Die Tat und das Leben sind das Erste. Hier ist der Kern seines Wesens und seines Schaffens. Hiermit betritt er auch jenen weiten Weg, der von Weimar aus weiterführte und den die Zeitgenossen nicht fanden: den Weg zu dem ernsthaften Versuche, die Ideale der Klassik zu verwirklichen.

Diese Ideale hatten jene große Sehnsucht des modernen Kulturlebens geistig erfüllt. Sie hatten eine Form gefunden für die Versöhnung von Sinnlichkeit und Sittlichkeit, Natur und Kultur, den Bedürfnissen des einzelnen und den Anforderungen der Gesellschaft. Schiller hatte in der „ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechtes" den Weg gewiesen und in seiner Dichtung die Freiheit verkörpert, die sich mit der Notwendigkeit verbindet und darum heilig ist. Fichtes absoluter Idealismus hatte diese innerlichst geheiligte Persönlichkeit in den Mittelpunkt der Welt und der Geschichte gestellt. Arndt aber führt sie unmittelbar in die Geschichte hinein und läßt sie handeln, wirken und kämpfen. Er macht völlig ernst mit dem höchsten Streben, erfüllt die Wirklichkeit ganz mit jener großen Sehnsucht, bringt jene letzten Hoffnungen ganz nahe, ganz kühn an das Leben heran. Eine Wandlung des alten Ideals vollzieht sich allerdings bei diesem letzten Schritt, den die Entwicklung vom Denken zum Handeln tut. Schiller träumt noch von der Erziehung des Menschengeschlechtes, Fichte gelangt bereits vom Kosmopolitismus zur Nation, in Arndt aber gewinnt jenes Kulturideal, das die Klassik zunächst hoch über den Niederungen eines verworrenen und haltlosen öffentlichen Lebens geschaffen hatte, frischen Boden: indem man das große Kulturstreben auf die Nation anwendet, es mit dem Begriff des Volkstums verbindet, ist ihm ein Halt, eine feste Begrenzung, eine Anknüpfung an die Bedingungen der Wirklichkeit gegeben. Erst von da an ist dieses Kulturideal lebendig geworden. In der Idee des Volkstums hat es erst feste Form und klare Prägung gefunden. Das ist die bedeutsame Rolle, die Arndt in der deutschen Geschichte spielt: er vor allen gibt jene höchste Kulturidee, die er aus dem geistigen Leben gewonnen und in der Not einer



Digitized by Google

drangvollen Zeit innerlichst durchlebt hatte, an das geschichtliche Leben weiter. Er vollzieht die realistische Umformung der Idee. Und leitet damit eine Entwicklung ein, die auch uns Heutigen noch unsre größten Aufgaben stellt. Hermann Ullmann

## Groß-Berlin

**Gesichtspunkte für die Beurteilung des Wettbewerbs Groß-Berlin und seine Bedeutung für die Entwicklung des modernen Städtebaues überhaupt***

### Aufgabe des Wettbewerbs

Der Wettbewerb Groß-Berlin hat den Zweck, der Hauptstadt unsres Reiches mit ihren zahlreichen Vororten den Ausgangspunkt einer einheitlichen städtebaulichen Entwicklung zu geben. Nicht handelt es sich dabei um die Gewinnung eines brauchbaren, das heißt in die Wirklichkeit umsetzbaren Bebauungsplanes. Abgesehen von der Unmöglichkeit, bei dem außerordentlichen Umfang des Gebietes in der zur Verfügung stehenden Zeit die hierfür erforderlichen Lokalstudien zu machen, wäre auch grundsätzlich der Versuch zur Aufstellung eines solchen Bebauungsplanes verfehlt. Man möge bedenken, wie weit zurück vor zwanzig bis dreißig Jahren unser Städtebau gegen heute war, und man wird einsehen, daß ein heute aufgestellter Bebauungsplan nach weiteren zwanzig Jahren als vollkommen veraltet beiseitegelegt werden muß. Man hätte nicht nur unnütze Arbeit geleistet, man hätte auch, was schlimmer, der künftigen Entwicklung unüberwindliche Hemmnisse in den Weg gelegt. Städte von dem Umfang, wie sie der Bebauungsplan des Wettbewerbs vorsieht, sind noch nicht da; für sie werden sich Grundsätze in städtebaulicher Behandlung entwickeln, von denen unsre Zeit noch keine Ahnung haben kann. Wir stehen erst am Anfang eines modernen Städtebaues.

Die Aufgabe des Wettbewerbs liegt vielmehr in zweierlei. Einerseits in der Gewinnung der Möglichkeit, auf einheitlicher Grundlage die Frage nach dem gegenwärtigen Stand unsres Städtebaues zu behandeln, und anderseits, nicht minder wichtig, in der Gewinnung von Ideen und Richtlinien, die einem gegen heute fortgeschrittenen, zukünftigen Städtebau in jeder Hinsicht freien Spielraum zur Entwicklung lassen. Das gilt sowohl für den Bebauungsplan und die Bauordnung, wie auch für die Fluchtliniengesetzgebung. Die Art der Lösung in diesem Punkt darf von nicht geringem Einfluß auf die Beurteilung sein. Abgesehen von der fortschreitenden Entwicklung unsrer Ansprüche in hygienischer und ästhetischer Beziehung: wer vermag zu sagen, welche Rechte eine Zeit nach zwanzig bis dreißig Jahren unsren Kindern und Enkeln über den Grund und Boden im öffentlichen Interesse nehmen und geben wird? Ob nicht Mittel und Wege gefunden sein werden, die eine weit freiere Verfügung

* Der Verfasser der folgenden Ausführungen, die uns wegen ihrer Klarheit wie Großzügigkeit und ihrer Blicke über das Heute hinaus für die Gebildeten ganz Deutschlands ganz besonders beachtenswert erscheinen, ist kein „Außenseiter“ in Großstadtfragen, denn er ist Baurat der zweitgrößten preußischen Stadt, Breslaus. Kw.-L.



Digitized by Google

seitens der Allgemeinheit zulassen, die den Haupthemmschuh in der städtebaulichen Entwicklung im Interesse der Wohnenden, das Privatbodenmonopol, beseitigt oder wesentlich gemildert haben werden? Auch dies ist zu berücksichtigen.

Drei Hauptgesichtspunkte kommen nun für die städtebauliche Behandlung in Betracht:

1. Die Wohnstadt,
2. Die Arbeitsstadt, mit den Unterteilungen der Geschäftsstadt (City) und der Industriestadt,
3. Die Monumentalstadt als Stätte der Kultur und Verwaltung, der Repräsentation usw.

## Die Wohnstadt

Da die hygienische Seite, die vor allem die Wohnstadt berührt, die wichtigste ist, sei sie zunächst behandelt.

### Beseitigung des Großstadtsumpfes

Es steht statistisch fest, daß die Zunahme der Großstadtbevölkerung nicht aus sich heraus geschieht, sondern durch Zuzug vom Land und von der Klein- und Mittelstadt. Unsre Großstädte bilden den Sumpf, in dem der Überschuß der Bevölkerung dauernd versinkt. Die Statistik der Gefängnisse und Irrenhäuser, der Sterblichkeitsverhältnisse, der Militäruntauglichkeit, Schwindsuchtsstatistik und Kriminalstatistik beweisen, daß unsre Großstädte die moralischen und körperlichen Degenerationszentren unsres Volkes geworden sind. Noch vermag unser Volk infolge der Kraft und Gesundheit seiner außergroßstädtischen Bevölkerung dem unsre Volkskraft und Volksvermehrung herabziehenden Strudel der Großstädte das Gegengewicht zu halten. Beängstigend für die Zukunft ist es jedoch, zu sehen, in welch abschreckendem Verhältnis zur Außergroßstadtbevölkerung die Großstadtbevölkerung dauernd zunimmt.

Die Entwicklung unsres modernen Städtebaues hat deshalb vor allem andern ein wichtiges Ziel. Sie muß erstreben, die Großstädte auf einen solchen Standpunkt zu bringen, daß sie einen gesunden Nachwuchs wenigstens zum großen Teil aus sich selbst heraus zu erzeugen vermögen. Wohl ist dem Städtebau allein nicht möglich, dieses Ziel zu erreichen. Änderungen der großstädtischen Lebensführung, Einschränkung des Alkoholgenusses und vieles andere gehört mit dazu. Die Möglichkeit jedoch, die Lebensführung auf gesunde Grundlage zu stellen, muß zum größten Teil der Städtebau schaffen.

Die Luft ist das wichtigste Nahrungsmittel aller Organismen. Die Luft unsrer Großstädte ist von einer die Gesundheit aufs äußerste schädigenden Beschaffenheit. Vor allem sind der Mangel der Vegetation und die durch die Verbrennung von Kohle erzeugten schädlichen Gase (wie schweflige Säure usw.) die Ursachen der Luftverschlechterung. Der Gehalt der Großstadtluft an Schwefelsäure allein beträgt nach Hüppe ungefähr das Vier- bis Sechsfache des entsprechenden Gehaltes der Landluft. Wir wissen, daß die Bäume der Großstadt nur ein kurzes Leben haben, wir beobachten in unsrer Zeit eine viel schnellere Verwitterung der Baumaterialien. Gesteine, die früher Jahrhunder-



Digitized by Google

ten standgehalten haben, zerfallen und verwittern heute in Jahrzehnten. Zinkdächer sind jetzt nach einem Vierteljahrhundert durchgefressen. Ist es da ein Wunder, wenn auch der menschliche Organismus durch die Großstadtluft allmählich zerstört wird, wenn der Großstadtmensch, der von Kindheit an nichts andres zu atmen erhält, degeneriert? Und diese Luft ist sogar noch die sogenannte „frische“ Luft, die man zum Ersatz der verdorbenen in die geschlossenen Räume führt.

Wie die Zuführung gesunden Wassers und die Entfernung der festen und flüssigen Abfallstoffe heute noch eine Hauptaufgabe der Großstadthygiene bilden, so muß heute hinzukommen als schwierigste hygienische Aufgabe die Entfernung der gasigen Abfallstoffe, die Verbesserung der Luft. Man könnte sich denken, daß die Rauchgase in ähnlicher Weise wie die festflüssigen Abfallstoffe durch Kanäle abgeführt, zusammengefaßt und unschädlich gemacht werden. Man könnte sich denken, daß für die Erzeugung von Wärme lediglich elektrische Kraft verwendet wird. Die völlige Beseitigung der gasigen Abfallstoffe ist jedoch Aufgabe der Zukunft. Unsre Zeit kann lediglich auf eine Milderung hinarbeiten. Diese erstrebt wenige große und viele kleine Mittel, so u. a. das Verbot der Anlage von industriellen Unternehmungen in den Städten, ihre Zulassung nur in entfernter Lage und die dauernde strenge Kontrolle sämtlicher Feuerungen.

Die weitere und wichtigere Aufgabe der Luftverbesserung liegt jedoch rein auf städtebaulichem Gebiet in der Behandlung des die Großstädte umgebenden noch nicht bebauten Geländes. Es ist nötig, große Flächen von der Bebauung freizuhalten. Das hat in verschiedener Weise zu geschehen.

### Schonung der Wälder

Die in der Nähe der Großstadt liegenden Waldungen sind ganz oder mindestens zum größten Teil von der Bebauung auszuschließen durch ein Waldschutzgesetz.

In Wien ist der Anfang dazu gemacht. Die Schonung der Wälder in der Nähe der Großstädte als deren „Lungen“ ist wichtiger für die Allgemeinheit denn ihr fiskalischer Wert als Baustellen. Wer würde heute noch daran denken, den Tiergarten zu bebauen trotz seines großen Wertes als Baustelle? Was der Tiergarten für die vergangene Generation war, das sind die Wälder für die heutige und in noch höherem Grade für die zukünftigen Geschlechter.

### Durchdringung der Wohnstadt mit Grünanlagen

Die Verbesserung der Luftverhältnisse wird weiter erreicht dadurch, daß die bebauten Teile vollständig mit Grünanlagen zu durchdringen sind. Als lebenspendende Adern sind sie netzartig in einer durchschnittlichen Breite von 200—1000 Metern in dem Plan größtenteils so eingefügt, daß sie unter sich und mit den Waldungen in Verbindung sind. Vorhandene Wald- oder Gehölzbestände, Wiesengründe, Wasserläufe und dergleichen wird man für diese Anlagen möglichst heranziehen. So durchdringt und umschließt zugleich Vegetation die Wohnstadt.

Diese Grünanlagen haben neben der Erhöhung der Annehmlichkeit des Wohnens und neben der Luftverbesserung aber vor allem



Digitized by Google

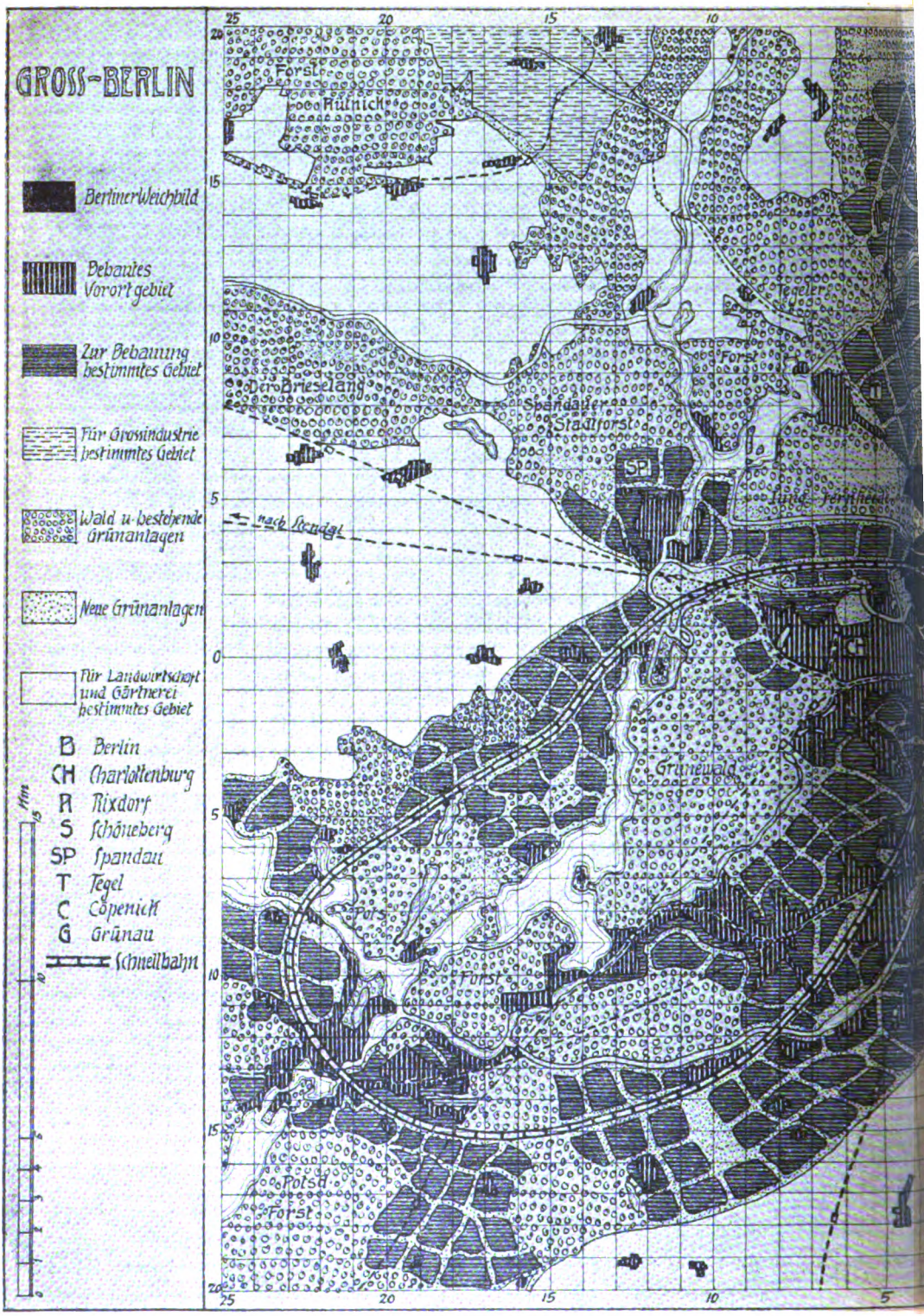
auch noch den Zweck, ohne Überwindung großer Entfernungen, also ohne Geld- und Zeitaufwand für Jugend und Alter Gelegenheit zu schaffen zur körperlichen Bewegung in frischer Luft. Denn diese ist das einzig mögliche Gegengewicht gegen die schädigenden Einflüsse des dauernden Aufenthalts in geschlossenen Räumen.. Indessen sollen die Grünanlagen nicht nur dienen zu Spaziergängen und sportlicher Betätigung, Spielplätzen, Luftbädern und Schwimmbädern. Sie sind darüber hinaus die Stätten, an denen die Schulen, die Krankenhäuser, Siechenhäuser, Armenhäuser u. a. anzulegen sind. Sie sollen das Ideal der „Waldschule" für die Großstadt im allgemeinen ermöglichen. Sie sind außerdem auch deshalb so umfangreich angenommen, weil Teile von ihnen für die Bevölkerung zu gärtnerischer Benutzung herausgeschnitten werden sollen. Das gesunde Bestreben eines großen Teiles unsrer Bevölkerung, durch körperliche und zugleich nutzbringende gärtnerische Tätigkeit in frischer Luft die Schädigungen des Großstadtlebens mit seinem täglichen und nächtlichen Aufenthalt in schlechter Luft auszugleichen, äußert sich in der Anlage der bekannten Laubenkolonien. Diesem Bestreben ist städtebaulich möglichst entgegenzukommen. Es bedeutet die Berührung mit der Erde, die dem Antäus immer wieder neue Kraft verleiht, und bildet den Keim der Gesundung der Großstädte.

Je näher die Grünanlagen und die Wälder dem Zentrum liegen, von desto größerem Werte sind sie für die Stadt. Deshalb ist zunächst im unmittelbaren ringförmigen Anschluß an die bebauten Gebiete von Berlin, Charlottenburg, Schöneberg, Rixdorf ein möglichst umfassender, zusammenhängender Grüngürtel zu bilden für die innerhalb dieses Ringes befindliche Bevölkerung. An ihn schließt sich das andre Grünnetz an. Er ist tatsächlich nur dadurch zu schaffen, daß auf viele bereits für die Bebauung vorgesehene, jedoch noch nicht bebaute Blöcke das Bauverbot gelegt wird. Bedenkt man, daß bei der Weiterentwicklung von Groß-Berlin dieser Ring später mitten im bebauten Gebiet liegt, so leuchtet ein, daß man ihn unbedingt schaffen muß für die Gesundheit der Innenbevölkerung und hierzu keine Mittel scheuen darf.

Mit den gesundheitlichen Fragen der Luftdurchdringung in engem Zusammenhange steht die Frage: Wie ermöglichen wir die freie Entwicklung eines zukünftigen fortgeschrittenen Städtebaues? Das ist gleichfalls nur durch Freihaltung großer Flächen von der Bebauung zu erreichen. Gewisse große zusammenhängende Gebiete, die voraussichtlich erst nach zwanzig Jahren für die Bebauung in Betracht kommen, sind mit einer vorläufigen Baubeschränkung zu belegen. Das ist nun nicht so zu verstehen, daß man durch Bauverbot jede Möglichkeit der Entwicklung abschneidet. Man soll vielmehr auch für diese Gebiete einen Bebauungsplan nach dem heutigen Stande des Städtebaus aufstellen, soll jedoch mit allen Mitteln darauf hinwirken, daß diesen Teilen ihr ländlicher Charakter, mit landwirtschaftlich gärtnerischem Betrieb, erhalten bleibt. Dies ist zu erreichen in weitgehender Beschränkung nach Bauhöhe und Bauweite, in der Begünstigung landwirtschaftlich gärtnerischer Betriebe, in der Fernhaltung großstädtischen Schnellbahnverkehrs. Diese



Digitized by Google




KW

Digitized by Google

Digitized by Google

für landwirtschaftlichen und gärtnerischen Betrieb freizuhaltenden Flächen erstrecken sich zungenartig bis an das Innere Groß-Berlins. Im Verein mit den großen Waldzungen und den die Wohnstadt durchdringenden Grünanlagen dienen sie infolgedessen neben der Schaffung der Möglichkeit freier Entwicklung für einen zukünftigen Städtebau noch der Luft- und Wohnverbesserung und erreichen diesen Zweck besser, als eine allgemeine übertrieben weite und dadurch unwirtschaftliche Bebauung. Auch kommen ihre an die Bebauung angrenzenden Teile in Betracht für das gegenwärtige und für das zukünftige Bedürfnis des Großstädters, die Berührung mit der Natur (Schrebergärten, Laubenkolonien usw.) wiederherzustellen.

Welche Teile der Umgebung Berlins für die Bebauung und welche für die Freihaltung von der Bebauung im einzelnen in Frage kommen, das bedarf eingehender Untersuchungen auf topographischem und statistischem Gebiet und dem Gebiet der Bevölkerungsbewegung. Diese werden Hauptaufgabe der Männer sein, die der städtebaulichen Entwicklung Groß-Berlins die Richtung geben werden.

Die allgemeine Beurteilung dieser Frage ist jedoch von zu großer Wichtigkeit, als daß sie hier übergangen werden kann. Die historische Entwicklung Groß-Berlins gibt auch auf diesem Gebiet die Richtschnur.

Man beobachtet in der jahrhundertlangen Entwicklung Berlins einen entschieden südwestlichen Zug. Es ist interessant zu sehen, wie die neuere Entwicklung, allerdings in bedeutend vergrößertem Maßstabe, in topographischer Beziehung eine Parallele zu der frühern bildet.

Die Citybildung hat sich vom Alexanderplatz in der Richtung der Leipzigerstraße bis zum Potsdamerplatz erstreckt. Die Rolle, die bis vor hundert bis fünfzig Jahren Charlottenburg für Berlin spielte, ist jetzt von Potsdam aufgenommen, der Tiergarten wird durch den Grunewald abgelöst, die Rolle der früher außerhalb des Potsdamer Tores gelegenen Teile, des sogenannten Westens, des Tiergartenviertels hat Charlottenburg und das Grunewaldviertel übernommen. Die Rolle von Moabit, das noch vor dreißig Jahren öde lag, übernimmt Spandau und Tegel. Diese Parallele läßt sich durch Jahrhunderte auch auf das noch ältere Berlin zurückverfolgen. Als Parallelen seien nur genannt: Der frühere Lustgarten verhielt sich zum früheren Tiergarten wie der jetzige Tiergarten zum Grunewald, und die Gegend der Wilhelmstraße wurde das vornehme Wohnviertel. Auch auf die östliche Seite, den Hauptsitz der industriellen Entwicklung, läßt sich diese geschichtliche Parallele ausdehnen.

Wir beobachten dabei das alte Gesetz, daß Städte, die an Flußläufen liegen, sich parallel zu diesen entwickeln, und daß sogar die kleine Spree und Havel dieses Gesetz zur Geltung gebracht haben. Sie wurden dabei unterstützt durch die an ihnen liegenden Wälder. Dies Gesetz ist nun auch für die zukünftige städtebauliche Entwicklung maßgebend.

Drei große Waldzungen mit Wasserläufen erstrecken sich auf Berlin. Von Südwesten: Potsdam mit den Potsdamer- und Grunewaldforsten. Von Nordosten: Spandau und Tegel mit ihren Forsten. Von



Digitized by Google

Südosten: Köpenick und Grünau. Diese drei Richtungen geben die Zielpunkte der nächsten Entwicklung an. Dazwischen schieben sich drei große landwirtschaftliche Zungen, deren Mittellinien gebildet werden im Westen durch die Bahnlinie Stendal, im Nordosten durch die Wriezener und im Süden durch die Zossener Linie. Es liegt nun nahe, die große im Westen gelegene landwirtschaftliche Zunge mit dem Döberitzer Truppenübungsplatz zu dessen Erweiterung von der Bebauung freizuhalten, und man wird auch zweckmäßig den größten Teil der Berliner Garnison nach Spandau verlegen. Dadurch, daß man dann ferner auch die nordöstliche und südliche landwirtschaftliche Zunge für gärtnerische und landwirtschaftliche Benutzung freihält, und durch geschickte Anlage von Schnellbahnen die Bebauung nach den drei Bebauungszungen Potsdam, Spandau, Köpenick hinzieht, erreicht man eine Gestaltung Groß-Berlins, die einer Durchlüftung von allen Seiten günstig ist und zugleich zukünftiger städtebaulicher Entwicklung Raum gibt.

### Verkehrsfragen

Zweifellos ist eine großzügige Lösung des Verkehrsproblems der Großstadt nur durch Scherls neues Schnellbahnsystem möglich, da es das einzige ist, das — ohne Rücksicht auf vorhandene Straßen und Bebauung nehmen zu müssen — die Verkehrsfragen lediglich vom Standpunkt der Zweckmäßigkeit und Schnelligkeit behandelt. Auch die Wirtschaftlichkeit wird nicht mehr umstritten werden, wenn man die Anlage auf der gerechtfertigten Auffassung gründet, daß der Bahnanlage in durchaus billiger Weise auch ein Teil des durch sie entstandenen Grund- und Bodenwertes zugute zu kommen hat. Ferner: wenn man mit dem Grundsatz bricht, „erst die Bebauung, dann der Verkehr", sondern vielmehr die Anlagen der Schnellbahnen der Ausbildung eines systematischen Städtebaues zugrunde legt. Die Strahlenbahnen des Scherlschen Systems werden das Rückgrat der weiteren Bebauung bilden. Die Haltestellen dieser Strahlenbahnen bilden wieder die Zielpunkte von Verkehrslinien zweiter Ordnung (Einschnittbahnen, Straßenbahnen und dergleichen). Die Bebauung von Berlin wird nicht mehr konzentrisch sich zusammenpressend, sondern strahlenförmig sich auseinanderziehend vor sich gehen, in Richtung und parallel zu den großen Schnellbahnstrahlen, durchdrungen und umfaßt von Wäldern und Feldern. Der bereits ungeregelt vorhandene Ansatz der strahlenförmigen baulichen Entwicklung hat der Keim der systematischen Weiterbildung zu werden. Die Strahlenbahnen Scherls sind in dem Plan mit der Umänderung eingetragen, daß eine durch die drei Bebauungszungen laufende Schleife angenommen ist, die einen fortlaufenden paternosterartigen Verkehr ohne Anwendung von Weichen ermöglicht.

## Die Arbeitsstadt

### Citybildung

Mit dem Anwachsen von Groß-Berlin wächst im Innern der City sowohl der Verkehr, wie auch der Umfang der City selbst, der Geschäftsstadt. Gewiß werden innerhalb der Wohnviertel kleinere Geschäftszentren anzuordnen sein, die nicht nur Geschäftszwecken, son-



Digitized by Google

dern auch den Zwecken dezentralisierter Verwaltung zu dienen haben: Postamt, Polizeirevier, Steuerzahlstelle, Sparkassen, Feuerwache usw.

Die Entwicklung der eigentlichen Geschäftsstadt für das Ganze wird dadurch jedoch nicht beeinträchtigt. Sie muß eine dieser Entwicklung entsprechende Ausgestaltung erhalten. Für die Bewältigung des Verkehrs ist Straßenverbreiterung und Straßenteilung erforderlich. Dadurch wird die für Einzelbauten verfügbare Fläche verringert.

Es ist nun nicht zweckmäßig, den Umfang der City im Ganzen an Fläche zu groß werden zu lassen. Sie verliert an Konzentriertheit, ihre Benutzung erfordert mehr und mehr Zeit. Und da bei ihrer Anlage das „Zeit ist Geld" an erster Stelle mitzusprechen hat, so ergibt sich als notwendig, hier größere Bebauungshöhen zuzulassen. Es ist nicht nötig, dabei gleich an amerikanische Wolkenkratzer zu denken. Jeder, der amerikanische Citys kennt, hat jedoch die Erfahrung gemacht, daß der geschäftliche Verkehr sich dort viel einfacher, vor allem mit viel weniger Zeitverlust abspielt. Durch entsprechende Straßen- und Hofbreiten lassen sich hohe Häuser ebenso hygienisch gestalten, wie niedere. Die Größe an und für sich braucht auch nicht notwendig ein Hindernis für ästhetische Wirkung zu sein.

Eine derartige Cityumbildung wird nur allmählich zu erfolgen haben. Es empfiehlt sich, sie zunächst an den Stellen der Geschäftsstadt vorzunehmen, wo der Verkehr Durchbrüche und Straßenverbreiterungen erheischt, um durch die höhere Bebauung die Kosten der Durchbrüche bezahlt zu machen. Der Wertzuwachs, der durch solche allgemeine Cityumbildung geschaffen wird, hat dann den Wohnvierteln, durch Schaffung von Grünanlagen, Spielplätzen usw. zugute zu kommen.

Klein- und Mittelindustrie wird zweckmäßig in besonderen Baublöcken unterzubringen sein.

Die Großstadtindustrie ist, wie bereits gesagt wurde, von Groß-Berlin selbst möglich fernzuhalten. In der weiteren Umgebung sind ihr für ihre Anlagen Stätten zu gewähren, die für ihre Zwecke durch besondre Bahn- und Wasserverbindung mit Berlin und ferner durch Industrieanlagen begünstigende besondre Bauordnungen geeignet gemacht werden.

## Die Monumentalstadt

Deutschland hat Ende des vorigen Jahrhunderts die führende Stellung auf dem Kontinent übernommen, nicht nur in politischer Beziehung, sondern auch in wirtschaftlicher. Es ist auf dem Wege, allmählich der Mittelpunkt Europas auch in kultureller Hinsicht zu werden. Paris, das bis jetzt die Führung hatte, wird diese an die deutschen Städte abtreten, und ein gut Teil wird auf Berlin einfach deshalb fallen, weil es eben Reichshauptstadt ist, gleichviel, ob die hier ausgedrückten Werte dort oder sonstwo im Reiche geschaffen sind.

In Berlins Entwicklung und Gestaltung vor allem wird die Bedeutung Deutschlands in kultureller Hinsicht für ganz Europa konzentriert zum Ausdruck gelangen.



Digitized by Google

Digitized by Google

Dieser zukünftigen Bedeutung Berlins entsprechend müssen die Keime der Monumentalbildung, die der Große Kurfürst gelegt hat, weiter entwickelt werden.

Ein Teil der Stadt ist als Monumentalstadt auszubilden, und da ein geschlossenes großes Viertel dafür nicht mehr zur Verfügung steht, so sind die vorhandenen durch allmähliche Monumentalausbildung der zwischen ihnen liegenden Plätze und Straßenführungen zu einem zusammenhängenden Ganzen zu vereinigen.

Die Monumentalstadt beginnt mit dem Schlosse und der Museumsinsel und erstreckt sich dann über die Linden bis zum Brandenburger Tor. Dort teilt sie sich. Ein Arm hat sich nach Süden zu dehnen, als eine breite Monumentalstraße, ungefähr bis zu dem Landwehrkanal. Hier ist nach Abbruch des Potsdamer Bahnhofes ein großer die Anhalter und Potsdamer Bahn vereinigender Hauptbahnhof anzulegen, der den vom Süden kommenden Fremden gleich günstige Gelegenheit bietet, von hier aus in die Geschäftsstadt, in die Monumentalstadt und in die Wohnstadt zu gelangen. Dieser Südarm der Monumentalstadt schafft auch die Verbindung mit den hier gelegenen Monumentalanlagen, Abgeordneten- und Herrenhaus, und den verschiedenen hier gelegenen Museen. Die weitere Ausbildung der Monumentalstadt hat sich dann vom Brandenburger Tor aus nördlich am Tiergarten entlang zu erstrecken, vereinigend Reichstagsgebäude, Generalstab usw. über die Zelte, einschließlich des rechten Spreeufers (siehe Skizze). Schloß Bellevue bis zur Charlottenburger Brücke. Hier vereinigt sich dieser nördliche Arm mit einem gleichfalls vom Brandenburger Tor ausgehenden südlich am Tiergarten entlang laufenden Monumentalarm. Von der Charlottenburger Brücke aus erstreckt sich die Monumentalstadt unter Zusammenbindung von technischer Hochschule, Hochschule für Musik, Zoologischem Garten und Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche bis zum Kurfürstendamm.

Für die sämtlichen der Monumentalstadt angehörigen Straßen und Plätze sind nur Bauten und Anlagen monumentalen Charakters zuzulassen. Hochschulen, Museen, Kirchen, Konzertsäle, Theater, Ausstellungsgebäude, Verwaltungsgebäude für Staats- und Kommunalbehörden oder große Privatgesellschaften, Stadtpaläste, ausnahmsweise an bestimmten Stellen Gasthäuser und Pensionate. Läden, Geschäftshäuser und Wohnungen sind vollständig auszuschließen. Durch derartige Bestimmungen gibt man unserer Nachwelt die Möglichkeit, eine zusammenhängende einheitliche Monumentalstadt zu schaffen, die der zukünftigen Bedeutung Groß-Berlins entspricht. Bedenkt man, wie kurzlebig heute große Bauten sein können (Palais Rhedern, Pergamon-Museum usw.), so darf man heute vor der *Grundlegung* einer Monumentalstadt nicht zurückschrecken, die sich erst nach fünfzig bis hundert Jahren *verwirklichen* soll. Auch bei der Monumentalstadt ist, wie in der Wohnstadt und Geschäftsstadt, die Schaffung der Vorbedingung für die Möglichkeit *zukünftiger* Entwicklung *wichtiger* als die *gegenwärtige* Entwicklung. Diese Monumentalstadt wird dann im Herzen des zukünftigen Groß-Berlins liegen, in Verbindung mit dem herrlichen Tiergarten als Kranz ihn umschließend, sich anschließend an das geschäftliche Zentrum, die Ge-



Digitized by Google

schäftsstadt, und diese vereinigend mit der westlichen Wohnstadt. Vermag Berlin sich eine solche Monumentalstadt zu schaffen, so kann es auch in architektonisch-ästhetischer Beziehung der Aufgabe, der Nachfolger von Paris zu werden, getrost entgegensehn.

## Wirtschaftliche und organisatorische Ermöglichung des Städtebauideals

Vorschläge zur organisatorischen und wirtschaftlichen Verwirklichung der Bauidee zu machen, ist nicht Aufgabe des Wettbewerbs Groß-Berlin.

Es handelt sich um ein von Architekten und Technikern aufzustellendes Städtebauideal für Groß-Berlin, ein Ideal von Wohnstadt, Monumentalstadt, Geschäftsstadt und Industriestadt und der Vereinigung dieser. Daß bei Aufstellung dieses Ideals die Wirtschaftlichkeit ein wichtiger Faktor ist, versteht sich von selbst. Ihre Berücksichtigung wird sich zeigen bei den Vorschlägen für die Bauordnung, nach Straßenbreite, bebauter Fläche und Höhe, für die Art der Aufteilung der Baublöcke und dergleichen.

Jedoch darf die Beachtung der Wirtschaftlichkeit nicht so weit gehen, daß die Hygiene darunter Not leidet, namentlich was die Ausnützung des Grund und Bodens angeht. Der Grundsatz, daß der Wertzuwachs des Grund und Bodens zum größten Teil Arbeitsergebnis der Allgemeinheit und deswegen auch wenigstens zum großen Teil der Allgemeinheit zugute zu kommen hat, findet fortdauernd weiteres Verständnis, er kommt u. a. in der Wertzuwachssteuer zum Ausdruck.

Es ist nun Aufgabe unsrer Volkswirtschaft, diesen Wertzuwachs in höherem Grade und auch in gerechterer Weise der Allgemeinheit nutzbar zu machen, und zwar im besonderen für die Zwecke des Städtebaues.

Daß durch die Zufälligkeiten des Bebauungsplanes der eine sein Land für die Straßenanlagen hergeben muß, der andre einen wertvollen Bauplatz, ein dritter einen wertlosen erhält und so fort, sind offenbare Ungerechtigkeiten. Auch die Wertzuwachssteuer bedarf einer Entwicklung im Sinne gerechterer Behandlung. Es ist nicht zu zweifeln, daß unsre Volkswirtschaft Wege finden wird, die der Allgemeinheit den ihr gebührenden Zuwachs zuführen, ohne mit Härten und Ungerechtigkeiten den Einzelbesitzern gegenüber verbunden zu sein. Es wird dies allerdings nur möglich sein durch Schaffung eines *Städtebaugesetzes*, eines Gesetzes, das eine unserm heutigen Städtebau entsprechende Weiterbildung des Fluchtliniengesetzes bedeutet, und das zugleich auch im höheren Maße als bisher den Gemeinden das Recht gibt, das in ihrem Erweiterungsgebiet gelegene Gelände für die Bebauung nutzbar zu machen.

Es wird sich empfehlen, dieses Gesetz zunächst als Sondergesetz für Groß-Berlin zu verfassen, und zwar in einer Form, daß es sinngemäß auch auf andre Großstädte Anwendung finden kann.

Die zweite Frage ist die einer *Verwaltungsorganisation* für Groß-Berlin. Es ist zweifellos, daß eine solche unbedingt mit der weitern Behandlung der städtebaulichen Entwicklung eng zusammenhängt, ja ihr vorauszugehen hat, mag diese Organisation nun



Digitized by Google

in dem verwaltungsmäßigen Ausbau des Zweckverbandes auf Grund eines Gesetzes in der Bildung eines besondern Regierungsbezirkes Groß-Berlin oder noch in anderm bestehen.

In seinen beachtenswerten Ausführungen im „Tag“ über die Organisation von Groß-Berlin wird diese Angelegenheit von Freiherrn von Zedlitz mit Recht als so dringlich wie möglich bezeichnet, derart, daß sich das Abgeordnetenhaus bereits in der nächsten Session damit beschäftigen sollte. Eine derartige Verwaltungsorganisation wird auch andern Großstädten, die an ihrer Entwicklung kranken, Anregungen geben.

Die große Bedeutung des Wettbewerbes für die Allgemeinheit besteht darin, daß damit der Anstoß gegeben wird zu einer großzügigen Entwicklung des modernen Städtebaues überhaupt. Die Lösung der städtebaulichen Entwicklung Groß-Berlins soll vorbildlich werden für unsre andern deutschen Großstädte.

Bei dem steten Anwachsen unsrer Großstadtbevölkerung ist ihre Gesundung und Regenerierung von der größten Bedeutung für die Gesundung und Machtentwicklung unsres ganzen Volkes.

An dieser wichtigsten Aufgabe unsrer Zeit muß mit aller Kraft und von allen Seiten gearbeitet werden. Ihre Lösung liegt nicht zuletzt auf dem Gebiete des Städtebaues. Auf der Grundlage der durch diesen Wettbewerb gewonnenen Vorschläge und Ideen ist in Zusammenarbeit von Staats- und Kommunalbehörden, unter Zuziehung unsrer hervorragendsten Techniker, Volkswirtschaftler und Verwaltungsorganisatoren die Neubildung von Groß-Berlin zu gestalten.

Die vorstehenden Ausführungen sowie der beigefügte Plan sollen nicht einen Vorschlag für die Bebauung Groß-Berlins bilden, auch nicht ein bestimmtes Programm aufstellen. Die Art der Führung der Grünanlagen z. B. wird sich nach Gesichtspunkten richten, die in diesen kurzen Ausführungen nicht berücksichtigt werden können. Der Plan soll lediglich systematisch zur Erläuterung der Ideen dienen, die bei der Behandlung der städtebaulichen Entwicklung Groß-Berlins zu berücksichtigen sind.

Es ist jedoch wichtig, daß bereits von dem ersten Schritt an, den Groß-Berlin zu seiner einheitlichen städtebaulichen Entwicklung tut, dem Wettbewerb, bei der gesamten Bevölkerung Verständnis und Würdigung der Bedeutung dieser Aufgabe geweckt wird. Die Widerstände sind so gewaltig, daß eine Verwirklichung der durch den Wettbewerb zu gewinnenden großen Ideen nur möglich ist, wenn die Überzeugung und der Wille des ganzen Volkes dahinter stehn. Berg

## Vom Musikgenuß

Wie hören wir Musik? Gar oft ist diese Frage aufgeworfen worden und gewöhnlich mit dem unausgesprochenen Nebensinne: wie sollen wir Musik hören? Das naive Empfinden der Menschen hat sich gleichwohl immer entschieden gegen den Versuch einer Reglementierung des Musikgenusses gewehrt und zuzeiten sogar recht kräftig. Man zog es vor, jeden nach seiner Fasson selig werden zu lassen, und nahm ohne weiteres an, daß man sich



Digitized by Google

auf verschiedene Weise an den Tönen erfreuen „dürfe“, so schrecklich das einer echten Magisterseele auch vorkommen mochte. Mittlerweile ist die Wissenschaft dem schlichten Laienverstande zu Hilfe gekommen. Sie hat gezeigt, daß die Menschen in ihrem Verhalten zum Kunstwerke verschiedenen Typen angehören. Der eine hat beim Hören der Musik Bewegungs-, der andere Gesichtsvorstellungen, der dritte kommt über den sinnlichen Gehörseindruck nicht hinaus, dem vierten setzen sich die Töne in abstrakte Begriffe um, und wieder andern geht es wieder anders.* Die Angehörigen der verschiedenen Typen könnten sich miteinander überhaupt nicht verständigen, wenn die reinen Typen nicht verhältnismäßig selten wären und die meisten Menschen nicht Mischtypen darstellten. Die Vielfältigkeit des musikalischen Geschmackes erklärt sich damit von selber.

Dennoch wäre es verfehlt, jede Erörterung der Frage nach der besten Art Musik zu hören, von vornherein als müßig anzusehen. Die allgemeine Erfahrung gibt uns mancherlei Tatsachen an die Hand, die den Nachfolgenden wenigstens innerhalb desselben Typus oder innerhalb derselben Kunstgattung als Wegweiser dienen mögen. Von ihnen soll hier einmal die Rede sein. Schicken sie sich nicht für alle Fälle, so ist ihr Wert doch schon erwiesen, wenn sie in vielen nützlich werden, und wenn wir die Bedingtheit ihrer Geltung vornweg anerkennen, so können sie nicht als engherzige Dogmen schaden.

Fragt man die Leute, so scheinen die Meinungen darüber wenigstens einig zu sein, daß es sich beim Musikgenuß um den Genuß der *Musik* handelt. Ach, sie *scheinen* es nur! Denn gerade in der Großstadt zählen diejenigen nach Legionen, die in Konzert und Theater mehr den Musikanten als die Musik „genießen“. Ein Musikvolk sogar wie die Italiener vermag die Musik vom Artisten kaum zu trennen. Anderseits ist die „Musik an sich“, wie sie unter den Deutschen geschätzt wird, noch lange nicht das Ideal. Ohne dem Snob, ohne dem schwärmenden Backfisch das Wort zu reden, wenn sie dem Tenor die Pferde ausspannen und die Mähne des Pianisten plündern, wollen wir doch auch das Fünkchen richtigen Instinktes nicht mißachten, das jene Begeisterung auffliegen macht. Kurz gesagt: es gibt eine Kategorie von Musik, worin der Ausführende keinen zu übersehenden Faktor bildet, worin Komposition und Ausführung für den Genuß eine untrennbare Einheit ausmachen. Der größte Teil unsrer guten solistischen Konzertmusik gehört dazu. Man mißversteht sie, wenn man sie bloß als ein Mittel ansieht, um die Technik des Virtuosen zur Geltung zu bringen, aber man wird ihr auch nicht durch eine abstrakt musikalische Auffassung gerecht, wie sie sich als Rückschlag gegen den Virtuosenkultus der Menge in der ernsten Musikgemeinde oft zu entwickeln pflegt. Gewiß, Bravour als angelernte Geschicklichkeit gehört auf eine Stufe mit Taschenspieler- und Zirkuskünsten. Aber Bravour als Ausdruck einer kühnen, kraft einer außerordentlichen Begabung mit den technischen Hindernissen spielenden Persönlichkeit wirkt künst-

* vgl. Kw. XIX, 11: „Arten des Musikgenusses“



Digitized by Google

lerisch und ist im Konzertsaal berechtigt. Wenn nur die Grenze so leicht zu ziehen wäre! Denn diese beiden Künstlertypen finden sich selten rein, zeigen sich meist in mannigfachen Mischungen, und das Urteil pflegt nach der Eigenschaft gewählt zu werden, die vorwaltet. Ein gewisses Maß von Ausdruckskraft muß aber auch den Bravourstellen des Virtuosen innewohnen, wenn sie nicht als bloße Kniffe und Mätzchen heut doch schon eine Mehrheit anöden sollen.

Die Vernachlässigung des Technischen ist ein Fehler, in den gerade der gebildete Kunstfreund leicht verfällt. Aber ob es ein höherer oder niedrigerer sei, jedenfalls kommt ein nicht kleiner Teil der ästhetischen Wirkung auf Rechnung der Technik. So nimmt sie denn auch nicht nur in der Literatur des Instrumentalkonzertes, sondern auch in jener der Sonate, Suite usw. einen ansehnlichen Raum ein. Da sind ganze Partien, deren Reiz darin liegt, daß sie die „Spielfreude" wecken, und die nur dann vom Zuhörer genossen werden können, wenn er sich selbst an die Stelle des Spielenden versetzt, wenn er dessen Lustempfindungen beim Spielen miterlebt. Wer seine Phantasie in diesem Sinne bemüht, wird gerade unsrer klassischen Spielmusik für Soloinstrumente viel mehr Genuß abgewinnen, als wer sein Ohrenmerk auf den Ausdruck der Empfindungen allein richtet. Es ist auch klar, daß wer selbst das betreffende Instrument beherrscht, den Akt jener Versetzung leichter und feiner vollziehen kann und seinen Genuß an der Musik erhöht. Der naive Mensch versteht unter „musikalisch sein" soviel wie ein Instrument spielen.

Anderseits gibt es eine bedeutende Gruppe von solistischen Werken, wo der Ausdruck der Empfindungen so sehr Hauptsache ist, daß das Moment der Spielfreude dagegen fast völlig zurücktritt. Gleichwohl halte ich auch hier den Rat für angebracht, sich im Geiste an des Spielenden Stelle zu versetzen und sich der Gefühle bewußt zu werden, die uns veranlassen könnten, uns auf dieselbe Weise wie er musikalisch auszusprechen. Viele Werke dieser Art sind gar nicht darauf berechnet, einer Hörerschaft vorgetragen zu werden. Es sind Seelenmonologe, und das Sich-Einfühlen an die Stelle des Spielers bildet dann geradezu eine Vorbedingung des Genusses, wenn auch nicht in technischer Beziehung.

Ebenso ist der größte Teil der sogenannten Kammermusik eigentlich nur zum Genuß für die wenigen Leute geschrieben, die sie selbst ausführen. Als man Kammermusik in die Konzertsäle verpflanzte, sie bei „glänzenden" Soireen in Prunksälen fürs Publikum zu spielen begann, war ihre große, schöpferische Zeit vorbei. Das Eindringen konzertanter Elemente hat die Gattung ihrer wahren Natur entfremdet. Der Kammermusik-Hörer wird also vor allem jene störenden äußeren Einflüsse abzublenden haben, das zerstreuende Milieu, die Menge der Mithörer. Er schließt die Augen. Er sammelt seinen Geist. Er identifiziert sich mit dem Quartett oben am Podium. Er spaltet sein Ich in die gegebene Anzahl der Spieler. Er paßt sich der Persönlichkeit jedes einzelnen an. Er belauscht die feinste Abschattung seines Ausdrucks. „Das ist so intim, daß man sich's zur höchsten Ehre schätzen muß, überhaupt zuhören zu dürfen", hat Richard Wagner einmal bei einem Streichquartett Beethovens ge-



Digitized by Google

sagt und damit sehr treffend die rechte Stimmung eines guten Kammerpublikums gekennzeichnet. Darum ist die Kammermusik die schwierigste, anstrengendste aller Gattungen und recht eigentlich für den musikalischen Kenner und Feinschmecker da.

Eine ganz andere Art künstlerischer Genüsse bereitet das Symphoniekonzert. Ein symphonisches Werk ist — ich greife wieder einen charakteristischen Ausspruch Richard Wagners auf — einer Volksrede zu vergleichen. Es ruft Massengefühle wach und ist von dieser Seite dem Drama und Oratorium verwandt. Auf die schlagenden Gegensätze, auf die massige Zusammenfassung, auf das vereinte oder gegensätzliche Wirken ganzer Instrumentengruppen kommt es hier an. Nichts von der subtilen Kleinarbeit des Kammerstils. Es gilt in großen Alfreskolinien zu genießen. Programmatische Ausdeutungen stellen sich wie von selber ein und helfen ideell weiter, wo der Grundriß des musikalischen Aufbaus nicht gleich einleuchtet. Daher die Popularität des Symphoniekonzertes, das die Massen durch die Masse zwingt, wo nicht der einsame Genuß, sondern der Mitgenuß in Gesellschaft Gleichgestimmter die Freude am Kunstwerk steigert. Im Kammerkonzert kann das Bewußtsein, unter vielen Menschen zu sitzen, recht lästig werden. Die Stimmung des Symphoniehörers dagegen wird durch den Anblick eines vollen Saales erhöht. Der bisweilen angestellte Versuch, die Symphonie zum Gefäß intimer Lebensgefühle zu machen, bedeutet also eine Entartung, eine Stilunreinheit, eine Vermengung mit dem Kammerstil. Wer aber Weiß und Schwarz zusammenmischt, der vereinigt nicht die Reize des hellsten Leuchtens und des geheimnisvollsten Dunkels, daß wir beide zugleich genießen, sondern er hebt die besonderen Werte der Helle und der Tiefe gegenseitig auf. Es liegt ein schwerer Irrtum darin, wenn die Laien meinen, daß dieser Stil bloß auf der geringeren Zahl der aufgebotenen Kunstmittel beruhe, daß ein Quartett also nicht viel anderes sei als ein „schwach instrumentiertes und besetztes Orchesterstück". Empfinden sie so, so hören sie auch Kammermusik als mehr oder weniger schöne Musik an sich, ohne von dem Köstlichsten dieser Kunst berührt zu werden, daß sie sich eben aus dem Mit- und Gegeneinanderspiel einer Anzahl von Persönlichkeiten gestaltet.

Gibt es eine, gibt es die rechte Art, absolute Musik zu hören? Dem einen genügt das klangliche Phänomen. Auf den andern wirkt die Musik, indem sie Seelenbewegungen auslöst, ohne daß ein Bedürfnis nach möglichst klarer, eindeutiger Bewußtheit dieser Gefühle besteht, wogegen wieder andere erst dann genießen, wenn sie sich in ihrem Gefühl ganz sicher bestimmt wissen, so daß sie sich ungefähr in Worten darüber Rechenschaft ablegen können. Vielen genügt beim Hören der Musik die Vorstellung eines Reigentanzes, den sie begleitet. Manche denken sich zur Melodie ein Gedicht, das sie darauf singen könnten, bei nicht wenigen tauchen unterm Hören fast unwillkürlich Vorstellungen auf, die ihnen je nach der Beschaffenheit der Musik Zustände oder Begebenheiten, ja ganze Geschichten vor das innere Auge führen. Bei einer weiteren Gruppe entspringen die Lustgefühle der Musik mehr deren architektonischen



Digitized by Google

Verhältnissen. Wir können also eine Menschenklasse unterscheiden, bei der sozusagen eine unmittelbare Verbindung zwischen den Gehörsnerven und der Empfindungszentrale besteht, und eine zweite Klasse, bei der dieser Anschluß erst durch Umschaltungen hergestellt werden muß. Oft bestehen gleichsam beide Leitungen nebeneinander, und Zeitalter, Rasse, Persönlichkeit, Erziehung entscheiden darüber, welche von beiden gewohnheitsmäßig benutzt wird.

Musikalische Gattungen, die mit einem Gesangstext verbunden sind, pflegen am leichtesten und allgemeinsten erfaßt zu werden. Der Liederabend, das Chorkonzert, die Oper stehen deshalb in der Beliebtheit im Volke zuhöchst, die Empfänglichkeit dafür ist am weitesten verbreitet. Auch hier wird das Sichversetzen an die Stelle des Sängers, das Mitsingen im Geiste zu empfehlen sein. Manche Leute haben ja die Gewohnheit, bei Stellen, die stark auf sie wirken, halblaut mitzusingen, was zwar zur Unart wird, wo es den Sänger oder unsre Nachbarn stört, an sich aber die naive Art darstellt, sich eine Musik zu eigen zu machen. Wie bei der Instrumentalmusik die Spielfreude, so kommt hier die Singlust als ein Faktor in Betracht. Es gibt genug Menschen, denen der wohlige Fluß einer Gesangslinie im Vortrag eines mühelos quellenden Organs sogar ein sympathisches physisches Wohlbehagen im Kehlkopfe bereitet. Wogegen man schon seltener auf Leute trifft, die eine angeborene Empfänglichkeit für Schönheiten haben, wie sie aus der Harmonie zwischen sprachlichem und musikalischem Ausdruck entspringen. Eine einseitige, aus den besonderen Verhältnissen eines einzigen Zeitalters geschöpfte Ästhetik, die in der menschlichen Stimme auch nur ein „Instrument“ erblickte und sie nach denselben Gesetzen wie etwa eine Oboe behandelte, hat die von der ganzen übrigen geschichtlichen Entwicklung angefochtene Lehre aufgestellt, daß Musik ohne Worte die vornehmste aller Musiken sei. Die Gabe, Musik als Ausdruck des Dichterwortes zu genießen, hat im letzten Menschenalter wieder in demselben Maße zugenommen, wie unsre schaffenden Künstler Wirkungen zustrebten, die aus der innigsten Durchdringung des dichterischen und des musikalischen Elementes hervorgehen. Es kann aber auch wieder einmal anders kommen. Die Abkehr der Moderne von der Programmusik, das Auftreten Max Regers usw. sind beachtenswerte Anzeichen dafür, daß wir möglicherweise vor einer Umwertungsperiode stehen, die dann vielleicht auch in Wagner, Hugo Wolf usw. wieder die absolut musikalischen Werte mehr schätzen wird. Immerhin braucht uns vor der Zukunft nicht bange zu werden. Das sind Ausgleichserscheinungen, die ein Übermaß nach der entgegengesetzten Seite wettmachen. Bedeutende Kunstwerke kennzeichnen sich eben dadurch, daß sie dem Genuß mehr Eintrittspforten öffnen als eine. Sache der musikalischen Erziehung aber wäre es, die Befähigung zum Genuß der verschiedenen Möglichkeiten durch Übung zu stärken. Und auch dafür, daß der Willkür nicht Tür und Tor geöffnet werde, ist gesorgt. Das Wesen der Gattung zwingt sie immer wieder zu sich selbst, auf ihre natürlichste Wirkungsweise zurück. Die Gesangmusik gibt ihr Allerbestes und Reichstes doch denjenigen, die zu tonpoetischen und sprachmusikalischen Eindrücken



Digitized by Google

veranlagt sind, gleichwie auf dem Gebiet der Spielmusik stets die „Absoluten“ den stärksten Genuß bis zur künstlerischen Ersättigung haben werden. Richard Batka

# Lose Blätter

## Aus Ernst Moritz Arndts Schriften

[Wenn wir das geistige Bild des Mannes nur mit ein paar Zügen nachziehen möchten, die seine eigne Hand gezeichnet hat, so ist es wohl überflüssig, dafür Lieder, die jedermann kennt, noch einmal abzudrucken. „Was ist des Deutschen Vaterland?“, „Der Gott, der Eisen wachsen ließ“, „Was blasen die Trompeten?“, „Sind wir vereint zur guten Stunde“, „Bringt mir Blut der edeln Reben“ — das sind Lieder, die ein Jahrhundert lang so gut wie Volkslieder unter unsern Großeltern, Eltern und Brüdern von Mund zu Munde gegangen sind; nur ihre Titel zu nennen, genügt eigentlich, um den immer noch als einen Lebendigen erscheinen zu lassen, der jetzt vor fünfzig Jahren als ein Neunziger heimging. So haben wir unsre Auswahl auch aus den Gedichten auf minder Bekanntes erstreckt; das bekannteste der hier wiedergegebenen, die liebliche „Ballade“ vom Sonnenritt, kennen immerhin nicht sehr viele. Von den Prosastücken gar wird manches das heutige Geschlecht überraschen. Unter den „Erinnerungen“ durch die natürliche Erzählgabe Arndts, die bei ihm lieben Heldengestalten zu einer erstaunlichen plastischen Darstellungskunst wird. Unter den „Gedanken“ durch die Schärfe und Klarheit, mit der hier Beobachtungen niedergelegt und Folgerungen gezogen werden, wie wir sie bei einem „nationalen Schwärmer“ nicht ohne weiteres vermuten. Arndt war eben sehr viel mehr als der „nationale Schwärmer“, als der er in vieler Leute Vorstellung lebt.

Eine recht gute Auswahl aus seinen Schriften ist jetzt bei Max Hesse in Leipzig erschienen. Ihr ist auch unser Faksimile entnommen.]

### Gedichte

Wie das Leben auch rollt,
Ob kreuz oder quer,
Was voll du gewollt,
Das streu nicht umher:
Denn was viele gewußt,
Zersplittert sich gleich,
An Macht und an Lust
Ist der Stille nur reich.

### Ballade

1809

Und die Sonne machte den weiten Ritt
Um die Welt,
Und die Sternlein sprachen: „Wir reisen mit
Um die Welt“;



Digitized by Google

Und die Sonne, sie schalt sie: „Ihr bleibt zu Haus!
Denn ich brenn euch die goldnen Äuglein aus
Bei dem feurigen Ritt um die Welt.“

Und die Sternlein gingen zum lieben Mond
In der Nacht,
Und sie sprachen: „Du, der auf Wolken thront
In der Nacht,
Laß uns wandeln mit dir, denn dein milder Schein
Er verbrennet uns nimmer die Äugelein.“
Und er nahm sie, Gesellen der Nacht.

Nun willkommen, Sternlein und lieber Mond,
In der Nacht!
Ihr verstehet, was still in dem Herzen wohnt
In der Nacht.
Kommt und zündet die himmlischen Lichter an,
Daß ich lustig mit schwärmen und spielen kann
In den freundlichen Spielen der Nacht.

## Traum

1811

Es war die schönste Frühlingszeit,
Die Erde trug ihr Blumenkleid,
Die Vögel aus den Zweigen sangen,
Die Wasser von den Bergen klangen,
Und Lust und Jubel überall
Klang rings mit süßem Freudenschall.
Da kam ich eines Morgens früh
In einen Garten, ich weiß nicht wie,
Von Blumen und von Kräutern bunt;
Drin sang der Nachtigallen Mund,
Und Lerchen sangen ohne Zahl
Hernieder von dem Himmelssaal.
Der Garten schien mir wohlbekannt,
Die Mauern und der Scheunen Wand,
An Bäumen mancherlei und Hecken
Mir tät gar tiefe Sehnsucht wecken,
Als hätt in meinen Kindertagen
Ich dort oft Äpfel abgeschlagen,
Und im Gebüsche linker Hand
Im Herbste Dohnen ausgespannt.

Als ich nun also sinnend stand,
Ward plötzlich hell der Himmelsrand,
Die Dämmrung war in Rauch zerronnen,
Und alle Sterne wurden Sonnen,
Und Büsch und Bäume mit den Zweigen
Fingen alle an emporzusteigen



Digitized by Google

Bis zu des Himmels lichten Decken,
Und Riesen wurden Sträuch und Hecken,
Auch Mauern und Scheunen hielten Schritt
Und stiegen in die Wolken mit.

Als alles dies ich staunend sah,
War gleich ein neues Wunder da:
Auf aller Bäume Wipfeln schön
Sah ich den Glanz von Rosen stehn
Und Engel funkelnd ohne Zahl
Hernieder gehn und allzumal
Wie kleine Kinder mit Vergnügen
Sich auf den Rosenköpfen wiegen. —
Wie selig schaute ich darein,
Wie Vögel in den Morgenschein!
Doch zog ein liebliches Geläute
Mich bald hinweg zur linken Seite.
Ich sah, da stand ein strohen Haus,
Da flogen Tauben ein und aus
Und girrten lustig auf dem Dache,
Auch hielten Hähne Türenwache
Und krähten froh aus frischer Brust
Die Liebe und die Morgenluft;
Auch alle Schwalben unterm Dach
Begrüßten mit den jungen Tag.
Das Häuschen selbst, nicht hoch noch lang,
War nett von außen, die Fenster blank,
Die Ständer grün, die Wände weiß,
Gefegt, geziert umher mit Fleiß;
Und Balsamin und Rosmarin
Prangten rings in Töpfen rot und grün.
Und in des Hauses Türe stand
Ein Weib wie her aus fremdem Land,
Mit blauen Augen gleich Himmelschein
Schaut's in das Lenzgewimmel hinein,
Sah freundlich aus und gar bescheiden,
Wie Engel sich mit Demut kleiden,
Oft auch die lächelnde Gebärde
Sie senkte halb zur grünen Erde.

Als ich nun näher komm ans Haus,
Da tritt sie von der Schwell heraus,
Geht lieblich winkend mir entgegen
Und zeichnet mit den Fingern Segen,
Springt her und nimmt mich in den Arm
Und küßt mich mit den Lippen warm
Und gönnt mir lieben Augenschein.
Ich sah, es war die Mutter mein,
Der beste Schatz, den mir im Leben
Der liebe fromme Gott gegeben.



Digitized by Google

Als wir noch also fröhlich stehn,
Sehn wir ein Mägdlein näher gehn,
Ein schönes, junges, frommes Kind,
Wie Lilien und Rosen sind;
Ihr Gruß ist süß, ihr Blick ist mild,
Ein rechtes weißes Engelbild.
So himmlisch hold und wundersam
Mir einst ein Bild entgegenkam
Im Traum in meinen frühen Jahren,
Als meiner Sommer sechzehn waren.
Wie ich das schöne Mägdlein seh,
Springt hoch das Herz mir in die Höh,
Ich will sie brünstig gleich umfassen,
Doch will sie sich nicht fangen lassen
Und hüpft holdseliger Gebär
Durch Busch und Blumen vor mir her.
Schon ward sie matt der süßen Jagd,
Als plötzlich laut der Himmel kracht,
Die Sterne hüllen Wolken ein,
Weg sind die Engel und ihr Schein,
Weg sind die Frauen beim Getümmel,
Das ganze liebliche Gewimmel,
Die Blumen und die Rosenbäume.

So spielen oft um uns die Träume
Und gaukeln manchen losen Scherz,
Auch manchen Ernst uns in das Herz.
Glückselig ist, wer, wann er wacht,
Zu sehr nicht auf die Bilder acht't:
Sie sind kein Evangelienbuch
Und bringen öfter eitel Trug,
Verführen leicht die grüne Jugend.
Doch folgest du Vernunft und Tugend,
Und ist dein Busen spiegelrein,
So sind sie gleich dem Himmelschein,
Der, wann entschläft das Licht der Welt,
Hernieder auf die Erde fällt,
Das Herz erquickt und gar verjüngt
Und Lust und süßen Frieden bringt,
Und was der Tag nicht zeigen kann
In Bildern zeigt vor Weib und Mann.
Doch, wenn dich Torheit äfft und schaukelt,
Dir Wahn um alle Sinne gaukelt,
Und Unruh weiter will und weiter,
So sind sie aller Narrheit Leiter,
Verdunkeln deines Himmels Licht
Und machen dich zum argen Wicht.
Dann wird dein Herz ein Satansnest,
Das nirgends Ruh und Frieden läßt,



Digitized by Google

Ein Span, der in dem Weltmeer schwimmt,
Ein Funke, der bei Pulver glimmt.
Es woll uns heint und auch nach Jahren
Vor solchen Träumen Gott bewahren!

Man schilt mein Deutschland einen Greis,
Zu kalt und zu verständig,
Ich aber schelt: Er ist zu heiß,
Der Junge, zu lebendig,
Ein Junge noch, doch hoffnungsvoll
Bei allen tollen Streichen!
Und grade darum darf und soll
Die Hoffnung mir nicht bleichen.
Kann man den wilden Jugendmut,
Der schäumt und bäumt, nur binden,
So wird er sein verlornes Gut,
Die Freiheit, wieder finden.

## Mein Lichtlein

1818

Der Alte, der die Sterne hält
In gleichen festen Bahnen
Und jedes Tröpflein senkt und schwellt
In tiefsten Ozeanen,
Der alte Meister droben hat
Ein Lichtlein mir gegeben,
Das mir erhellt den dunklen Pfad
Im irrwischvollen Leben.

Ihr fraget, wie das Lichtlein heißt,
Das süße Kind der Sterne,
Das stets die rechten Pfade weist
Auch in die fernste Ferne?
Ich weiß es nicht, ich kann es nicht
Mit Menschensprache künden,
Auch halt ich's nicht und seh ich's nicht,
Und kann den Weg doch finden.

Es haben's viele wohl genannt
In Liedern und mit Zungen,
Doch unerklärt und unbekannt
Wird's immer noch geklungen.
Drum selig, wer es still bewahrt
In tiefsten Busens Höhlen!
Des Lichtleins Art ist stille Art
Und liebt die stillen Seelen.



Digitized by Google

Doch bitt ich den, der's Lichtlein gab,
Den Alten in den Höhen,
Er wolle vor mir bis ans Grab
Sein Flämmchen laſſen wehen,
Daß mutiglich und ritterlich
Ich durch das Dunkel ſtrebe,
Und fröhlich von der Erde mich
Zum Licht der Lichter hebe.

## Gebet

Du, der in flammende Gebete
Des Lebens höchſte Kraft gelegt
Und aus des Buſens tiefſter Stätte
Das Herz in ſüßer Sehnſucht regt,
Du, aller Himmel höchſter Meiſter,
Du, alles Lebens höchſter Schein,
Komm, führe in das Land der Geiſter
Dein ſehnend Kind zum Lichte ein.

Wo Myriaden Sonnen kreiſen,
Der Morgenröten Jubelklang
In tauſendfach verſchiednen Weiſen
Ertönt, ein heiliger Geſang,
Wo Millionen Heilge knien
Und ſchauen dir ins Angeſicht,
O Vater! Gott! laß dort mich blühen
Am kleinſten Strahl von deinem Licht!

Denn ach! zur kalten Erde wollen
Die Himmelslichter nicht herab,
Und ihre goldnen Lampen rollen
Gefühllos über Sarg und Grab;
Der Wechſel hier vom Leid zum Glücke,
Vom Glück zum Leide iſt zu ſchwer:
Es bricht die zarte Geiſterbrücke,
Und Paradieſe blühn nicht mehr.

Drum Himmel ſteige! Sinke Erde
Und irdiſch Leben unter mir!
Daß ich ein weißer Engel werde,
Steht, weiße Engel, neben mir,
Und helft im Glauben mir vollenden
Der Erde mühevollen Streit,
Und traget mich auf reinen Händen
Empor ins Land der Seligkeit.



Digitized by Google

## Trinklied zu meinem 79. Jahrestage

1848

Schenkt ein und reicht mir den Pokal,
Gefüllt mit Gold von edlen Weinen!
Heut soll ein letzter Sonnenstrahl
Mit Jugendglanz mein Haupt bescheinen!
Viel tausend Sonnen gingen zu Tal
Mit trüben und mit hellen Scheinen,
Doch zieh ich's Fazit aus der Zahl,
Wippt hoch das Lachen auf das Weinen.

Bei diesem Fazit fällt mir ein:
Wo seid ihr, meine Schwinger, Klinger
Von gutem Eisen, gutem Wein?
Wo seid ihr, Klinger, Schwinger, Singer?
Wo ihr, die weiland hell und frisch
Im Freudenkampf mit mir gestritten?
Vom Kampfplatz fern, vom Jubeltisch,
Ach, längst vom Leben abgeglitten.

Doch schenkt mir ein! Heut will im Schwung
Ich über Tod und Leben schweben;
Schenkt voll mir ein! Heut will ich jung
Zurück ein Halbjahrhundert leben —
Und fliegen über Staub und Grab
Nach oben alle guten Geister,
Sie winken heut mir Lust herab
Und rufen: Bleib der Freuden Meister.

Drum schenkt mir ein! Mein vollstes Glas
Dem Herrscher über Tod und Leben,
Der mir ein Herz gab ohne Haß
Und Harm, sei höchster Klang gegeben!
Ein Hoher allen, die den Greis
In seinen kalten, grauen Tagen,
Wofür er kaum zu danken weiß,
Mit treuer, junger Liebe tragen!

Ja, zweimal hoch und dreimal hoch
Dir, Liebe, Königin der Erde,
Die mich in süßer Lust erzog,
Daß Mensch ich ward in Lichtgebärde!
Schenkt ein, weil noch die Sonne scheint!
Der Liebe soll mein Letztes klingen!
Und allem, was mich freundlich meint,
Will ich damit mein Schönstes bringen!



Digitized by Google

## Schluß aller Lebensverse

1856

Könnt ich Löwenmähnen schütteln
Mit dem Zorn und Mut der Jugend,
Wie gewaltig wollt ich rütteln
An des Tages blasser Tugend,
An dem Trug der Feigen, Matten —
Wer will ihre Namen nennen?
Die der Väter Heldenschatten
Nur als Leichenschatten kennen.

Eisen galt in meinen Tagen.
Horch ich solchen Stundenweisern,
Hör ich sagen, fragen, klagen,
Eisern sei ich, übereisern,
Fern sei mir das Los gefallen
Von den edlen Glanzmetallen,
Fern, o fern von jenen allen,
Woraus feine Klänge schallen.

Weg vom Silber denn, vom Golde,
Hin, wohin die Weiser weisen!
Trage, wie dein Schmied es wollte,
Trage mutig durch dein Eisen!
Preis ihm, der es hart geschmiedet!
Nimmer magst du würdig preisen,
Nimmer, was die Welt befriedet,
Was die Welt erhält, das Eisen.

O du Segenglanz des Pfluges!
Gold der Ähren, Gold der Reben!
O du Blitz des Degenzuges,
Dem die Völkerzwinger beben!
Lebenhalter, Ehrenhalter,
Bestes Ding von besten Dingen,
O ich könnte tausend Psalter
Voll von deinen Ehren klingen.

Darum Preis dem Rauhen, Harten,
Preis dem Menschenschirmer Eisen!
Mag vom Blanken, Feinen, Zarten
Sich ein andrer Seines preisen,
Kann ich nur ein Fünkchen zählen
In mir echter Männergluten,
Gönn ich gern den weichen Seelen
Volle Weibersehnsuchtsfluten.



Digitized by Google

Trau nicht zuviel auf fremden Rat,
Wie's bei dem eignen dir auch bangt;
Denn endlich mußt du doch zur Tat,
Die man als deine ganz verlangt;
Leicht trägt die eigne Luft das Herz,
Die eigne Laft, den eignen Fehl,
Doch unverwindlich bleibt der Schmerz,
Sahst du mit fremden Augen scheel.

## Gedanken

[„Wer gedacht hat, muß denken"]

Mir fehlt die Einfalt der Männer, die wie Kinder sprechen und kaum irren können. Mein Jahrhundert ist das kluge gewesen, eitel genug habe ich mit klug werden müssen. Sobald man klug geworden ist, hat man viel zu denken, und der einfältige Bauer, der seinen Apfelbaum schüttelt, spricht: Wer viel anrührt, bekommt viele Beulen, und wer viel denkt, irrt viel. Aber, du kluges Jahrhundert, hier fasse ich dich und mich und halte uns fest mit offenen Augen einander so lange gegenüber, bis wir uns klar werden. Besser freilich ist Leben als vom Leben schwatzen, größer das Tun als das Denken; aber so wenig der Greis ein Kind wird, weil er wieder kindisch wird, so wenig entbehrt des Denkens, wer einmal gedacht hat. Es gibt Epochen, die ewig scheinen, weil sie nie wiederkehren. Rottet alle Bildung und alle Künste durch die Schwerter der Soldaten aus und tretet sie mit den Hufen der Pferde nieder, bringt uns zur alten Barbarei zurück. Meint ihr, die unschuldige Jugend der Welt wird wieder aufblühen, wie sie in den lustigen Fabeln des Orients und in den lieblichen Dichtungen und dem genialischen Leben der früheren Griechen war? Nimmermehr. Die Sünde und der Gedanke sind in die Welt gekommen, und ein andrer Weltsinn wird selbst in dem Säugling des Barbaren geboren. Wodurch wir schwach sind, dadurch können wir auch nur stark sein; das Feuer, das uns verbrennt, muß uns auch erleuchten. Wer gedacht hat, muß denken. Der Gedankenlose ist jetzt einem Toten gleich, über welchem der Moder der Zeit dick liegt. Er mangelt des Lebenselements der Gegenwart.

(Der Schreiber)

[„Wie Gespenster"]

Ich sehe, wie man lehrt, ich fühle, wie man hört, wie das lebende Geschlecht zueinander steht, vernehme ich. Alles hat sich in leiblose Form, in körperlosen Geist aufgelöst. Man ist mit hinein, ehe man es merkt, und treibt mit eben dem Eifer ein Ding, das gar nicht als ein wirkliches ist und also auch nichts wirklich machen kann, als man in der Jugend nach der schönen Wirklichkeit des Lebens, nach den süßen Hoffnungen und Genüssen der Weisheit und Kunst sich sehnte und sie zu halten meinte. Hexenmeister und Gaukler sind wir endlich auf dem Katheder und unter unsern Folianten. Wie Gespenster werden wir die Nachwelt erschrecken, wenn der Rest des täuschenden Grabgewandes von den dürren Gebeinen herabgefallen ist. Ich habe Leute gekannt, sonst ehrliche, brave Leute, die mit ihrem Willen um alles in der Welt



Digitized by Google

nichts Schlechtes getan hätten. Diese hatten einen zur Lust erfundenen Schwank so oft und so lebendig erzählt, daß ihnen endlich eine wahre Geschichte daraus ward, die sie Stein und Bein schwuren erlebt zu haben. Dies ist das eigenste Schicksal unsrer Akademiker und Universitätsmänner. Das Leben ist doch zu kurz für die Kunst, die sie zu lang gemacht haben. Man muß doch vieles auf Glauben annehmen, manche fremde Urteile, wohl fremde Lügen nachbeten; Register und Büchertitel trocknen den schönen Kopf aus. Das Innungsgesetz und die Eitelkeit will, der Herr soll alles wissen, worüber er schreibt und spricht; das Bekenntnis des Nichtwissens ist nun nicht mehr erlaubt. Anfangs sträubt sich das zartere Gefühl, die ellenlangen Worte und Namen gehen schwer ab; nur ein paar Jahre Geduld, und es geht wie das Garn von dem Haspel; der Bänkelsänger und Gaukler ist fertig und ist doch oft ein ehrlich dummer Mann. So stehen Tausende in dem leeren Raum ohne Welt, ohne Leben, ohne Wirklichkeit. Aber sie leben doch! Wie? Ich begreife es selbst nicht. (Ebenda)

[Alte Jugend]

Und die Geselligkeit und die Vergnügungen? Ja freilich, nach Vergnügungen jagt der Mensch, der keine Freude hat. Deswegen haben wir der Vergnügungen und Lustbarkeiten so viele, aber ohne Sinn, ohne Jubel und Taumel, wodurch selbst der Barbar herrlicher ist als ein flaches, strohenes Geschlecht. Zusammen sind die Menschen mehr als zuviel, aber alle mit Lügengesinnung und Eitelkeit. Deswegen ist die gewöhnliche Geselligkeit auch gewöhnliches Verderben. Und wie sollte es nicht? Denn geizig und kümmerlich mit mancherlei Angsten und kleinen Absichten kommen sie zu dem, was sie ihre Vergnügungen nennen. So ist die Lust lange tot und die Unschuld zu Grabe getragen, ehe sie unter den Leuten erschienen ist. Nichts charakterisiert die völlige Absterbung des Naturtriebes und der Selbstkraft besser als die Jugend. Geschieht das am grünen Holz, was soll am dürren werden? Da ist alles Frische und Mutige stumm, was sonst kühn hervorbrach im Guten und Bösen. Eine Zucht schon bei Knaben, welche die wahre Unzucht ist, weil die schwache Natur nicht aus dem Ei kommen kann und in der Geburt stirbt. Die Jünglinge bei aller Quecksilbrigkeit der Zunge und Füße verkümmerte Greise mit zwanzig, vierundzwanzig Jahren. Es ist ein entsetzliches Gefühl, wie die Jugend alt und grau geworden ist. Kann man dem Menschen nicht ansehen, daß er ewige Jugend bewahrt, so muß man ihm doch ansehen können, daß er älter werden kann. Diese sind schon alt geboren. (Das Zeitalter und die Zeitgenossen)

[Freiheit]

Also unsre Freiheit heißt Herrschaft des Gesetzes, damit ein würdiger Kampf sei für die Beschützung und Erhaltung des Gesetzes, damit alle durch die Teilnahme an dem öffentlichen Leben das Gesetz kennen und anerkennen, damit die Geister dadurch lebendig und frisch erhalten und gereizt werden zu jeder edlen Kühnheit und zu jedem schweren und unsterblichen Werke. Durch etwas Großes und Gemeinsames, was allen naheliegt, müssen die Menschen zum Reden und zum Denken geweckt werden. Denn Reden und Denken ist eins, und wer das Sprechen verbietet, der verbietet auch das Denken, ja, er verbietet das Reden; denn reden heißt mit Verstand und mit Gedanken sprechen. Die Lippe ist der



Digitized by Google

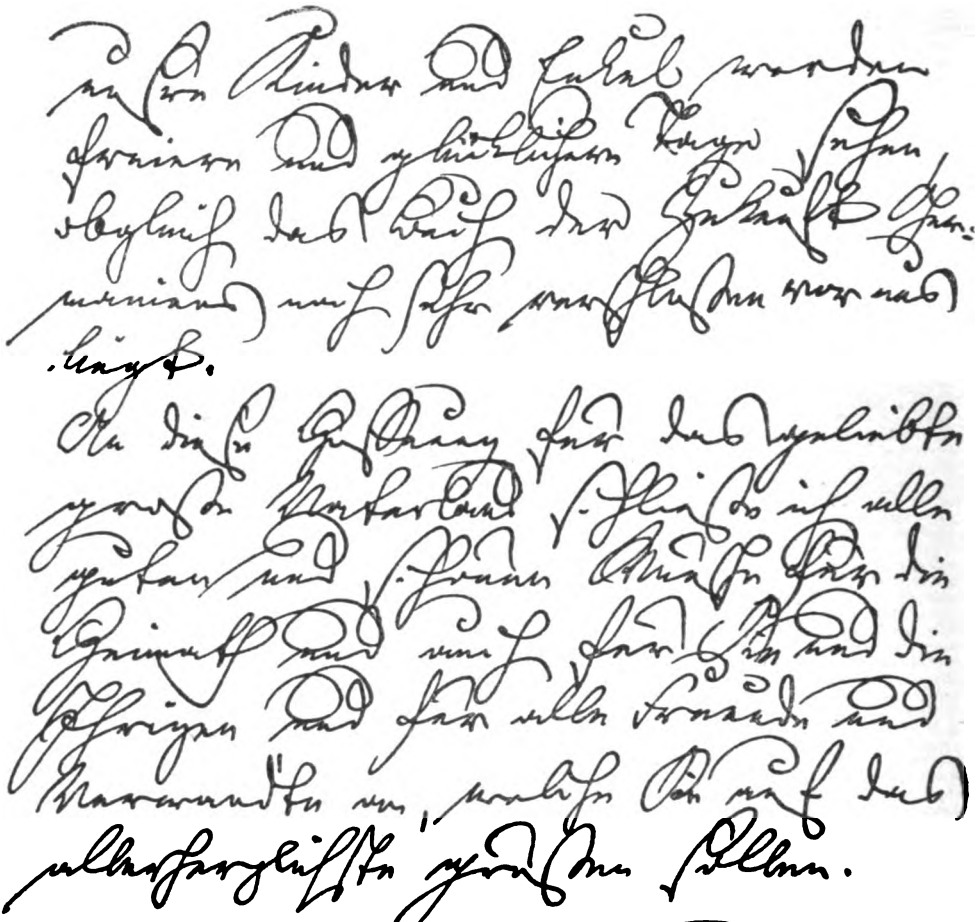
Lieber Herr Vetter.

Sie haben mir aus Hügen und zwar aus dem reitzenden Putbus einen grünen Ehrenkranz geschickt, einen seltenen in jenem Nordlande. Ich erkenne, was er als Zeichen bedeuten soll. Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank dafür an.

Unser deutsches Vaterland geht durch manche Stürme und Erschütterungen hin, und es wird nach den Zeichen der Zeit an manchen Stellen darin noch lange zittern und beben; aber ich hoffe,

KW

Digitized by Google



unsre Kinder und Enkel werden freiere und glücklichere Tage sehen, obgleich das Buch der Zukunft Germaniens noch sehr verschlossen vor uns liegt.

An diese Gesinnung für das geliebte große Vaterland schließe ich alle guten und schönen Wünsche für die Heimath und auch für Sie und die Ihrigen und für alle Freunde und Verwandte an, welche Sie auf das allerherzlichste grüßen sollen.

In deutscher Treue

Ihr

[illegible]

Loven (morgen wieder in Frankfurt) den 30n des Christmonds 1848.

Wetzstein des Geistes, über die Lippe muß der Gedanke oft hin und her laufen, damit er Glanz, Farbe und Gestalt gewinne. Ein im Innern verschlossener und durch Auflauerer und Späher zurückgescheuchter Gedanke ist eine Sonne und ein Blitz hinter düstern Wolken. Die Zunge muß gelöst werden, damit der Gedanke wärmen und leuchten könne; immer verschlossen erstarrt und erstirbt er allmählich. Der Tag bricht an, und der Mensch spricht. Dies ist so sehr ein Wort und eine Bedeutung, daß die ganze schöne Welt Gottes wüst, tot, dumm und stumm wird, wenn beide nicht mehr hervorbrechen dürfen. Denn die Sprache ist die geistige Sonne auf Erden und muß zuweilen auch der geistige Blitz sein. (Erinnerungen aus dem äußeren Leben)

[Wandern]

Glückselig, daß ich, meinen Säbel an der Seite und meinen Stock in der Hand, meine Füße gebrauchen durfte. Oh, es geht keine Lust und Freiheit über die Lust und Freiheit des Fußgängers; und wer die Sitten, Arten und Weisen der Menschen und Völker recht erkunden will, soll, wo Wüsten und Räuber es ihm nicht verbieten, nimmer anders pilgern. Wer in Kutschen mit Vieren dahergefahren kommt, schließt den Leuten den Mund oder öffnet ihn nur dem Lügner oder Schmeichler; dem Fußgänger aber gehört die Welt, er ist des Bauers und Bürgers Gleicher, und jeder steht ihm Rede und gewinnt ihm Rede ab, und so wird ihm auch die Lust, durch die Gefühle und Gedanken der Menschen frei durchzuspazieren. Dazu kommt, daß, wer mit einem Viergespann oder Sechsgespann einherkutschiert, schon dem einen großen, gebildeten, europäischen Volke angehört, welches bei aller Verschiedenheit der einzelnen Völker eine so große Einerleiheit gewonnen hat, daß die an der Tiber und Newa, an dem Tajo und an der Elbe gebornen Vornehmen und Gebildeten durch eine gewisse Gemeinsamkeit der Sitte und des Tons sich so abgeschliffen haben, daß man das ursprüngliche Naturgepräge oft kaum im dünnen Durchschein noch erkennt. (Ebenda)

[Träumen]

Hier erschien mir ganz Mexiko im Traum. Ich habe von bildlichen Blumengeweben der Dichtkunst bei Mexikanern und Peruvianern wohl hin und wieder gelesen, auch von allerlei hieroglyphischen orientalischen Blumensprachen, aber nimmer habe ich mich in die Vorstellung und Nachbildung derselben so vertieft, daß sie in meiner Phantasie eine Gestalt hätten gewinnen können. Nun aber hatte ich gewiß stundenlang — wenn ich den Inhalt berechne — die allerlustigsten Blumenbilderungen von den buntesten Gestalten und Begebenheiten. Vergangenes und Gegenwärtiges, Zukünftiges und dem Scheine nach noch ganz Überweltliches zauberte sich dort in lieblichsten Wechseln von Blumenbildern, und zwar von sprechenden und weissagenden Blumenbildern ab; so daß ich in meinem schlechten Bette das entzückendste Erwachen hatte. Was ist dies? Woher dieses lieblichste, in den mannigfaltigsten Farben und Tönen wechselnde Blumenmexiko? Oder bin ich schon einmal in mexikanischen Blumengeweben verstrickt gewesen? Überhaupt: wer sind diese wundersamen Spieler der Nacht, wo unser Geist, der alles unser Spiel regieren sollte, mitzuschlummern scheint? Was sind das für kleine, bunte Götzen, die in unsrer Herzenskapelle in verborgenen Nischen versteckt liegen und in dem dunklen Traumleben solche wunderbare Gestalten und Nach-



Digitized by Google

bildungen nicht nur des in Tat oder Gefühl Erlebten, sondern Vorbildungen des Künftigen und Ungebornen hervorbringen? Was sind das für Götter oder Götzchen, die uns eine künftige Geliebte, einen künftigen Herzensfreund schon im Abbilde vorzaubern? Oder tragen unsre innersten, edelsten Organe die Urbilder jener Nachahmungen der Natur so in sich, daß wir, wenn sie uns im Leben erscheinen, uns gleichsam mit magnetischer Gewalt zu ihnen hinreißen und sie lieben müssen?

(Ebenda)

[Ganzes und Halbes]

Alle Erziehung ist schwer, weil sie einfach ist. Der verkünstelte und verdorbene Mensch will immer das Vielfache und Künstliche, und weil durch Kunst unmöglich ist, was durch Natur werden soll, so muß die Erziehung auf seinem Wege verunglücken. Das schlechte Ganze ist in den meisten Dingen besser als das gute oder mittelmäßige Halbe. Dies sollte man auch hier bedenken. Wo mir ein bestimmtes Leben gezeigt wird, wirklich, fest, bedeutungsvoll, sei es sonst noch so schlecht und gemein, da kann sich doch ein Charakter entwickeln.

(Die Fürsten und Edelleute)

[Offenheit]

Man nehme, was ich hier spreche, wie man will. Schimpfen ist gemein, und ein Mann, der Wahrheit sucht und etwas Wahrheit versteht, erniedrigt sich dazu nicht. Wenn ich Bonaparten betrachte als ein notwendiges Naturding, das so und nicht anders in die ewige Ordnung der Dinge eingeflochten ist, so beschreibe ich ihn doch, wie er ist, und worin sein Leben und seine Kraft steht. Wenn ich ihn ansehe als ein moralisches Wesen, das mit Verderben auf mich eindringt, so zürne und verteidige ich mich; im Kampf mit einem mir gleichgebornen Wesen steht auch mir Schicksalsrecht zu; es muß erst entschieden werden, wenigstens durch den Tod entschieden werden, wer Amboß oder Hammer sein soll. Mag es sein, daß er nicht anders sein kann, als er ist, daß eine rastlose Unruhe ihn von einer Verwüstung zu der andern treibt, daß ein tiefer Aberglaube in seiner Brust ihm vielleicht sagt, daß er der geborne Liebling des Glückes und der auserwählte Sohn der Vorsehung zu ihren großen Verrichtungen ist — das alles mag ich nicht entscheiden. Ich weiß auch nicht, was die Vorsehung mit dem Schlangenzahn und dem Krokodilenrachen will; aber wer wundert sich, wenn ich vor der Schlange Abscheu und vor dem Krokodil Schrecken empfinde?

(Letztes Wort an die Deutschen)

[Lernt rechtzeitig das Entbehren!]

Schwer ist die Zeit und wird jeden Tag schwerer. Ich meine nur für das Leben, für das gewöhnliche Erdenleben, daß ein Mann ehrlich sein tägliches Brot gewinne und esse. Ehrlich ist ein hohes Wort und bedeutet sehr viel, viel mehr, als die meisten gewöhnlich da hineinlegen. Es bedeutet nicht bloß, daß einer nicht stehle noch lüge; nein, es bedeutet die schwere Tugend, daß er für das Bedürfnis und die Not des Lebens nie die Erstgeburt des geistigen Adels um ein Gericht Linsen verkaufe wie der Esau weiland, daß er nie das Edle dem Gemeinen, das Hohe dem Niedrigen dienstbar mache, daß er nie und in keinem Augenblick ein Knecht werde. Es ist ein fürchterliches Gedränge in der Welt um das tägliche Brot, so fürchterlich, als es früher nie ge-



Digitized by Google

wesen. Alle Staaten, alle Völker sind auf das äußerste angestrengt, die Finanz ist die erste Wissenschaft des Staates geworden, und auch die einzelnen Menschen müssen nun schon ein wenig mitfinanzen. Ich scheine hier von etwas Kleinem zu sprechen, freilich von etwas Kleinem und Gewöhnlichem, von dem täglichen Brote. Ihr Stolze und Freie schauet mit der Idee voll Mut und Liebe noch so weit über das dürftige Leben hinaus und lächelt unsrer Sorgen. Oh, ihr werdet nur zu bald erkennen, daß ich von etwas sehr Großem gesprochen habe. Mit dem Brote macht man die wildesten Hunde zahm, mit dem Brote zähmt man auch den Menschen. Soweit ist es recht. Ihr sollt dienen lernen auch für das gewöhnliche Bedürfnis der Erde und sollt in Demut erkennen lernen den Spruch, den Gott zu Adam sprach, als er ihn aus dem Garten Eden trieb. Aber das Brot macht nicht allein zahm, es macht auch knechtisch; oh, das Schreckliche kann den edlen Stolz zum Küchenjungen und die fliegende Idee zum Ofenheizer erniedrigen. So geschah es den meisten Sterblichen von jeher. Jetzt aber wird es schlimmer geschehen denn je vorher; denn die so hoch stehen, fallen tiefer. Wenn ein Mensch, der einst mit erhabenen Bildern und überschwenglichen Ideen spielte und meinte, er könne sie für die Tugend festhalten, durch das Tier in ihm zu einem Küchenjungen und Ofenheizer — oh, er muß oft viel Schlimmeres heizen als Öfen — erniedrigt wird, worauf soll man endlich bauen? Auf die Abung des Gewaltigen und Edlen und auf nichts anderes; denn die hohe Tugend wird nicht durch einzelne Sprünge errungen. Darum, wenn ihr Freie und Helden bleiben wollet im Leben, lernt früh entbehren; übt euch oft und sagt euch, warum ihr euch in freiwilliger Entsagung und Beraubung von Genüssen übt, als wolltet ihr Stoiker oder Kartäuser werden, und lächelt immer mit dem freundlichen Blick des Christen in die Mühe und den Schmerz, damit diese Tugend nicht herb und spröd und unchristlich werde. Denn wer wahr und redlich und stolz einherschreiten wollte im Leben und es verachtete, sich mit Lügen und Heucheln so durchzufuchsschwänzen und zu katzenbuckeln, der mußte sich schon vor zweihundert, ja vor zweitausend Jahren mit diesem stolzen und männlichen Ernst bereiten. Jetzt ist die Not doppelt, und auch die Arbeit muß doppelt sein. Ihr leset und höret, wie für Gold die Tugend feil ist; ihr schaudert vor dem Gedanken, daß euch solches geschehen könnte. Denkt, alles sei Gold, worin die üppigen und lüsternen Begierden schwelgen wollen, und bändigt sie beizeiten und stählet euren Mut für würdige Kämpfe. Denn das ist der edelste Mut von allen. Niemand aber bedarf dieses Mutes mehr, als wer sich der Wissenschaften und Künste befleißigt; denn auch sie werden in Knechte verwandelt bei dem, der zuerst nach dem Brote greift.

(Das Alter, die Jugend)

[Handeln!]

Unsre Väter waren still, ernst, fröhlich, nachsinnend und in ihrer Liebe und in ihrem Urteile sehr einseitig; wir sind flatterhaft, leichtfertig, wüst und träumerisch und in Liebe und Urteil gaukelisch und wankelisch geworden. Und das nennen wir die Höhe der deutschen Bildung und die erhabene und weite Ansicht Gottes und der Geschichte. Es ist wahr, einige träumen und wandeln wie im Traum und wissen nimmer, was sie tun, und was ihnen geschieht, aber die meisten spielen in bewußter



Digitized by Google

Eitelkeit und in matter Dummheit und liebloser und gottloser Gleichgültigkeit so hin und stempeln ihr ungöttliches Wesen obenein noch zu etwas Großem. Schlecht sind wir, feig und dumm, zu arm für die Liebe, zu lau für den Zorn, zu matt für den Haß, alles umfassend und nichts haltend, alles wollend und nichts könnend; und so in unseliger Mitte zwischen Leben und Tod, zwischen Himmel und Erde schwebend und hangend, sehen wir uns und die Erde unter uns vergehen und kakeln und orakeln aus unsrer neblichten Höhe, daß sie vergehen müssen, und warum sie vergehen müssen. In dieser traurigen Gleichgültigkeit und Gottlosigkeit und Volkslosigkeit, die sie Vielseitigkeit nennen, liegt die Erklärung der Geschichte unsrer beiden letzten Dezennien.

(Was müssen die Deutschen jetzt tun?)

## Erinnerungen

[Aus der Jugend]

Jetzt muß ich endlich einer Stelle ganz besonders erwähnen, wohin von mir wenigstens selbst bis in die späteren Jahre, wo ich schon zwischen den Dreißigen und Vierzigen schwebte, wie zu einem festlichen Orte zu Fuß, Roß und Wagen viel gewallfahrtet worden ist. Diese Stelle heißt Posewald, eine kleine Stunde von Putbus, und ein zu Putbus gehörendes Gut. Dort wohnte der Patriarch unserer Familie, der alte Hinrich Arndt. Zu diesem, meines Vaters treuestem Bruder und Freund, ward gewöhnlich im Herbst und Winter, oft auf mehrere Wochen gezogen, zur Zeit, wo Äpfel, Birnen und Nüsse reiften, wo die Bienenstöcke abgestoßen wurden, und wann die Jagd begann. Der alte Graf Malte ließ nämlich seine Pächter ohne Umstände die kleine Jagd treiben; nur die Pürsch der Hirsche hatte er sich vorbehalten. Der alte Ohm aber und mein Vater, eigentlich alle Vaterbrüder, waren gewaltige Nimrode vor dem Herrn und hielten sich die vorzüglichsten Flinten und Jagd- und Hühnerhunde; mein Vater war vielleicht der Meister von allen, und nicht leicht flog eine Schnepfe unbestraft vor seinem Rohr vorüber. Wie oft bin ich am Strande auf der Jagd gegen dieses Geflügel oder auf der Abendblinke gegen die wilden Enten, oder auf den Brachfeldern gegen die Myriaden Brachvögel als Diener mit ihm gegangen und habe mit dem herabfallenden Gevögel die Weidtasche füllen müssen! Wenn sie nun hier in den waldreichen und buschreichen Revieren von Posewald, Nadelitz und Süllitz, welche Güter mein alter Ohm als Pächter innehatte, mit ihren Hunden streiften, so ward ich gewöhnlich aufs Pferd gesetzt, und zu beiden Seiten wurden Bänder an den Sattel gebunden, woran die armen Hasen und der Familie von Malepart geschwind abgestreifte Bälge aufgeknüpft wurden. Das mußte dann von Morgen bis Abend, oft durch Sturm, Regen und Schneegestöber so fortgehen — denn die Männer waren damals noch in einem rüstigen, weidlichen Alter — und ich durfte nicht mucksen, wie ich vor Nässe und Kälte innerlich auch oft schaudern mochte. Auch muckste ich nicht: denn es gab dabei so viele Abenteuer, und der alte Hinrich war ein so poetischer und romantischer Mensch, daß ich doch immer meine Ausbeute dabei fand.

Ich nenne den alten, wackern Bauern poetisch und romantisch und sollte eigentlich dieses Ländchen Putbus so nennen, welches mit seinen Hügeln, Wäldern, Hünengräbern, Grab- und Opfersteinen, Küsten, Inseln und



Digitized by Google

Halbinseln selbst ganz eine Romanze und ein Gedicht ist. Der alte Hinrich, nichts weiter als ein etwas verfeinerter Bauer, war nur ein Bild davon, oder vielmehr er bildete es in Sitte und Gespräch ab. Es war ein schöner Mann, von mittlerem Wuchs, einem edlen Gesicht, blondem Haar und blauen Augen, fast immer fröhlich und heiter und gleich einem, der von Sorgen und sorglichen Dingen nichts weiß. Er war weniger gebildet als mein Vater, hatte aber doch einen schönen Naturgeist und eben deswegen gar kein Bedürfnis künstlicher Vergnügungen. So spielte er zum Beispiel wohl die Geige aber nie die Karten und saß, wann er seine Feldarbeiten übersehen und besorgt oder sich auf der Jagd ermüdet und der Gaben Gottes, die auf seinem Tisch immer in der reichsten Fülle aufgetragen wurden, mit uns genossen hatte, abendlich und mittäglich vor dem Tore seines Hofes auf breiten Steinen und hatte es dann gern, wenn man sich da zu ihm setzte und sich die Märchen und Abenteuer der Gegend, den Sprung des nordischen Helden Olaf Tryggveson ins Meer — da, wo der Kirchturm von Wusterhusen ragt, ist ein König mit der goldenen Krone ins Meer gesprungen: noch blinkt sein Kopf mit der goldnen Krone in der Johannismitternacht hervor — und die Geschichten der Schlachtfelder dieser Küsten, wo Karl XII. und der alte Dessauer miteinander gerungen hatten, von ihm erzählen und die Kanonenkugeln herbeitragen ließ, die seine Leute aus den Feldern um Nadelitz ausgepflügt und aus den Gräben und Teichen ausgegraben hatten. Denn der gute Alte erzählte gern und lebendig und ließ sich gern erzählen, wußte mancherlei von rügenschen und schwedischen Begebenheiten und hatte sich aus manchen alten Chroniken, die auf seinem Kannbrett lagen, auch für die allgemeine und deutsche Geschichte manches herausgelesen. Das Beste aber war der Mann selbst, den man sich aus seinen Worten und Taten mit Freuden herauslesen konnte. Er war immer herzig und beherzt und quoll aus dem Kreise seines beschränkten Lebens immer von Scherzen und Schwänken über. Keine Lust und kein Spaß war ihm zu lustig, nur unsittlich durften sie nicht sein, und er pflegte gern den Spruch zu führen — ich weiß nicht, woher er ihn hatte —: „Dr. Luther hat gesagt, wenn Gott keinen Spaß verstünde, möchte ich nicht im Himmel sein." Ich nenne ihn den Patriarchen: das war der glücklich geborene Mensch wirklich; redlich, frei, tapfer und hilfreich, wann und wo er konnte, ließ er im Glauben an Gott und seine Weltregierung Unglück und Trübsal meistens still und leicht neben und unter sich hingehen und richtete sich am Sonnenschein des Lebens bald wieder auf. Mein Vater, ein Mensch mit leicht beweglichem und reizbarem Gefühl, war ihm sehr unähnlich, auch körperlich, ein großer, starker, brauner Mann; weil sie aber mit ihren Verschiedenheiten einander ergänzten, hatten sie sich nur um so lieber. Als der Älteste des Hauses und als geborener Patriarch hatte er nicht allein unter seinen Verwandten großes Ansehen, sondern genoß auch unter allen Nachbarn einer großen Achtung und hieß nur Vater Arndt, duldete auch von seinem Gesinde keinen andern Namen. Das Wort Herr war ihm verhaßt, wenn jemand ihm damit aufwarten wollte; er meinte, nur sein Graf Putbus sei ein Herr — und er hatte wohl nicht unrecht. Kraft dieser Würde anerkannter Vaterschaft durfte er auch manches, was man von andern Männern nicht mit gleicher Geduld hingenommen hätte. Mir gab er, als ich schon im Jünglingsalter stand, weil ich über den



Digitized by Google

König von Schweden ein mißfälliges Wort gesprochen, eine klingende Schelle mit den Worten: „Junge, sollst du so von unserm König sprechen?“ Einen andern Verwandten, welchem seine Frau Zwillinge in die Wiege gelegt hatte, und welcher über diesen Segen Gottes die Hände zusammenschlug, warnte und schalt er mit den Worten: „Du feiger Mensch! Meinst du nicht, daß Gott wird erhalten können, was er geboren werden läßt?“ So blieb er bis ans Ende. Ich und meine Brüder besuchten ihn ein halbes Jahr vor seinem Tode (er starb im Winter 1811). Der Greis, in den Achtzigen, saß mit seinem alten Mütterchen schon zusammengefallen in seinem Stübchen, aber die alte Lebensflamme zuckte bei unserm Anblick frisch auf. Er setzte sich mit uns zu Tisch und ließ Wein auftragen und ward fast beredt wie in längst verschienenen Tagen und sagte beim Abschied ganz beherzt: „Kinder, ihr werdet mich bald in die Erde legen; dann sollt ihr recht fröhlich sein und von diesem Wein trinken: denn ich habe mit Gott mein Leben lang ein frohes Leben geführt.“

(Erinnerungen aus dem äußeren Leben)

[Blücher und Scharnhorst]

Meine Breslauer Frühlingsmonate waren zuerst ebenso lebendig und fast auf ähnliche Weise lebendig, wie mein Februar in Berlin gewesen war. Zuerst Bekannte schon von Berlin hier: die Obersten Graf Chasot und von Gneisenau, der Polizeipräsident Gruner, welcher, als ein Franzosenfeind gezeichnet, natürlich in Berlin jetzt nicht hatte in seiner Stellung bleiben dürfen, und außer ihnen mehrere andere. Das bewegte sich einige Wochen in einem Kreise zusammen, bis es nach verschiedenen Seiten hin auseinanderfloß. Hier hinein kam zuweilen auch der alte General Blücher, der auch bei fröhlichen Gelagen etwas vom Feldmarschall hatte. Trotz seines Alters trug er eine herrliche Gestalt, groß und schnell, mit den schönsten, rundesten Gliedern vom Kopf bis zum Fuß, seine Arme, Beine und Schenkel noch fast wie die eines Jünglings scharf und fest gezeichnet. Am meisten erstaunte sein Gesicht. Es hatte zwei verschiedene Welten, die selbst bei Scherz und Spaß, welchen er sich ganz frisch und soldatisch mit jedem ergab, ihre Farben nicht wechselten: auf Stirn, Nase und in den Augen konnten Götter wohnen; um Kinn und Mund trieben die gewöhnlichen Sterblichen ihr Wesen. Daß ich es sage: in jener oberen Region war nicht allein Schönheit und Hoheit ausgedrückt, sondern auch eine tiefere Schwermut, die ich der schwarzdunklen Augen wegen, die der finstern Meeresbläue glichen, fast eine Meerschwermut nennen möchte; denn wie freundlich diese Augen auch zu lachen und zu winken verstanden, sie verdunkelten sich oft auch plötzlich zu einem fürchterlichen Ernst und Zorn. War der alte Held ja auch nach dem Unglück von 1806 und 1807, als er in Hinterpommern befahl, eine Zeitlang durch seinen dunklen Zorn verrückt gewesen und hatte auf alle Fliegen und schwarze Flecke an der Wand mit dem Rufe „Napoleon“ mit dem gezückten Schwert gestoßen. Mund und Kinn aber gaben einen ganz anderen Eindruck, obgleich in den äußeren Formen mit den oberen Teilen des Gesichts in Übereinstimmung. Hier saß immer die Husarenlist gesammelt, deren Zügenspiel bisweilen sogar bis in die Augen hinauflief, und etwas wie von einem Marder, der auf seinen Fang lauscht.

Hier sah ich auch Scharnhorst, der vor den neuen Dingen aus



Digitized by Google

Berlin entwichen war, und seine unvergeßliche, ihm ähnliche Tochter, die mit allen hohen Gefühlen bis in den siebenten Himmel aufflog, die Gräfin Julie zu Dohna. Ihr Gemahl, der Rittmeister Burggraf Friedrich zu Dohna, gegenwärtig Obergeneral der pommerschen Heerabteilung, holte mich ab und führte mich zu Vater und Tochter. Ich war hinfort viel mit ihnen, und sie nahmen mich oft mit in die grüne Einsamkeit der umliegenden Dörfer und Wälder, wo man sich freier und menschlicher ergehen und über das Leid und die Hoffnung des Augenblicks besprechen konnte. Wie war das nun wieder ein gar anderer Mann als der Blücher! Schlank und eher hager als wohlbeleibt, trat er, ja schlenderte er sogar unsoldatisch einher, gewöhnlich etwas vornüber geneigt. Sein Gesicht war von edler Form und mit stillen, edlen Zügen ausgeprägt; sein blaues Auge groß, offen, geistreich und schön. Doch hielt er das Visier seines Antlitzes gewöhnlich geschlossen, selbst das Auge halb geschlossen, gleich einem Manne, der nicht Ideen in sich aufjagt, sondern über Ideen ausruht. Doch tummelten sich die Ideen in diesem hellen Kopfe immer herum; er hatte aber gelernt, seine Gefühle und Gedanken mit einem nur halb durchsichtigen, ruhigen Schleier zu umhängen, während es in seinem Innern kochte. Doch wie sicher und fest geschlossen er sein Angesicht und die Gebärden desselben auch hielt, er machte den Eindruck des schlichten, besonnenen Mannes; man sah keine Vorlegeschlösser vor denselben. So war sein Wesen, er hatte es wohl gewonnen durch sein Schicksal sowohl als durch seinen Verstand. Er hatte sich aus niederm Stande emporgerungen und von unten auf viel gehorchen, auch der Not gehorchen lernen müssen. Seine Stellung in Preußen war bei aller Anerkennung seiner Verdienste durch seinen König und durch viele Edle doch die eines Fremdlings, eines beneideten Fremdlings geworden; denn in der bösen Zeit, seit den Jahren 1805 und 1806, hatte er, von den Eigenen und Fremden belauert und den welschen Spähern längst verdächtig, auch wo er Großes und Kühnes schuf und vorbereitete, immer den Unscheinbaren und Unbedeutenden spielen, sich freiwillig gleichsam zu einem Brutus machen müssen. Auch seine Rede war diesem gemäß: langsam und fast lautlos schritt sie einher, sprach aber im langsam dehnenden Ton kühnste Gedanken oft mit sprichwörtlicher Kürze aus. Schlichteste Wahrheit in Einfalt, geradeste Kühnheit in besonnener Klarheit, das war Scharnhorst: er gehörte zu den wenigen, die glauben, daß man vor den Gefahren von Wahrheit und Recht auch keinen Strohhalm breit zurückweichen soll. Soll ich noch erinnern, daß dieser edle Mensch, durch dessen Hände als des stillen und geheimen Schaffers und Bereiters Millionen hingeglitten waren, auch nicht den Schmutz eines Kupferpfennigs daran hatte kleben lassen? Er ist ein Vir innocens im Sinne der großen Alten gewesen: er ist arm gestorben. (Ebenda)

[Die Russen]

Da ich der Sprache unkundig war, so konnte ich nur mit denen verkehren, welche deutsch oder französisch sprechend in die allgemeine europäische Bildung eingetaucht waren und in der europäischen Abfegung und Polierung das Volksgepräge zum Teil schon verwischt zeigten. Aber die rechten Russen, die Soldaten, die Bauern, die kleinen Krämer, die Fuhrleute und Kutscher, die Schauspieler, Mimen und Tänzer des russischen Theaters zu beobachten und zu erkennen versäumte ich keine



Digitized by Google

Gelegenheit. Solche naturhistorische Belustigung war mir als Trieb angeboren, und diesen Trieb zu befriedigen hatte ich hier reiche Gelegenheit. Ich ergötzte mich oft mit meinem alten Herrn, wenn wir mal spazieren gingen; was in meinem ersten Petersburger Monat öfter geschah. Da rieten wir denn und wetteten gegeneinander, wenn wir in gewisser Entfernung verschiedene Menschen gehen sahen, welche von ihnen Deutsche, Engländer, Russen usw. seien. Ich hatte die letzten bald weg in ihrer Art, auch in ihrem Wuchs und Schritt, so daß ich sie schon in beträchtlicher Ferne meistens sicher erkannte. Mein alter Herr pflegte dann wohl scherzend zu sagen, ich müsse von irgendeiner Hexe meinen Eltern als ein Wechselbalg ins Nest gelegt sein; ich gehöre offenbar einem Stamm amerikanischer Wilden an und habe noch die Hühnerhundnase zum Aufwittern des verschiedenen Blutes. Dies ist ein wunderbares Volk. Man irrt nicht, wenn man sagt, in den Zügen und in dem ganzen Ausdruck ihres Wesens ist Asia und Europa beisammen; nein, es springen einem noch manche andre unerklärliche Ähnlichkeiten entgegen; Mischungen mit Skandinavischem, Tatarischem, Finnischem erscheinen unverkennbar. Die Sprache, wie nahe der polnischen verwandt, und der Mensch, wie ganz ein anderer! Das Leichte und Lustige des slawischen Stammes im allgemeinen, doch viel mehr bewußtes spielendes Talent als bei den Polen, viel mehr Ausdruck schalkischen Verstandes und trotzigen Willens bei aller Biegsamkeit und Beweglichkeit der Glieder und Gebärden. Und wann es Ernst gilt, welch ein Ausdruck von Trotz und Hartnäckigkeit, welch eine Geduld und Arbeit, eine Ausdauer, die nach Asien hinzudeuten scheint! Dabei ebensoviel tiefer religiöser Sinn, als auch der bei den Nachbarn auf der Oberfläche zu liegen scheint. Ich bin ordentlich erstaunt über die Gesichter der Betenden in den Kirchen und selbst der Betenden auf den Gassen, wann die Mittags- oder Abendglocke zum Gebet schlug — wie stand auf einmal alles still und händefaltend da, tief wie in sich und in den Himmel hineinschauend und aus der alltäglichen oder lustigen Gebärde des vorhergehenden Augenblicks und aus den gemeinen, irdischen Gedanken und Geschäften, worin sie eben noch befangen waren, plötzlich in eine andre Welt versetzt und vom Donner gerührt an der Stelle festwurzelnd, wo sie sich eben noch ganz leichtsinnig und gedankenlos bewegten! Da fühlt man, es ist ein Kern in dem Volke, ein festes, unzertreibliches Dasein. Auch hat der gemeinste Kerl eine Miene, die sagt: Ich bin etwas, den Ausdruck einer großen, unverwüstlichen Gemeinsamkeit, etwas einem Stolze Ähnliches, wovon der demütige Deutsche keine Ahnung hat. Ich sage das gar nicht als einer, der sie besonders liebte und bewunderte, sondern es ist eben der Eindruck, den sie mir gegeben haben. Sie mögen die Deutschen nicht, ja sie verachten sie. Das gebe ich ihnen eben nicht wieder, aber lieben könnte ich sie auch nicht, und unter ihnen leben möchte ich um alles in der Welt nicht. Sie haben ein großes, schweres Schicksal zu erfüllen gehabt und haben es tüchtig bestanden. Ich glaube nicht, daß eine Weltumwälzung von ihnen ausgehen wird, auch wünschte ich sie nicht als Weltumwandler oder Weltwiederhersteller in meinem Vaterlande zu sehen, aber die Fremden werden diesen Festen und Sicheren ihr Leben nicht leicht verrücken.

Und unter den Russen höheren Ranges welche großartige einzelne Köpfe, ich möchte sagen: welche Studien für Maler und Bildhauer unter



Digitized by Google

ihnen! Man erstaunt und erschrickt vor dieser sichern Gewalt, welche ich nicht Hoheit nennen darf — das Wort wäre zu hoch — aber Entschlossenheit und Bestimmtheit, ja Unabhängigkeit. Wie? Unabhängigkeit in Staaten wie Rußland und die Türkei, wo Zufall und Willkür fast immer mächtiger sind als Gerechtigkeit? Freilich Unabhängigkeit. Etwas liegt hiervon allerdings in der Grundanlage dieses Volkes, mehr gewiß noch in seiner Regierungsart. Die Männer sehen unerschütterlich aus und unverrücklich wie das eiserne Schicksal. Ich begreife, wie solche Gesichter in Rußland und in der Türkei entstehen können. Wer dort genug Mut und Macht in sich hat, setzt sich endlich über die Furcht weg, die er in der Regel nur von einem zu fürchten hat; alles andre ist Staub und Gesindel, worauf er tritt. Er bedarf nur zwei Dinge so lange festzuhalten und unaufhörlich zu denken, bis er schußfest darin wird: den Entschluß seines Mutes und den einzigen Kaiser auch als einen sterblichen Menschen anzusehen. Wie ganz anders, wo freiere Kräfte spielen! In England, in Frankreich, in Deutschland, wie muß auch der angeborenste, gewaltigste Mut in seiner Wirksamkeit sich zerteilen und zersplittern! Gegen wie viele Dinge und Personen muß er Front machen und mit einer gewissen Scheu, Achtung und Biegsamkeit langsam die Flügel zu umgehen suchen! Wie darf er so selten die Zentra zu durchbrechen wagen! In Ländern, wo nur ein Gott und ein Autokrator anzubeten ist, wo Gott hoch und der Alleinwalter fern wohnt, kann er immer gleich auf das Zentrum den Angriff machen. Denn wo die Menschen in Knechtschaft dienen, sind einzelne immer die Unabhängigsten. (Ebenda)

[Mit Stein in Petersburg]

Der Freiherr Karl vom Stein war mittlerer Größe, dem Kurzen (ein rechter Kurzbold) und Gedrungenen näher als dem Hohen und Schlanken, der Leib stark und mit breiten, deutschen Schultern, Beine und Schenkel wohl gerundet, die Füße mit scharfer Rist, alles zugleich stark und fein wie von altem Geschlecht, dessen er war; seine Stellung wie sein Schritt fest und gleich. Auf diesem Leibe ruhte ein stattliches Haupt, eine breite, sehr zurückgeschlagene Eselsstirne, wie die Künstler sagen, daß der große Mann sie häufig haben solle; seine Nase (el rostro) eine mächtige Adlernase, unter ihr ein fein geschlossener Mund und ein Kinn, das wirklich ein wenig zu lang und zu spitz war.

Hierbei sei ein für allemal gesagt, und zwar gegen diejenigen, welche immer mit der feinsten, weißen Haut und den silberklarsten, blauen Augen als dem Urstempel des edelsten Menschen und dem echtesten Geniezeichen herankommen, daß die beiden größten Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts, Goethe und Stein, aus braunen Augen die Welt anschauten, mit dem Unterschiede, daß das Goethesche Aug breit und offen meist im milden Glanze um sich und auf die Menschen herabschaute, das Steinsche, kleiner und schärfer, mehr funkelte als leuchtete und oft auch sehr blitzte. In der Regel sprach dieses Aug Freundlichkeit und Treue, aber wenn der Mann in sehr ernster oder gar, wenn er in zorniger Stimmung war, konnte es auch fürchterlich blitzen. Das war das Besondere bei dem edlen Ritter, daß sich auch bei der heftigsten Seelenbewegung auf seinem Gesichte gleichsam zwei verschiedene Menschen abspiegelten. Seine Stirn, meistens auch sein Blick, wurden von dem Nebelgewölk des Verdrusses oder vollends



Digitized by Google

von den düstern Donnerwolken des Zorns selten überzogen, dort leuchtete fast immer der klare, heitre Olymp eines herrschenden, bewußten Geistes; unten aber, um Wangen, Mund und Kinn, zuckten die heftigen, empörten Triebe, die wohl an einen Löwengrimm mahnen konnten. Fast immer trat er die Menschen, auch die gewöhnlichen, die nur Gewöhnliches zu bringen und vorzutragen hatten, mit sehr freundlichem Ernst an, aber seine Gebärde erfüllte doch die meisten mit Blödigkeit und Verlegenheit. Er war durch Gott ein Mensch des Sturmwinds, der reinfegen und niederstürzen sollte, aber Gott der Herr hatte in den treuen, tapfern, frommen Mann auch lieblichen Sonnenschein und fruchtbaren Regen für die Welt und für sein Volk gelegt.

Ich erinnere mich, was Savigny in Reichenbach, wo er ihn zuerst gesehen hatte, kurz von ihm sagte: „Welch ein prächtiges, herrliches Sultansbild habe ich in Stein gesehen!“ In diesem Ausspruch mochte wohl ein wenig von dem Urteil seines Freundes Niebuhr mitsprechen. Ja es war ein imperatorischer, ein königlicher Mann, meinethalben ein Sultansgebild — alle Sultane sind doch nicht Menschenwürger gewesen. Er erschien mir auch oft so, daß er schwer werde dienen können und also herrschen und immer in erster Stelle stehen müsse. Seiner Sturmwindsnatur und daß es in ihm oft zu wild brausen und stürmen wolle, daß er in seinem Ungestüm zuweilen dem Jähzorn preisgegeben sei, und daß es dann mit ihm durchgehen könne, dieses Mangels war er sich wohl bewußt und klagte sich dann zuweilen wohl über alle Gebühr an, wie es denn seine Art war, als ein wahrhaft demütiger und rechtschaffener Mann seine Fehler nicht nur anzuerkennen sondern auch wieder gutzumachen, wo er glaubte, gute Menschen durch zu große Geschwindigkeit und Heftigkeit verletzt zu haben. Das habe ich an mir selbst und an vielen andern genug erfahren. Wie oft hat der fromme, tapfere Mann, von längst verschienenen Jahren, besonders von seinen Jugendjahren sprechend, im Bewußtsein dieser seiner natürlichen Leidenschaftlichkeit und anderer angebornen Feuertriebe, wie solche in gewaltigen Herzen strudeln und sprudeln, gesagt: „Glauben Sie mir, der Mensch soll mit seiner Natur nimmer prahlen, wir sind, wie Dr. Luther sagt, alle arme Sünder; aus mir hätte ein Bösewicht werden können, hätte eine fromme Mutter und eine noch frommere, ältere Schwester meinen Knaben- und Jünglingsjahren nicht Zügel angelegt.“ —

Und sein Geist? Wer kann das Wunder Geist, in einem jeglichen Menschen immer eine andere neue Erscheinung, beschreiben?

Er hatte in seiner Jugend zu Hause und auf der Göttinger Hochschule gute Studien gemacht, auch seines Volkes und Vaterlandes Geschichte und der Völker Geschichten durch Lesen und Reisen gelernt und später, da er als Beamter in Preußen dienen wollte und sollte, mit großem Fleiß und edler Sorge stracks zu erobern und zu erkunden gesucht, was Amt und Pflicht von ihm forderten, aber doch mochten manche, die sonst tief unter ihm standen, ihn an Kenntnissen und an erworbener Geschicklichkeit übertreffen, selbst seinen Zeitgenossen und Nebenbuhler Hardenberg nicht ausgenommen, aber es war ein Etwas in diesem Geist, etwas Unbeschreibliches und nur Andeutbares. Stein war in jedem Augenblick ganz und voll, was er war, er hatte in jedem Augenblick sein Gerät und Waffen immer fertig, ganz und voll immer bei sich, die Revolvers, die Umroller



Digitized by Google

und Ausroller seines Geistes, hatten die Kugeln immer zum Abdruck bei der Hand; in hellen, frischen Stunden blitzte nicht bloß Verstand, sondern auch Witz auf Witz aus seinem Munde.

Solcher Natur gemäß war Sprache und Rede; festgeschlossen und kurz floß es ihm von den Lippen, selbst in heftiger Aufregung und im zornigen Mute purzelten und stürzten seine Worte nimmer unordentlich durcheinander. Gradaus! und Graddurch! war sein Wahlspruch; Mut und Wahrheit fanden immer die rechte Stellung und die rechte Rede, diese hätten nimmer krumme, verschlungene Pfade gehen, für alle Schätze der Welt ja und nein nimmer willkürlich wechseln können. Wenn dieser Mann als Minister ein offenes freies Parlament vor sich gehabt hätte, gewiß würde er für einen alles niederdonnernden, zerschmetternden Redner gegolten haben mit seinem unbezwinglichen Mute und seiner Tugend und Kraft.

Dieser Mann, durch die jammervollen Geschicke seines Volkes seit fünf, sechs Jahren durch die Welt umhergejagt und ein Land der Freiheit und Ehre mit der Seele suchend, saß nun in Petersburg, saß und stand da bald als ein von vielen beneideter und gefürchteter Mann, im Rat des Zaren Alexander der Erste und Oberste. (Ebenda)

# Rundschau

Allgemeineres

## Der Rembrandt-Deutsche

Am 3. Mai 1907 wurde in Puch bei München ein Mann beerdigt, der auf einer Reise nach Tirol im Gasthofe „König Otto“ zu Rosenheim plötzlich am Magenkrebs gestorben war. Der Überlieferung nach hatte in einem hohlen Lindenbaum bei Puch die selige Edigna gewohnt, deren besonderer Verehrer, hieß es, sei der Verstorbene gewesen, und so habe er gewünscht, auf dem schönen Pucher Friedhofe zu ruhen; ein bekannter Münchner Maler hatte für die Erfüllung dieses Wunsches gesorgt. Auf das frische Grab setzte man ein eisernes Kreuz mit der Inschrift: „J. A. L., geb. 1851, gest. 1907.“ Das erfuhr man im vorigen Herbst durch katholische Blätter. Und durch den Pfarrer zu Puch kam zutag, daß hier Julius August Langbehn ruht, der Verfasser von „Rembrandt als Erzieher“.

So ist eines der merkwürdigsten Leben unsrer Zeit erloschen. Von Langbehns beiden schnell hintereinander erschienenen Büchern hatte zwar das zweite, die „Lieder eines Deutschen“, gar keinen, das erste, „Rembrandt als Erzieher“, aber vielleicht den größten unmittelbaren Erfolg, den ein deutsches Buch seiner Art jemals gehabt hat. Langbehn jedoch nahm es mit der „Heimlichkeit“ seines „Kaisertums“ ernst. Er war und er blieb für die Öffentlichkeit so verschollen, daß man sich bis in die letzte Zeit noch über die Verfasserschaft von „Rembrandt als Erzieher“ stritt.

Ich habe gerade damals, als jenes Buch entstand, mit Langbehn in Dresden ziemlich viel verkehrt, wir waren oft sehr verschiedener, waren aber bei sehr viel Wesentlichem auch gleicher Meinung, und so lag es nahe, daß er bei der Veröffentlichung dieser Manuskripte an den Kunstwart dachte. Ich jedoch konnte in eine unbedingte Identifizierung der Kunstwart-Bestrebungen mit den



Digitized by Google

Langbehnschen nicht willigen, und so wartete ich das Erscheinen des Buches in einem andern Verlage ab, das ein gemeinsamer Freund der Langbehnschen wie meiner eigenen damaligen Arbeit vermittelte, um dann im Kunstwart meine Stellung zum Rembrandt-Buche zu zeichnen. Langbehn traf ich später nur noch selten, ein letztes Mal ganz zufällig auf der Brühlschen Terrasse. Da war er aphorismen- und antithesenlustig in schier unaufhaltsamem geistreichen Gesprudel wie früher. Später blieb er verschollen auch für mich. Cornelius Gurlitt, der ihn gleichfalls von Dresden her kannte, hat sich dann wiederholt bemüht, die Dunkelheit über jene Zeit zu lüften, mit Erfolg aber eigentlich auch erst nach Langbehns Tod auf jene Nachricht katholischer Blätter hin — worüber er jetzt in der „Zukunft“ berichtet hat.

Es scheint, Langbehn hat fortan seinen Aufenthaltsort viel gewechselt. Die Sonderbarkeiten seines Wesens machten die Wirtsleute stutzen oder gar grauen, aber Verehrung und Bewunderung genoß er auch. Würzburg, Lohr, Koblenz, München sind als seine Wohnstätten für diese Zeit ermittelt. Schließlich wurde Langbehn Katholik, und er pflegte religiöse Übungen mit solcher Leidenschaftlichkeit, daß auch seine katholische Umgebung zeitweise an religiösen Wahnsinn bei ihm dachte. „Sonderling“ war er stets gewesen. Und schon in der Zeit, da ich ihn kannte, ging durch seine Gespräche oft etwas wie Ideenflucht, das im Verein mit seinen sonstigen Eigenheiten eine pathologische Entwicklung in der Tat nicht unwahrscheinlich macht.

Jetzt hat sich der Streit über des Rembrandt-Deutschen Buch längst gelegt. „Wenn Zustimmung und Widerspruch sich beruhigt hat, dann wird man den Ausspruch unterschreiben: »Rembrandt als Erzieher« hat nicht nur anregend gewirkt, wie auf so allgemeinem Gebiete vielleicht seit Jahrzehnten kein zweites Buch, sondern auch klärend.“ So schloß ich damals trotz aller Vorbehalte meine öffentliche Auseinandersetzung, und ich denke, trotz aller Vorbehalte denken wir jetzt alle so. Vielleicht hätte Langbehns Buch nie seine Bedeutung gewinnen können, wenn es nicht mit den oft getadelten, uns unerquicklichen Eigenschaften dem, was die Zeit wollte, unbewußt entgegengekommen wäre, während es der Zeit doch gleichzeitig gab, was ihr noch nicht bewußt geworden war. So hörte sie auf Langbehn, während sie auf Lagarde und auf verwandte Geister nicht gehört hatte. Der in Puch ruht, hat seinem Volke einen großen Dienst getan. A

Literatur

## Deutsche Poetik*

An dieser Stelle habe ich ernste Einwände gegen Engls „Poetik“ vorgebracht (XXII, 7), hier sei nun auch mit großer Freude auf ein Werk hingewiesen, das von jeder schematischen Eigenschaft frei ist und dazu angetan erscheint, den Freunden der Dichtkunst auf vornehme theoretische Weise beizustehen. Vor allen Dingen unterbleibt die rein äußerliche Analyse des Gedichtkörpers, die ohne erschrecklichen Fremdwörterballast nicht vonstatten gehen kann. Es führt uns in die schaffende Seele des Dichters (freilich nur, um sehr bald ein Ignoramus auszusprechen) und in die genießende des

* Von Prof. Dr. Rudolf Lehmann (München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung)



Digitized by Google

Lesers und Beobachters. Dabei ist eine wohltuende Bescheidenheit zu loben, die selbst im Finden sich noch wie ein Suchen gibt. Die Darstellung der Gegensätzlichkeit in den Definitionen der zahlreichen Ästhetiker wird durch die angenehme Form, über die der Verfasser verfügt, zur fesselnden Unterhaltung über dichterische Gegenstände; ich glaube, daß auch die Poeten selber mit Nutzen und Genuß bei diesem Ordner und Wegesäuberer in die Schule gehen könnten. Sein wissenschaftlicher Horizont ist weit wie sein liebhaberisches Herz. Nicht mehr die schulerprobten Lyriker, Epiker und Dramatiker regen einzig und allein die Ausführungen an, wir hören zwischen Sophokles, Shakespere, Schiller, Kleist, Grillparzer und Hebbel beispielsweise auch die Namen Gerhart Hauptmanns, Hofmannsthals, Ibsens (hier stehen übrigens die einzigen paar Schreibschnitzer in dem sonst druckfehlerfreien Buche: einmal „Hentschel“ für „Henschel“, „Alwing“ für „Alving“, „Borckmann“ für „Borkman“) und fühlen die Zusammengehörigkeit von Wissenschaft und Kunst, auch wo der klassische Stempel noch nicht aufgedrückt worden ist. Mit Geschick verteidigt Lehmann die alte Dreiteilung der poetischen Form, indem er strittige Dinge wie die Ballade als Zwischenformen kennzeichnet. Mit ihm zu rechten wäre über das Lesedrama, so lange er den „Tasso“ darunter mitbegreift. Es mag wohl daran liegen, daß er noch keiner Aufführung beigewohnt hat, die den Kontrasten dieses Werkes mit gebührender Leidenschaftlichkeit gerecht geworden ist. Die Szenen Carlos—Alba und Tasso—Antonio, in denen sich die Schwerter entblößen, können **beide** mit starker Bühnenwirkung gespielt werden; atembeklemmender ist sogar, wenigstens an der Burg, die zweite. Wie behaglich lesen sich die schönen Kapitel über die Lyrik, wenn man die überbreite verwirrende Arbeit Richard M. Werners noch im Kopfe hat („Lyrik und Lyriker“ bei Voß in Hamburg); und diese kurzen, frischen Erklärungen machen sicherlich mehr Lust an die Lyrik heranzutreten als die Aufzählung der ungefähr 150 Kategorien Werners. Über das Komische und Tragische schafft Lehmann neue einleuchtende Gesichtspunkte herbei, die beinahe praktische Winke bedeuten. So vereinigt er drei sich bekämpfende Definitionen in dem Satze: „Witz und Situationskomik empfangen erst Bedeutsamkeit und tieferen Sinn, wenn sie Gegensätze des Werts oder der Charakteristik zum Ausdruck bringen: das Spiel mit Gedanken, namentlich aber mit Worten wird sonst gar zu leicht fad, und die Situationskomik allzu rasch schal, wenn sie nicht durch eine tiefere Gegensätzlichkeit von innen Leben empfängt.“ Mit Beziehung auf das Tragische greife ich den Satz heraus: „Daß das Wertvolle zugrunde geht, daß der Edle leidet und stirbt, kann an sich unter keinen Umständen Lust erwecken. Was bleibt also übrig? Offenbar nur dies eine, daß der Wert, dessen Träger der Held ist, seinen Untergang überdauert, ja, gerade durch Leiden und Tod in voller Kraft und Bedeutung hervortritt, sich in diesem Sinne als ein Ewigkeitswert enthüllt.“ Derlei vernünftige Aufdeckungen sind nicht selten in diesem „Handbuch des deutschen Unterrichts an höheren Schulen“, sie stehen in energischem Widerspruche zu dem verschabten, verwitterten Kram, den uns vor



Digitized by Google

zwanzig Jahren das Gymnasium aufgeschwatzt hat.

Ferdinand Gregori

## „Die Vögel" des Aristophanes

Von allen neueren Versuchen, uns den Aristophanes wieder unmittelbar nahezubringen — sei es als Buch oder für die Bühne —, ist meines Erachtens nur die Greinersche Bearbeitung der „Lysistrata" geglückt (Berlin, Dr. Wedekind & Co.), eine im wesentlichen dramaturgische Arbeit, eine kluge und geschickte Bühneneinrichtung, bei welcher sich der Text ausgesprochenermaßen nahe an die Donnersche Übersetzung anschließt. Sie hat starken Bühnenerfolg gehabt. Auf ihn haben zwar verschiedene Momente eingewirkt — wie die dichterische und bühnengemäße Tüchtigkeit der Bearbeitung, das erotische Moment des Stoffes und andere —, vor allem ist davon aber doch die leichte Verständlichkeit, die gewisse Zeitlosigkeit des Themas Grund. Die „Lysistrata" hat Aristophanes zwar, wie seine anderen Stücke, in seine Zeit gestellt — mitten in den peloponnesischen Krieg hinein —, aber er hat ihr eine einheitliche, klare, ganz allgemein menschliche Handlung gegeben, die ohne jede nähere Kenntnis seiner Zeit zu ergreifen vermag. Er hat die Wirkung hier nicht an die bei den damaligen Athenern, aber nicht uns, bekannten Tausenddinge des Tages, an die witzigen Anspielungen auf das Kleingefüge im Polisleben, an einzelne verflossene Persönlichkeiten und Vorfälle gebunden. Das hat er sonst fast immer getan und damit die Unmittelbarkeit seiner Wirkung auf eine andere Zeit, ein anderes Volk unstreitig schwer geschädigt. Auch der überlegenste Mensch entewigt sich, wenn er allzu tief in den Fluß seiner Zeit steigt. — So konnte eine scharfe, doch wohl nicht ganz ungerechte Kritik bei dem mißglückten Münchner Versuch „Die Frösche" wiederzubeleben, von einer athenischen „Revue" sprechen, die uns nur recht wenig mehr angehe. — Immer wieder haben Dichter versucht, das Schema des Aristophanes bei einzelnen seiner Komödien mit Geist und Spott unsrer Tage anzufüllen. Wie ich glaube, ohne Glück — und wohl, ohne daß es glücken konnte! Denn schon der Stil der Verzerrung und die komische Grundanschauung des Aristophanes sind uns fremd. Das Blut des Witzes und der Satire ist die lebendige Keckheit, ja Frechheit! Dies Blut hatte zum Beispiel der aristophanische Götterspott für die Athener. Für uns ist er blutlos, unlebendig, nur mittelbar, wenn wir bewußten Willens in das philologisch gewonnene Welt- und Daseins-Gefühl eines Menschen aus dem aristophanischen Athen eintauchen, ein Genuß, überhaupt ein Beachtenswertes. —

Ich erinnere an all diese allgemeinen Momente, um zu erklären, warum eine recht gute textstrenge Neudichtung der „Vögel", wie sie eben von dem bekannten Simplizissimus-Dichter Dr. Owlglaß bei Eugen Diederichs in Jena erschienen ist, trotz großer Vorzüge, trotz des lebendig gehandhabten deutschen Reimverses, uns das Stück doch nicht näher bringt als etwa Droysen mit seiner viel griechischeren Übersetzung. Wenn man die „Vögel" des Aristophanes gelesen hat und nach Stunden zurückdenkt, fühlt man einen starken, lebhaften Genuß, der aus den vielen Mühseligkeiten der Beschäf-



Digitized by Google

tigung mit dem Stücke in der Entfernung zusammenfloß — einen Genuß wie von einem Traum der Leichtheit, des Schwebens. Dieser Genuß hat wohl immer wieder die Dichter zu Bearbeitungsversuchen an dieser Komödie geführt. Und doch ist gerade an ihr nichts auch nur äußerlich verständlich ohne die Kenntnis der damaligen athenischen Skandalgeschichten, des Hermenfrevels und ähnlicher Dinge; von einer Wirkung ist auch dann noch nicht die Rede, wenn man weiß, worauf Aristophanes im einzelnen abzielt. Und für den sich nachträglich einstellenden, übertragenen, mittelbaren Genuß ist die Besonderheit der Übersetzung nicht so wesentlich, daß sich die Mühe einer neuen, uns im Vers- und Sprechstil gemäßeren Verdeutschung ganz belohnen dürfte. Insbesondere glaube ich nicht, daß die dichterische Schönheit mancher Stelle, an der das Original hell hindurchschimmert, daß der lebendige Fluß des Sachs-Faust-Verses, durch die diese Übersetzung vor allem ausgezeichnet ist, genügen werden (selbst, wie der Verfasser meint, mit Musik!), dem Stück in dem neuen Sprachgewande zu einer wirksamen Aufführung zu verhelfen. Eher wäre vielleicht eine Vorlesung mit Musik, und in den Zwischenakten mit Erklärungen, eine Form der Darbietung.

Wilhelm von Scholz

## Zur Polenz-Ausgabe

Herr Regierungsrat von Polenz ersucht uns um Aufnahme der folgenden Zeilen:

In einem der letzten Kunstwarthefte berichtet Ezard Nidden über die Gesamtausgabe der Werke meines verstorbenen Bruders Wilhelm von Polenz. Er macht Adolf Bartels als den „Herausgeber“ dafür verantwortlich, daß man bei der Auswahl nicht streng genug vorgegangen sei. Anstatt der „Gesammelten Werke“ hätte man „Ausgewählte Werke“ herausgeben sollen. Ich halte es für meine Pflicht, hierauf zu erwidern, daß Adolf Bartels, wennschon er das Vorwort verfaßt hat, *nicht* Herausgeber der Gesamtausgabe ist. Die Verantwortung für Auswahl und Anordnung des Stoffes trifft nicht ihn, sondern mich.

Zur Sache selbst seien mir folgende Ausführungen vergönnt: Bedenken ähnlicher Art, wie Nidden sie geltend macht, sind auch mir gekommen. Ich habe deshalb von vornherein die Herausgabe von „Ausgewählten Werken“ (vier oder fünf Romane, „Dorfgeschichten“ und „Land der Zukunft“) ins Auge gefaßt. Wenn trotzdem zunächst eine Gesamtausgabe veranstaltet wurde, so geschah dies aus folgenden Gründen: 1. die Aufnahme mehrerer Dramen entsprach dem ausdrücklichen Wunsche des Verstorbenen, der es immer schmerzlich empfunden hatte, daß er als Dramatiker wenig Anerkennung fand. Hier also handelte es sich in erster Linie um einen Akt der Pietät. 2. Die Skizzen und Novellen waren in sechs verschiedenen Bändchen verstreut. Nur wenige dieser kleinen Sammelwerke hatten eine einheitliche Grundstimmung. Ich habe versucht, diese Stimmung dadurch zu erreichen, daß ich die auf dem Lande spielenden Skizzen mit der Novelle „Wald“ zu *einem* Bande unter dem Titel „Dorfgeschichten“ vereinigte. 3. Die meisten der größeren Werke mußten sowieso neu aufgelegt werden. Es wurde daher mit der Gesamtausgabe eine Neuauflage dieser Einzelwerke verbunden. Hierbei ließ sich eine wesentliche Herabsetzung



Digitized by Google

des Preises der einzelnen Werke erzielen, und dies entsprang gleichfalls einem dringenden Wunsche meines Bruders. Bildet in dieser Weise die Gesamtausgabe eine Umschnürung, die man nach Belieben belassen oder entfernen kann, so entfallen damit meines Erachtens die Hauptbedenken, die gegen die Gesamtausgabe in ähnlichen Fällen an sich mit Recht erhoben werden könnten.

Benno von Polenz

Theater

## Berliner Theater

Man darf nicht denken, daß sich die Pforte des Königlichen Schauspielhauses einem Hermann Sudermann so mir nichts dir nichts aufgetan habe. Keines seiner modernen Gesellschaftsstücke besaß die Zauberformel dafür; es mußte schon ein vaterländisch historisches oder wenigstens ein ernstes Schauspiel auf altpreußischem Hintergrunde sein, was ihn der Ehre teilhaftig werden ließ. Man sagte sich das, als man unter dem harmlosen, fast nach friedlicher Heimatkunst aussehenden Titel „Strandkinder“ das Personenverzeichnis, mit dem Komtur von Danzig an der Spitze, und dazu die szenarische Bemerkung las: „Das Stück spielt auf der Halbinsel Hela zur Zeit der Ordensherrschaft.“ Da ging es wie ein ahnungsvolles Flüstern durchs Haus, und einer, der offenbar wußte, was sich in dieser halbmilitärischen Sphäre schickt, sprach das Wort vom „Ersatz Wildenbruch“, gleichsam als gälte es den Stapellauf eines neuen seetüchtigen Wogengängers, nachdem den alten die Unterirdischen in ihr Reich gezogen haben.

Und wirklich, der erste Akt ließ sich ganz wildenbruchisch an. Denn auch Wildenbruch liebte ja solche lyrisch-stimmungshafte Auftakte, die zephirleise einsetzen, um schließlich schon deutlich auf den nahenden Gewittersturm vorzubereiten. Und auch das andere erinnerte halb peinlich halb wehmütig an die Art und Weise des vor Jahresfrist Dahingegangenen: diese plötzlichen Entgleisungen aus dem Historischen ins Moderne und Sentimentale in Augenblicken, wo offensichtlich eine ganz besonders kühne Kurve genommen werden sollte. Es waren also gewiß keine rigorosen Vergleiche, die das neue Haus für Sudermanns neues Stück heraufbeschwor. Dennoch war die Enttäuschung groß, als man sich zu Schluß des ersten Aktes fragte: „Was hat uns der denn nun eigentlich gegeben?“ Ein aufgeregtes, redseliges Bei- und Durcheinander der Strandkinder, schutz- und heimatloser Höriger, die einst von trügerischem Küstenfeuer an den Strand gelockt wurden und nun zu gleich schmachvollem Tun den Helaleuten knechtisch frönen müssen; ein Klagen und Weinen und Sichsehnen nach der verlorenen, nie mit Bewußtsein genossenen Heimat; ein trübseliges Jammern über das Elend der Gegenwart; der Vortrag eines sehnsuchtsbangen Mignon-Liedes durch die kleine Melide, die unter den armen Heimatlosen eine bevorzugte Stelle einnimmt und, von allen schwärmerisch verehrt, so etwas wie ihr guter Engel geworden ist — damit wird der Akt scheinbar bis zum Überfließen ausgefüllt, dennoch aber bleibt von ihm weder Duft noch Ton noch Farbe in uns zurück. Was ein andrer — auch Hauptmann — mit zwei, drei Strichen erreicht hätte, das erzielt unter Sudermanns Händen dieser ganze Akt nicht.

Doch wenn er schon lyrisch versagt, vielleicht erfüllt er seine epi-



Digitized by Google

schen Aufgaben als Spannungserwecker für die Haupthandlung? Auch das nicht, und das ist das Merkwürdige an diesem ganzen Stück: es arbeitet mit den wildesten Motiven und den lautesten Mitteln, es türmt Überraschung auf Überraschung, Effekt auf Effekt, und als Lohn für das alles vermag es nicht einmal unser Interesse für seine führenden Personen zu erringen. Ich bin alles andre eher denn ein Freund jener hyperästhetischen Bestrebungen, die das Theater enttheatern möchten; im Gegenteil, es freut mich, wenn auf der Bühne die Blitze zucken und die Donner rollen. Aber die entfesselten Elemente allein tun's nicht; das Gewitter muß sich über Menschen entladen, mit denen wir gleichatmend bangen, fürchten oder hoffen können. Für Sudermanns Strandkinder stellt sich dies Mitfühlen nirgends ein. Weder bei denen aus dem Volke, dem Angespül der See, die den ersten Akt beherrschen, noch bei den aristokratischen, den beiden Rynkesöhnen von Hela und ihrer Erbfeindin, der Falknerstochter von Putzig, die dann die Führung übernehmen.

Alte Blutschuld schwelt zwischen den dreien, doppelte sogar: der alte Rynke fiel durch den Falkner, der Falkner durch einen der Rynkesöhne. Nun steht die Tochter des Erschlagenen und heimlich Verscharrten als trotzige Klägerin vor dem Komtur der Deutschordensritter und fordert Vergeltung. Das gibt eine geschickt aufgebaute Gerichtsszene unter freiem Himmel, die ihres Augenblicks- und Sondererfolges sicher ist, um deren Urteilsspruch unser Herz aber nicht einen einzigen Takt schneller schlägt. Der Komtur — übrigens eine der erträglichsten, weil einfachsten und anspruchslosesten Gestalten des Stückes — sympathisiert offenbar mit uns Zuschauern: auch er findet dies ganze Strandräubergelichter mit seiner Mord- und Totschlagmoral auf einer Kulturstufe zurückgeblieben, die eine tiefere geistige oder seelische Teilnahme verbietet, und er nimmt deshalb seine Zuflucht zu einem Witz, der frivol wäre, wenn er höher geartete Menschen träfe, hier aber fast stilgerecht wirkt. Er schlichtet den Streit, indem er kurz und bündig fordert, daß einer der Rynkesöhne — gleichviel, welcher — der racheschnaubenden Klägerin die Hand zum Ehebunde reiche. „Vertragen sie sich, so ist der Haß und Streit zwischen Hela und Putzig auf einmal aus der Welt; vertragen sie sich nicht, auch gut, so fressen sie einander auf wie die beiden Löwen in der Fabel, und die grimmige Feindschaft kommt auch so aus der Welt." Wer aber soll der Gatte sein? Gregor, der ältere, ahnen wir, wird vorspringen, denn er hat dem Bruder und uns trotz wilder Haß- und Rachereden zuvor deutlich genug seine heimlich glühende Leidenschaft für die ihm gleich geartete Falknerstochter verraten. Doch nein, so geht das nicht — wo bliebe dann der tragische Konflikt? So muß er dem Bruder und uns in einem halben Beiseite schnell noch zuflüstern, daß er es ist, an dessen Händen das Blut des Erschlagenen klebt, bevor Herr Heimeringk, der blonde Jüngere, zum Handschlag und Ringtausch mit dem Mädchen von Putzig vorgeschoben wird.

Es ist nicht schwer, die nun folgende doppelte Tragik vorauszusehen: Gregors zurückgedämmte Leidenschaft für seines Bruders widerwilliges Weib wird unter dem Gluthauch ihrer Nähe gar bald verderbenbringend emporwachsen;



Digitized by Google

Herr Heimeringk wird in dem aufgezwungenen Ehebunde um so furchtbarere Qual leiden, als sein Herz sich mehr und mehr der kleinen Melibe, seinem „Braunkinde“ aus fernen, fremden Landen zuneigt, die in kindlicher Ergebung an seinen blauen Augen hängt, wie das Käthchen von Heilbronn an denen ihres Wetter vom Strahl. Im dritten Akt schon hat beider Brüder Not ihren Gipfel erklommen. Herr Heimeringk, der Weichmütige, muß knirschend mit ansehen, wie Brigolla, die Falknerstochter, auf dem Hofe seiner Väter die Herrin spielt und dem zarten Braunkind, das wie Aschenputtel hinterm Herde sitzt, die Härte ihrer Seele mit Striemen ins Fleisch zeichnet; Gregor aber schickt Tag und Nacht durch den Zaun seines Nachbargutes die begehrlichen Blicke zu dem trotzigen Weibe hinüber, und als der Bruder nach Danzig zu einer Ordenssitzung berufen wird, stehen sich die beiden erst zornfunkelnd, rachesprühend, mordbereit, dann liebefiebernd, sinnbetört, brunstfauchend gegenüber, bis sie einander erlöst in die Arme sinken. Gut, denkt man, so haben sich nun endlich die Rechten, und den beiden andern ist der Weg zu ihrem Glücke frei. Aber das ist im Mittelalter nicht der Brauch. Der heimkehrende Gatte muß beiseitegeräumt werden, mit Hilfe desselben Mittels, das er und der Bruder so oft gegen Fremde angewendet haben: durch Entzündung eines falschen Küstenfeuers, das in die todbringende Brandung lockt.

So sehen wir denn im letzten Akt Brigolla und Gregor in ihrer Hochzeitsnacht die schweren Balken zuhauf schleppen, die dem vertrauenden Gatten und Bruder ins Verderben leuchten sollen: auf den Gerichtsakt und den großen Abrechnungs- und Leidenschaftsakt folgt das nächtliche Feuerwerk, das all diese wilden, zum Himmel schreienden Ereignisse mit blutroter Lohe umhüllt. Doch was wir da in gierigen Flammen emporzüngeln sehen — ein technisches Meisterstück des königlichen Maschinenmeisters Brandt —, das hat nicht Brigolla, das hat nicht Gregor, das hat nicht der grimme Haß noch die böse Eifersucht entzündet — das ist das richtige, den rettenden Weg weisende Feuer, und Melibe, das Braunkind, hat es unter Jauchzen und Frohlocken mit Hilfe der andern Strandkinder geschichtet und entflammt: wie bisher ihren elenden Genossen, so wird sie jetzt auch für Herrn Heimeringk der rettende Engel. Der aber, als er wohlbehalten an den nächtlichen Strand springt, während die beiden enttäuschten Übeltäter in die Winternacht hinausfliehen und alsbald in ihrem Boot von den Eisschollen zerschmettert werden, hat den Lohn für sein „Braunkind“ schon in der Tasche: in dem Amulett, das Melibe auf bloßem Halse trägt, seit sie an den Strand von Hela geworfen wurde, hat der Komtur eine byzantinische Münze erkannt, die ihre Trägerin als orientalisches Fürstenkind ausweist, das also dem soeben seiner Keuschheit und seines Gehorsams wegen zum Ritter geschlagenen Herrn Heimeringk — so süß schmelzend wie sie weiß schon seit langem keine diesen klangvollen Namen auszusprechen — mehr denn ebenbürtig ist.

Mit einem fröhlichen Ausblick auf die Hochzeitsfeuer, die am Strand der nächsten Zukunft schon glimmen, könnte das Stück schließen, wenn seinen Dichter nicht noch im letzten Augenblick der Ehrgeiz



Digitized by Google

prickelte, dem Thema von der verlorenen, verscherzten, entweihten oder durch Demut und Entsagung wiedergewonnenen Heimat noch eine besonders schwermütig-tiefsinnige Wendung zu geben. Als Melide plötzlich vor der Gewißheit steht, daß sie mit dem Geliebten in das Land ihrer Geburt zurück soll, da erschauert sie vor diesem Gedanken: „Strandkinder sind wir alle. Verschlagen in das Leben, mit der Sehnsucht nach der Heimat, nach Ruhe und Frieden . . .“ Dies symbolistische Appendix in zwölfter Stunde zu einem Seeräuberstück dieses Schlages, das heißt denn doch dem Hund die Schelle an den Schwanz hängen wollen, wenn er mit dem Braten schon davongesprungen ist. Auch sonst sollen wir gewiß noch allerlei Symbolisches, Ewiges oder Elementares hinter den äußern Vorgängen ahnen und wittern — der uralte kosmische Streit zwischen den ungebändigten Naturkräften, die einander fliehen und befehden, dann aber in desto brünstigeren Flammen zusammenschlagen, wird mehrmals angerührt —, die Lust dazu wird uns aber durch die anspruchsvolle Brutalität der äußern dramatischen Ereignisse gründlich verdorben. Es gibt Nüsse, denen die Schale ganz und gar den Kern erstickt hat; das ist das selbstbereitete Schicksal dieses verwilderten Sudermannschen Heimatschauspiels.

Es muß wieder einmal auffallen, daß Sudermann so gar keinen Humor hat und, was aufs engste damit zusammenhängt, gar keine geistige Liebenswürdigkeit. Auch der Komtur, der in seinem Salomo-Spruch einmal einen Ansatz dazu zeigt, gleitet aus dem Humoristischen sofort ins Frivole, sobald wir das Salz seines Witzes geschmeckt haben und an die Folgen solcher leichtfertig-zynischen Kuppelei denken. Die feine Grenzschnur, die zwischen Frivolität und Humor hinläuft, ist für diese Tatzen kein Pfad. Dagegen geht Hermann Bahr, der große Jongleur- und Metamorphosenkünstler, ihn ohne Balancierstange. Sogar mit Grazie und mit jener gereiften Sicherheit, ja auch mit einem Teil jener stillberuhigten Gelassenheit, die uns Björnsons frühlingshaftes Altersstück „Wenn der junge Wein blüht“ so schön macht. Nicht die neuen, dem alten Pärchen-Verwechslungsspiel abgewonnenen Variationen sind es, die seinem gleichzeitig im Dresdner Hoftheater und im Berliner Lessingtheater aufgeführten Lustspiel „Das Konzert“ den Reiz geben, nicht das feuilletonistische Rankenwerk, das sich um den launisch verzweigten Stamm schlingt, nicht die kecken Pointen, die er ihm aufpfropft — nein, diese drei schlanken Akte — die zudem in Berlin noch auf den Proben so viel von ihrem Blätterwerk lassen mußten, daß das Ganze knapp anderthalb Stunden dauert —, sie haben Musik in sich selbst, und diese Musik klingt aus dem Trutz- und Foppspiel der übermütig hin- und her-, neben- und gegeneinander geschobenen Paare mit einer Heiterkeit hervor, der man sich so wenig erwehren mag wie der Frühlingslüfte, die im März die zitternden Äste durchwehen. Das „Konzert“ ist Bahrs menschlich wertvollstes und künstlerisch gelungenstes Werk, eins der wenigen Lustspiele von heute, die die innere Kultur ihrer Spezies haben.

Friedrich Düsel

## Hamburger Theater

Robert Walter (Freyr) hat sich durch seine Versammlung



Digitized by Google

„Aus alten Schlössern, die nicht stürzen wollen" als Dichter erwiesen. Ein ausgesprochener Sinn für Klang, Reim und Rhythmus, ein sorgsames Wägen des Wortes ließen sich dem Erstlingsbuche des jungen Autors als Vorzüge nachsagen. Allerdings fiel schon an diesem Werke bei genauerer Betrachtung auf, daß den äußeren formalen Werten die innere Bedeutsamkeit des Gesagten nicht gleichkam. Ein nur mühsam durch Prunken der Worte verdecktes Mißverhältnis zwischen der vorzüglichen Form und der Bedeutungslosigkeit der sich ausdrückenden Gefühle, zwischen der schönen großen Geste und dem kleinen Inhalt an Erleben minderte die Wirkung, je öfter man zu den Versen, die anfangs durch ihre formalen Reize bestechen, zurückkehrte. Dieses Mißverhältnis ist, wie die im Neuen Theater aufgeführte „Brautnacht des Sankt-Sebald" beweist, durch die Entwicklung des Dichters nicht verringert, sondern vergrößert worden. Eine peinigende Übersteigerung der das Spiel bewegenden Gefühle, ein krampfhaftes Bedeutung-geben-wollen, ein Haschen nach großen Worten und Wirkungen, ein Aufbauschen ohne inneren Zwang verdecken die starken Vorzüge, die der von drei gutgesehenen Gestalten getragene Einakter hat. Um ein Weibchen mit Salomeallüren geht der Gefühlswiderstreit. Sebald, der weltunkundige, durch den Anblick der pestgeschlagenen Lande verwirrte reine Tor, braucht nur die Hand auszustrecken, um die ihm äußerlich Angetraute in Wahrheit zu der Seinen zu machen. Aber er weiß die Begehrende nicht zu nehmen. Durch sein starkes Reinheitsverlangen, durch zynische Lehren eines glatten weltklugen Italieners, der nach dem Weibe Begehren trägt, irregemacht, stößt er Claudia in dem Augenblick von sich, wo der Ruf: „Die Pest ist in der Burg!" ihn dem Wahn ausliefert, das Grausige sei die Strafe Gottes für sein sündiges Willigsein. Sylvius tritt an seine Stelle und bezwingt durch Brutalität, durch männische Überlegenheit das begehrliche Weib des Toren. Um einen Frauenleib geht der Kampf — Robert Walter (Freyr) aber gebärdet sich, als hätte er alle Herrlichkeit der Welt zum Preise zu vergeben. Ein französelndes, schwüles Motiv trägt das Stück — der Autor nennt es ein mythisches Spiel. Man könnte diese Bezeichnung als eine Entgleisung auf sich beruhen lassen, wenn sie nicht für die Diskrepanz zwischen dem Tatsächlichen und dem Gewollten tiefbezeichnend wäre. Das in seinen Anfängen echte Gefühl des Dichters ist im Verfolg künstlich so stark übersteigert, so sinnlos in die Höhe getrieben, daß es durchaus unecht wird und wirkt. Es scheint, als ob der junge Autor weder um die Tatsache dieser Gefühlsmache noch um die Mittel, mit der er sie zuwege bringt, weiß. Sobald ihm dieses Bewußtsein kommt (und der Augenblick muß eintreten — bald eintreten), wird es sich entscheiden, ob er zum Routinier herabsinkt oder Kraft genug hat, um zu echtem Künstlertum aufzusteigen.

Die Echtheit und Ehrlichkeit, mit der der Däne Henry Nathanson sich in seinem Tendenzdrama „Daniel Hertz" zu seiner Rasse bekennt, hat seine schöpferischen Kräfte gleicherweise gestärkt wie geschwächt. Sie verwehrte ihm ein geistiges Überschauen seines Stoffes und ließ ihn den äußeren Konflikt mit Otto Ernstischer Gewaltsamkeit konstruieren. Anderseits führte sie seinen



Digitized by Google

Gestalten das Lebensblut zu und zeugte einen innern Konflikt von hoher Feinheit. Die dramatische Aufmachung ist so grob und unwahr und entbehrt jedes tieferen menschlichen Interesses so sehr, daß sie die Qualität des Stückes völlig gefährden würde, wenn nicht die Gestalten für die künstlerische Kraft des Autors Zeugnis ablegten. — Das Unerquickliche vorweg: Henry Nathanson hat sich, um starke dramatische Gegensätze zu gewinnen, die Welt nach dem bekannten Theaterrezepte zurechtgemacht. In dem Streik, der zwischen dem jüdischen Arbeitgeber und seinen Arbeitermassen ausgebrochen ist, erhalten diese alles Unrecht zuerteilt. Die Arbeiter sind meineidige Schurken, gesinnungslose Revolutionäre, niederträchtige Halunken. Der alte Hertz ist ein ehrenwerter Mann. Durch diese Konstruierung wird dem Daniel Hertz, der die Arbeiter in dem Kampfe gegen den eigenen Vater führt, von vornherein der Boden unter den Füßen entzogen. Er kämpft nicht für die große Sache, der er sein Leben geopfert hat, sondern für etwas, an das er selber nicht glauben kann. Als er dann gewahrt, daß es den von ihm Geführten gar nicht um ein Austragen der tiefberechtigten Gegensätze geht, daß ihren Raubtiergelüsten einzig durch die um jeden Preis herbeigeführte Vernichtung seines Vaters Genüge geschieht, rät er zu einem Vergleich. Die erregten Arbeiter rücken vor das Haus des innerlich Verwirrten. Der Führer aus ihrer Mitte, bisher sein Werkzeug, stößt ihn, gierig nach der Macht, beiseite. Daniel Hertz tritt vor sie hin, um sein Tun zu rechtfertigen. „Verräter!“ schreit man ihm nach wenigen Worten zu und alle Verachtung zusammenraffend: „Jude!“ Singend zieht der Pöbel ab. Der Sohn, der längst den Glauben an die Sache des Vaters verloren hat, fängt den Gebrochenen auf. Dieser Konflikt ist nicht zu halten, alles ist unwahr und verzerrt, zeugt von peinlicher Enge des Gesichtskreises.

Das ist um so bedauerlicher, als Henry Nathanson mit seiner Hauptgestalt an ein dichterisches Problem rührt. Daniel Hertz ist der Typus des über seine Rasse hinausbegehrenden Juden. Aus diesem Verlangen entspringt die Ablösung vom Vater, der Schwung, mit dem er sich in den Kampf für das Recht der andersrassigen Arbeiter hineinwirft, das Verleugnen der Liebe zu einem Mädchen seines Stammes, das Sichwegwerfen an eine dirnenhafte Arbeiterin. Ein Leben lang hat Daniel Hertz die tiefsten Stimmen seines Innern überschrien. Ruhelos, jede Besinnung abwehrend, hat er für das gestritten, was seinem innersten Glauben zuwiderlief. Nun, wo seine Jugendgeliebte heimkommt, wachen seine reinsten Instinkte auf. Erkennend zieht er aus Allem die bittere Summe: Er hat sein Leben vertan, sein Glück geopfert. Er ist gescheitert, weil die physische und psychische Kraft dem hochgespannten Willen nicht entsprach, wie die Dinge lagen, nicht entsprechen konnte. Erst in seinem Sohne wird Wahrheit werden, was er begehrte. Mit dieser Gestalt, mit der jüdischen Jugendgeliebten, mit dem vom Vater gebrochenen Bruder hat Henry Nathanson sich als Dichter erwiesen. Bei einer Entwicklung von innen her hätte der Stoff eine herzbezwingende Dichtung ergeben, die selbst denen noch Ehrerbietung abgenötigt hätte, denen alle Gestalten und Empfindungen des Stückes wie aus einer fremden Welt zu kommen scheinen.

Hat bei diesem Stück zweifellos



Digitized by Google

Ibsen Pate gestanden, so hält Kurt Küchler es mit Sudermann und dessen französischen Vorbildern. Er weiß, was das Publikum will: Hautgout und unanzweifelbare Sittlichkeit, gallische gepfefferte Stoffe und echt deutsche Rührung, den Schein des beherzten Zupackens — aber geschicktes Einlenken, sobald die Sache ernst wird, die Gebärde eines Tragikers, der im geeigneten Augenblick durch Taschenspielerkünste (der Himmel mag wissen woher) die Versöhnung hervorzieht. Kurt Küchler weiß es mit seinen sechsundzwanzig Jahren nur zu gut. Also läßt er den aufs Ganze, Große gerichteten Willen, den er einst als Verfasser eines „Judas Ischariot" bezeugte, fahren, und „macht" es. Ich habe durchaus den Eindruck, daß sein Schauspiel „Des Lebens Possenspiel" — ein von einem wirksamen Motiv getragenes, äußerst geschickt aufgebautes Stück — nicht infolge Versagens der Kraft nicht voll ausgebaut und konsequent entwickelt ist, sondern daß die Vertiefung bewußt aufgegeben wurde. Ich sehe dabei ganz von den zum Teil falschen, zum Teil mindestens zweifelhaften Voraussetzungen ab. Den unwahrscheinlich starken Willen seiner Heldin, die trotz jahrelangen Mätressenseins und gemeinsten Dirnentums den Versuch macht, zur Reinheit und zur bürgerlichen Reputation zurückzugelangen, will ich ihm vorgeben, mich auch an der Skrupellosigkeit, mit der sie sich nach wenigen Wochen von einem ehrsamen Bürgersmann zum Weibe nehmen läßt, an der Unvorsichtigkeit, alles zu verschweigen, an der ihrem Reinheitsverlangen bedenklich widersprechenden Fähigkeit, die Lüge zu ihrem Vorteil auszunützen, nicht stoßen. Aber das alles einmal unbesehen hingenommen, wie konnte Küchler aus dem Stück, das durchaus auf einen tragischen Ausgang angelegt ist, ein Schauspiel mit einem rührseligen, unwahrhaften Schluß machen? In dem Augenblick, wo die Entdeckung des Vorlebens seiner Heldin eintritt, galt es, die Kraft zur Tragik zu finden. Das Nichtverzeihenkönnen des Gatten war durch tiefmenschliche Instinkte, durch triebhaft dunkle Gefühle (nicht durch bloße Beschränktheit) zu begründen. Der Wille der Reinheitbegehrenden mußte unbezwinglichen Lebensmächten gegenübergestellt werden. In ihr war die Vollerkenntnis ihrer Schuld oder doch ihres Geschickes zu entwickeln, denn solange sie noch an ein Ausbessernkönnen glaubt, besitzt sie diese Erkenntnis nicht. Dann hätte der Verfasser mit dem dritten Akte schließen können, denn welchen Weg seine Gerda nach diesem Unterliegen nimmt, ob sie zurücksinkt in den Sumpf, ihr Leben endet oder in Einsamkeit sich dem Grabe zuschleppt, ist — sobald die Unmöglichkeit des Zurücks dargestellt ist — völlig einerlei und künstlerisch nur auf dem Boden einer epischen, nicht einer dramatischen Weiterführung zu erreichen. Statt dessen läßt Kurt Küchler die Verstoßene ein reines Kind mitschleppen, versucht, uns das Nicht-in-den-Schmutz-Zurückkönnen durch Gegenüberstellung einer ehemaligen „Kollegin" glaubhaft zu machen, und läßt, als er nicht zum Ende kommen kann, plötzlich die Mutter, die bisher ganz hinten stand, in den Vordergrund rücken, Verständnis finden und Verzeihung bringen. Da erübrigt sich jedes weitere Wort. Hans Franck



Digitized by Google

## Programmbücher und Musikführer

Die Literatur der musikalischen Erläuterungsschriften ist fortwährend im Wachsen begriffen. Das beweist zunächst das eine: im Laienpublikum besteht das Bedürfnis nach dieser Art der Musikliteratur. Man hat dieses Bedürfnis mit der Schwierigkeit der modernen Musik in Zusammenhang gebracht, aber mit Unrecht; denn erstens sind Erläuterungen von Werken der Tonkunst nichts Neues, dann aber erstreckt sich die Nachfrage nach ihnen sowohl auf klassische als auf die neuzeitliche Musik.

Die Ansichten über den Wert sogenannter „Musikführer" sind recht geteilt; man hat sie, und zwar von recht maßgebender Seite, als entbehrliche Hilfen für das Verständnis und den Genuß guter Musik erklärt, ja man hat sie sogar geradezu als schädliche Mittel hingestellt, die im Sinne eines unvorbereiteten und unbeeinflußten Kunstgenusses durchaus zu bekämpfen seien. Die Gegner der Musikführer stehen meist auf dem Standpunkt „l'art pour l'art". Der Laie brauche vom Wesen des Technischen, vom Aufbau des Werkes nichts zu verstehen, er solle überhaupt nicht „verstehen", sich vielmehr mit dem „Genießen" bescheiden. Dies ist zum Beispiel die Meinung von Felix Weingartner: „Man hüte sich, die Kunst allzusehr verallgemeinern zu wollen; das Wie, die Technik, die Einzelheiten sind für den Eingeweihten, dem Publikum aber gehört der große Gesamteindruck. Es möge angeregt, erhoben, begeistert werden; den Hang zum Zergliedern soll man aber nicht in ihm nähren." Diese exklusive, um nicht zu sagen reaktionäre Anschauung birgt die Gefahr in sich, daß man die Musik lediglich als ein angenehm oder unangenehm auf die Sinne wirkendes Stimulans auffaßt und das Werk, ohne sich über sein Wesen, seine Formen, seinen Gehalt, seinen Wert Rechenschaft zu geben, rein passiv auf sich wirken läßt. Von diesem Gesichtspunkt aus wird das Wort Friedrich Vischers wahr: die meisten Menschen seien musikliebend, weil die Musik unter allen Künsten am wenigsten die Gedanken zusammenzuhalten zwinge. Diese Auffassung übersieht die große Aufgabe der Tonkunst, unser Innenleben zu bereichern. Jedes ästhetische Urteil soll doch zugleich ein Werturteil sein; die Wirkung des Kunstwerks kann sich also nicht darauf beschränken, ein unbestimmtes und unklares Behagen bei dem Genießenden hervorzurufen, dieses will vielmehr ästhetisch aufgefaßt und verstanden sein und hierzu gehört ein gewisser Einblick in die Technik und die Form des Werkes einerseits und in die Gedanken- und Gefühlswelt, die der Komponist gestalten wollte, anderseits. In einem andern Zusammenhang weist H. Kretzschmar darauf hin, daß den großen Gebilden der heute so stark vorherrschenden Instrumentalmusik der ungebildete Hörer hilflos gegenübersteht. „Wenn er begabt ist, trifft ihn hie und da eine mächtige und zugleich einfache Melodie tiefer, aber im allgemeinen bleibt er in sinnlichen Eindrücken stecken, die sich als Wohlgefallen oder Mißfallen äußern. Diejenigen, die ein klares Bild mit hinwegnehmen, die Grundgedanken und deren Entwicklung verstanden haben, bilden eine Minderheit der Hörer." Sicherlich sind Zuhörer, die in



Digitized by Google

einem Werk der Tonkunst einen ebenso ergiebigen Stoff zur Diskussion finden, wie in einem Drama oder in einem Bild recht selten. Jenem oberflächlichen Genießen aber kann und soll eine gewissenhafte und verständnisvolle Auslegung des Kunstwerks abhelfen; mit dem Schlagwort vom unmittelbaren intuitiven Verständnis kommt man namentlich heute, bei der Kompliziertheit und Feinheit des musikalischen Gestaltens, bei dem Reichtum der Ausdrucksmöglichkeiten und Ausdrucksformen, bei der Mannigfaltigkeit der dem musikalischen Schaffen eroberten Stoffgebiete nicht mehr aus.

Man hat die Einführung in den musiktechnischen und geistigen Gehalt eines Tonstückes auch aus dem Grunde verworfen, weil sie an Stelle oder neben dem Genießen ein „Arbeiten" verlange; der ästhetische Genuß, zum Beispiel beim Betrachten eines Bildes oder beim Lesen einer Dichtung soll nach der Lehre mancher Psychologen und Ästhetiker in dem Maße geringer sein, als die Aufnahme des Werkes uns Schwierigkeiten bereite und eine intensivere Verarbeitung erforderlich mache. Diese Meinung beruht auf einer Auffassung von der Psychologie des ästhetischen Gefallens, gegen die denn doch gewichtige Bedenken sprechen. Gewiß gestattet jede Kunst und jedes wahre Kunstwerk ein reines Genießen, ohne daß sich der Genießende über die Gründe und Ursachen seiner Freude am Werk Rechenschaft zu geben braucht und ohne daß eine Mitwirkung des reflektierenden Verstandes erforderlich ist, oder wenigstens dem Genießenden bewußt wird. Goethe leugnet sogar die Möglichkeit dieses rein passiven Genießens und erklärt: „Wir genießen nicht, ohne produktiv zu werden." Die Erfahrung lehrt, daß, je stärker das Verarbeiten, desto nachhaltiger die vom Kunstwerk ausgehende Wirkung ist. So ist es in allen Künsten. Wer den „grünen Heinrich" bei der Lektüre „verarbeitet", wer durch das Stoffliche allein sich nicht fesseln lassend, auf Komposition, Stil, Charakteristik, Gleichnisse usf. achtet, hat der nicht einen höheren ästhetischen Genuß wie der, der den Roman ohne Berücksichtigung dieser Elemente liest? Oder soll es beim Betrachten eines Bildes wirklich nicht zur Erhöhung des Genusses führen, wenn ich versuche, die Technik des Malers, die Art seiner Farbenmischung zu erkennen oder die Mittel festzustellen, durch die er bestimmte malerische Wirkungen bei der Behandlung von Luft oder Licht erzielt? Übersehen wir doch nicht, daß unsre ästhetische Betrachtungsweise sich überhaupt nicht unwesentlich vertieft hat, und daß hierzu die Inanspruchnahme aufklärender und didaktischer Hilfsmittel sehr bedeutend beiträgt. Lichtwarks Übungen in der Betrachtung von Kunstwerken konnten in mehreren Auflagen erscheinen, der Kunstwart gibt seit Jahren Übungen im Gedichtelesen und Erklärungen von Meisterbildern heraus; warum soll dann eine Exegese des Hamlet oder von Tizians sogenannter „irdischer und himmlischer Liebe" gestattet sein, eine solche der neunten Symphonie oder des Meistersingervorspiels aber nicht? Wenn auch der Umstand mitsprechen mag, daß wir im Zeitalter der Technik mehr wie früher das Bedürfnis empfinden, in die Werkstätte des Künstlers eingeführt zu werden, der Erfolg ist jedenfalls der, daß uns auf diese Weise der technische Apparat, der Aufbau des Werkes,



Digitized by Google

oftmals auch die Vorstellungsreihen, die den Künstler zum Schaffen anregten oder denen er Ausdruck verleihen wollte, näherrücken und daß wir so einer Hauptforderung der Ästhetik, dem Einfühlen in das Werk und dem Erleben des Werkes näherkommen. Es wird dann immer derjenige beim Genießen im Vorteil sich befinden, bei dem geistige Kräfte im höheren Maße zur Tätigkeit angeregt werden. Dies schließt nicht aus, daß der Genuß beim Anhören eines Tonstückes auch dann ein recht großer sein kann, wenn man die einzelnen Themen, ihre Verarbeitung und Bedeutung nicht kennt und erkennt, wenn man auf Harmonie, Rhythmus, Modulation u. dergl. nicht achtet; wem dies alles aber klar ins Bewußtsein getreten, wem also die Perzeption zur Apperzeption geworden ist, wer also dem „unbeeinflußten" Zuhörer gegenüber über ein entschiedenes Mehr an Verständnis verfügt, dessen ästhetisches Genießen und Miterleben ist zweifellos ein intensiveres. Ästhetischer und intellektueller Genuß schließen sich nicht aus, heben sich auch nicht auf, sondern gehen eine Verbindung ein, die zur Steigerung des Gefallens und der Freude am Kunstwerk führen. Natürlich darf die Kunst nicht, wie manche Ästhetiker fürchten, zum Wissen, zur Wissenschaft werden; *während* der Aufnahme eines Kunstwerkes soll, insbesondere beim Laien, das Verstandesmäßige schweigen, soll das Gefühlsmäßige vorherrschen; die „wissenschaftliche" Erkenntnis, das Studieren des Werks soll dem Genießen *vorangehen*, sie soll dessen Voraussetzung und Bedingung sein, nicht aber Begleiterscheinung, Kontrollapparat. Aus diesem Grunde ist die Benutzung der musikalischen Erläuterungsschrift während des Anhörens zu verwerfen; sie bringt namentlich dem Ungeübten statt der zur Aufnahme erforderlichen Ruhe des Gemütes gar oftmals Anstrengung, wenn nicht gar Angst, hinter den Erläuterungen zurückzubleiben oder ihnen vorzueilen.

Es sind hauptsächlich zwei Momente, die das populäre Auslegen von Werken der Tonkunst und die außerordentliche Verbreitung der Musikführer verursacht haben: einmal die Entwicklung des *Leitmotivs* seit Wagner und dann die Vorherrschaft der malenden und dichtenden Musik in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Das Bedürfnis nach Erläuterungsschriften ist in dem Maße gewachsen, als die Komponisten einem bestimmten Motiv eine außermusikalische Bedeutung beilegten, als dieses einen bestimmten Vorstellungsinhalt bezeichnete oder ein musikalischer Grundgedanke wurde, der einzelne Personen oder Ideen begleitete. So liegt die Bedeutung des Leitmotivs, von seinem thematischen Werte ganz abgesehen, vielfach auf dem Gebiet des Intellektuellen; es soll durch Gedankenassoziation wirken und so das Verständnis erleichtern (man denke etwa an das Ertönen des Fluchmotivs in dem Augenblick, in dem Siegfried die Halle der Gibichungen betritt oder an die Stelle in Siegmunds Erzählung „den Vater fand ich nicht", wo dem Hörer das Erklingen des Walhallmotivs verrät, daß Wotan der Vater ist). Ist es die Absicht des Komponisten, dem Zuhörer eine thematische und psychologische Beziehung zum Bewußtsein zu bringen, so ist es zweifellos auch erlaubt, den Hörer auf diese Beziehungen besonders aufmerksam zu machen. Die Winke



Digitized by Google

sollen sich natürlich nicht nur auf den geistigen, sondern ebenso auf den rein musikalischen Gehalt, also auf das Eigenartige und Bedeutende von Form, Stil, Instrumentation, Harmonie und Rhythmus beziehen, sie sollen eben helfen, von den verschiedensten Seiten an das Werk heranzutreten und verhindern, daß jene Momente etwa übersehen beziehungsweise überhört werden.

Dürfte somit die Daseinsberechtigung der Programmbücher und Musikführer außer Frage stehen, so kann aus ihrer mißverständlichen Benutzung leicht eine Gefahr für das wahre Verständnis und den wahren Genuß erwachsen. Es stellt sich nämlich oft die Ansicht ein, die Themen und Motive seien als ein selbstverständliches Ganze, als ein in sich Abgeschlossenes aufzufassen; es ist dies der törichte Glaube, man verstehe ein Werk schon vollständig, wenn man nur eine Anzahl seiner Motive kenne, also die laienhafte Auffassung, ein Musikstück sei aus einer Reihe von Motiven mosaikartig zusammengesetzt. Aber gerade gegen diese falsche Auffassung, die oft zu mechanischem Auswendiglernen der Motive führt, helfen gute Erläuterungsschriften am besten. Sie werden darauf hinweisen, daß die Motive seit Berlioz, Liszt und Wagner nicht mehr die Gestalt und die Bedeutung der klassischen Variation haben, daß sie vielmehr häufig dramatisch-psychologisch behandelt werden; der Hinweis, daß die einzelnen Themen in unzähligen rhythmischen, modulatorischen, harmonischen Umbildungen verarbeitet werden, daß sogar — auch auf dem Gebiet der reinen Instrumentalmusik — ihr musikalischer und poetischer Sinn wechselt, wird den Laien belehren, daß er keine ein für allemal festgeprägte Form vor sich hat, daß sich vielmehr die Gebilde der Tonkunst im Geiste ihres Schöpfers lebend entwickeln.

Und noch eine zweite, von selbst verständliche Einschränkung. Man glaube ja nicht, daß ein intellektueller Genuß auf Kosten oder an Stelle des rein Ästhetischen verlangt wird. Der beste Musikführer kann natürlich nicht zur Erhöhung des Kunstgenusses beitragen oder diesen erzeugen, wenn die natürliche Empfänglichkeit, wenn die Fähigkeit, das Kunstwerk gefühlsmäßig nachzuerleben, fehlt. Das geschriebene Wort kann diese Empfänglichkeit nicht hervorrufen, sondern nur entwickeln und vertiefen. Wenn irgendwo, so heißt es hier: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen." Und darum genügt es nicht, daß die musikalische Erläuterungsschrift nur dem Verständnis dient; sie muß den Laien so weit bringen, daß dieser als Zuhörer nachfühlt und nacherlebt, was der Komponist in Tönen zum Ausdruck bringen wollte. Aber zum Glück verfügt unsre Musikliteratur über eine recht ansehnliche Zahl von Erläuterungsschriften, die nicht im Literarischen oder im Technischen steckenbleiben und mit Hilfe des erklärenden Wortes Verstehen und Genießen eines Tonwerkes zu vereinigen und zu steigern wissen.

Max Strauß-Worms

ldende Kunst

## Münchnerisches

Die erste Aufgabe, die sich Tschudi als neuer Leiter der Bayerischen Gemäldesammlungen gestellt und die er im wesentlichen bereits gelöst hat, war die Neuordnung der Älteren Pinakothek. Zu diesem Zwecke wurde die Galerie mehrere Wochen für den allgemeinen Be-



Digitized by Google

such geschlossen. Wenn man sie jetzt betritt, glaubt man sich fast in eine fremde, unbekannte Sammlung versetzt: Man erlebt Überraschungen, Offenbarungen, seltsam zauberhafte Wirkungen. Man sieht neue Bilder, aber auch die alten, wohlbekannten meint man neu zu entdecken.

Was hat Tschudi getan?

Er nahm die Bilder von den Wänden und schuf neue Hintergründe. Nur geringe Mittel standen ihm zur Verfügung. So mußte er sich vorläufig damit begnügen, die alten, konventionellen Galerietapeten zu übertünchen. Weiß wählte er für die Säle der deutschen Gotiker und alten Niederländer, die weiße Farbe wirkt nun wie eine isolierende Fläche, auf der die lebendig bunten Gotiker, ohne einander zu schaden, ruhig nebeneinander stehen. Der Van-Dyck-Saal erstrahlt in einem leuchtenden Hellgrün. In manchen Sälen behielt Tschudi die alte dunkelrote oder dunkelgrüne Bespannung bei. Für die meisten Kabinette aber bestimmte er neue, zarte Wandtöne, die auf das Glücklichste zu dem farbigen Charakter der einzelnen Gruppen stimmen. Die endlos lange Flucht der Kabinette unterbrach er an mehreren Stellen durch Portieren; so steigerte er den intimen Charakter der kleinen Räume und betonte er zugleich die engere Verwandtschaft gewisser Bilderreihen.

Tschudi unterwarf den gesamten Bildervorrat der Pinakothek sowie der ihm unterstellten staatlichen Provinzmuseen einer strengen Prüfung. Indem er sichtete und wählte, haben ihn, wie mir scheint, diese Grundsätze geleitet: Gemäldegalerien sollen in erster Reihe Stätten des künstlerischen Genusses sein, erst in zweiter kommen sie als Laboratorien für gelehrte künstlerische Forschungen in Betracht. Ferner: Es ist wünschenswert, den Besuchern ein klares, überzeugendes, rundes Bild von der Entwicklung der europäischen Malerei zu geben. Endlich: Besondere Rücksicht verdienen jene Meister, die anregend und befruchtend auf die Entwicklung der zeitgenössischen Malerei gewirkt haben. In der Befolgung dieser Grundsätze also hat Tschudi eine große Anzahl von weniger wichtigen Gemälden entfernt. Er hat anderseits manches wertvolle Bild den Sammlungen der Provinz entnommen. Hingen früher die Bilder in drei, ja vier „Stockwerken" übereinander, so wurden sie nun in zwei Reihen, überdies lockerer, freier aufgehängt, so daß jedes Bild wirklich gesehen und genossen werden kann. Bei den Neuerwerbungen trachtete er besonders jene Lücken auszufüllen, die gerade uns Modernen am empfindlichsten erscheinen. Er erwarb einen typischen Greco, einen Guardi, der uns anmutet, als sei er vor zwanzig Jahren gemalt, ein Stilleben von Goya, einen Clouet, einen Gainsborough.

Überaus fesselnd ist die Art, wie Tschudi alle diese Bilder angeordnet hat. Man empfindet Rhythmus, lebendige Bewegung, Akzente, raffinierte Steigerung. Tschudi gleicht einem Komponisten, der eine Sammlung von herrlichen Motiven mit den glänzendsten kontrapunktischen Mitteln orchestriert hat. Mit einem unfehlbaren künstlerischen Instinkt zog er Werke, die in dunklen Ecken hingen, ans Licht, stimmte die Farben zusammen, tauschte alte, goldstrotzende Rahmen gegen ruhige, vornehme. Der große Rubenssaal wirkt erst jetzt wahrhaft monumental, das eng-



Digitized by Google

lische Kabinett ist ein reizvolles Interieur, das seinesgleichen sucht.

Diejenigen Mängel, die in dem schönen, aber unpraktischen Bau Klenzes begründet liegen, konnte freilich auch Tschudi nicht beseitigen: die ungünstigen Lichtverhältnisse, die übertriebene Höhe mancher Säle, die hohen Marmorsockel. Würde ein neuer Klenze in unsern Tagen einen neuen Galeriebau aufführen, so würde dieser wohl wesentlich anders ausfallen, wenigstens wenn der Baumeister von einem Tschudi beraten wäre.

Leider hat solch ein sachverständiger Ratgeber dem Erbauer der neuen Schack-Galerie in München gefehlt. Den Gedanken des Kaisers, der Sammlung des Grafen Schack ein schöneres, würdigeres Heim als das frühere zu bereiten, findet man in dem neuen Bau an der Prinzregentenstraße nur mangelhaft verwirklicht.

Schön ist der große Südsaal im ersten Stock, der die Werke von Lenbach enthält. Fast scheint es aber, als hätte der Erbauer sein ganzes Genie diesem Prunkraum geopfert, der den höfischen und andern repräsentativen Zwecken der Preußischen Gesandtschaft dienen soll. Im übrigen sieht man wenig Erfreuliches. In den heitern Oberlichtsälen des zweiten Stockwerks hängen — großenteils wertlose — Kopien nach alten Meistern. Böcklin, Schwind, Feuerbach können sich leider so hoher Protektion nicht rühmen, man hat sie in den Nebenräumen des Erdgeschosses und ersten Stocks untergebracht. Genelli und andre hat man gar in eine Reihe von kleinen, ganz ungenügend beleuchteten Kabinetten verdammt. Auch die Wandbespannungen sind mit wenigen Ausnahmen nicht günstig. Zu loben wären anderseits das prächtige, durchaus hochherrschaftliche Vestibül und die dekorativen, in reich betreßten Uniformen einherspazierenden Aufseher von gardefähiger Gestalt.

Und der Stil des Gebäudes? Irgendeine Art von Renaissance! Ziemlich pomphaft, aber ganz ohne Beziehung zu dem Zwecke des Hauses. Georg Martin Richter

## Immer wieder das Heidelberger Schloß

Der Streit um den Ott-Heinrichs-Bau des Heidelberger Schlosses setzt wieder von neuem ein! Zwar das Wiederaufbauen ist der badischen Regierung verleidet worden, seit beide Kammern die Mittel hierzu verweigerten: sie folgten den Wünschen der Mehrheit aller Gebildeten und den lauten Protesten der Denkmalpfleger. Nun will man wenigstens die Ruine restaurieren, das heißt, diese soll Stein für Stein abgetragen werden, die morschen Steine sollen durch neue ersetzt und dann das Ganze wieder aufgebaut werden — als Ruine.

Wenn sich jemand in seinem Garten eine künstliche Ruine baut, wie dies das endende 18. Jahrhundert tat, so ist das seine Sache. Man wird wohl heutzutage über den romantischen Schwärmer lächeln, der sich Kosten macht, um ein innerlich unwahres und völlig zweckloses Ding hinzustellen, das vielleicht einen malerischen Reiz gewinnen kann, aber an sich einen künstlerischen Wert nicht beansprucht. Denn ein Kunstwerk ist wohl immer als der Ausdruck eines lebendigen Gedankens angesehen worden. Noch nie hat ein verständiger Mensch ein zerstörtes Bild oder eine beschundene Statue herstellen lassen — es sei denn einer, der die Absicht hätte, eine



Digitized by Google

Fälschung zu begehen. Der Zweck lief dann darauf hinaus, die Beschädigungen wieder zu beseitigen und das „alt“ gemachte Kunstwerk nun als „echt“ in den Handel zu bringen. Ich wüßte daher auch nicht, daß seit den Tagen der Einrichtung der Parke von Sanssouci und Schönbrunn künstliche Ruinen größeren Stils geschaffen worden seien, so wenig wie künstliche Berge oder Grotten.

Etwas ganz andres ist es aber, wenn ein Staat die ehrwürdigen, herrlichen Reste eines alten Baues abtragen und an deren Stelle eine künstliche Ruine schaffen will, die uns vortäuschen soll, sie sei jener Rest. Das schlägt jetzt die badische Regierung vor: die morschen Steine sollen ausgemittelt werden, wohl auch die beschädigten. Das heißt, die wiederaufgebaute Ruine soll als blitzblank neu erscheinen. Die gelehrte Untersuchung des Baues, wie sie namentlich Professor A. Haupt in Hannover durchführte, hat bewiesen, daß der Bau keineswegs nach einheitlichem Plan entstand, daß beim Aufbau nach dem ersten Entwurf schon fertig geschaffene Steine an einer nicht genau nach architektonischer Regel gewählten Stelle nach einem zweiten Entwurf verwendet wurden und daß so „Fehler“ entstanden, jene Fehler, die ein Kunstwerk aus der Art einer akademischen Preisarbeit zu einem Werke von intimem Reiz umgestalten.

Will die badische Regierung diese Fehler noch einmal machen lassen? Soll das, was vielleicht den Meister des ursprünglichen Baues in arge Verzweiflung versetzte, was er aber nicht ändern konnte, nun auf kaltem Wege nachgeahmt werden? Oder will man die Fehler auf Grund der Lehrbücher von den klassischen Säulenordnungen verbessern? Die badische Regierung scheint in der von einer beneidenswerten Naivität eingegebenen Meinung zu sein, daß eine solche Arbeit, wie sie sie vorschlägt, ein Werk der Pietät sei, bei der der moderne Restaurator maschinenmäßig das Alte wiederherstellen könne. So daß man später meine, die Ruine, die da stehe, sei wirklich das Ergebnis eines traurigen Brandes, während sie doch nun ein mit großen Kosten teilweise aus altem Material geschaffener Neubau ist: Ein verwunderliches Denkmal einer in ihren Zielen unklaren Zeit, die immer noch glaubt, daß man durch Fleiß und Sorgfalt sein eigenes Handanlegen verstecken und das neu Erreichte ohne Falsch für alt ausgeben dürfe.

Und warum die ganze Arbeit! Man hat uns lange Jahre Schauergeschichten erzählt vom drohenden Verfall der Ruine. Wer will die Verantwortung dafür übernehmen, daß die Wand nicht eines Tages einstürze!? Natürlich meldete sich niemand. Als man aber die berufenen Sachverständigen fragte, erklärten diese die Ruine als keineswegs schlecht erhalten. Sie gaben ihre Meinung dahin ab, daß Winddruck ihr vielleicht gefährlich werden könne, und belehrte über die Mittel, durch die diese Gefahr beseitigt werden könne. Erst in jüngster Zeit sind eine Anzahl sehr gewichtiger Stimmen laut geworden, die der offiziellen Bangemacherei den Boden abgruben. Ich kann diesen vielleicht noch eine Stütze für ihre Ansichten bieten! Vor mir lagen photographische Aufnahmen des Ott-Heinrichs-Baues in größtem Maßstabe, die in den 1860er Jahren für einen Baron Oppenheim gemacht wurden. Der Vergleich dieser mit modernen Aufnahmen zeigte, daß



Digitized by Google

das inzwischen verflossene halbe Jahrhundert überraschend wenig an der Fassade geändert hat. Es liegt nicht der geringste Grund vor, die kommende Zeit für gefährlicher zu halten.

Immer wieder wirft man in Baden die Frage auf, was zu tun sei! Die Antwort ist einfach genug: Gar nichts ist zu tun! Nachdem der Bau aufs genaueste vermessen, photographiert, abgeformt ist, nachdem in dankenswerter Weise alles das geschehen ist, was ermöglicht, eine Kopie des Baues in allen späteren Tagen mit derselben Genauigkeit herzustellen, wie dies heute möglich ist, soll man die Ruine nur vor den Restauratoren schützen, sonst aber in Ruhe lassen. Schon um der guten Nächte aller Freunde Heidelbergs willen, die seit einer Reihe von Jahren durch Sorgenschreie beeinträchtigt werden. Ist ein Schutz gegen Wind nötig, so mache man das, was nötig ist, zeige es aber: denn das Nötige getan zu haben, ist nie eine Schande. Will die Ruine einstürzen, so stütze man sie; man füge Strebepfeiler an von der Stärke, wie sie zum Halten nötig ist. Nicht „stilvoll" abgestimmte, sondern redliche Mauerklötze: die Ruine wird vielleicht dadurch noch vornehmer wirken. Sicher aber wird sie somit noch durch Jahrhunderte stehen können. Und was dann die badische Regierung und der badische Landtag beschließt, das wird abgewartet werden müssen. Vielleicht kommt man dann darauf, nachdem sich das deutsche Volk noch durch eine hoffentlich sehr lange Zeit des echten Baues und seiner echten Ruine erfreute, eine Kopie des Baues auf Grund der Aufmessungen herstellen zu lassen. Vielleicht! sage ich. Da ich aber mit dem Fortschritt der Vernunft rechne, glaube ich, daß man im 21. oder 22. Jahrhundert erkannt haben wird, daß ein solches Werk die Kosten nicht lohnt. Man wird mit Trauer die Aufmessungen studieren und die noch erhaltenen Reste mit doppelter Sorgfalt pflegen, man wird jene loben, die sich das Alte zu erhalten herzlich mühten und sie preisen, daß sie nicht an Stelle dieses Alten Falsches setzten. Und man wird anerkennen, daß Denkmäler eben sterben.

Das Verkehrteste aber scheint mir, das zu tun, was man als erschreckliche Gefahr fürchtet, nämlich die Ruine niederzulegen, damit sie nicht einfalle. Ich habe unlängst von einem Manne gelesen, der sich aus Furcht vor einem Duell erschoß: dieser Mann ist mir nicht als ein Muster vorsorglicher Weisheit erschienen.

Cornelius Gurlitt

**Handel und Gewerbe**

## Die wirtschaftlichen Unternehmungen der Gemeinden

Im Jahre 1872 traten in Eisenach eine Anzahl hervorragender deutscher Nationalökonomen, unter ihnen: Brentano, Knapp, Schmoller, Ad. Wagner, zusammen, um den Verein für Sozialpolitik zu gründen. Dieser sollte das sogenannte Manchestertum bekämpfen, das im ziel- und regellosen wirtschaftlichen Kampfe die sichere Gewähr für die jeweils beste Güterversorgung erblickte. Es wurde eine systematische, friedliche Regelung des sozialen Lebens unter steter Berücksichtigung der Gesamtinteressen angestrebt. In der staatlichen Fürsorge wollten diese Männer keinen Notbehelf oder ein unvermeidliches Übel sehn, vielmehr erblickten sie in ihr die Erfüllung der höchsten Aufgaben der Zeit und der Nation.

Als der Verein seine Verhand-



Digitized by Google

lungen im Jahre 1873 begann, war alles von den Wirkungen der großen Krise erfüllt. Insbesondere auf dem Gebiet des Aktienwesens waren arge Mißstände zutage getreten. Aus diesem Grunde wurde auch dieses Thema zur Diskussion gestellt. Adolf Wagner suchte, als Referent, nachzuweisen, daß eine juristisch-formale Regelung nicht allen Schaden beseitigen könne, sondern daß für viele Unternehmungen andre Formen geeigneter wären, „in weit stärkerem Maße muß das Gebiet der Aktiengesellschaften direkt dadurch eingeengt werden, daß die sogenannte öffentliche Unternehmung oder Geschäftsform, das heißt die Unternehmung, welche von Staat, Provinz, Bezirk, Kreis, Gemeinde selbst errichtet und in der Regel selbst verwaltet oder betrieben wird, an die Stelle der Aktiengesellschaft tritt".

Als zu Wien im Herbst 1909 wieder einmal der Verein für Sozialpolitik tagte, konnte der greise Forscher mit Recht seine Rede mit den Worten beginnen: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle." Er hatte vor einem Menschenalter bereits die Entwicklung richtig vorausgeahnt. Viele von den diesmal zur Diskussion gestellten Fragen haben auch für weitere Kreise hohes Interesse, zumal die Gemeindepolitik leichter zu überschauen ist als die Sozialpolitik, und der einzelne sich eher ein einigermaßen sachgemäßes Urteil bilden kann.

In erster Reihe wird im allgemeinen die Verstadtlichung jener Unternehmungen befürwortet, die von privaten Unternehmungen gar nicht oder nur ungenügend ausgeführt würden, dahin gehören unter andern solche Betriebe, die eventuell keinen oder nur einen geringen Reinertrag liefern. Nicht selten war ein Wasserwerk das erste Gemeindeunternehmen, bei dem vor allem die Lieferung guten Wassers an alle Bewohner angestrebt wurde. Die kommunalen Elektrizitätswerke, Gaswerke usw. unterscheiden sich im Betrieb kaum von den privaten Aktienunternehmungen. Die Überschüsse der Gemeindebetriebe fließen nicht einem kleinen Personenkreis zu, sondern der Gesamtheit. Daß die Reinerträge der Gemeindebetriebe manchmal geringer sind, wurde zum Teil daraus erklärt, daß sie vielfach billigere und bessere Produkte als die Privatbetriebe liefern.

Eine Erweiterung des Gebietes der Kommunalbetriebe, durch Einbeziehung der Broterzeugung, der Fleischversorgung, der Gemüseversorgung usw. hätte zwar auch große Vorteile für die konsumierende Bevölkerung, würde aber dem Mittelstand eine schwere Konkurrenz schaffen, die wir bei Gaswerken usw. nicht antreffen. Abgesehen davon, daß man den Mittelstand heute vielfach zu schützen geneigt ist, sind seine Mitglieder häufig in der Gemeindeverwaltung wirksam vertreten. Es fragt sich, ob es gelingen wird, diese Schwierigkeit zu lösen. Daß heute alles einer weitgehenden Kommunalisierung zustrebt — deren extremste Form man als Munizipalsozialismus bezeichnet —, ist zweifellos, zumal viele Städte schon energische Vorstöße gemacht haben. So sucht man in Italien den teuren Brotpreisen durch Kommunalbäckereien zu begegnen, doch auch in Deutschland ist die Lebensmittelproduktion schon in Erwägung gezogen.

Über die Wirksamkeit der Städte auf dem Gebiete des Wohnungswesens sowie der Bodenpolitik



Digitized by Google

soll an andrer Stelle gesondert berichtet werden.

Was andre städtische Unternehmungen anlangt, so wurde gelegentlich der Stadttheater darüber geklagt, daß in den meisten Städten so gut wie gar nichts geschehe (was zum Beispiel durch geeignete Pachtverträge möglich wäre): um der Bevölkerung regelmäßig gute Stücke zu billigen Preisen zu verschaffen. Arbeiter- und Schülervorstellungen sind im allgemeinen nur Ausnahmen. Auch mit dem städtischen Bibliothekswesen steht es bei uns, zum Beispiel im Vergleich mit England, noch recht übel.

Wenig erfreulich waren die Mitteilungen über die Lage der Angestellten. Trotz Wohlfahrtseinrichtungen aller Art wurde darüber geklagt, daß Arbeitszeit und viele andre Arbeitsbedingungen bei sehr vielen Gemeinden ungünstiger seien als in den entsprechenden Privatbetrieben. Auch der Lohn sei im großen und ganzen niedriger. Die Gemeinden marschieren also keineswegs — was man eigentlich erwarten sollte — als Musterbetriebe an der Spitze der Reformen. Doch ist eine Bewegung im Gange, die Arbeiter möglichst zu stabilisieren und eine Art von Arbeiterbeamten zu schaffen, deren wirtschaftliche Stellung eine sehr gesicherte wäre. Es scheint sich so auf dem Gebiet der Gemeindeunternehmungen die Organisation und systematische Sicherung des gesamten Wirtschaftslebens einigermaßen der Verwirklichung zu nähern.

Manche Schwierigkeiten ergeben sich daraus, daß die Gemeinden nicht nur Arbeitgeber sondern auch politische Körperschaften sind. Man sprach die Befürchtung aus, daß der Bureaukratismus leicht übermächtig werde. Hierzu kommt, daß der Privatunternehmer meist nur das Geldinteresse im Auge hat, was zwar manche Übel im Gefolge hat, aber wenigstens bewirkt, daß man sich nicht viel um die Anschauungen des Arbeiters kümmert. Die Gemeindeleitung dagegen, die häufig eine bestimmte politische Richtung vertritt, nützt ihr Monopol nicht selten dazu aus, nur Arbeiter und Beamte bestimmter politischer Färbung anzustellen. Man schlug zur Beseitigung dieses Übelstandes „Anstellungsämter“ vor, die aus den Vertretern der Gemeinde und der Arbeiter zu bestehen hätten, doch dürfte auch nach ihrer Verwirklichung noch mancher politische Kuhhandel vorkommen.

In Verbindung mit dieser Frage steht auch das Streikrecht der kommunalen Arbeiter und Angestellten. Auf den Hinweis, nur der Streik biete einige Sicherheit dafür, daß nicht völlige Unterjochung und Verstumpfung eintrete, wurde entgegnet, daß der Streik eine manchesterliche und keine sozialpolitische Institution sei, er sei eine Bankerotterklärung. Man müsse Mittel und Wege finden, den Angestellten Bürgschaften dafür zu schaffen, daß eine schwere Schädigung ihrer Interessen möglichst verhindert werde. Dann könnte man das Streikrecht sistieren, das einer wohlorganisierten Gesellschaft widerstrebe.

Wir geben diese Meinungen ohne Glossen wieder, da wir heut nur berichten. Die Diskussion machte klar, daß es überaus schwer ist, eine Organisationsform zu finden, welche Übergriffe verhindert, daß es vielmehr sehr auf die allgemeine politische Schulung ankommt — es wurde dabei auf England hingewiesen — sowie auf die Bereitwilligkeit aller, an einem wohl-



Digitized by Google

organisierten Gemeinwesen teilzuhaben und nicht nur Partikularinteressen zu verfolgen. H. O.

## „Durch Wahrheit zur Klarheit"

Vergleicht man den Kampf gegen den Alkohol bei uns und bei den germanischen Völkern sonst, so erkennt man: um Jahrzehnte sind wir hier zurückgeblieben. Aber seit kurzem geht's auch bei uns kräftiger vorwärts, — wenn nicht aus anderm, so hört man's aus den Klagen der „Gärungsgewerbe", sieht man's aus den immer mehr sich häufenden Schnaps- und Sektannoncen, mit denen gut Wetter bei der Presse gemacht werden soll, und liest man's aus gelegentlichen Verteidigungsreden für den Alkohol, die vom beteiligten Kapital als unbeteiligte Gutachten sachverständiger Autoritäten in die Presse gebracht werden. Bis zu welcher Skrupellosigkeit man da gelegentlich kommt, das weiß seit den Enthüllungen über die Zeitschrift „Leben", die, von Alkoholkapital unterstützt, ihren alkoholfreundlichen Artikeln durch Spekulation auf die niedrigsten Instinkte ein möglichst großes Publikum verschaffen sollte — der Eingeweihte. Aber wie viele sind schon eingeweiht?

Holen wir heute etwas hinter den Kulissen heraus, das sich am Licht wie eine vollkommene Komödie ansieht!

In der Dezember-Generalversammlung des „Schutzverbandes gegen die Übergriffe der Abstinenzbewegung" empfahl der Vorsitzende Kommerzienrat Haase als „Kampfblatt" gegen die Schädiger der Alkoholindustrien und Gewerbe das in Dresden bei Herrn Risse erscheinende schöne Blatt „Durch Wahrheit zur Klarheit". Der Verleger bezeichnete die Abstinenzbewegung als „ein Geschwür am Brauergewerbe" und forderte auf, recht viel zu abonnieren. In Dresden sei es ihm gelungen, einen Alkoholgegner sehr in die Enge zu treiben durch den Vorhalt, daß „das viele Milchtrinken schädlicher sei als das Biertrinken". Man müsse dem „blödsinnigen Zeug" alkoholfeindlicher Vorträge gegenüber alkoholfreundliche organisieren. Weiter erfuhr man nach dem Protokoll: „In Dresden ist ein Zentralkorrespondenzbureau errichtet, um die Chefredakteure aller Hauptzeitungen fortwährend mit anti-antialkoholischen Artikeln zu versorgen." Leider nämlich stellten sich die Redakteure der großen Zeitungen zu den Nichttrinkern mehr und mehr freundlich, „vielleicht um ihre Beamten und Angestellten nicht zum Trinken zu verleiten". Schließlich empfahl Herr Risse laut Protokoll, „es so zu machen, daß man die Zeitung als Flugblatt verteilt und die Abonnenten nicht nennt". „Die Hauptsache ist: die Zeitung besteht, das andere geht niemanden etwas an."

Jedenfalls kann ein Blatt, das unter solchen Sternen auszieht, das Glück zu suchen, mit Recht gar keinen andern Namen führen als: „Durch Wahrheit zur Klarheit". Schließen auch wir uns dieser seiner Devise „voll und ganz" an und suchen wir ihr auch unsrerseits dadurch zum Sieg zu verhelfen, daß wir über Herkunft und Ziel von Herrn Risses und seiner Kampfgenossen Gründung möglichst viele aufklären. Damit wir Deutschen nicht schließlich am vielen — Milchtrinken zugrunde gehen!

## „Berlin"

Karl Scheffler hat eine Monographie geschrieben, „Berlin, ein



Digitized by Google

Stadtschicksal", die bei Erich Reiß in Berlin-Westend erschienen ist.

Es gibt schriftstellerische Aufgaben, an die sich auch der kühnste Wissenschaftler nicht gern heranwagt, weil ihm der Gegenstand nicht genügend konkret ist. Die individuellen seelischen Erscheinungen fallen eher dem Künstler zu, für die mehr oder weniger an die Wirklichkeit gebundenen kommt der Schriftsteller in Frage. Nur ein Nichtwissenschaftler konnte dieses „Stadtschicksal" schreiben, das heißt: nur jemand, dessen Instinkte nicht auf Schluß und Beweis, auf mühevolle Empirie und Induktion, nicht auf begriffliche Klarheit und gedankliche Ausschöpfung oder Folgerichtigkeit eingestellt sind, sondern ein Mann von Intuition, künstlerischem Vorstellungsvermögen, allgemeiner Bildung und einer gewissen Leichtfertigkeit, einer, dem Annäherungen, Vergleiche, Hypothesen, Analogien, Allgemeinvorstellungen mehr zusagen als Deckungen, Darstellungen, Analysen und Definitionen. Es darf einem solchen Manne nicht gegen das Gewissen gehen, ein Buch mit dem Monumentalsatz zu beginnen: „Jede Stadt ist ein Individuum", er darf nicht zurückschrecken vor der Behauptung, das „eigentliche Wesen" der Berliner Kunst sei, daß ihr nur die beiden Möglichkeiten blieben, akademisch und eklektizistisch oder bürgerlich-naturalistisch zu sein. Auch über wichtigere Fragen weiß ein solcher Gewährsmann, Gott weiß woher, sichern Bescheid: „Kultur ist letzten Falles nichts andres als soziales Vertrauen", sagt Scheffler; wer das nicht versteht, bestaunt es doch vielleicht. Die ungewöhnlichsten Fremdworte stehen ihm gleichermaßen zu Gebote wie die Fähigkeit, historische, geographische, volkswirtschaftliche, soziologische, ästhetische und philosophische „Kenntnisse" so ganz unauffällig einzuflechten. Karl Scheffler gehört ohne Zweifel zu den hervorragendsten Schriftstellern dieser Art. Er handhabt die Schriftstellerei der Intuition und Annäherung als eine wirksame Manier virtuos, und wird dabei von einer allen Anforderungen seiner Geistigkeit nachgebenden, klaren und rhythmisch-anmutigen Satzstilistik unterstützt. Ich spreche von einer „Manier", denn um Stil im höheren Wortsinn handelt es sich hier nicht. Stil ist Niederschlag, ist Ausdruck von Persönlichkeit, die eben weil sie sich gibt, auch das letzte Positive zu geben verlangt, um das zu ringen gerade das Kennzeichen wirklichen Persönlichkeitswertes ist. Bei Geistern wie Scheffler aber fehlt gerade dieses letzte; ganz hingegeben an den Stoff erschöpfen sie sich schließlich doch in Negationen. So mangelt es dem 267 Seiten starken Buch auch durchaus an Humor, der immer das Zeichen der Souveränität ist, mangelt es ihm überhaupt an jeder Heiterkeit, in der die Frohheit des Kraftgefühls zutage träte. Nicht aus „Objektivität", nicht aus Sachlichkeit, sondern aus Gebundenheit durch die Sache. Scheffler ist berlinisch „determiniert" (dies ist das neueste Schlagwort auf diesem Gebiete, — merkt es, ihr „Geistreichen"!). Und so wirkt humoristisch nur der gelegentlich durchschimmernde Anspruch, daß man in Schefflers Denk- und Schreibweise eigentlich das letzte erreichbare Ideal irdischer Geistesarbeit anzuerkennen habe. —

Hat man sich aber gegen die Superioritätsansprüche des Autors mit etwas Gleichmut gewappnet, so wird man bald erkennen, daß unter den allgemeinen Voraussetzungen hier der rechte Mann



Digitized by Google

an die rechte Aufgabe gekommen ist. Die Entwicklung Berlins, den gegenwärtigen Zustand der Stadt und die in ihr ruhenden Möglichkeiten als die einer Kolonialstadt zu betrachten, — das ist wirklich ein Einfall, der in allerlei Dunkelheiten Licht bringt. Die Rastlosigkeit, der rücksichtslose Materialismus, das stets unerfüllte, im Zivilisatorischen steckenbleibende Begehren nach Kultur, die Neuigkeitenwut und der Imitationsdrang erschienen ebenso als Folge dieser inneren Diskrepanz wie der Mangel an gesellschaftlicher Homogenität, an echter Bildung, an Freude, an einem bodenständigen Berlinertum. In der Tat wurde Berlin von jeher von Leuten aus allen Herren Ländern bewohnt, und wie früher Holländer, Franzosen, Alpler, Slawen sich an dem Durchgangspunkt an der Spree ansiedelten, so strömt heute dort aus allen Gauen Deutschlands das erwerbgierige, heimatlose Volk zusammen. Dieses Riesengemenge kommt nie zur Ruhe; es erzeugt Pläne und Unternehmungen, es ist ein wichtiger Markt für Waren aller Art — auch für Kunstwaren —, aber es ist kein Sitz freudiger Schaffenskraft, keine Stätte des Kulturwillens. Scheffler führt seinen Gedanken an allen möglichen Gegenständen durch: Bevölkerung, Fürsten, Stadtgeist, Stadtanlagen, Bautätigkeit, Künste, Gesellschaft, Verwaltung, Einfluß im Reich, Handel und Gewerbe. Bis zum Theater, der „Philosophie in Berlin“ und den Eßwaren reicht seine Untersuchung, und überall weist er dieselben Schwächen auf, um zuletzt das böse Wort zu sagen vom tragischen Schicksal Berlins: immerfort zu werden und niemals zu sein.

Es kann nicht fehlen, daß bei dieser allseitigen Bewertung zuweilen der Wunsch, immer das gleiche zu finden, der Leiter des Untersuchungsprozesses wird. So dürften Schefflers Bemerkungen über Hegel und Schleiermacher dem Unbefangenen recht wenig einleuchten, und eine Behauptung wie die: „Hegels Lehrsatz, daß alles Seiende vernünftig ist, kann als eine Art von preußischer Selbstkonstatierung, Selbstrechtfertigung gelten“, ist, auch cum grano salis verstanden, letzten Endes doch nicht mehr als ein Mißverständnis.

Wir setzen als Probe von Stil und Denkweise des Buches die Stelle hierher, in der Scheffler Wilhelms II. Wesen aus seinem „Berlinertum“ erklärt.

„Wie die Bevölkerung in den ersten Jahrhunderten des Stadtdaseins determinierend auf ihr Fürstengeschlecht gewirkt hat, so hat sich auch jetzt wieder der Träger der Krone dem Milieu des neuen Berlin nicht entziehen können. Die Atmosphäre, worin die dem Reichs- und Großstadtillusionismus verfallene Menge lebt, ist auch ins Kaiserschloß gedrungen. Waren die Hohenzollern, wie die Einwohner ihrer Hauptstadt, einstmals Pioniere und Kolonisatoren, so stimmt Wilhelms des Zweiten Regierungsart mit dem Geiste des neuen Berlin insofern überein, als auch sie das Produkt eines noch unklaren Machtgefühls und eines materialistisch denkenden Illusionismus ist. Der Industriekaiser, der Großstädter auf dem Thron ist Wilhelm der Zweite geworden. Er hat sich der Weltstadtstimmung nicht mehr entziehen können; und hat es auch nicht wollen. Nur ist ihm von der Natur das Genie versagt worden, das über Übergangszeiten hinwegzublicken vermag. Und weil er nun tief drinnen in seiner Zeit



Digitized by Google

steht, aber nicht darüber, so ist auch er bis zu gewissen Graden ein Opfer dieser wirren, traditionslosen Zeit geworden. Ist Wilhelm der Erste der Herrscher einer Zeit gewesen, in der die Heere zu ihren unerhörten Siegen tüchtig gemacht wurden und in der alles Wollen national erzogen worden ist, einer Zeit, die mit fast heroischer Logik die letzten Konsequenzen aus den Entwicklungen der märkischen Geschichte gezogen und alle Kräfte einer einzigen, großen geschichtlichen Aufgabe dienstbar gemacht hat, so ist der Enkel dieses Fürsten ein Kaiser derer geworden, die von dieser großen nationalen Arbeit den Nutzen haben. Ein Kaiser über die Nutznießer einer großen Zeit, des sich bereichernden Bürgertums, einer alles nivellierenden, millionenstarken, materialistischen Mittelklassenbevölkerung; ein Fürst der Quantitäten, ein Herrscher über ein Emporkömmlingsgeschlecht. Auch in sein Wesen ist dadurch etwas Unternehmerhaftes gekommen. In seiner Imperatorengebärde ist etwas Traditionsloses, seiner Repräsentationslust fehlt die Geschichte und darum der sichere Geschmack, sein Temperament ist das eines Großstadtoptimisten. Die Zeit, die unsichtbare Nähe des Willens der Großstadtbevölkerung hat Wilhelm den Zweiten zu seinen Auffassungen förmlich gezwungen. Sie wollte einen durch Äußerlichkeiten stark wirkenden Repräsentanten. Die neue Reichshauptstadt verlangte, in demselben Maße, wie sie sich am Materialismus der Zeit begeisterte, materialistisches Wollen auch von dem in ihren Mauern residierenden ersten Reichsfürsten. Und der Kaiser mußte dieser Zeitforderung um so mehr nachgeben, als er eine von den Stimmungen der Gegenwart abhängige Natur ist. Seine Gestalt gehört darum durchaus in ein Bild des neuen Berlin. Er hat denselben nervös rastlosen Tätigkeitstrieb wie der moderne Berliner, dieselbe Unternehmungslust, denselben Optimismus und Materialismus; ähnliche Genußinstinkte hat er und Repräsentationstriebe und in Geschmacksfragen dieselbe Unsicherheit. Auch er ist ganz ein Mensch der Quantitäten und Opfer perspektiveloſen Selbstbewußtseins; und er ist darum allen Fehlern fast derer verfallen, die sich selbst und damit die Welt nicht relativ zu nehmen wissen. Derselbe Trieb, der aus dem Bürgerhaus einen imitierten Palast gemacht hat, erweckte im Kaiser den Ehrgeiz, aus dem formlos häßlichen Berlin mit Mitteln des Scheins und eines toten Akademismus die „schönste Stadt der Welt“ zu machen. Er ist einer gefährlichen Bauluſt verfallen, in einer Zeit, wo die Baukunst entartet ist wie nie zuvor; der Initiative dieses Kaisers verdankt das neue Berlin den Dom und das Kaiser-Friedrich-Museum, die Bibliothek und den schlimmen Plan eines neuen Opernhauses, das Kaiser-Wilhelm-Denkmal, die Denkmale der Siegesallee, des Brandenburger Tors, des Großen Sterns und vieles andere noch, das vom kulturlosen Geiste der neuen Zeit auf lange hinaus Kunde geben wird. Da die Hohenzollernschen Haustraditionen aber zu gleicher Zeit in der Natur Wilhelms des Zweiten nachwirken und da dieser Durst sich darum als Soldat gibt, wo seine Instinkte doch mehr der großstädtischen Bourgeoisie gehören, so entstehen Wirkungen höchst seltsamer und unerfreulicher Art. Weil Wilhelm der Zweite nämlich an seinem Hofe das aristokratische Prinzip betont, sich mit dem Adel umgibt und in



Digitized by Google

einem vorwiegend militärischen Milieu lebt, während er doch zugleich wie ein Großstadtbürger empfindet, trägt er, kraft seines Prestiges, die unfruchtbare Zeitstimmung in Kreise auch hinein, die bisher am meisten davon verschont geblieben sind. Wir sehen Fürst und Volk gleichmäßig an dem Demokratisierungs- und Materialisierungsprozeß arbeiten, sehen alle Teile der Großstadtbevölkerung bis hinauf zum ersten Fürsten mehr oder weniger dem Amerikanismus unterliegen. Und alle, die so an der Quantität sich berauschen, ahnen nicht einmal, in welchen Niederungen der Kulturlosigkeit ihre lauten und fleißigen Taten vollbracht werden."

Schefflers Temperament ist nicht kräftig genug, um aus der Negation eine stark und fest auf ein bestimmtes Ziel hin handelnde Opposition hervorzubringen. Die handelnde Opposition gegen das Berlinertum in seinem Sinne ist bekanntlich gerade auf seinem Arbeitsgebiete von den Leuten begründet worden, die er auch wieder gar nicht leiden mag, von den sogenannten „Kunstwartleuten". Schefflers Kraft erschöpft sich in dem Hinweis, daß dies ganze Berlinertum und Berlintum eben kulturell nicht hoch zu werten ist; die am Schlusse ausgeführte „Utopie" — wie der Amerikanismus, sich selbst zum Mittel einer planvollen Riesenumgestaltung erhebend, vielleicht eine Einheit aus dem Chaos von heute gestalten könnte —, ist nicht ohne Wirklichkeitssinn, hat aber, wie Scheffler selbst bemerkt, wenig Wahrscheinlichkeit für sich. Doch für die Grenzen seines Ichs darf man keinen Schriftsteller verantwortlich machen. Gerade wir haben Scheffler dafür dankbar zu sein, daß er wieder einmal zusammenfassend von der kulturellen Ohnmacht dieses zivilisatorischen Riesengebildes Berlin gesprochen hat. Vor allem auch, weil er dabei nicht von der Wirklichkeit abging, sondern auch den guten Kräften, die hier wirken und schaffen, gerecht ward. Im Kunstwart sind ähnliche Gedankengänge ja Dutzende von Malen geschrieben worden, seit Riffart als erster an dieser Stelle vor mehr als zwanzig Jahren das „Los von Berlin" rief. Seitdem ist immerhin manches, das damals keinem fremder war, als dem Berliner, wie Scheffler ihn schildert, in Berlin eingezogen, und in Berlin selber gibt es Leute genug, die in jenen Ruf einstimmen. Wenigstens mit dem Berliner Größenwahn ist's in den Kreisen, die für die Kultur in Frage kommen, wirklich nicht mehr überall so schlimm wie ehedem.

Respekt vor der dortigen Arbeit, aber Nicht-Respekt vor der dort üblichen sogenannten Kultur, das ist jetzt nicht nur für die hellen Köpfe außerhalb, sondern auch innerhalb Berlins schon recht vielfach die Losung, seit einem Vierteljahrhundert ist wenigstens die Gefahr der Verberlinerung der deutschen Kultur immerhin eher kleiner als größer geworden.

Hans Herter

## Vom Auswärtigen Amt

Zu den Tageserörterungen

Die Deutschen Gebrüder Mannesmann haben Rechtsansprüche auf marokkanische Minen; Franzosen machen sie ihnen streitig. Die Angelegenheit wird zu einer politischen gemacht. Die Franzosen finden tatkräftigste Unterstützung bei ihren Behörden, die deutsche Regierung verbeugt sich.

Dieser Fall ist bereits allgemein bekannt. Einen andern bringt als



Digitized by Google

nachdenkliche Silvestergeschichte eben die „Tägliche Rundschau“ zur Sprache. Ein Deutscher Rudolf Haß, der in Caracas eine Farm gründete, wird von den dortigen Gerichten und Behörden mit allen Künsten an der Durchführung klarer Rechtsansprüche gehindert. Wiederholt wendet er sich an seinen dortigen Gesandten, wiederholt an sein Auswärtiges Amt. Hinzögerung über Hinzögerung und keine Hilfe. Endlich nach sechs Jahren reißt ihm die Geduld, er schreibt einen sackstiedegroben Brief an das Auswärtige Amt, um in dem, wie er hofft, sich anschließenden Beleidigungsverfahren mit der Wahrheit in die Öffentlichkeit flüchten zu können — da schickt man ihm erst den zuständigen Arzt, dann die zuständige Polizei auf den Hals, und der Erfolg ist, daß der Unglücksmann in die zuständige Irrenanstalt gesteckt wird.

Zuständigkeiten und Zustände, zu denen man zunächst in guter deutscher Bescheidenheit bemerkt, daß, so Schoen auch dieses Verfahren wieder ist, es doch unschön wirkt, wenn zu Alkohol und Lues als dritter Irrsinnserreger das Auswärtige Amt genannt wird (dies ist Humor, wenn auch Galgenhumor — o Kadi, laß es ziehn!).

Nein, es sind Zustände, die mehr als andre einen tatkräftigen furor teutonicus zu entfesseln geeignet sind — geeignet sein müssen, wenn anders nicht das Erbe, das wir verwalten und um das uns die Fremden beneiden, schutzlos im Weltkampf der Völker verwittern soll, wenn anders nicht das Wort „Ich bin ein Deutscher“ das jämmerlichste Eingeständnis politischer Schwäche, Unreife und Unkultur enthalten soll.

Als erster Angriffspunkt bietet sich unserm Zorn das Auswärtige Amt selber. Gegen seine Rückgratlosigkeit in allen Deutschtumsfragen zu wettern, kann nichts schaden, es macht Stimmung im Lande. Aber man darf sich keinen unmittelbaren Erfolg davon versprechen, denn der Beamtenkörper des Auswärtigen Amts ist im ganzen unabhängig von Zorn oder Wohlwollen des Landes. Für ihn reicht aus — und das wird sich auch in Zukunft kaum ändern lassen —, wenn er seine Pflichten formell richtig erfüllt und seine Befugnisse formell richtig ausübt.

Hier also wird man auf taube Ohren stoßen. Hoffen wir, daß andre Ohren hören.

Das sind einmal die des Reichstags. Reichsverfassung und Geschäftsordnung des Reichstags geben den Abgeordneten die mannigfachste Möglichkeit, die mangelhafte Vertretung der Ansprüche Deutschlands und der Deutschen gegenüber dem Ausland zur Sprache zu bringen und auf Abhilfe zu bringen. Ein in diesen Fragen fester und energischer Reichstag zwingt auch das Auswärtige Amt zu ebensolcher Haltung, aber der ist eben nicht da. Es heißt, daß gerade im Falle Haß ein höherer Beamter im Auswärtigen Amt erklärt haben soll: „Ach Gott, Reichstag! Da gibt unser Direktor eine Erklärung ab, und die Sache ist erledigt.“ Glücklicherweise könnten wir den Reichstag immerhin leichter bei seinen Ohren kriegen als das Auswärtige Amt. Wiedergewählt wird schließlich doch nur, wer das Wohlwollen seines Bezirks hat. Um nur zwei Mittel zu nennen, deren erstes weit wirksamer und deren zweites weit weniger barbarisch ist, als der Asthet denkt: persönliches Schreiben an den Abgeordneten des eigenen Wahlkreises und persönliches Eingreifen bei Wahl- und andern politischen Versammlungen.

Endlich richtet sich unser Ruf nach



Digitized by Google

mehr Stolz gegenüber dem Ausland an den Inhaber des Präsidiums im Bundesrat. Leider besteht aber keine Berufungs-Instanz von dem über die wahre öffentliche Meinung offenbar wieder einmal schlechtestens unterrichteten an den aufzuklärenden Kaiser. Hier sind wir auf zufällige Meinungsvermittlung angewiesen, wie sie in der Kamarillaangelegenheit der Kronprinz, in der Frage der Kaiserreden Bülow übernahm. Beide Male zeigte sich, daß der über die Wahrheit aufgeklärte Kaiser des Reichs dasselbe will wie die Bürger des Reichs. Wer sagt sie ihm diesmal?

Friedrich Eckermann

## Die Frau im Gemeindedienst

Mann und Weib

Auf welchen Gebieten brauchen wir in unserm Gemeindeleben die Hilfe der Frauen?

Die Arbeit im Gemeindedienst wird durch ehrenamtliche und besoldete Kräfte geleitet. Die Schulung der Kinder zum Beispiel ist ein besoldetes Amt. Seit Jahren bereits wirkt die Frau auf diesem Felde neben dem Mann. Niemals ist es die Absicht der Frauen gewesen, den Einfluß des Mannes zu verdrängen. Auch Frauen sollen, so hat die Frauenbewegung immer betont, nicht nur durch Frauen herangebildet werden. Wenn man aber einem Geschlecht den Vorrang lassen will, so wird es natürlich sein, daß die Frau auf die Erziehung der Mädchen, der Mann auf die der Knaben den Haupteinfluß übt. Besonders in den oberen Klassen der Volks-Mädchenschule und der höheren Mädchenschulen, auch in der Fortbildungsschule für Mädchen, auch in leitenden Stellen wäre die Frau am Platze, wenn sie die geeignete Persönlichkeit ist und die rechte Vorbildung hat. Daß man gegen Leitung der Mädchenschulen durch Frauen so heftigen Widerstand erhebt, ist kurzsichtig. Denn Frauenerziehung ist von jeher ureigenstes Gebiet der Frau gewesen und es liegt kein Grund vor, warum sie daraus von Männern verdrängt werden sollte.

Auch in den verschiedenen Zweigen kommunaler Schulverwaltung sind Frauen am Platze. 70 Lehrerinnen, 2 Direktorinnen, 26 Mütter sind bereits zu Schulkuratorien und Schuldeputationen hinzugezogen. In Prüfungskommissionen und Schulinspektion finden sich auch schon Frauen, aber doch nur in geringer Zahl. Daß der Mann in seinem Bestreben, ohne Frauenhilfe fertig zu werden, selbst Kochen und Stricken und Stopfen inspiziert, neuerdings bei den Frauenschulen auch den Kindergarten, hat für viele gewiß etwas Rührendes. Aber Frauen wären vermutlich sachverständiger auf all diesen Gebieten, also sehr wohl am Platze.

Neben den Schulen umfaßt die kommunale Jugendfürsorge noch die Aufsicht über die Waisen. 107 Städte verwenden bereits Frauen als Waisenpflegerinnen im Ehrenamt. Für die Ziehkinder, die besonderer Überwachung bedürfen, wird am besten das Taubesche System eingeführt, das nach Leipziger Muster die bei den Ziehmüttern untergebrachten Kinder von besoldeten Pflegerinnen überwachen und durch sie regelmäßig in der ärztlichen Sprechstunde vorstellen läßt. Hand in Hand mit dem Arzte arbeitet auch die Säuglingspflegerin, die Tuberkulosepflegerin, die Gemeindepflegerin in Stadt und Land, die Hauspflegerin, die Wochenbettfieberpflegerin und



Digitized by Google

schließlich die Gemeindehebamme. Das alles sind Beamtinnen im Dienste der öffentlichen Gesundheitspflege, aber leider sind sie noch viel zu gering besoldet, vielfach auch zu sehr mit Pflichten überlastet, als daß sie wirklich etwas Großes leisten könnten. Von schweren Mißständen im Hebammenstand spricht zum Beispiel, daß immer noch jährlich etwa 8000 Frauen im Wochenbett sterben und daß nach ärztlicher Schätzung außerdem in verschiedenen Distrikten noch 30 bis 45 v. H. infolge schlecht geleiteten Wochenbetten fürs Leben krank bleiben. Sicher trägt zu frühes Aufstehen, zu frühes Arbeiten oft die Schuld. Hauspflege müßte da einsetzen. Aber auch fehlende gute Hilfe bei der Geburt. 90—95 v. H. aller Geburten werden immer noch durch Hebammen geleitet, aber die Auswahl dieser Frauen, ihre Besoldung, ihre Pensionsverhältnisse sind immer noch in den meisten deutschen Staaten durchaus unzureichend. Besser und lohnender als Schaffen immer neuer Stellungen (die Säuglingspflegerin ist zum Beispiel geradezu eine Modeerscheinung) wäre wirtschaftliche und soziale Reform des Hebammenwesens, strengere Auswahl und Ausbildung tüchtiger Hebammen auch in der Säuglingspflege. Dann wären diese Frauen beste Helferinnen in der kommunalen Gesundheitspflege.

Als Armenpflegerin kommt die Frau weiter im städtischen Gemeinwesen in Betracht. Sie ist nicht geeigneter als der Mann, aber ebenso geeignet und häufig freier, daher bereitwilliger zur Arbeit. Die Erfahrungen mit Frauen in der kommunalen Armenpflege sind durchweg gut. Am besten ist es, wenn die Frauen vollberechtigt, stimmberechtigt mitwirken, weil dadurch, wie Beigeordneter Dr. Greven in Köln mit Recht betont, ihr Verantwortungsgefühl geweckt wird. Infolge der Bewährung der Frauen in der städtischen Armenpflege haben Bonn, Bremen, Kassel, Charlottenburg, Danzig, Frankfurt am Main, Lennep, Schöneberg, Stolp und Zeitz Frauen auch in die obere Armenbehörde, den Armenrat, berufen.

Neu ist noch das Amt der Wohnungsinspektorin, wie Baden es ehrenamtlich, Hessen es besoldet kennt. In Mannheim ist die Stadt in zwölf Bezirke geteilt, in jedem Bezirk ist eine Frau der Wohnungskommission zugeteilt. Sie begleitet die Beamten auf ihren Kontrollgängen. Aber diese Gänge finden äußerst selten, alle zwei Jahre etwa, statt, beschränken sich nur auf Kontrolle, auf Anordnung der Beseitigung von Mißständen und Verfehlungen gegen baupolizeiliche Vorschriften. Von Wohnungspflege ist nirgends die Rede. Anders in Worms. Da hat die besoldete Kreiswohnungsinspektorin 39 Ortschaften mit etwa 3000 Häusern unter sich. Sie ermittelt wohl auch gesundheitsschädliche Wohnungen und drängt auf Abhilfe, sorgt aber vor allem dafür, daß die Grundregeln der Wohnungshygiene — Sonne, Licht, Luft — verbreitet werden. Sie hält aufklärende Vorträge und Versammlungen von Ort zu Ort, zieht die gesamte Gesundheitspflege in den Kreis ihrer Betrachtungen. So ist aus dem der Mannesart entsprechenden technisch geschulten Wohnungsbeamten die der Frauenart äußerst glücklich angepaßte Gesundheitsbeamtin in umfassendem Sinne des Wortes geworden.

Zu diesen in vorbeugender, aufklärender Arbeit stehenden Frauen — eine frohmachende Ar-



Digitized by Google

heit — kommen noch Arbeiterinnen auf trostlosem, fast aussichtslosem Gebiete: Trinkerfürsorgerinnen und Polizeipflegerinnen.

In Bielefeld stehen 27, in Hagen i. W. 15 Frauen im Dienste der städtischen Trinkerfürsorge. Polizeipflegerinnen finden wir unter andern in Elberfeld, Bielefeld, Mainz, als Polizeiärztin wirkte die kürzlich verstorbene Dr. med. Agnes Hacker in Berlin.

Alkoholbekämpfung in der Gemeinde ist sehr dringend Sache der Frauen. Das Konzessionswesen bedarf dringend einer Reform. Im Regierungsbezirk Koblenz zum Beispiel hat die Zahl der Schankstätten im Verhältnis stärker zugenommen als die Bevölkerungszahl. Berlin gab im Jahre 1906 5000 Schankkonzessionen und außerdem 675 Konzessionen zum Spirituosen-Kleinhandel; Frankfurt a. M. hat 2600 Branntweinschänken, je eine auf 150 Köpfe. (Veröffentlichungen des Vereins gegen Mißbrauch geistiger Getränke.) Gasthausreform, Gotenburger System oder Gemeindeverbotsrecht wären hier als Wege zur Abhilfe zu prüfen. Scharf zu bekämpfen sind die Animierkneipen. Der Kellnerinnenstand wird durch sie fast hoffnungslos degradiert. Vor allem aber werden Frauen Einspruch erheben gegen das von Polizei wegen durchgeführte Kasernierungs- und Reglementierungssystem, werden auch auf sittlichem Gebiet auf vorbeugende Maßregeln bringen. Dazu gehört unter anderm (alles zu erwähnen ist natürlich nicht möglich) außer umfassender Jugendfürsorge, die der Verwahrlosung vorbeugt, veredelte Volkserholung. In Volkslesehallen, Volksunterhaltungsabenden, bei Volksvorträgen, Volkskonzerten, in Kinderlesezimmern u. a. m., überall sind Frauen als kommunale Helferinnen am Platze. Auch Reform des städtischen Stellenvermittlungswesens mit Einstellen weiblicher Kräfte, auch städtische Rechtsschutz- und Auskunftsstellen für Frauen, von Frauen geleitet, würden bewahrend, vorbeugend wirken.

Der edelste Dienst aber, den die Frau dem Gemeinwesen leisten kann, ist, daß sie, weil sie selbst gelernt hat über die Grenzen des Hauses hinauszusehen, nun auch ihre Kinder mit Interesse für das Gedeihen des Gemeinwesens, mit sozialem Verantwortungsgefühl erfüllt. Die Kinder zu pflichtbewußten Bürgern der Gemeinde zu erziehen, ist auch Frauenarbeit im Gemeindedienst. Elsbeth Krukenberg

## Vom Rodeln

Körperpflege

Es war im preußischen Abgeordnetenhause am 3. März 1909 bei der Beratung des Etats des Ministeriums des Innern, bei der ja Gelegenheit zum Vorbringen aller möglichen Beschwerden ist: da ließ sich ein Abgeordneter unter anderm über das Rodeln vernehmen. Er beklagte die vielen dabei vorkommenden Unglücksfälle und sagte dann: „Ich habe mich gefreut, als ich heute früh in der Zeitung las, daß der Landrat von Steinmann in meinem Wahlkreise Glatz ein Verbot erlassen hat, wonach der Rodelsport auf öffentlichen Wegen nicht mehr gestattet sei, und Zuwiderhandlungen mit einer Strafe von 30 Mark bedroht. (Sehr gut! rechts.) Meine Herren, der Rodelsport gehört nicht auf öffentliche Wege, denn dort wird er auf ähnliche Weise wie die Autos, wenn auch nicht in so erheblichem Maße, den Passanten gefährlich.“



Digitized by Google

Der Abgeordnete hat es sicher gut gemeint, und was er sagt, klingt höchst einleuchtend. Aber in all solchen Fällen sollten wir fragen: klingt es vielleicht bloß so? Vielleicht liegt gerade hier wieder ein typischer Fall unsrer Reglementiersucht vor. Bei einer neuen Art von Sport und Vergnügen kommen eine Anzahl Unglücksfälle vor, und flugs wird ein allgemeines Polizeiverbot verlangt, wenn auch nicht der ganzen Sache, so doch einer ihrer wichtigsten Ausübungsmöglichkeiten. Das fällt in das Kapitel der „kleinen Freiheiten", bei denen nicht weitere Beschränkung, sondern im Gegenteil Ausdehnung schon aus Gründen der Volkserziehung uns Deutschen zu wünschen ist. Wie steht es denn mit der vorliegenden Sache? Zunächst passieren die Unglücksfälle beim Rodeln keineswegs allein, ja vielleicht nicht einmal vorwiegend auf öffentlichen Wegen, sondern ebensogut auf den besonders geschaffenen Rodelbahnen. Abgesehen hiervon ist aber folgendes zu sagen: Erstens können sicher zahlreiche öffentliche Wege ohne wirklich wesentliche Gefahr für Rodler wie Passanten zum Rodeln benutzt werden. Zweitens muß man sich aber doch darüber klar sein, daß, wenn man das Rodeln auf öffentlichen Wegen allgemein verbietet, man es zum großen Teil überhaupt unmöglich macht. In vielen, namentlich kleinen Orten wird kaum die finanzielle Möglichkeit bestehen, besondre Rodelbahnen zu schaffen, und die Kinder der ärmeren Klassen sind, da die besondern Rodelbahnen vielfach natürlich nur gegen Entgelt benutzt werden können, überhaupt zum großen Teil von ihrer Benutzung ausgeschlossen. Will man das? Die ja ohne Frage zahlreichen und schweren Unfälle, die im vergangenen Winter beim Rodeln vorgekommen sind, fallen ohne weiteres in die Augen; aber der außerordentliche Nutzen für Gesundheit, Gewandtheit, Selbstvertrauen usw., die die viel größere Schar der Nichtverunglückten aus dem Rodeln gezogen hat, nicht. Ist er darum weniger wichtig als jener angerichtete Schaden? Es kommt hinzu, daß sich ohne Zweifel die Unfälle mit der Zeit sehr vermindern lassen. Das Rodeln ist bei uns, wenigstens für die städtische Bevölkerung, im allgemeinen ein neuer Sport. Seine Ausübung muß von ihr allmählich erst erlernt werden, seine Gefahren müssen erst richtig in ihr Bewußtsein übergehen. Ist beides einmal geschehen — und wir sind auf dem besten Wege dazu —, so werden sich auch die Unfälle sehr vermindern. Viel ließe sich in dieser Richtung gewiß auch durch öffentliche Warnung, Aufklärung und Belehrung tun, und das wäre in der Tat eine schöne Aufgabe für die behördlichen Gewalten. Endlich ist natürlich auch durchaus nichts dagegen einzuwenden, man muß es im Gegenteil sehr befürworten, daß besonders gefährliche oder auch von Passanten besonders belebte Strecken für das Rodeln verboten werden.

Unser Volk aber soll nicht weiter überall gegängelt, geleitet und bevormundet werden, wir haben davon mehr als genug. Wir wollen selber gehen, stehen und urteilen lernen, und wenn wir auch unsre Haut dabei zu Markte tragen müssen. Nur so werden wir zu Männern werden. Das ist auch etwas, was man schon vom alten Arndt hätte lernen können.

Karl von Mangoldt



Digitized by Google

# Vom Recht des Kindes

## Zu Berthold Ottos Schriften

Ich meine das Recht des Kindes, zu sein, wie es nun einmal ist; seine eigenen Gedanken zu denken; zu reden, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und mit seinen eigenen Augen die Welt zu sehen — das Recht seiner Individualität. Mir scheint, der Kampf um dieses Recht des Kindes ist der wesentlichste Inhalt der pädagogischen Bestrebungen Berthold Ottos. Dieses Recht bedeutet zugleich, wenn es überhaupt wirklich werden soll, eine Pflicht der Großen: eine Pflicht zur Achtung vor dem Tun und Treiben, vor dem Denken und der Sprache der Kinder. Diese unsre Pflicht verletzen wir immer wieder, wenn wir wie eine allzu eifrige Gouvernante hinter dem Kinde herstehen: „Man muß . . .“ und: „Man soll . . .“ und: „Es muß heißen . . .“ und: „Das sagt man nicht!“ und: „Das tut man nicht!“ Wenn wir immer nur zu korrigieren und zu mäkeln wissen und an dem Eigenleben des Kindes bestenfalls unsern gutmütigen Spaß haben.

Das sagt nun freilich jener bequeme Individualismus auch, dessen höchstes Evangelium heißt: „Ausleben lassen!“ Er aber führt zu einer Scheu vor jeder „Beeinflussung“ des Kindes, weil bei jeder Beeinflussung die Gefahr besteht, die Individualität des Kindes aus der Richtung ihrer „natürlichen Entwicklung“ herauszudrängen. Dann muß überall bestimmend werden, was das Kind gerade jetzt will und mag; wozu es im Augenblick keine Lust hat, dazu darf es nicht gezwungen, ja vielleicht nicht einmal „angeregt“ werden. Die Motive des Augenblicks, die beim Kinde durchaus die Vorherrschaft haben, werden so beherrschend auch für das, was man hier noch Erziehung nennen will. Es kann an vielen Stellen der Ottoschen Schriften (und noch mehr bei seinen jüngeren Freunden) scheinen, als huldigten gerade sie solchem Individualismus. Schon in Ottos oft und stark betonter Forderung des „Frage-Rechtes“ der Kinder. Wenn das Kind fragt, soll man ihm antworten so gut und klar und ausführlich, als man eben kann; aber man soll ihm nicht weiter Antwort geben, als seine Frage reicht; man soll ihm keine Belehrungen aufzwingen, die es nicht fragend verlangt; denn jede Belehrung hat dann ihre beste Zeit, wenn eben das Interesse für ihre Aufnahme rege ist; und dies zeigt sich in der Frage. Ausdrücklich wird gefordert: Man soll das Kind nicht zu einer Betätigung zwingen, zu der es keine Lust hat; man darf es nie für Unaufmerksamkeit tadeln oder gar strafen; denn die Unaufmerksamkeit ist nur ein Zeichen, daß eben jetzt die rechte Aufnahmefähigkeit nicht da ist für das, was wir mit dem Kinde treiben wollen. — Das, scheint mir, ist die Herrschaft des augenblicklichen Interesses in ihrer schärfsten Form.

Andre Stellen zeigen Otto scheinbar noch auf der entgegengesetzten Seite, bei den Vertretern einer zopfigen Pädagogik, die immer nur zu fordern weiß: Gehorsam und Ehrfurcht und stete Bereitschaft, ihre fertige Weisheit und gültige Wahrheit aufzunehmen. Wenn Berthold Otto biblische Geschichten erzählt, dann fordert er Aufmerksamkeit und Andacht; und wo er Unaufmerksamkeit merkt, da bricht er seine Erzählung nicht ab, ohne ganz ernstlichen Unwillen an den Tag zu legen. Ferner: jene Märchen, in denen „die böse Stiefmutter“ eine so typische Rolle



Digitized by Google

spielt, scheinen ihm bedenklich; er gibt einer Mutter durchaus recht, die da meint, sie müsse diese Märchen in einer umgemodelten Form erzählen, so daß sie mit ihren besseren Urteilen übereinstimmen. Darf der schöne Grundsatz, daß für unsre Kinder das Beste gerade gut genug ist, dahin führen? Es bedeutet tatsächlich nichts andres als den Versuch, unsre eignen Wertungen dem Kinde aufzuzwingen, scheinbar zwanglos aufzuzwingen. Das entspricht allerdings der Haltung Ottos auch in andern Fällen, darum weiß er über „Charakterbildung“ auch wenig genug zu sagen. Jene Fälschung erscheint aber nur so lange nötig, als wir meinen, wir müßten dem Kinde das Gute als Muster hinstellen. Tun wir das, so sind wir wieder mitten im „alten Schulgeist“ und unterbinden gerade die anregende Kraft, die das Gute hat. Damit hängen wir an der Fiktion des Fertigen, Vollkommenen und übersehen den durchaus relativen Charakter, den nicht bloß alles Wahre, sondern auch alles Schöne und Gute im wachsenden Geiste hat.

So zeigen sich gegensätzliche Tendenzen wirksam, ohne einen vollen Ausgleich zu finden. Im Grunde ist es der natürliche Gegensatz, der in jeder Pädagogik irgendwelche Überbrückung finden muß: auf der einen Seite die Autorität des Erwachsenen, die in der Überlegenheit seines geistigen Entwicklungsstandes ihre Grundlage hat; auf der andern das Recht des Kindes, das durch die autoritätselige Pädagogik, die nur ihr Fertiges zur Aneignung anzubieten weiß, unterdrückt wird. Ottos ganzer Kampf ist aber ein Streben, aus dem Banne dieser „autoritätseligen Pädagogik“ herauszuwachsen. Wenn ihm das nun auch, wie wir sehen, durchaus nicht ganz gelingt, so wird er doch der herrschenden Schulpädagogik immerhin viel zu sagen haben, so lange diese im Banne des ewigen: „Du sollst“ und: „Man muß“ beharrt. Und das Ziel, zu dem Otto im Grunde hinstrebt, ist nicht jener bedenkliche Individualismus. Er erklärt seine Forderung „geistigen Verkehrs mit den Kindern“ dahin, daß jeder wirkliche geistige Verkehr die volle Gleichberechtigung beider Teile, ihrer Ansichten und ihres Willens bedingt. Jener Individualismus vernachlässigt das Recht der Meinung und des Willens des Erwachsenen. Und gleich darauf besinnt sich Otto auch, daß im Konfliktsfalle der Wille des Erziehers sich energisch wird durchsetzen müssen. Das gilt zweifellos mit Recht, so lange der Erzieher sich jener Pflichten, die aus dem „Recht“ des Kindes fließen, ernst bewußt ist. Dann wird auch das von Otto so stark betonte Fragerecht der Kinder ungleich mehr bedeuten, als dies in unsern Schulen der Fall ist. Ich glaube, es besteht in den meisten Schulen längst; aber der Geist, der hier herrscht, bewirkt, daß selten davon Gebrauch gemacht wird, und daß die Antwort sich's oft recht bequem macht. Es ist aber mehr nötig, als dies Fragerecht: das Recht der freien Meinung und des eigenen Gewissens — auch dort, wo dies der Anschauung des Lehrers oder Vaters entgegensteht. Auch dieses Recht muß praktisch Geltung gewinnen, bis die Kinder ohne das leiseste Bedenken ihre abweichende Meinung auch wirklich aussprechen. Dann darf es nicht einfach heißen: „Nein, das ist eben so!“ sondern man wird etwas tiefer schauen und dem Kinde seinen Irrtum zeigen müs-



Digitized by Google

sen. Das gilt natürlich im allgemeinen nicht, wo es sich um Tatsachen, sondern dort, wo es sich um die Stellung zu den Tatsachen, um Meinungen, Urteile und Willensentschlüsse handelt. Freilich, auch diese Haltung findet ihre berechtigte und notwendige Grenze. Dort, wo die Stellung des Kindes der inneren Notwendigkeit und Ehrlichkeit ermangelt und wo sie etwa anmaßend wird. Dann heißt es: „Das überlege dir mal genauer, ehe du darauf losredest", oder es wird eine noch ernstere Sprache nötig. Aber zu dieser Grenze kommen wir immerhin selten, wenn nicht vorher durch eine falsche Erziehung schon viel verdorben ist.

Ich glaube, dies ist auch die Grundstellung, die Berthold Otto praktisch einnimmt. In seinen Schriften kommt sie, wie gesagt, nicht klar und einheitlich zum Ausdruck. Und solche geistige Haltung konsequent innezuhalten, ist auch dem Lehrer im Klassenunterricht der Schule möglich. Otto kennt diesen leider nicht aus eigener Erfahrung, er unterschätzt infolgedessen seine Möglichkeiten. Das macht ihn einerseits reichlich nachsichtig gegenüber dem, was die Lehrer in unsern Schulen leisten, es führt ihn anderseits zu einer unbedingten Höherschätzung des Einzelunterrichts gegenüber dem gemeinsamen. Einer Höherschätzung, die zwar noch allgemein geteilt wird, aber nach meiner Erfahrung ohne zureichenden Grund.

Ich kann trotz aller Vorbehalte nur mit Nachdruck auf Ottos Schriften hinweisen.* Bei solchen, die an schärferes Denken gewöhnt sind, habe ich zwar manches absprechende Urteil über sie gefunden. Wenn Otto seinen Schriften wissenschaftlichen Charakter zuspricht, so braucht man dem nicht zuzustimmen; und die logische Durchdringung seiner Ausführungen ist oft überhaupt nicht eben tief. Daß er die wirklich wissenschaftliche Arbeit andrer auf den Gebieten, die ihn interessieren, allzusehr unterschätzt oder einfach ignoriert, rächt sich natürlich auch an seiner eignen Arbeit. Zugegeben. Aber man sollte bedenken, daß hier ein Mann spricht, der seine Gedanken im wesentlichen aus der engen Erfahrung in der Erziehung seiner eigenen Kinder schöpft; der auf dieser schmalen Grundlage den ernsthaften Versuch macht, selbständig eine wissenschaftliche psychologische und pädagogische Begründung seiner Anschauungen zu entwickeln; der dabei noch persönlich einen außerordentlich ungünstigen Ausgangspunkt hat: philologische Studien und eine (natürlich nicht im parteipolitischen Sinne) naiv konservative Gesinnung. Dann sollte man sich fragen, was er auf Grund dieser unzulänglichen Voraussetzungen erreicht hat. Es ist ganz sicherlich so viel, daß es sich nicht nur für Eltern, sondern auch für Lehrer lohnt, sich mit Berthold Otto mehr, als geschieht, auseinanderzusetzen.

Adolf Henseling

* Die wichtigsten sind: Vom königlichen Amt der Eltern, Leipzig 1907. Ratschläge für häuslichen Unterricht, Leipzig 1908. Lehrgang der Zukunftsschule, Leipzig 1901. Beiträge zur Psychologie des Unterrichts, Leipzig 1905. Kindesmundart, Berlin 1908.

## Von den Künsten

Lebende Wor

Wenn die Malerei das Lauffeuer der Augenblicke anhält zum Feststehen: so blickt die Zauberlandschaft, das Zauberauge,



Digitized by Google

die Zaubermenge dich unaufhörlich an, und jeden Tag kehren deine höchsten Freuden um und die Sonne steht vor dem Maler (anders als vor dem tötenden Josua) nur still, um dem wärmern Leben fortzuleuchten.

Welche Stunden und Seelen und Körper müßten sich aneinanderreihen, um dir nun eine einzige Innenfeier zu bereiten, welche du von der Tonkunst in einer Minute wie von unsichtbaren Händen empfängst! Habe groß und selig geweint, wie du nur willst: die Tonkunst spricht dir dein Herz nach und bringt dir alle Tränen wieder.

Und dann endlich gibst du, gute Dichtkunst — mit dem ganzen Reichtum beider Schwesterkünste — die Menschen und die Entzückungen verklärt lebendig zurück, die jede Erinnerung nur tot wiedergebären kann, und in deinem Spätrot kehrt jedes Frührot des Lebens um. Und dem Menschen, welcher große Stunden des Lebens dunkel in der Brust trägt, aber ohne die Kraft, sie wieder zu beleben und zu erleuchten, wiederholt sie die Gestalten, die ihn ergriffen, die Töne, die er nie vergessen wollte, und die Erde und den Himmel, welche nur einmal so für ihn dagestanden.

Jean Paul

# Unsre Bilder und Noten

Das Arndtporträt von Julius Roeting, das dem Schweriner Museum gehört, gibt den herrlich „gereiften“ Kopf des Alten ganz prächtig wieder.

Hätte der alte Arndt das Bild gesehen, das unserm heutigen Hefte vorgefügt ist, er hätte sicher geschmunzelt: „Wie die Eiskreise blitzen, da sieht man, daß es Jungen beim Schlittschuhlaufen gab!“ Und vielleicht hätt er hinzugesetzt: „Ähnlich sieht's auf meinem Rügen auch da und dort aus!“ Ähnlich nur, denn als ein Kenner deutschen Volkstums hätt er sofort erkannt: hier sind Friesenhäuser. H. P. Feddersen hat sie denn auch an der schleswigschen Westküste gemalt, in der Gegend hinter dem großen Schutzdeiche vor dem „blanken Hans“. Wie er diesen „blanken Hans“ ansieht, zeigen wir den Lesern ein andermal. Für heute möge die fröhliche Farbenpracht dieser winterlichen Nachmittagsonnen-Landschaft genügen, um die Außenseiter-Kunst unsres Malers in ihrer Gesundheit zu zeigen. Kommen erst einmal auch unsre Küsten in die Winterreise-Mode, so wird man Bilder wie dieses nicht mehr als schöne Seltenheiten betrachten müssen.

Interessant wird es vielen sein, daß nun nach so vielen Künstlern mindern Ranges Adolf von Hildebrand ein Kaiserporträt gebildet hat. Wir zeigen den Lesern das Bronzerelief. Hildebrand hat es vor allem darauf angelegt, das Geistige in des Kaisers Gesicht hervorzuheben, was bei der starken Entwicklung der Kinnbacken beim Profil ja leichter anging als bei der Vorderansicht. So ist auch die Barttracht Wilhelms II. so wenig wie möglich betont, wenngleich in ihrer charakteristischen Haltung auch nicht unterdrückt. Besondere Liebe hat der Künstler der sehr ausdrucksvollen Augenpartie zugewendet. Wer die Schwierigkeiten kennt, die sich gerade beim Auge dem Modelleur von Flächenreliefs bieten — beim Auge, dessen Pupille sich doch im



Digitized by Google

wesentlichen nur durch die Farbe abhebt —, der wird hier besonders deutlich die Meisterhand spüren. Den eigentlichen „Blick“ ahnen wir auf unsrer Reproduktion nur, denn der sichtbare Teil des Augapfels liegt ja hier im Schatten. — Hildebrand hat unter Verzicht auf Schmuck und Allegorik durch die gemessene Isolierung des Kopfes, die vornehme Schrift und den schmalen Rahmen noch dem Werk als Ganzem einen besonderen Zug zugleich von Reserviertheit und Eleganz gegeben. A

Die Fabrikanlage von H. Wagner (O. Ruhl ist auf der Illustrationsbeilage irrtümlich mitgenannt) steht am Bremer Hafen und dient einer Kaffeegesellschaft. Die Gebäude sind lediglich aus praktischen Bedürfnissen heraus gruppiert. Sie zeigen, daß sich auch solche reine Zweckbauten architektonisch höchst wirksam behandeln lassen, durch sehr einfache Raum- und Flächengliederungen, durch ein redliches Dach, und dabei ist, abgesehen vom roten Ziegeldach, fast nur Eisenbeton (mit Rauhputz) verwendet worden. In diesem neuen Baumaterial stecken wohl noch ungeahnte Möglichkeiten, nicht nur rein technischer, sondern technisch-ästhetischer Anwendungsart. Die nächste Zukunft schon dürfte uns darüber belehren. — In Verbindung mit dem Ingenieur O. Ruhl hat Architekt Wagner auch einen Wasserturm für Bremen gebaut, der ebenfalls eine sehr selbständige Leistung darstellt. Durch die Öffnung des stützenden Eisengerüstes, die vom Preisgericht ausbedungen war, sowie durch die technisch bedingte Verjüngung des Turmes erinnert das Ganze etwas an einen riesigen Taubenschlag (60 Meter hoch). Doch ist jedenfalls der betätigte Grundsatz: nichts zu „verkleiden“, kaum anfechtbar. Wie sehr anders dieselbe Aufgabe angefaßt werden kann, ersieht man aus dem Wettbewerbs-Entwurf für Breslau von Hans Poelzig, einem Versuch, der ersichtlich architektonische Monumentalität mehr anstrebt als durchsichtige Eindeutigkeit der technischen Zweckform. Auch das ist ein Weg, der je nach Umständen zu einem guten Ziele führen wird.

E. Kalkschmidt

Schließlich: wir fügen diesem Heft noch den Wandkalender des Kunstwarts für 1910 bei. Er ist nach derselben Zeichnung von Otto Bauriedl ausgeführt wie der vorige. Bei der Ablieferung im vorigen Jahr zeigte sich nämlich, daß der — sehr berühmten — Anstalt, die ihn anzufertigen hatte, die Lösung der schwierigen Aufgabe nur recht mangelhaft gelungen war, so daß wir beschlossen, dem Künstler dieses ungewöhnlich schönen Entwurfs die Genugtuung einer zweiten Anfertigung zu gewähren. Auch diesmal kann die Auflage erst nach Schluß der Redaktion versandfertig werden, wir können sie jetzt noch nicht kritisieren, können nur hoffen, daß die neue Ausführung sich beim Vergleich mit der alten wirklich als eine wesentliche Verbesserung erweisen möge. Auf alle Fälle wird die Vergleichung beider Kalender für die Beurteilung unsrer Reproduktionsleistungen interessant sein.

Unsre Notenbeilage bringt ein gemischtes Quartett von Johann Friedrich Reichardt als ein starkes Zeugnis dafür, wie es dieser Künstler verstand, in die Lyrik seines großen Zeitgenossen Goethe einzudringen, jeder ihrer Wendungen nachzugehen, ihre sprachliche Schönheit durch die Musik ins hellere Licht zu setzen. Entnommen ist das Stück, das für Gedenkfeiern eines Frühverstorbenen auch als Gebrauchsmusik sich ganz besonders eignet, dem Goethebande Reichardts, den er der Königin Luise



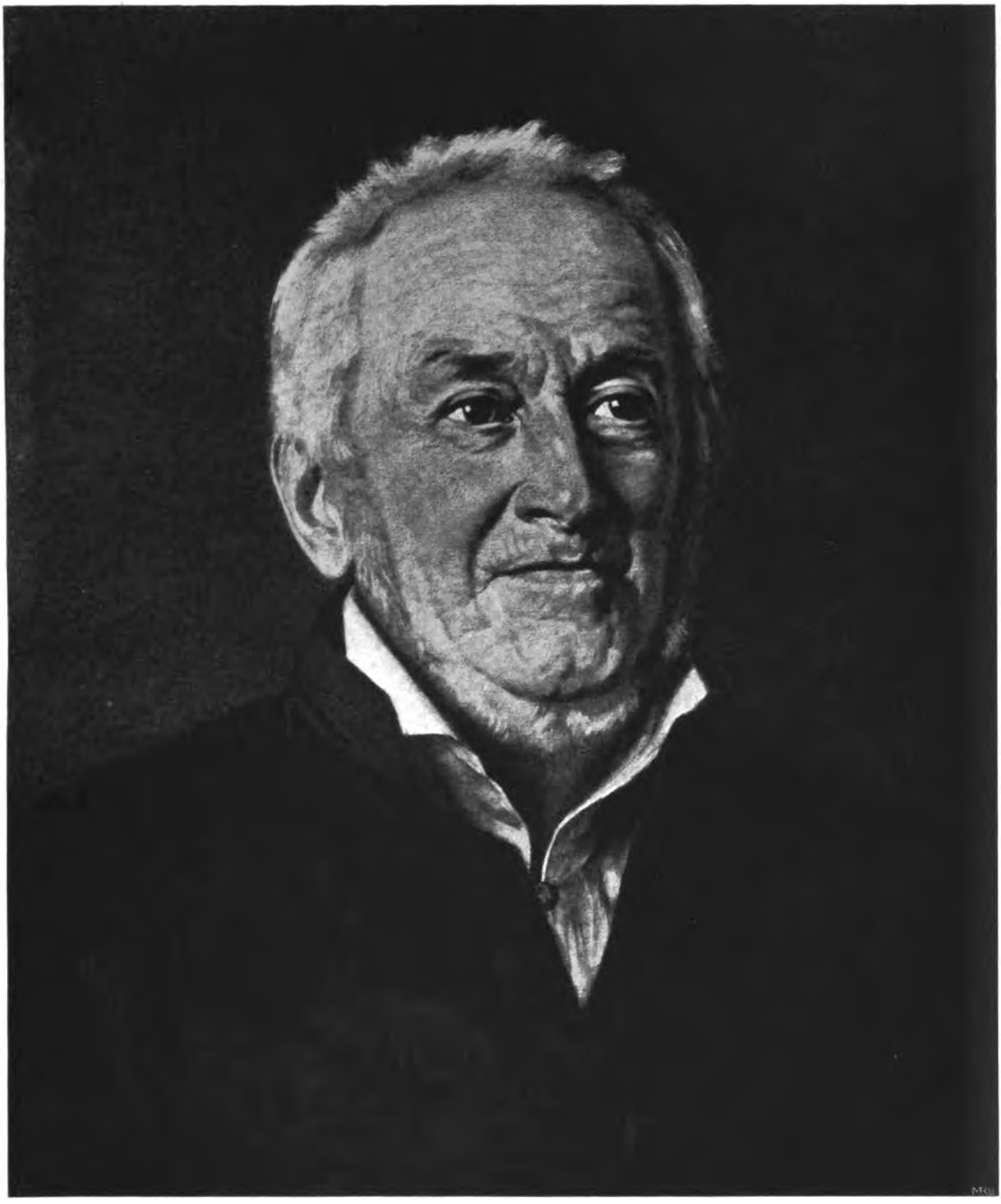
Digitized by Google

gewidmet hat. Chöre, die ihn bei solchen Gelegenheiten aufführen wollen, finden das nötige Material in der vom Kunstwart herausgegebenen Sammlung „Hausmusik“. Eben daher entlehnen wir eine Ballade aus einem Heft altfranzösischer Chansons in singbaren Verdeutschungen. Die Geschichte des verschollenen Gatten, der bei der Wiederkehr seine Frau vermählt vorfindet, geht durch die Literaturen aller Kulturvölker. In einer verbreiteten Variante heißt der Soldat — „Matros“, was uns sogleich an „Enoch Arden“, den vielbesungenen, denken läßt. Es gibt auch verwandte, ja bis zur Wortwörtlichkeit ähnliche deutsche Volkslieder über diesen Stoff, der seine erschütternde Kraft durch Zeiten und Völker bewährt. Unwillkürlich denkt man aber zunächst an unsern Uhland, der weit mehr, als die meisten ahnen, Elemente seines Balladenstils französischen Vorbildern entnommen hat. Im Vortrag muß man die Melodie sehr schmiegsam dem wechselnden Inhalt des Textes aus dem Stegreif anpassen. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende für Musik: Dr. Richard Batka in Wien III; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien III, Arenbergring 16 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I



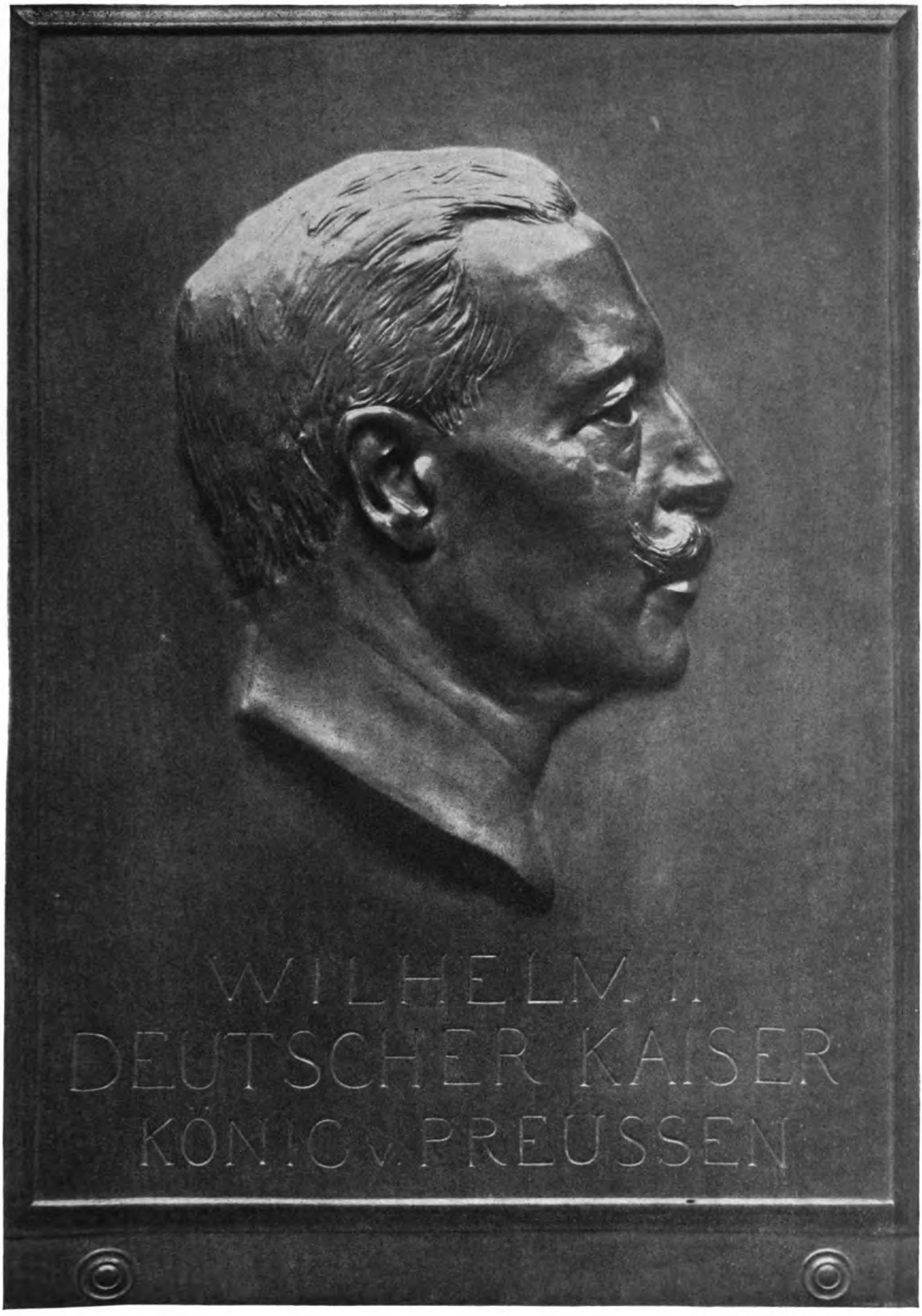
Digitized by Google



JULIUS ROETING

Digitized by Google

Digitized by Google



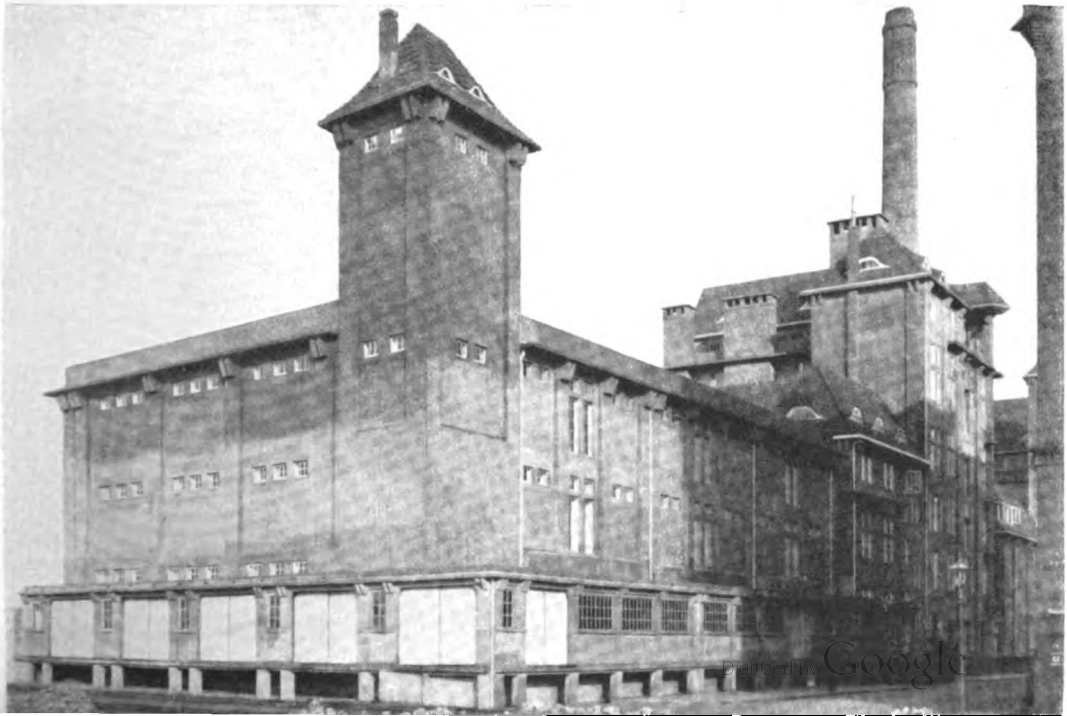

ADOLF HILDEBRAND

KW

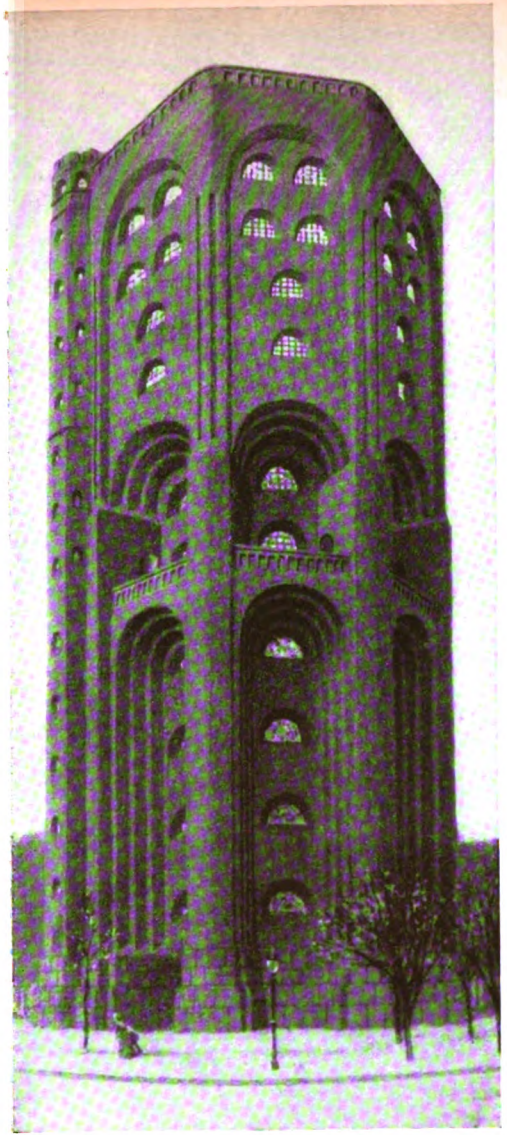
Digitized by Google

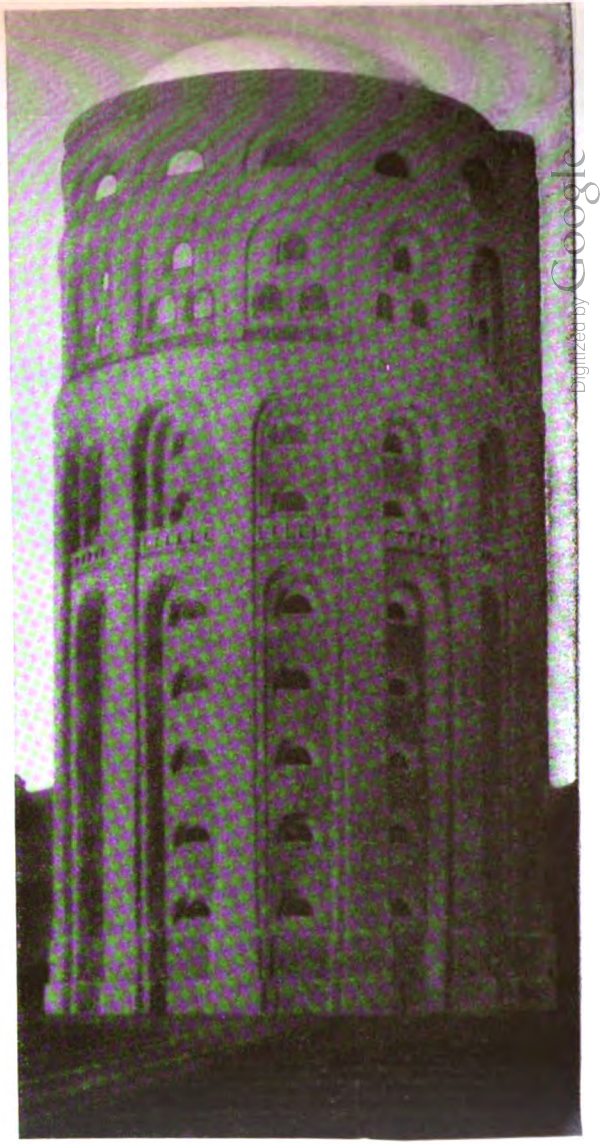
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google



Digitized by Google





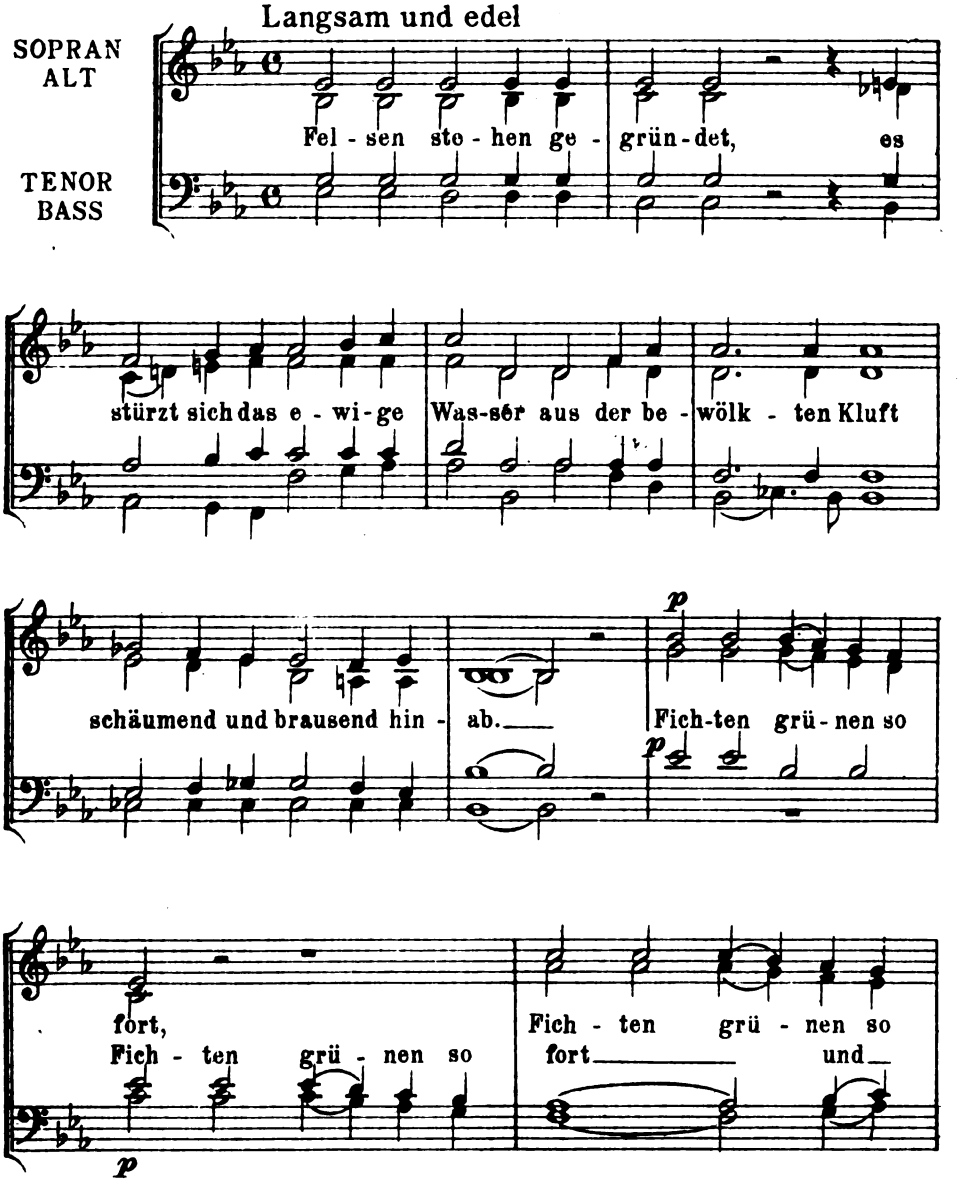
Digitized by Google

## J. Fr. Reichardt

J. W. Goethe:

### FELSEN STEHEN GEGRÜNDET

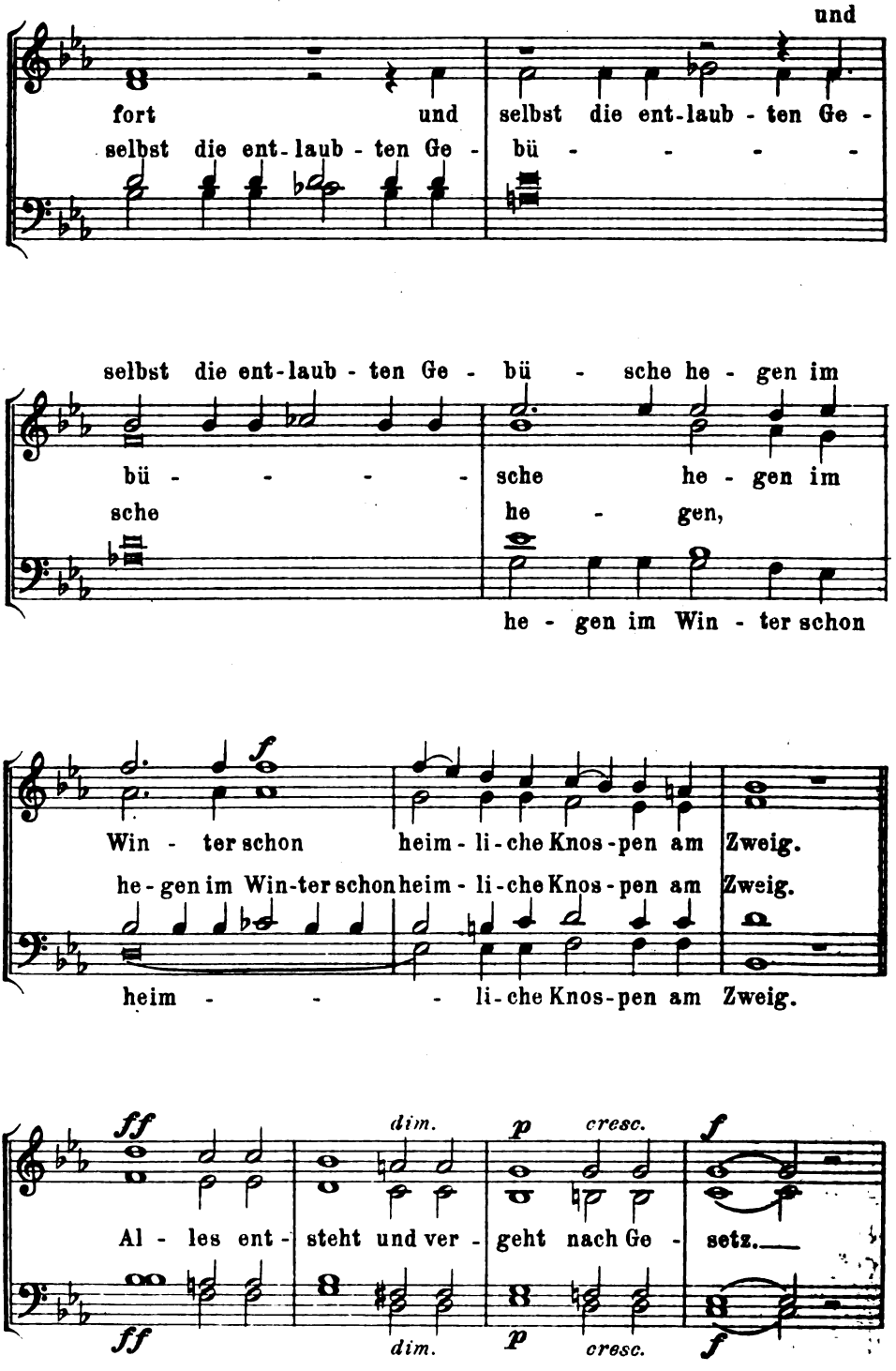
(Auf den Tod eines Jünglings)



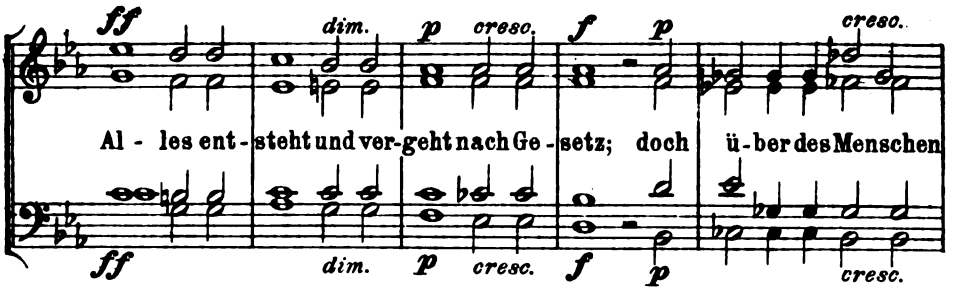

Verlag von GEORG D. W. CALLWEY, München

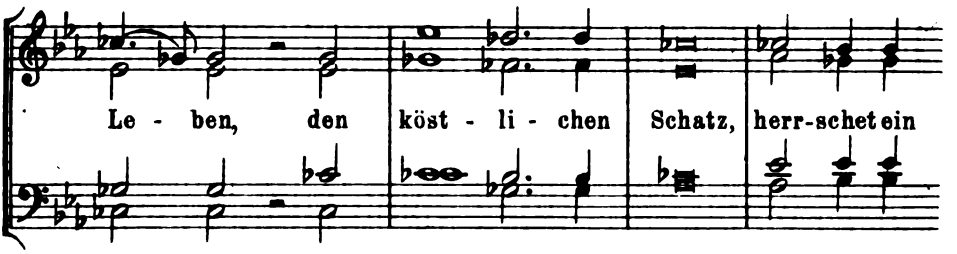
Alle Rechte vorbehalten

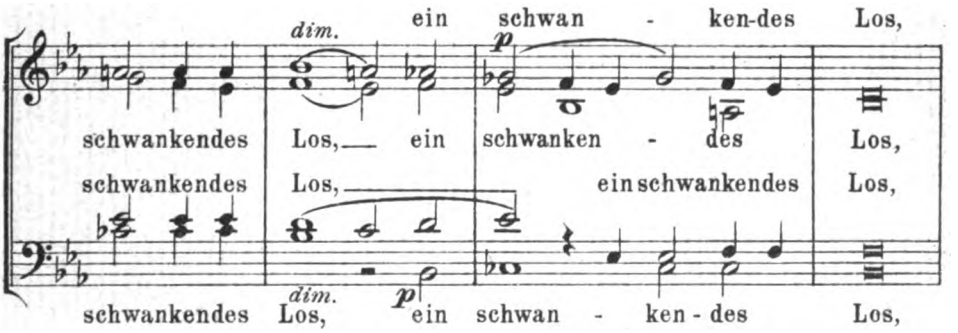
Digitized by Google

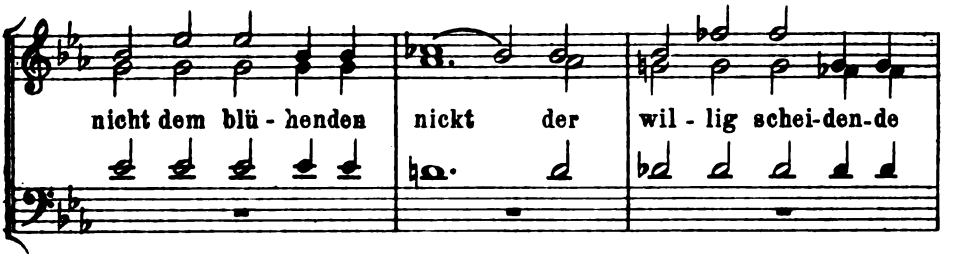



Digitized by Google

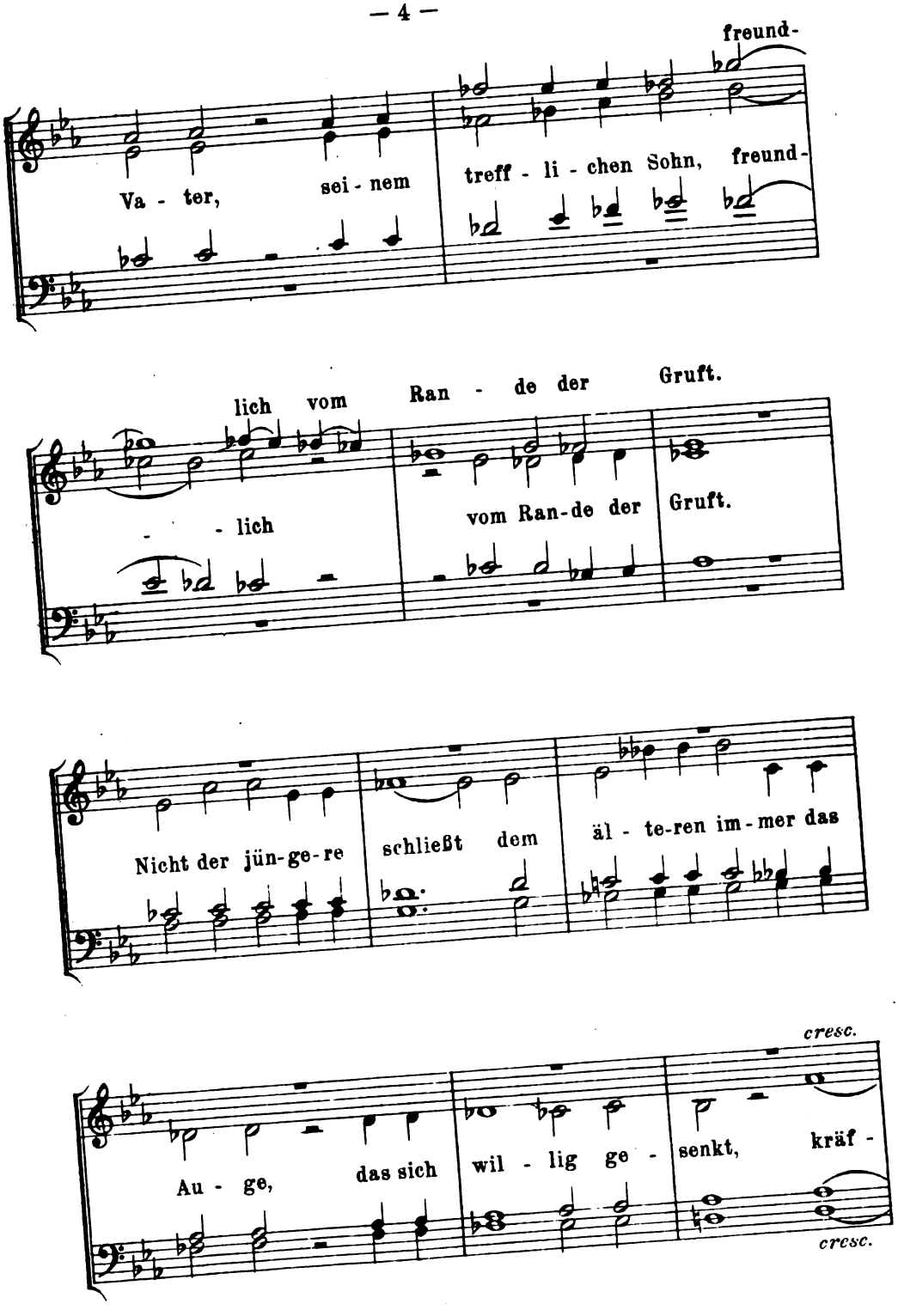


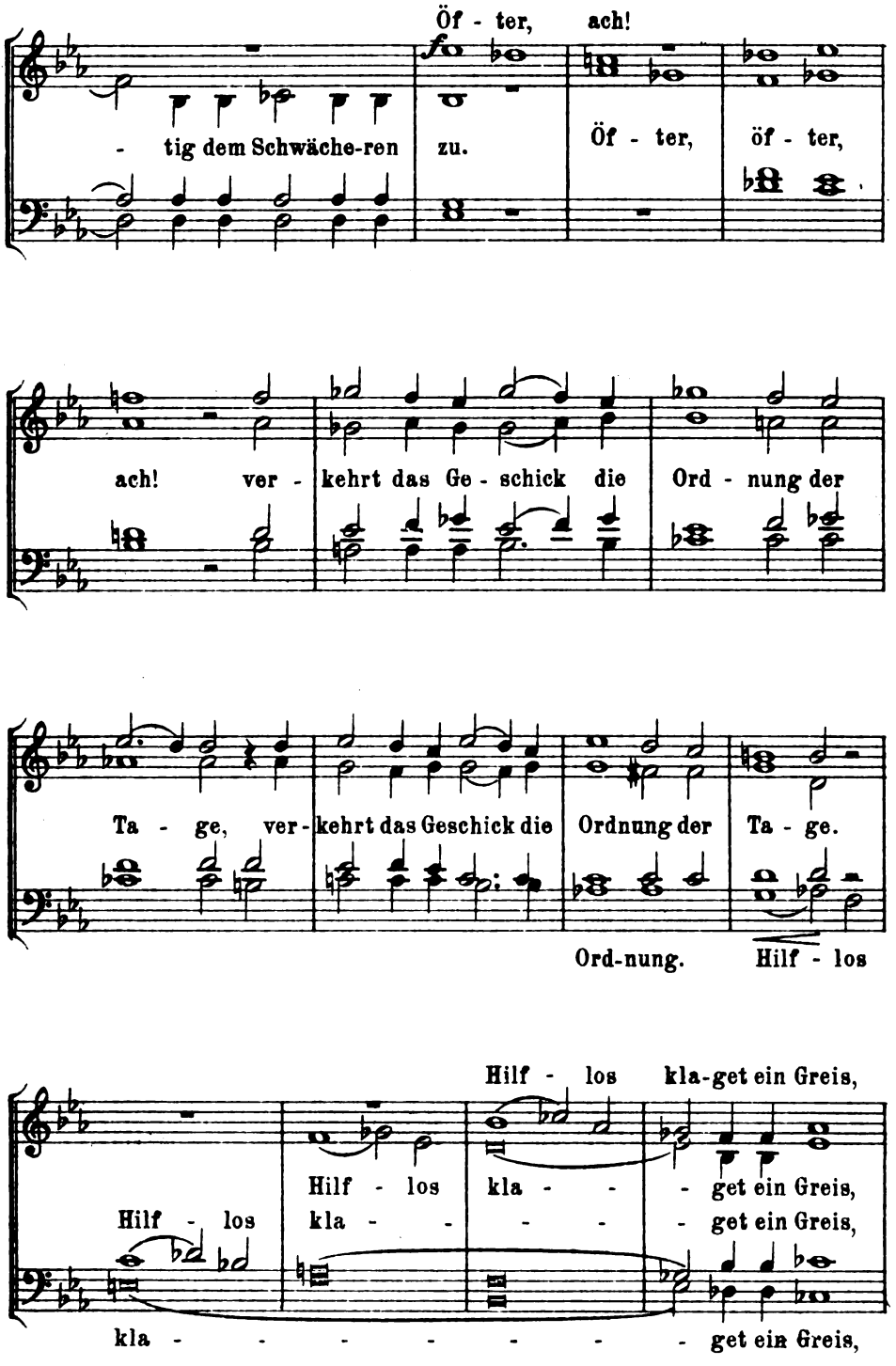



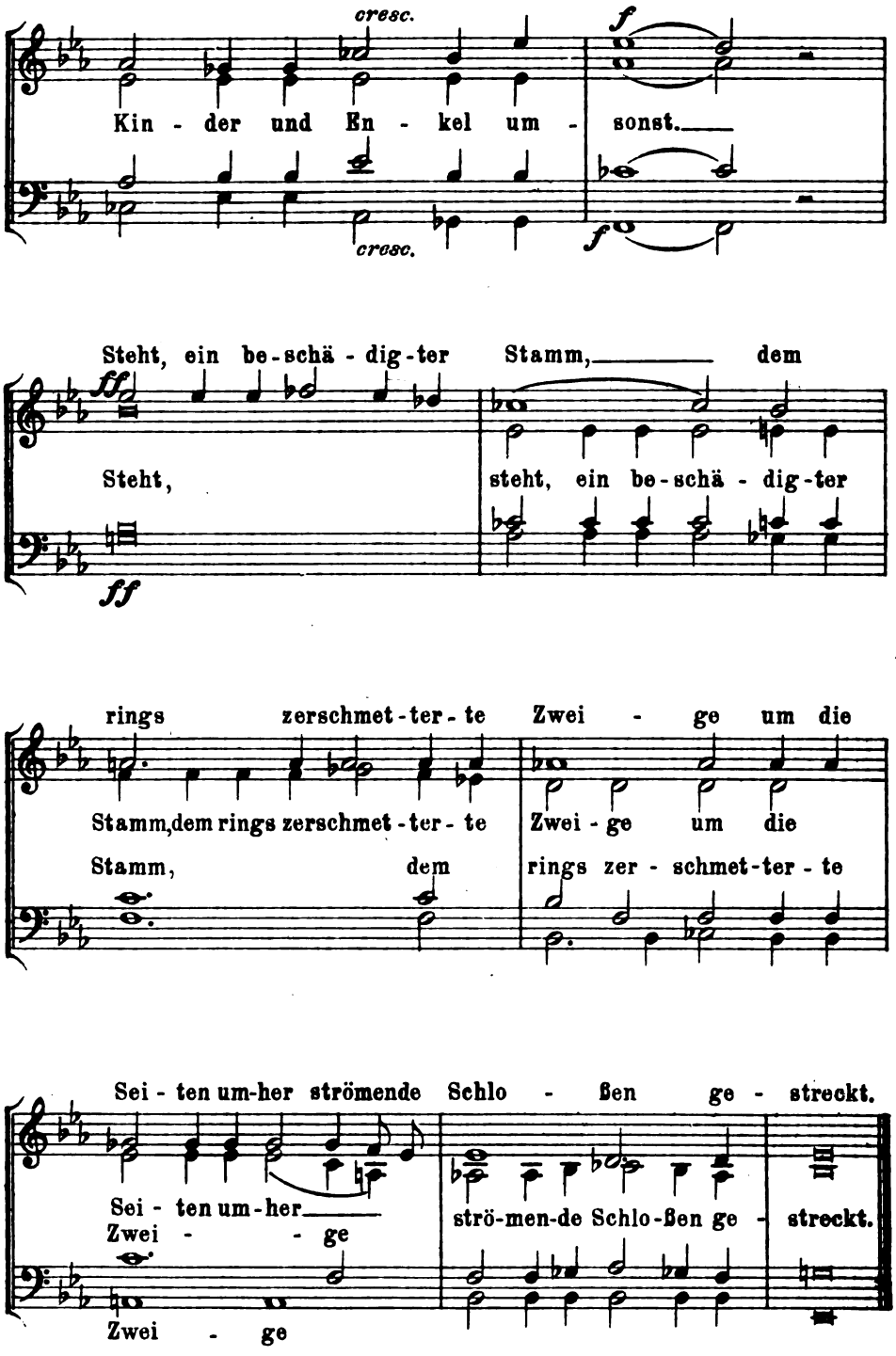

Digitized by Google




Digitized by Google

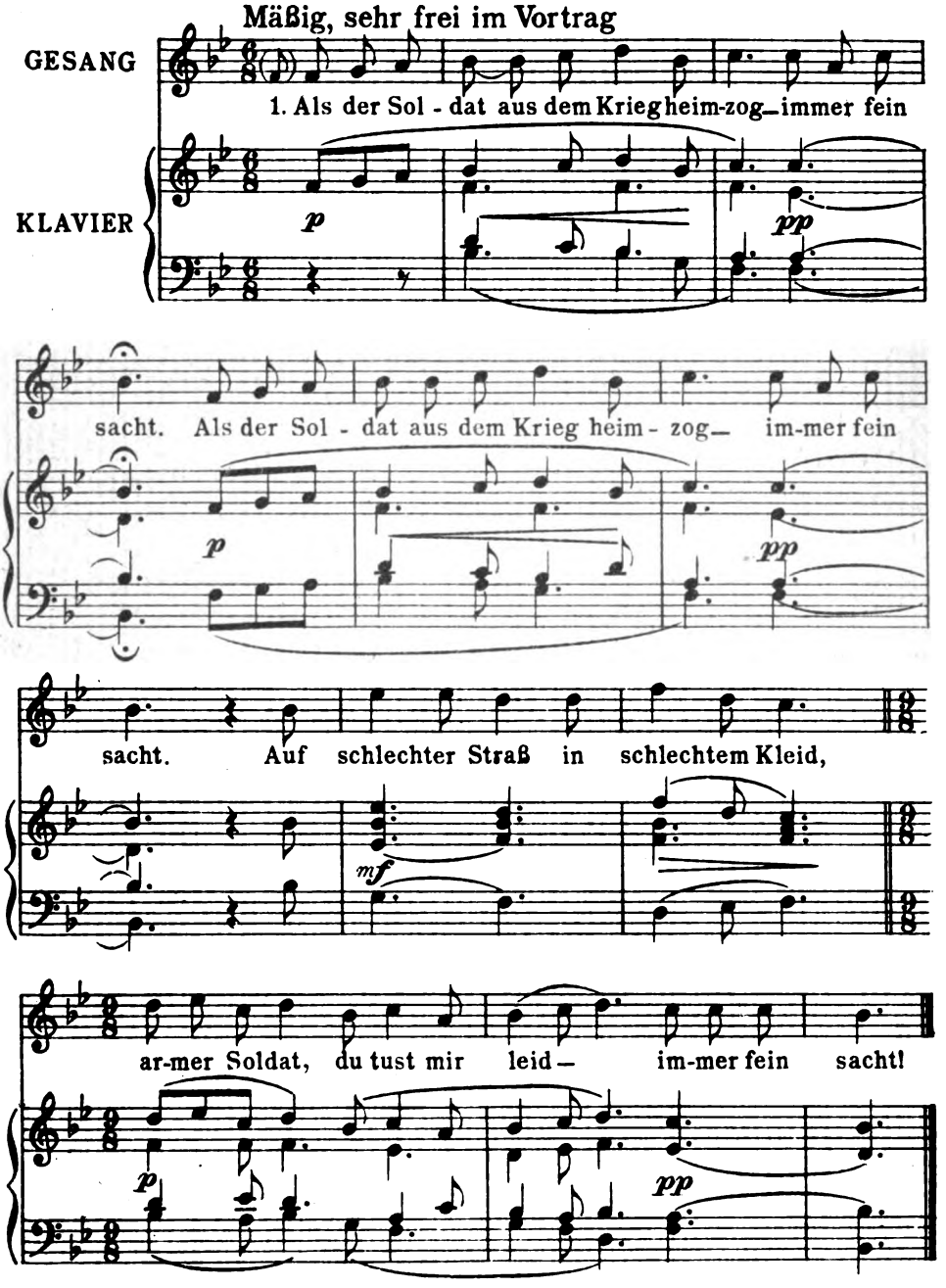



Digitized by Google




Digitized by Google

# Des Soldaten Heimkehr




Digitized by Google

2. |: Frau Wirtin, ich komm vom Kriege heim.
Immer fein sacht. :|
O bringt mir schnell ein Gläschen Wein,
Das wird mir wieder Kraft verleihn.
Immer fein sacht.

3. |: Als er das Glas getrunken hatt,
Immer fein sacht. :|
Da sang er eine frohe Weis,
Die schöne Wirtin seufzte leis.
Immer fein sacht.

4. |: Frau Wirtin, sagt, was habt ihr doch,
Immer fein sacht. :|
Ist Euch wohl leid um Euern Wein,
Den ich getrunken ganz allein?
Immer fein sacht.

5. |: Mir ist nicht leid um meinen Wein,
Immer fein sacht. :|
Mein Mann ist tot seit einem Jahr,
Ihr seht ihm ähnlich, ganz und gar.
Immer fein sacht.

6. |: Sagt mir doch an, Frau Wirtin schön,
Immer fein sacht. :|
Ihr hattet von ihm drei Kindelein,
Hier seh ich vier, wie mag das sein?
Immer fein sacht.

7. |: Sie haben mir falsche Kunde bracht,
Immer fein sacht. :|
Gefallen sei er, ward erzählt,
Da hab ich wieder mich vermählt.
Immer fein sacht.

8. |: Da trank der Soldat sein Gläschen leer,
Immer fein sacht. :|
Hat ohne Gruß sich abgewendt,
Zog traurig heim zum Regiment.
Immer fein sacht.

Stich u. Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

W. L. LEHMANN

Digitized by Google

KW

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrg. 23 Erstes Februarheft 1910 Heft 9

# Frauenfrage und Gerechtigkeit

Eigentümliche Gegensätze in den Bestrebungen gleichgesinnter Volksgenossen sind unsrer Zeit beschieden. Auf der einen Seite strebt man, die sogenannten Schwachen gegen die Folgen ihrer Schwäche zu stützen. Auf der andern Seite rüttelt jeder, dem man zu seinem Schutze etwas von Selbständigkeit versagt, an den Schranken, die er um sich gezogen sieht. „Vormundschaft“ oder „Selbstbestimmung“, so heißen die Losungen in den großen politischen Dingen, im wirtschaftlichen Leben. Und der gleiche Gegensatz trennt die Meinungen in Kirche und Familie, in Kunst- und Bildungsfragen. Überall.

Dieses „Gesetz“ des Kontrastes erstreckt sich auch auf die Frauenfrage. Während auf der einen Seite die Selbstbestimmung und Gleichstellung verlangt wird als eine Forderung der Gerechtigkeit, verlangt man auf der andern Schutz vor Ausnutzung der Schwäche. Die Frauen, welche eine völlige Gleichstellung mit dem Manne als eine notwendige Gerechtigkeit begehren, verkennen die Bedeutung dieses Kontrastes. Sie irren ferner, wenn sie als Ursache der ungleichen Behandlung von Mann und Frau im Staats- und Rechtsleben eine ungerechte Neigung zur Bevorzugung des Mannes sehen. Den Willen, das Weib zum Vorteile des Mannes zu unterjochen, hat man nicht und hatte man nicht. Die Männer, welche jene Gesetze machten, waren Söhne von Müttern, Väter von Töchtern und wollten ihre Mütter und Töchter nicht benachteiligen. Sie wollten sie so behandelt wissen, wie sie dies der Natur des Weibes entsprechend hielten. Dabei irrten sie sich, indem sie die Natur des Weibes verkannten. Aber ungerecht waren sie nicht. Deshalb kann eine Änderung auch nicht namens der Gerechtigkeit gefordert werden, sondern auf veränderter Grundlage der Erkenntnis des Passenden und Zweckmäßigen.

Die Frage nach der Zweckmäßigkeit ist von mehreren Gesichtspunkten aus zu beantworten, besonders von dem der Frauen selbst, und sodann von dem des Volksganzen, des Staatswohles.

Die Forderungen der Frauen nach Selbstbestimmung und Gleichstellung mit dem Manne richten sich in erster Linie gegen gewisse Bestimmungen des bürgerlichen Rechts. Wenn zum Beispiel eine Witwe zur zweiten Ehe schreitet, verliert sie die elterliche Gewalt, während der wieder vermählte Witwer sie behält. Wenn eine Frau mit Kindern ihren Mann überlebt, so kann ihr ein „Beistand“ bestellt werden, der ähnlich einem Gegenvormunde ihre Tätigkeit bei Erziehung und Vermögensverwaltung kontrolliert. Diese und zahlreiche andre Bestimmungen über Vormacht des Mannes bei der Kindererziehung und bei Verwaltung des Frauengutes sind Überreste der alten, ursprünglich zum Schutze der Frau bestimmten Geschlechtsvormundschaft. Diese verfehlt heute gänzlich ihren Zweck. Die Selbständigkeit der heutigen Frau, ihre Befähigung, ihre An-



Digitized by Google

gelegenheiten selbst wahrzunehmen, steht gegenüber den entsprechenden Eigenschaften des Mannes nicht mehr in dem Grade zurück, daß man jene Verschiedenheiten des bürgerlichen Rechtes für notwendig und zweckmäßig halten könnte.

Die Unzweckmäßigkeit dieser Bestimmungen sehen heute zahlreiche Männer ebenso ein wie diejenigen Frauen, welche sich mit diesen Fragen befassen. Deshalb ist es nicht unwahrscheinlich, daß man solche Gesetze bald ändern wird. Dazu bedarf man des Frauenstimmrechts noch gar nicht. Das Frauenstimmrecht, ob sonst erstrebenswert oder nicht, könnte die Stoßkraft der Frauenbewegung vielleicht sogar schädigen. Denn im Augenblicke des erlangten Stimmrechts würde sich diese Bewegung nach Parteigruppen teilen.

Was die Frauen fortschrittlicher Richtung am meisten kränkt, ist ihr Ausschluß von allen wesentlichen Staatsämtern und von der Teilnahme an der Rechtspflege. Advokatur, Richteramt, Schöffen- und Geschworenenamt sind ihnen verschlossen. Auch dies wird von ihnen als „Ungerechtigkeit" bezeichnet. Und sie verlangen Gleichstellung mit den Männern im Namen der Gerechtigkeit. Die Staatsämter werden aber überhaupt nicht wie etwa Erbgüter des Privatrechtes nach Gerechtigkeit verteilt, sondern unter Berücksichtigung des Staatswohles besetzt. Nun liegt allerdings vom Gesichtspunkte des Staatswohles aus kein greifbarer Grund vor, aus welchem alle Frauen ein für allemal bloß wegen ihres Geschlechtes grundsätzlich ausgeschlossen sein und bleiben müßten. Staatsstellen müssen möglichst mit den Tauglichsten besetzt werden, und es gibt ganz gewiß hervorragend tüchtige Frauen, die eine Reihe von Männerberufen besser ausfüllen könnten als ein Mann von nur mittlerer Begabung. So wäre es denn äußerst unzweckmäßig, wenn der Staat sich selbst der Möglichkeit berauben wollte, jemals eine Stelle mit einer Frau zu besetzen; er käme in Gefahr, gelegentlich einmal den Tauglichsten zurückweisen zu müssen, bloß weil dieser Tauglichste weiblichen Geschlechtes ist.

Diese Gefahr besteht vor allem in der Rechtspflege. Mehr und mehr hat es sich herausgestellt, welch großen Wert die weibliche Mitarbeit in Angelegenheiten der Jugendfürsorge hat. Insbesondere hat man da, wo die persönliche Pflege eines Mündels in Frage stand, mit bestem Erfolge Frauen zu Vormündern gemacht. Dieser Erfolg ist ja auch ganz natürlich. In der großen Masse des arbeitenden Volkes erzieht die Mutter, soweit sie nicht zum großen Schaden des Volkswohles gleichfalls auswärts arbeiten muß, ausschließlich die Kinder. Der Vater tut es nicht, er erwirbt bloß.

Wer selbst keine eigenen Kinder erzieht, wird regelmäßig weniger geeignet sein, die Erziehung fremder Kinder zu beaufsichtigen. Deshalb weist schon die natürliche Entwicklung selbst auf Bevorzugung weiblicher Vormundschaft für in ihrem persönlichen Wohle nicht ohnedies gesicherte Kinder. Auch auf andern Gebieten der Rechtspflege wäre ein derartiger weiblicher Einfluß erwünscht. Beim Jugendgericht könnten die mütterlichen Eigenschaften der Frau bei der Rechtsprechung selbst Erfolge erzielen, wo es darauf ankommt, in die Seele eines verstoßenen und verstockt gewordenen Kindes ein-



Digitized by Google

zubringen und von ihr im Namen des Guten und Edeln Besitz zu ergreifen.

Der grundsätzliche Ausschluß aller Frauen von diesen Stellungen ist hiernach zweifellos ein Fehler. Und das Bedenken, als ob die Bestellung einer Frau zur Bekleidung autoritärer Stellungen die Autorität erschüttere, kann durch Erfahrungen widerlegt werden. Im Staate Wyoming in Nordamerika hat man zum Beispiel Frauen zu Geschworenen bestellt und gefunden, daß der Respekt vor dem Schwurgericht seitdem eher gestiegen als gesunken ist.

Dennoch gibt es Gründe, welche gegen ein massenhaftes Eindringen von Frauen in die bisher von Männern verwalteten Stellungen der Rechtsprechung reden. Dazu gehört einmal die Einwirkung der starken Beteiligung der Frau an bisherigen Männerberufen auf die Eheziffern und damit auf das Wohl des Volksganzen. Dazu gehört ferner die Einwirkung dieser Berufe auf das einzelne mit ihm sich befassende Weib und damit mittelbar wieder auf die Gesundheit des Volkskörpers.

Die Eheziffern der sogenannten gebildeten Kreise sind unverhältnismäßig gering. Das ist ein Schaden für das Ganze. Denn die unvermählten jungen Männer führen zum großen Teil ein Geschlechtsleben, welches sie mit Weibern der kulturell niedrigsten Bevölkerungsschicht zusammenführt. So erzeugen sie gar keine oder eine kulturell gleichfalls geringwertige Nachkommenschaft. Ihr geistiges Erbe ist damit verschleudert. Die Frauen der gebildeten Kreise, die infolge des auf diese Unsitte gestützten freiwilligen Zölibates der Männer ehelos und gleichfalls kinderlos bleiben, werden so der Bestimmung entzogen, einer kommenden Generation die überkommene geistige Kultur zu übermitteln, so daß immer wieder neu „Aufsteigende", außer Zusammenhang mit dem Überkommenen Stehende das ganze Ringen um geistige Freiheit und geistiges Wachstum neu erkämpfen müssen; die Ebene unsrer gesamten Geisteskultur hebt sich trotz aller Mühen nicht. Die ihrer eigentlichen Kulturmission also entzogenen jungen Frauen müssen leben. Zum Teil sind sie auf Arbeit und Beruf angewiesen. In der Tat öffnen sich ihnen einige Berufe. Es ist aber natürlich, daß sie, oder ihre Eltern für sie, den Wunsch haben, auch in die gut dotierten und ehrenbringenden Stellen, welche bisher den Männern dieser Stände vorbehalten waren, einzurücken. In dem Augenblicke nun, in welchem ihnen das gelingt — und das ist das Tragischste an der ganzen Entwicklung — hindern sie eine entsprechende Reihe von Männern gleichen Standes an der Erlangung dieser Posten und damit an der Möglichkeit, eine Familie zu gründen; denn die Heirat männlicher mit weiblichen Berufsgenossen ist, so glücklich, ja geradezu vollkommen im Einzelfalle solche Verbindung gelingen kann, als Massenerscheinung nicht zu erwarten, auch außerstande, die Differenz auszugleichen. So würde diese Massenkonkurrenz weiblicher Kräfte die Ehelosigkeit und deren traurige Folgen nur verstärken. Selbst wenn es zuträfe, daß die kommende Zeit die Ehe durch die „freie Liebe" ersetzen werde, so würde die „freie Liebe", sofern Erzeugung und sorgsame Erziehung von Kindern mit ihr verbunden sein soll, genau



Digitized by Google

den gleichen wirtschaftlichen Schwierigkeiten begegnen, wie die förmliche Ehe. Wäre aber Erzeugung oder Erziehung der Kinder nicht in ihr gewährleistet, so wäre damit der Untergang der betreffenden Volkskreise zum Schaden des Ganzen besiegelt.

Die Gefahr dieser Entwicklung berechtigt uns, die Beteiligten vor ihr zu warnen. Sie gewährt aber dem Staate so lange kein Recht, das Einrücken von Frauen in Männerstellen zu hindern, als der Staat jene Lebensführung mancher seiner Angestellten — die „doppelte Moral" — stillschweigend duldet. Namentlich aber darf der Staat aus der geschilderten Gefahr nicht Anlaß nehmen, Frauen von Stellen zurückzuweisen, zu denen sie besonders, ja besser geeignet erscheinen als männliche Bewerber.

Da, in der Eignung, liegt der Angelpunkt der ganzen Frage. Die Frau muß dort als Bewerberin auftreten, wo sie ihrer Natur nach ebenso tauglich, vor allem aber dort, wo sie ihrer Natur nach tauglicher ist als der Mann. Es ist ein Fehler einer Frau, wenn sie — sofern ihr eine Wahl bleibt — zu einem Berufe greift, dem sie ihrer Natur nach erliegen muß. Es gibt zweifellos solche Berufe. Und wenn eine einzelne Frau von starker Konstitution solchem Berufe ohne Schaden nachgehen konnte, so bleibt er doch für die weniger hünenhaften — und das ist durchaus die Mehrheit — eine Unmöglichkeit.

Bei gewissen körperlichen Arbeiten wird man ohne weiteres zugeben, daß sie der weiblichen Natur nicht entsprechen, daß, während der Mann sie ohne nennenswerten Schaden erträgt, das Weib an ihnen zugrunde geht. Im belgischen Kohlenrevier habe ich junge Frauen gesehen, welche in männlichem Anzuge Bergarbeit getan hatten und nun mit ihren männlichen Arbeitsgenossen dem Tabak und dem Schnaps zusprachen. Die Wirkung der Tätigkeit in jenen Gruben auf den weiblichen Körper war nach der Angabe eines ortsansässigen Arztes, der mich führte, geradezu vernichtend. Die Deutsche Reichsgewerbeordnung trägt dieser Gefährdung des Weibes auch Rechnung, indem sie (in § 189a) den Bundesrat ermächtigt hat, Arbeiterinnen von gewissen Fabrikationszweigen im Interesse ihrer Gesundheit auszuschließen; von welcher Ermächtigung denn auch der Bundesrat einen jetzt wohl allseitig gutgeheißenen reichlichen Gebrauch gemacht hat. Es kommt hinzu, daß das Weib nicht nur seine eigene Gesundheit zu schützen hat, sondern auch die seiner noch ungeborenen Nachkommenschaft. Das Weib muß als Gebärerin tauglich erhalten werden, sonst erliegt es in der Geburt, oder gebiert den Jammer.

Was hiernach für die körperliche Arbeit wohlbegründete Allgemeinüberzeugung geworden ist, muß als Wahrheit auch für die „höheren Berufe" gelten. Auch hier sehe sich das Weib vor, das die Aufgabe, Mutter zu werden, nicht von sich werfen will. Denn ohne Zweifel gibt es ein Unterliegen auch in solchen Berufen, welche allein an die Nervenkraft Anspruch erheben. Daß sie die Nervenkraft eines Ungeeigneten zu verzehren imstande sind, lehren auch bereits Erfahrungen. Zu den Berufen, welche derartige Gefahren bergen, gehört auch der Richterberuf. Jedem Manne bringt



Digitized by Google

er schwere Gewissensfragen und Gewissenskonflikte. Das Durchschnittsweib könnte eben wegen der Eigenart seiner Gewissenhaftigkeit an diesen Fragen sehr leicht zerbrechen. Bei Frauen bemerkt man oft eine stärkere, sie aber auch mehr quälende Gewissensarbeit an den ihnen gestellten Aufgaben, als bei mit gleicher Pflicht beladenen Männern. Diese Zermarterung durch das Gewissen, in mancher Lage eine Tugend und für die Sache ein Vorteil, stellt in andern Fällen eines der aus der Natur der Frau quellenden Hindernisse dar, in gewissen Berufsarten ohne Schaden für ihre Gesundheit dem Manne gleichzubleiben. Wenn der Mann die Sitzung hinter sich hat, so ist verhältnismäßig bald abgestreift, was ihn darin beschäftigt und sein Gewissen belastet hat. Neue Bedürfnisse, neue Eindrücke finden ihn freier und elastischer als die Frau. Das Weib — Ausnahmen gibt es natürlich — wird so bald nicht fertig mit dem Erlebten. Mächtig klingen die Töne nach und vermögen es oft, ihre Gewissensruhe und auch ihre Nachtruhe auf längere Zeit hinaus zu beschädigen. Die neu herandrängenden Arbeiten und Aufgaben werden durch die Belastung mit den Gedanken der bereits erfüllten erschwert und oft so durchsetzt, daß sie ein ihrem Wesen fremdes Gepräge erhalten, ein Nachteil auch für die Sache, mehr aber für die Nervenkraft der Arbeitenden.

Diese Gefahren der Selbstzerstörung sollten die einzelnen Frauen zu ernstester Prüfung veranlassen, ob sie den Anforderungen der Berufe gewachsen sind, die sie selbst und damit ihre etwa zu erwartende Nachkommenschaft schädigen könnten. Aber wir müssen wieder sagen: für unsre Staatsgewalt ziemt es sich nicht, den Gedanken des gewerblichen Frauenschutzes auch auf Berufe und Personen auszudehnen, die derartigen Schutzes nicht bedürfen, weil sie selbständig entscheiden können. Bei gewissen Berufen kann der Schutzgedanke doch nur als Vorwand betrachtet werden. Und in dem gleichen Augenblicke, in dem man den aus der Zeit der Geschlechtsvormundschaft stammenden Zweckgedanken nicht mehr für richtig hält, in dem Schutzgedanken vielmehr nur noch einen Vorwand aufbaut, hinter dem man ein grundloses Nichtwollen birgt, in diesem Augenblicke wird das Versagen nicht mehr von Zweckmäßigkeitserwägungen gedeckt; es wird dann eben wirklich zur Ungerechtigkeit.

Landsberg-Lennep

## Maarten Maartens

Würden im internationalen Getriebe die Ehren nach Wert und Können allein erteilt, so gebührte Maarten Maartens wohl ein Platz neben den Großen, neben Zola, Tolstoi, Strindberg, Ibsen. Aber wenn man gesagt hat, daß diese Großen ihren Ruhm nicht allein ihrer künstlerischen, sondern ebensosehr ihrer historischen Bedeutung verdankten, so ist damit begründet, warum gerade Maartens im Bewußtsein der Gegenwart noch nicht die Stellung einnimmt, die ihm gebührt. Der Franzose, der Russe, der Schwede, der Norweger erstanden in Augenblicken der Aufregung und künstlerischen Sehnsucht, sie konnten Führer und Erfüller sein; das ruhige Ländchen der Kanäle und Geldsäcke sah keine literarisch kulturelle Sehnsucht, es war kein



Digitized by Google

geeigneter Resonanzboden für dichterischen Ruhm. Hat also die Geschichte Maartens nicht „gebraucht", so hat anderseits auch Maartens die Geschichte gemieden. Nicht als ob er sozialen Problemen und Gefühlen aus dem Wege gegangen wäre, aber er ist doch viel zu sehr Künstler und Gestalter des Rein-Menschlichen, als daß man ihn zu den weithin bewegenden Bekennern und Propheten stellen dürfte. Er ist tief-religiös und zugleich in einer geistvollen Weise freisinnig, ist Weltbürger und dennoch der Dichter auch einer gar kleinen Welt, der Koopstader Geschichten. Allerdings widmet er die erste dieser Geschichten mit leiser Ironie allen seinen „Koopstader Mitbürgern in den vier Himmelsgegenden unseres kümmerlichen kleinen Erdballs". Und auch später versichert er zuweilen, daß die Sitten, die er zu beschreiben sucht, „diejenigen der ganzen Menschheit sind". Aber er stellt eben dar, er predigt nicht noch reformiert er. Darum ist gerade ein Dichter wie Maartens (besonders in Deutschland!) so etwas wie ein Problem, wenn man bedenkt, daß sein gesamtes Schaffen in Romanen besteht, deren Umfang zwischen 450 und 850 Seiten schwankt; ein Mann, der nur Romane schreibt und dennoch das Gebiet des echt Dichterischen nicht um Haaresbreite verläßt, der ist im Lande Spielhagens, Polenzens, Fontanes, Frenssens beinahe unerhört. Denn man mag über diese Dichter denken wie hoch man will, es wird sich auf die Dauer nicht verkennen lassen, daß ihren Werken nicht nur an sich Tendenzen beigemischt sind, Absichten auf Willenserregung, die vielleicht außerhalb der Kunst liegen, sondern auch lyrische Elemente und anderseits Partien, die nicht mehr als Schilderung, keinesfalls Gestaltung sind. Um so stärker wirkt Maartens, der rein episch zu wirken sucht, indem er alles Bekenntnishafte — wenn das Lyrische einmal so übersetzt werden darf — und jedes direkte Überzeugenwollen ausschließt. Dieser Stilreinheit ist er sich übrigens durchaus bewußt. Schon in seinem ersten Roman findet sich eine Stelle, wo er den bis dahin epischen Stil unterbricht mit der Bemerkung, wie gut er sich an die Augen des Urbildes seines Helden erinnere, aber er begründet diesen „Fehler" und verstärkt seine Wirkung in echt epischer Weise durch den Zwischensatz: „vergebt dem Epiker, daß die Macht einer persönlichen Erinnerung Eure zierlichen Regeln durchbricht". —

Bietet also Maartens' Dichtung ästhetisch den höchsten Genuß, so erhebt sich alsbald die Frage, ob nicht notwendig die Abwesenheit aller ausgesprochen persönlichen Bekenntnisse und aller Tendenz doch einen Mangel an tiefer menschlichem Gehalt, also letzten Endes ein Fehlen der höchsten poetischen Werte in sich schließe. Darauf wäre einerseits im Hinblick auf die großen Epen der Griechen und Germanen oder auf die Heldengeschichten Norwegens zu erwidern, daß sich völlige Ichlosigkeit und höchster dichterischer Wert nicht prinzipiell ausschließen; anderseits aber, daß persönliche Farbe und höchstes ethisches Wollen keineswegs an sich nach Prophetenton und lyrischen Hilfsmitteln verlangen. Tolstois „Auferstehung", ein bewußt und zweifellos tendenziöses Werk, muß an dichterischem Wert hinter seinen früheren Romanen und Novellen zurückstehen, nicht weil es eine Tendenz hat, sondern weil diese Tendenz aufdringlich und künstlerisch ungestaltet daraus spricht. Ebenso stören etwa bei Polenz Stellen,



Digitized by Google

wo nicht die Gestalten der Dichtung sondern der leitartikelnde Schriftsteller Polenz Träger des idealen Wollens wird. Sie stören, weil wir uns sogleich in einer anderen Welt befinden, fern von der des Dichters. In dieser darf unserm einfühlenden Bewußtsein alles zugemutet werden, sofern es nicht den Grundtendenzen unserer Natur widerspricht; in der Welt des Leitartikels aber widersprechen wir oder diskutieren wir, sind wir gelangweilt oder abgestoßen je nach unserer eigenen realen Stellung zu den aufgeworfenen Fragen. Und es ist nichts als eine allerdings sehr gewöhnliche Selbsttäuschung, wenn der Epiker meint, seiner Anschauung mehr Gewicht verleihen zu können, indem er bekennend dafür in die Schranken tritt. Der Gebildete wird nicht nur sofort den Mangel dichterischen Könnens darin erblicken, sondern auch wissen, daß die erwünschte Wirkung auf dem Wege des echten Künstlers tiefer und stärker zu erreichen gewesen wäre.

Gerade das bestätigen auch die Werke von Maarten Maartens. Denn dieser weltweise und weltweite Prosaiker ist wahrlich nichts weniger als ein Fremdling in den Fragen und Problemen, welche die Gegenwart bedrängen. Schon in seinem ersten Roman „Gottes Narr", für den seinerzeit Avenarius im Kunstwart lebhaft eintrat, brandet um die stille Insel des erblindeten und tauben Geistesschwachen das ganze Meer von Geldsucht und Eifersucht, Haß, Verkommenheit, Lebenslust und Lebenslüge, welches der Kapitalismus in der Generation der jüngsten Erben zeugt; während der einsame eigentliche Besitzer, eben der blinde Gottes-Narr, allmählich aus dem Dunkel seiner Seele den Weg des Herzens zu Gott findet, treibt der Verstand der Verständigen draußen die Konflikte so auf die Spitze, daß nur Brudermord das Vermögen des Taubblinden rettet. — „Joost Avelinghs Schuld" ist der Haß gegen seinen Oheim und Erzieher, der die Jugend des Neffen durch Härte und Rauheit, aber in bester Absicht unglücklich gemacht und damit das Temperament des Mannes nach dem Schwermütig-Grüblerischen gewendet hat. Avelingh wird zwar von der Anklage wegen Mordes an seinem Erblasser, durch dessen plötzlichen Tod er in den Besitz eines Riesenvermögens und seiner geliebten Frau gekommen ist, mit Recht freigesprochen, ja der Volkswille macht den Anerkennung bedürftigen, unablässig wohltätigen Millionär zum Abgeordneten —, aber die Macht des Gewissens zwingt ihn, im Augenblick seiner höchsten Ehrung seine Stellung und seinen Reichtum aufzugeben, um so dem letzten, nicht testamentarischen, Willen des Onkels Folge zu leisten und die Freiheit der eigenen Seele zu retten.

Abenteuerlich bis zum Grotesken und doch voll tiefer Lebenswahrheit ist die Geschichte von der „Liebe eines alten Mädchens". Diese Liebe gilt einem angenommenen Neffen des Fräuleins Susanne Varelkamp, welcher jung, schön, lebenslustig und — Student der Theologie ist. Jung, schön, lebenslustig und — Pariser Weltdame ist die Vicomtesse Mongelas, welche ihn nach einer Reihe wunderlicher Verknüpfungen entführt, ihm das Leben im Licht zeigt und ihn zuletzt doch wieder der Tante zurückgeben muß, nachdem diese in blinder religiöser Gerechtigkeit vergebens Welt und Recht in Bewegung zu setzen versucht hat, um durch Scheidung und Vereinigung eine rechte Ehe zwischen den beiden zustande zu bringen. —



LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Digitized by Google

Am tiefsten und erschütterndsten wirkt meines Erachtens Maartens in dem grandiosen Werk „Auf tiefer Höhe". In dem niederdrückenden Konflikt zwischen altem, vornehmen aber verarmten Adel einerseits und neuem aufstrebenden, skrupellosen, liebe- und gelddienerischen Falschadel anderseits wird der Sohn des „falschen Rexelaer" aus einem unwissend aber gutgesittet erzogenen Jungen zum Schriftsteller, der sich von dem Treiben seines Standes und der Nichtswürdigkeit seines Vaters lossagt, um frei zu leben und zu arbeiten. Es erscheint als eine Versöhnung, daß er zuletzt die Tochter des echten Edelmanns Rexelaer heimführt.

In allen diesen Werken, und auch in den ihnen folgenden (Dorothea, Heilende Mächte, die Neue Religion), deren Inhalt auch nur in Umrissen anzugeben zu weit führen würde, spricht sich eine starke und leidenschaftliche Teilnahme an Zeitproblemen und Zeitfragen aus. Freilich ist Maarten Maartens nichts weniger als ein blinder Parteigänger der neuen Zeit. Im Gegenteil, man hat das Gefühl, daß er mit Vorliebe bei Erscheinungen verweilt, die einen Hauch des Altertümlichen, Nicht-mit-fortgeschrittenen an sich tragen. So in dem Adelsroman, so auch in vielen kleineren Partien seiner anderen Werke. Mit zarter Kunst weiß er vor allem — und das kann man beinahe schon als ein Wagnis bezeichnen! — religiöses Empfinden nicht nur anschaulich sondern auch bis ins Letzte begreiflich und als wirkende Macht darzustellen. Ein gut Teil seiner dichterischen Innigkeit, seines überaus klaren Darstellungsvermögens ginge ihm mit dieser Seite des Seelenlebens verloren. Wo er aber verurteilt und vernichtet, tut er's auf die wirksamste Weise. Kein lautes, entrüstetes Wort, kein „Keulenschlag", nicht einmal ein „Peitschenhieb" — nur ein eiskaltes Aufdecken der Verderbtheit, ein rücksichtsloses Leuchten in die Winkel der Verkommenheit, und dazu eine ganz ruhige Geste: seht, so weit kann es mit Menschen unsrer Tage kommen, eine kurze Vergleichung, ein greller Kontrast — er ist der geborene Meister des Kontrastes. An die Stelle bitteren Ernstes tritt wohl auch bitterböse Ironie, und wenn nur Schwäche oder Übereifer aber nichts Niedriges der Gegenstand ist, ein versöhnlicher, lächelnd verzeihender und weiterschreitender Humor. So wäre es unrecht, ihn einen Pessimisten zu nennen. Prinzipielle Verneinung oder gehässiges Beiseitestehen sind ihm ebenso fremd, wie jedem wahrhaft Schaffenden. Allerdings sind seine Gestalten überwiegend so geartet, daß der gutgesinnte Leser, wären sie leibhaft, mit ihnen nicht eben passioniert verkehren möchte. Auf einen Vorwurf nach dieser Richtung hin würde der Dichter wohl nur antworten: Und das L e b e n? Oder verlangt man Schönfärberei? — Man könnte auch erwidern, daß ein Meister der großen Form des Romans wie er, überblickt man das Ganze seines Werkes, denn doch in der Verteilung von Licht und Schatten, in rhythmisch-harmonischer Gliederung der größeren Einheiten viel zu sicher und bewußt vorgeht, um den Vorwurf der Einseitigkeit auf sich zu laden. Die an Umfang vielleicht geringeren Stellen sozusagen „erfreulichen" Inhalts sind zugleich auch die wärmeren, die intensiveren in der innerlichen Wirkung, während er in jenen anderen, wenn das nicht zu Steigernde einmal gesteigert werden darf, zu einer noch epischeren,



Digitized by Google

aber auch noch geistvolleren und gegenständlicheren Behandlungsweise greift.

Aber das, was sich technisch von Maarten Maartens lernen ließe, würde ein Poetiker mit Leichtigkeit ein Buch zusammenbringen. Die kunstvolle Verkettung zweier oder mehrerer Schauplätze der Handlung, das Hinüberwirken des einen in den anderen, die Fähigkeit, das verwickeltste Seelenleben einfach und überzeugend darzustellen, die überlegene Kraft der wohlgebildeten Sätze — das gäbe zu mancherlei für heute dilettierende Prosaisten wenig vorteilhaften Vergleichungen Anlaß. Eins sei aber besonders hervorgehoben: die Kapiteleinteilung. Man hat es ja beinahe vergessen, daß der Abschnitt in der Prosa etwas mehr bedeuten kann und sollte, als die plötzliche Anordnung: Vorhang! Weit entfernt, nur die Unfähigkeit zur fließenden Darstellung durch solche Gewaltmittel zu verbergen, macht Maartens diesen Zwang einerseits der künstlerischen Wirkung, anderseits für sich selbst dienstbar. Jedes Kapitel seiner Romane bildet ein nach vorwärts und rückwärts verbundenes Glied im Ganzen, jedes ist aber auch ein abgeschlossenes einheitlich wirkendes Stück Dichtung. In der Aberschrift aber nimmt der Dichter entweder selbst Stellung — eine seiner unaufdringlichsten Formen, sich zu äußern — oder spannt er des Lesers Interesse in ernster und gelegentlich in humoristischer Weise. —

Spürt man den Gründen nach, warum Maartens in Deutschland verhältnismäßig so wenig weittragenden Erfolg gehabt hat, so ergeben sich einige bemerkenswerte Beobachtungen. Zunächst die schon erwähnte, daß der „unerfreuliche“ Gegenstand allzeit der Feind auch des besten Könnens gewesen ist. Sodann ein wunderliches Vorurteil, das sogar in literarisch gebildeten Kreisen zu finden ist: daß nämlich Spannung und Unterhaltsamkeit eines echten Dichters nicht würdige Mittel seien. Ich stehe nicht an, Maartens zugleich als den spannendsten und unterhaltsamsten Dichter zu bezeichnen, der zu den „Großen“ gehört. Womit ich denn freilich nicht der Spannung des Kriminalromans zu nahe treten will, worin immer gefragt wird: wie löst sich's??, während Maartens „nur“ die natürliche Anteilnahme am Schicksal seiner Gestalten erzeugt, die freilich leidenschaftlich genug werden kann, aber nie nach dem Ende sondern nach dem Fortgang drängt. Damit und mit der Unterhaltsamkeit hängt seine wohlbedachte Weise zusammen, einen Charakter nicht nach zwei bis drei Kapiteln für genügend gestaltet zu halten und ihn dann als gegebene Größe in Rechnung zu führen — eine Unart vieler deutscher, besonders weiblicher Autoren —, sondern fortgesetzt an der Ausführung des Porträts weiterzuarbeiten, also selbst im letzten Kapitel noch keine Gelegenheit zur spontanen Veranschaulichung zu versäumen. Noch einmal sei der Name Homers genannt. Der Grieche hatte jederzeit, auch im heißesten Strom des Geschehens, Raum für seine konstanten Beiworte, aber auch für neue und schlagende Einzelwendungen, ein Zug des Epikers, der sich recht wohl der Maartensschen „Charakterisierungswut“ an die Seite stellen läßt. Daß Maartens' Romane wenig verbreitet sind, läßt sich zuletzt auch mit ihrer Internationalität in Verbindung bringen. Sie spielen nicht nur nicht in Deutschland,



Digitized by Google

sie bleiben zum großen Teil auch nicht auf Holland beschränkt: Franzosen, Italiener, Amerikaner, Engländer — Weltkaufleute, Grafen, Barone, Lords, Spieler, Hochstapler, — bigotte Frömmigkeit und gelassene Misanthropie: was könnte einem deutschen Publikum ferner sein? Selbst der Kritiker kann nicht prüfen, wieviel davon Erfahrung, wieviel Erfindung ist. Allein, es ist nicht seine Aufgabe, Wirklichkeitswerte nachzurechnen. Von der künstlerischen Überzeugungskraft der Dichtung, von ihrer Ausdrucksstärke und ihrem Gehalt zu sprechen, dazu ist er da. Und es sei zum Schluß noch einmal betont, daß nach diesen drei Gesichtspunkten Maartens nicht nur zu den Talenten, sondern zu den größten Vollendern unserer Zeit gehört. Gerade daß er im Weltleben nicht weniger zu Hause ist, als in der Enge von Koopstad, macht ihn zum berufenen Dichter eines gewaltigen Teiles unseres gesamten Lebens. Ezard Nidden

# Lose Blätter

## Aus Maarten Maartens' Schriften

[Wir drucken im folgenden eine Reihe von Stellen aus Maartens' Werken ab und bitten, den Artikel über Maartens in diesem Heft zu vergleichen. Die beiden ersten Stücke sind dem Roman „Die Liebe eines alten Mädchens" entnommen. Das erste erklärt sich selbst; so alt und trivial der Vorwurf dieses humoristischen Stückleins ist — eine Verwechslung —, so geistreich und überraschend offenbart das Genie des Dichters darin seine Überlegenheit. Zu dem zweiten, ernsteren Stück, in dem alle Künste geübter Dialektik glänzen, folgendes als Einleitung: Frau Dorine de Mongelas ist durch einen Reiseunfall in das kleine Haus der Juffrouw Susanne Varelkamp geraten, wo sich gerade der von dieser auferzogene junge Pfarrer (Arnold), ein blühender, lebendig-frischer Jüngling, aufhält. Unglückliche Umstände bringen die alte Jungfer zu dem Verdacht, zwischen Frau de Mongelas und Arnold beständen unlautere Beziehungen — in halbem Wahnsinn macht sie einen Vergiftungsversuch und bewirkt dadurch, daß Arnold und Dorine entfliehen. Durch die schöne geliebte Dame lernt der Jüngling die Welt und die Liebe kennen. Und auch Frau de Mongelas ist wohl starker Empfindung — einst fuhr sie Arm in Arm mit ihrem Kutscher ins Theater, um eine Untreue ihres Mannes zu strafen —; nun aber ist sie längst von ihm getrennt und hat Welt und Menschen kennen und zugleich resignieren gelernt ... aber eben darum sorgt sie besser für ihn, indem sie ihrem Kopf mehr als ihrem Herzen nachgibt, zumal da Arnold auch seinen Vater plötzlich entdeckt hat und von ihm, der vor seiner Geburt nach Amerika entwichen und verschollen war, zur Trennung von Frau de Mongelas gedrängt wird. — Auf der Höhe virtuoser Technik, dabei aber stets durchaus echt und ohne Raffinement, begegnen wir Maartens in dem Stück „Madame de Montélimart": Der junge Joost Abelingh ist von dem reichen Herrn van Trotsem erzogen worden und gilt als sein Erbe; Sympathie und geistige Einheit besteht zwischen den beiden nicht. Joost liebt die Tochter des Mynheer van Hessel (Agathe) und will um ihre Hand werben. Van Trotsem widersetzt sich wider Joosts Erwarten. Er



Digitized by Google

hat einst eine Geliebte gehabt, Agathes Tante; diese und ihre Tante waren geisteskrank geworden. Trotsem fürchtet dasselbe für Agathe und — für Joost, dem er heimlich zugetan ist. Er führt ihn zu der ehemaligen Geliebten, welche auf seine Kosten im Irrenhaus lebt, — es ist Frau de Montélimart.

Die drei letzten Stücke sind aus dem Buch „Auf tiefer Höhe". Das erste davon ist eine Art Vorwort — tief geschaute und gefühlte Symbolik überrascht an diesem Künstler kaum mehr, nachdem wir ihn in Humor, wehmütiger Tragik, grausiger Tragik groß gesehen haben. Zu den letzten beiden Stücken folgendes als Erklärung: Bulbius ist der Pfarrer auf Deynum, dem Stammsitz der echten Rexelaers. Der Baron hatte ihn verkaufen müssen und nur seine Familienerbstücke zu dem Pfarrer retten können. Er kommt nun, über sie zu entscheiden, und begegnet dabei dem jetzigen Deynumer Herrn, dem (falschen) Grafen Rexelaer. — Wendela ist des echten Rexelaer Tochter, Reinold des falschen Sohn, der sich von seinen Eltern und deren unwürdigem Treiben getrennt hat.

Alle Bücher von Maartens sind bei Albert Ahn in Köln erschienen, mit dessen Erlaubnis wir aus ihnen abdrucken.]

## Frau Barsselius besucht einen Säugling

Mevrouw Barsselius hatte ängstlich die Tage gezählt, wie einer nach dem andern verstrich, aber erst nachdem die zugestandene Zeit bereits überschritten war, wurde ihr klar, daß ihre so sorgfältig getroffenen Anordnungen fehlgeschlagen waren. Sie kam in ihr Frühstückszimmer nach einer schlecht verbrachten Nacht und beklagte sich im stillen bitter über die Undankbarkeit armer Verwandten, als sie sich zu ihrer einsamen Tasse Tee niedersetzte. Dann schalt sie auf Bijou, eine neue Gewohnheit, die sie in letzter Zeit angenommen hatte. Bijou hätte gewiß allen Grund gehabt, die schlechten Streiche Arnolds zu beklagen. Aber er wußte eben nichts davon, und so kam er denn nur zu dem Schlusse, daß seine Herrin recht verkehrt und gar nicht mehr freundlich sei, und daß er in der Tat sich schon nach einem andern Aufenthaltsort umgesehen hätte, wenn seine Herrin nicht eine so ausgesprochene Liebhaberin von kaltem Hühnerfleisch gewesen wäre, ein Geschmack, den er vollkommen mit ihr teilte. Er brummte daher, als er in seinen Korb kroch; aber einmal darin, fiel er bald in Schlaf. Auch die Witwe brummte, als sie den Aufruf zu einer Sammlung für wohltätige Zwecke überlas, den der Postbote eben gebracht hatte. Sie schimpfte weiblich auf den Mann, der ihr während des ganzen Frühstücks eine Gemütsbewegung verursacht hatte, und schließlich knitterte sie das Schreiben zusammen und warf es in den Papierkorb. Am andern Morgen jedoch sandte sie einen Taler mit einer schönen Empfehlung. Als sie die Gabe in ein weißes Papier einschlug, schnitt sie ein saures Gesicht dazu; aber der Empfänger sah das nicht und segnet ihr Andenken bis auf diesen Tag.

„Ich will Susanna besuchen", sagte sie, vom Teetisch aufstehend und die Brotkrumen von ihrem braunen Seidenkleid abschüttelnd. „Ich muß ihr und all den guten Leuten des Dorfes doch einmal meine Meinung sagen. Es ist wirklich schade um den armen Jungen, daß er wegen einer dummen Laune von diesem Weibervolk zugrunde gerichtet wird."



Digitized by Google

So wurde denn der geschlossene Wagen bestellt mit den zwei mageren Pferden und dem Kutscher, der nie vor drei Uhr nachmittags betrunken war, und die Witwe fuhr fort, um Fräulein Adelaide Vonk abzuholen, die sie begleiten sollte. Diese Dame wohnte über einem kleinen, mit Körben und Bürsten angefüllten Laden, am äußersten Ende des „Geraden Neuen Kanals", der seinen Namen deshalb führt, weil er so viele Kreuz- und Quer-Windungen macht und wenigstens dreihundert Jahre alt ist.

Der Neue Kanal, wie die meisten Kanäle der guten alten Stadt Overstad, schläft den Schlaf würdevoller Ruhe. Sein träges Wasser schleicht schwerfällig unten an den Kellertüren der Häuser vorbei. Wenn man sich über das eiserne Gitter lehnt, muß man sich fragen, ob das trübe Wasser auch wirklich fließt. Hoch oben läuft die Straße — doch nein, das Wort ist von allen das unpassendste — liegt zu beiden Seiten die Straße, ein holperiger Weg von Kieselsteinen zwischen zwei netten Streifen kleiner Ziegel. Die Bäume, die den Weg einfassen, sind grün und dicht belaubt; auch das Gras, das dazwischen wächst, hat ein frisches Aussehen, und die großen Häuser, die sich hier und da erheben, winken einander friedlich zu; sie können manches erzählen. Der Kanal ist gar enge und der Himmel sehr grau. Wenn die Häuser sich noch etwas mehr vorbeugten, könnten sie sich gegenseitig aufrecht halten. Leider würde niemand da sein, um dies Ereignis anzustaunen, denn die ganze Bevölkerung liegt in festem Schlaf. Aber man würde durchaus fehlgehen, wenn man diese Behauptung buchstäblich nehmen wollte. Die Bewohner sind im Gegenteil sehr wach: jedes Mädchen sitzt hinter ihrem kleinen Außenspiegel am Fenster und lauert wie eine Spinne darauf, ob sich nicht ein vorbeifahrender Mietwagen hinein verirren möchte. Aber die polierten Gläser werfen nur das Bild der verlassenen Straße zurück. Sehr selten rasselt ein Wagen oder ein sonstiges Fuhrwerk vorüber und macht dann ein polterndes Geräusch auf den Steinen. Allerdings erscheinen in Zwischenräumen auch wohl manchmal Fußgänger, die an der düsteren Häuserreihe anscheinend ziellos einherschlendern. Aber niemals sieht man in diesem schlaftrunkenen, vom neunzehnten Jahrhundert vergessenen Erdenwinkel einen Mann, der etwas zu tun, oder, wenn es der Fall wäre, Eile damit hat. In der Morgenfrühe kommt wohl ein bißchen Leben in die Öde, weil der Milchmann, der Bäcker und der Metzger lässig an der Häuserreihe entlang schreiten, die Klingeln an den Eingängen der Häuser in Bewegung setzen und dadurch die Nachbarschaft aus dem Schlaf aufschrecken; aber das ist nur wie das Kräuseln eines ruhigen Sees. Auch zur Frühlingszeit schlagen die Bäume aus mit einer Fülle ihres kühlenden Laubwerks, und die Vögel kommen und zwitschern bescheiden unter den Blättern, aber zu singen würden sie hier nicht wagen. Und das ganze Jahr hindurch sind die Haustüren grün und die Musselin-Vorhänge weiß und zierlich, wie in einem Puppenhäuschen, die messingenen Schellengriffe funkeln, und die grauen Treppensteine sind so blank gescheuert, daß man ohne Scheu davon essen könnte. Zuweilen, aber nur bei höchst seltenen Gelegenheiten, sieht man auch einen zerlumpten Straßenjungen mitten durch die Straße über die mit Gras durchwachsenen Kieselsteine rennen und mit heiserer Stimme schreien: „Extrablatt; neueste Tele-



Digitized by Google

gramme vom Ausland!“ Aber niemals kauft ihm jemand etwas ab. Nein, an diesem Kanal niemand.

Als der Wagen von Frau Barsselius aus einer Straße herausrumpelte, durch welche er sich nur mühsam seinen Weg bahnen konnte, die aber nichtsdestoweniger mit Trambahnschienen belegt war, sah Mevrouw einen Jungen in Holzschuhen, der wenige Häuser aufwärts am Kanal auf der Lauer gestanden hatte und der sich jetzt rasch umwandte und, so flink er nur konnte, mit dem lauten Ruf davonlief: „Da ist sie! da ist sie!“ Das Viertel, in welchem Juffrouw Vonk wohnte, war eines der ärmeren, und gerade an dieser Stelle befanden sich mehrere kleine Wohnungen und Läden, welche die Reihe der stattlicheren Häuser unterbrachen. Sofort erschienen an den Haustüren zahlreiche Leute, meistenteils alte Weiber mit merkwürdig gekräuselten Hauben und Kindern in langen Röckchen. „Sie ist da!“ riefen die alten Weiber einander zu, und die Kinder schrien: „Hurra!“, ohne zu wissen, weshalb.

Mevrouw Barsselius blickte erstaunt zum Wagenfenster hinaus; ihr dickes, rotes Antlitz war umrahmt von einer jener altmodischen, weitvorspringenden Hüte, die, wie sie naiv meinte, nicht allein ihrem Schönheitsgefühl entsprachen, sondern auch hochmodern waren. Fräulein Vonk war erst ganz kürzlich in diese Gegend gezogen, und zwar infolge eines Wortwechsels, den sie mit ihrer früheren Hauswirtin über die Länge einer Kerze gehabt hatte, wobei diese behauptete, die Kerze sei auf eine geheimnisvolle Weise kürzer geworden. Ihre Gönnerin hatte sich bisher noch nicht herabgelassen, sie in ihrem neuen Asyl zu besuchen, und daher kam es, daß die Dame, nachdem sie mit dem Kutscher gesprochen, sich an den Haufen Weiber wandte, um genau zu erfahren, wo denn eigentlich Mejuffrouw Adelaide Vonk gegenwärtig ihren Wohnsitz aufgeschlagen habe. Da erhob sich ein Geschrei, das die Witwe fast erschreckte, und zwei kleine Jungen, von ihren Gefühlen übermannt, schlugen Purzelbäume vor dem Wagen. „Das ist sie! Sie ist hier! Hurra! Hurra!“ schrie die Menge, die mit jedem Augenblick größer wurde. Es ist erstaunlich, was für eine Anzahl kleiner Kinder und alter Weiber aus einigen elenden Hütten auf einmal herauskommen können. „Nur heran!“ rief eine betagte Hexe, ihre schwielige Hand auf den Wagenschlag legend, „Sie hätten auch nicht so spät kommen sollen, Mejuffrouw. Habe selbst vierzehn gehabt und weiß, wie es tut, wenn die Wärterin zu spät kommt.“ — „Nein, wahrlich, Juffrouw,“ schrie eine andere Megäre von ihrer Türschwelle aus, wo sie sich damit beschäftigte, den dichten Haarwuchs ihres fünfjährigen Sprößlings zu bearbeiten, „es ist eine Schande, ich habe es auch Mejuffrouw Vonk gesagt, weil Sie die arme Person hilflos liegen ließen.“

Für meine Leser, die all diese Anspielungen nicht verstehen werden, muß ich bemerken, daß am Morgen desselben Tages ein interessantes Ereignis in jener Familie eingetreten war, wo Fräulein Adelaide Vonk nunmehr wohnte. Diese Dame war es denn auch, die, allzeit bereit, bei jeder Gelegenheit zu helfen, den Leuten eine ihrer Busenfreundinnen als Wärterin empfohlen hatte. Und diese Wärterin war, zur Entrüstung der ganzen Nachbarschaft, bis jetzt noch nicht angekommen. Sie war schon am Abend vorher in aller Eile bestellt worden, und die arme Adelaide war ganz unglücklich über ihr Ausbleiben.



Digitized by Google

„Hier ist sie!“ schrien die Rangen. Es waren ihrer gewiß ein ganzes Dutzend. Wo kamen sie nur alle her? Sie hüpften und tobten um die vollständig verblüffte Frau Barsselius, als diese von ein paar kräftigen Armen aus dem Wagen gehoben und aufs Pflaster befördert wurde. Man ließ sie zur Erde gleiten, unter Sträuben und Keuchen, sie wußte gar nicht, was dies alles zu bedeuten hatte. Bijou aber, der mit hündischem Verständnis alles gemeine Volk gründlich haßte, erhob sich, legte seine Pfoten auf den Rand des Wagenfensters und gab seinem Mißbehagen durch anhaltendes Kläffen Ausdruck.

„Aber was soll dies alles?“ keuchte die Witwe. „Wahrhaftig, ich wollte ja gar nicht aussteigen. Wo ist Fräulein Adelaide Vonk? Ich wollte nur Mejuffrouw Vonk besuchen.“

„Die ist hier!“ rief die Alte, die mitgeholfen hatte, sie aus dem Wagen zu ziehen. „Kommen Sie. Die werden Sie noch früh genug zu sehen bekommen. Machen Sie sich nur auf tüchtige Schelte gefaßt. Aber warum bringen Sie denn das Hundevieh mit?“

Und die Kinder, welche die schmale Haustür umlagerten, durch die man die dicke Witwe hindurchgezwängt hatte, sangen im Chor: „Ich wollte nur Mejuffrouw Vonk besuchen. Mejuffrouw Vonk! Mejuffrouw Vonk!“

Unter fortwährendem Protestieren und Widerstreben, wobei sie jedoch in der Hitze der Aufregung vergaß, ihren eigentlichen Stand und Namen anzugeben, wurde die vor Zorn sprudelnde Witwe, die es in ihrem Ärger nicht begriff, daß man sie für irgendeine andere Person hielt, eine kleine Treppe hinauf und in ein dunkles Hinterzimmer geschoben, wo sich bereits mehrere Leute befanden. „Hier ist sie endlich!“ rief ihre Führerin frohlockend aus. „Ich habe ihr den Weg gezeigt und gesagt, es sei eine Schande, so spät zu kommen, und daß ich, eine Mutter von vierzehn, das wohl sagen darf.“ — „Ja, in der Tat,“ ließ sich ein junger Mann vernehmen, offenbar ein Student der Medizin oder ein junger Arzt, indem er sich ärgerlich von dem schwachen Licht des verhängten Fensters umwandte, „ich muß gestehen, Mejuffrouw, daß Sie sich für Ihr Geschäft schlecht zu eignen scheinen, wenn Sie nicht einmal nachts aufstehen können.“ — „Es ist mir sehr leid,“ ergänzte Adelaide die Strafpredigt, „daß ich Sie jemand empfohlen habe, und ich hätte es gewiß nicht getan, wenn mir nur der Gedanke gekommen wäre, daß Sie, nichtswürdige Person, mir derart mit Undank lohnen würden.“ Alle diese vorwurfsvollen Redensarten folgten einander so rasch, daß es der armen Frau Barsselius ganz unmöglich war, ein Wort zur Aufklärung zu sagen, und die Dunkelheit, die in dem Wochenzimmer herrschte, gestattete auch nicht, die sprechenden Personen zu erkennen.

Die Wöchnerin, die in ihrem Bette ganz zugedeckt lag, seufzte matt, und ein klägliches Schreien, leise, aber anhaltend, ertönte von einem Wesen, das sich inmitten einer Gruppe geschäftiger Weiber befand.

Der Klang von Adelaidens wohlbekannter Stimme gab der gepeinigten Mevrouw Barsselius wie durch Zauber ihre Geistesgegenwart zurück.

„Wie dürfen Sie sich unterstehen“, keuchte sie, denn der Atem war ihr fast vergangen. „Adelaide, Sie unverschämtes Geschöpf, wie können Sie sich unterstehen, in solchen Ausdrücken mit mir zu reden. Das ist die abscheulichste Untat, die Sie in Ihrem ganzen Leben begangen haben, und eine Frau von meinem Stande und Vermögen — —“



Digitized by Google

„Stille!“ herrschte der Doktor sie an. „Halten Sie den Mund und machen Sie sich endlich an Ihre Arbeit, oder verlassen Sie das Zimmer!“

„Anna Maria!“ kreischte Mejuffer Adelaide und brach in Tränen aus.

„Oh, bitte, macht doch nicht solchen Lärm“, stöhnte die schwache Stimme vom Bette her. Unter den mit dem Neugeborenen beschäftigten Frauen gab sich lauter Unwille kund, und der Doktor ergriff die dicke Witwe ohne Umstände bei den Schultern und drängte sie auf den Flur hinaus und schloß die Tür ab.

„Oh, lassen Sie mich doch zu ihr, ich bitte Sie um Gottes willen! Ich muß mit meiner armen Anna Maria sprechen!“ jammerte Adelaide von innen. Die Tür wurde abermals geöffnet, und eine zweite weibliche Gestalt — jetzt eine hochaufgeschossene — wurde hinausbugsiert. Dies wurde mit unerwarteter, vielleicht auch unnötiger Schnelligkeit bewerkstelligt, und Mejuffrouw Adelaide, auf die gewaltige Rundung der Witwe niederfallend, wie ein Messer in einen Mehlkloß, traf gerade einige der weichsten Partien, wo jene Dame in mehr als einer Beziehung am empfindlichsten war. Der Doktor aber stieß, als er die Tür wieder verriegelte, einen bösen Fluch aus über das ganze Weibergeschlecht.

Die Witwe war infolge des heftigen Anpralls zu Boden gestürzt und saß nun auf dem teppichlosen Flur, und Adelaide, die vorwärts taumelte, um ihr Gleichgewicht wieder zu erlangen, versetzte hierbei dem umfangreichen Kopfputz ihrer Gönnerin einen schlimmen Puff. Von der Straße her konnte man Bijous unermüdliches Bellen hören.

„Verzeihung!“ schluchzte Adelaide, sich am Treppengeländer festhaltend.

„Niemals!“ sagte die Witwe und rieb sich den Kopf.

„Ich hielt dich für die Wärterin“, flehte Adelaide.

„Die Wiederholung der Beleidigung macht sie nur noch größer“, antwortete Mevrouw Barsselius.

„Aber bedenke doch die Dunkelheit des Zimmers und meine augenblickliche Aufregung“, schluchzte Adelaide.

„Oh, das Betragen einer Blödsinnigen kann alles entschuldigen“, versetzte die Witwe giftig. „Aber vielleicht kannst du mir wieder auf die Beine helfen, wenn du nicht auch dafür zu dumm bist. Ich weiß wirklich nicht, wie ich die Treppe wieder hinunterkommen werde. Es sollte mich nicht wundern, wenn es mich das Leben kostete, das ja ohnehin nicht viel mehr wert ist.“ Nach diesem Erguß ließ sie sich jedoch fein säuberlich aufheben und vorsichtig nach ihrem Wagen geleiten. Juffrouw Adelaidens eckiges Gesicht hatte die Farbe einer reifen Maulbeere, als sie die Witwe glücklich hinunter und in Bijous Umarmungen geschafft hatte. Zwei kleine Jungen, die dastanden und warteten, ob nicht noch etwas Lustiges passieren werde, schauten aufmerksam zu, wie der dicke, wollige Klumpen vor Freude über seine wiedergefundene Herrin aufsprang und ihr Gesicht beleckte, wo er es nur immer erreichen konnte. „Das einzige Geschöpf in der Welt,“ seufzte die Witwe, „das mir eine sich stets gleich bleibende Liebe zeigt. Ich wollte den Hund nicht beleidigen, Adelaide, als ich sagte, du hättest ein Herz wie ein Tier.“

„Darf ich dich begleiten?“ fragte die alte Jungfer sehr demütig, indem sie sich am Wagenschlag so klein wie möglich machte. „Ich könnte dir vielleicht unterwegs von Nutzen sein, oder irgendwie Beistand leisten, obschon



Digitized by Google

du dir bereits Bijous Hilfe gesichert hast." Sie konnte sich diesen gelinden Seitenhieb nicht versagen; die Witwe war aber noch zu aufgeregt, um Notiz davon zu nehmen.

„Ja, wenn du willst, komm nur mit", wimmerte sie. „Ich fuhr aus, um dich abzuholen, stellte mir aber nicht vor, was für ein Unglück ich mir damit bereitete. Laß uns nur aus dieser abscheulichen, gemeinen Gegend fortkommen. Ich sehe nicht ein, weshalb du mit der Unterstützung, die ich dir zuwende, nicht in einem anständigen Viertel mieten kannst. Der „Gerade Kanal" ist freilich gut genug für dich, natürlich am äußersten Ende. Aber ich kann nicht warten, bis du deinen Hut geholt hast. Ich fühle mich sehr unwohl und muß nach Hause."

Sie fuhren also zusammen nach Frau Barsselius' Wohnung, die Witwe immer noch schnaubend, keuchend und scheltend. Als sie nach und nach einige der am schlimmsten zerknitterten Federn ihres Hutes wieder glatt gestrichen hatten, begann sie einzusehen, daß sie, weil sie doch einmal den Wagen bestellt und sich auf die Fahrt vorbereitet hatte, ebensowohl ihre Neugierde befriedigen und sich einmal nach dem Stande der Dinge in Wyk erkundigen könne. Und sie fühlte, daß sich ihr keine bessere Gelegenheit bieten würde, ihrem Unwillen gegen Adelaide Luft zu machen, als die unglückliche alte Jungfer während einer zweistündigen Fahrt zu sich in die Kutsche zu nehmen.

„Die Luft wird mir gut tun", meinte sie, als sie Mejuffrouw Vonk bat, das Wagenfenster ein paar Zoll herunterzulassen. „Nein, nein, wir können wegen deines Hutes nicht noch einmal zurückkehren; entweder du fährst ohne Hut mit bis Wyk, oder du gehst von hier aus nach Hause, so wie du bist. Ich darf wohl behaupten, daß man in deiner Nachbarschaft nicht an Hüte gewöhnt ist und wahrscheinlich niemand einen Hut bei dir vermissen wird."

Sie ging von der Voraussetzung aus, Adelaide habe den ganzen von ihr durchgemachten Vorgang nur ins Werk gesetzt, um sie zu verhöhnen, und sie blieb um so hartnäckiger dabei, je weniger sie sich fähig fühlte, dies zu beweisen. Zuletzt, in der Hitze des Wortgefechtes, zögerte sie nicht, Adelaidens entrüstete Frage, ob sie am Ende glaube, der Säugling sei extra deshalb geboren, mit einem entschiedenen „Ja" zu beantworten.

„Zeige mir doch einmal deine vorgebliche Wärterin!" rief sie triumphierend aus, als ob sie dadurch ihren Beweis verstärken könnte. „Zeige sie mir doch! Du weißt, daß du das nicht kannst. Du hast gar keine Wärterin mir vorzuzeigen."

„Nein, in meiner Tasche steckt sie allerdings nicht," erwiderte Adelaide, „aber wenn du morgen in meine Wohnung kommen willst — —"

„Ich in das schmutzige Haus zurückkehren!" schnaubte die Barsselius. „Noch ein zweites Mal zu riskieren, daß ich Ungeziefer bekomme, wenn ich es nicht schon habe. Du bist gar zu freundlich, Adelaide, wirklich, allzu liebenswürdig. Nein, danke; ich habe gerade genug an dem Besuch von Hütten, Schmutzkasten, Schweineställen und Misthaufen — ja, Misthaufen. Da mußt du mich wirklich entschuldigen."

Mejuffrouw Vonk war zu Ende mit ihrer von Natur eng begrenzten Geduld, die sie nur künstlich und, man muß es gestehen, in Anbetracht ihres Vermächtnisses außerordentlich ausgedehnt hatte, sie fragte deshalb nur noch spitzig: „Willst du vielleicht damit andeuten, Anna Maria, daß ich



Digitized by Google

mit einem jener nützlichen, aber unsauberen Haustiere zu vergleichen wäre, für die man die von dir erwähnten Ställe baut, oder soll dadurch auf mich angespielt werden als auf gewisse Dinge, die, wie nützlich sie auch einst gewesen sein mögen, endlich doch weggeworfen und fortgeschafft werden?"

„Ach was, mit deinem Kehricht," erwiderte die Witwe, „halte mir doch keine feinen Reden. Du bist gerade wie mein sogenannter Neffe, nur daß jener junge Taugenichts gar nicht mein Neffe ist. Nein, Adelaide, du bist ein vortreffliches Mädchen, ich will es gar nicht leugnen. Aber nimm es mir nicht übel, wenn ich es nochmals wiederhole, daß du an Blödsinn leidest, und zwar in einem so hohen Grade, daß man dir kein Geld anvertrauen kann. Und nach der grausamen Behandlung, die ich heute früh von dir erlitten, werde ich gewiß mein Testament ändern. Ich spreche ganz offen über die Sache, wie du siehst. Den Eierkocher werde ich dir auch nicht vermachen, denn du würdest ja doch keine Eier zu kochen haben. Kein Sterblicher kann aus schmutzigem Kram etwas kochen."

Mit derartigen angenehmen Gesprächen verkürzten die beiden Damen sich die lange Fahrt. Fräulein Vonk kannte das beste Mittel, die verlorene Gunst der Witwe wiederzugewinnen, ihr nämlich zu gestatten, all ihren Dampf loszulassen, und sie fand sich schließlich für ihre weitgehende Langmut durch das Anerbieten eines Zwiebacks aus der Tasche ihrer Gönnerin belohnt. Sie nahm ihn demütig an und aß ihn dankerfüllt. Es ist ganz schön, wenn man stolz ist und Gefühl besitzt, aber sie hatte heute noch kein kräftiges Frühstück bekommen, das arme Ding; und in der Gegend des Magens regt sich dann ein Gefühl, das imstande ist, alle anderen Bedenken zu verdrängen. Sie verspeiste bereits den zweiten Zwieback, als sie endlich vor Fräulein Varelkamps Haustür anhielten.

Betje kam herbeigelaufen, sie zu empfangen. „Sie kommen zu spät", rief sie, und auf ihrem Gesicht spiegelte sich die Wichtigkeit ihrer Nachricht. „Die Juffrouw ist gerade vor einer halben Stunde nach der Station gefahren."

Frau Barsselius steckte ihren Kopf aus dem Wagenfenster. Sie konnte ihn wegen des riesigen Hutes kaum durchzwängen. „Nach der Station?" rief sie, „nach welcher Station? Wo ist sie denn hingereist?" Bijou richtete sich auf und begann wieder zu kläffen, diesmal gegen Betje.

„Ich weiß es nicht recht", antwortete Betje. „Es ist aber ein fremdes Land. Sie sagte, ich müsse ruhig abwarten, bis ich von ihr Nachricht bekäme. Juffrouw Dorothea weiß aber davon. Überhaupt dreht sich jetzt alles um Juffrouw Dorothea. Ich glaube, sie hat Ihnen geschrieben."

„Fortgelaufen also!" rief Mevrouw Barsselius in vollem Zorn. „Jedenfalls diesem Arnold nachgelaufen. Pfui doch! Und wenn ich bedenke, daß ich zur Zeit hätte hier sein können, um sie zurückzuhalten, wäre ich nicht deiner barbarischen Grausamkeit ausgesetzt gewesen, Adelaide. Das werde ich dir nie verzeihen. Nein, niemals! Die Frau wird sich selbst mit ihm ins Verderben stürzen, und du trägst die Schuld daran. Bis an das Grab wird sie sich an deine Sohlen heften. Und magst du lange leben oder nicht, du wirst in Armut sterben. Das hast du nun für dein Wickelkind, für deine Wärterin und für alle deine abscheulichen Ränke!"

Adelaide, erschöpft von den erlittenen Anstrengungen und Nöten, fing an bitterlich zu weinen.



Digitized by Google

## Des Weibes Entsagung

„Joko," sagte Madame de Mongelas, an dem beschatteten Fenster sitzend und auf die volle Sommerglut draußen hinausblickend, „merke wohl auf den Rat, den eine Frau von Erfahrung dir erteilt. Heirate nie, es sei denn, daß du es kannst, ohne verliebt zu sein, und verliebe dich nie, es sei denn, daß du nicht Gefahr läufst, heiraten zu müssen."

„Solche Spitzfindigkeiten kann ich nicht verstehen", sagte Joko; „aber ist nicht noch etwas gefüllte Schokolade da?"

Seine Augen sagten dies so deutlich, als ob er die Worte gesprochen hätte, und seine Herrin verstand ihn auch, denn sie öffnete gleich eine kostbare Dose von sächsischem Porzellan und warf ihm einige Bonbons zu, die er sehr geschickt auffing.

„Du wirst wieder krank werden, wie gestern", sagte sie. „Doch das ist am Ende deine Sache, nicht die meinige, wenigstens so lange du die Güte haben wirst, beizeiten hinaus auf den Balkon zu gehen. Ein jeder muß selbst wissen, wieviel er von den Süßigkeiten des Lebens vertragen kann. Und wenn wir davon übersättigt sind, desto besser. Niemand ist so elend wie der, dessen Appetit länger vorhält als seine Zähne.

„Die meinigen sind vortrefflich", sagte Joko im Weiterkauen.

„Es kommt mir vor, als ob es erst gestern gewesen wäre," fuhr die Vicomtesse sinnend fort, „daß ich jenen Mann auf den Bock eines Fiakers steigen ließ und mit ihm nach den Folies Dramatiques fuhr. Ich sehe mich noch dort in der Loge sitzen und ihn im Parterre. In welch fieberhafter Entrüstung befand ich mich damals! Ich glaube beinahe, ich liebte Herrn de Mongelas, als mein Vater mich mit ihm verheiratete. Das ist nun schon eine lange Zeit her. Und nun dieser Arnold! Joko, was hältst du von Monsieur Arnold?"

Joko legte seine Händchen aufs Herz, wie man es ihn gelehrt hatte, und in dem Händchen hielt er noch ein abgebrochenes Stück Schokolade.

„So geht das nicht", sagte seine Herrin, bitterlich seufzend. „Nur hinunter in deinen Magen. Herzensliebe muß von innen kommen. Süßes zum Süßen."

Joko zwinkerte mit den Augen und befolgte ihren Rat.

„Oh, mein lieber Joko," sagte sie gähnend und verbarg ihre weißen Arme unter der Fülle ihres Haares, „du bist nur ein Affe, und das ist die letzte Stufe menschlicher Glückseligkeit. Wage nie einen Schritt darüber hinaus in die Wüstenei der Originalität, denn dort läßt man dich mit deiner Verzweiflung allein. Solange du ein Affe bleibst, ist alles ganz in der Ordnung. Singe ceux qui t'ont précédé et ceux qui t'entourent. Das ist der einzige Weg zur Glückseligkeit, wenn es überhaupt einen solchen gibt. Es gibt nur ein ganz kleines Plätzchen der Glückseligkeit, auf welchem die Glücklichen sitzen, die zu dumm sind, um wieder davon wegzugehen."

Hier fiel es Joko plötzlich ein, auf die Suche nach kleinen, aber blutgierigen Tierchen zu gehen, obwohl er keine hatte.

„Ah, mais non, merci!" rief die Vicomtesse. „Dann will ich doch noch lieber unglücklich sein. Es gibt ein Elend, das aus einem Freudenrausch erwächst, wie ihn die glücklichen Menschen nie kennen lernen. Gewiß," fügte sie nach einer Weile hinzu, „er hätte wohl noch etwas länger warten können. Freilich, das Leben ist kurz, ich will es nicht leugnen. Aber nichtsdestoweniger bleibt die Nacht lang genug für unsere



Digitized by Google

Träume, die doch nicht länger dauern, als ein kurzer Atemzug. Und wenn es noch glückliche Träume wären!"

Hier flog ein solcher Zug von Schwermut über ihr schönes Antlitz, daß es Joko auffiel. Er legte sein Stück Zucker sorgfältig beiseite, kroch zu seiner Herrin hin und begann ihr mit seinem haarigen Pfötchen die Wange sanft zu streicheln.

„Joko," sagte sie, ihn an sich drückend, „wenn erst einmal alles überstanden und der Abschied vorbei ist, dann wollen wir beide zusammenbleiben, von Zeit zu Zeit noch einmal alles besprechen und uns genau erzählen, wie — ja, wie alles gewesen ist."

⧈

„Und nun sage ich dir zum hundertstenmal, Arnold, je eher die Geschichte zu Ende geht, desto besser." Herr Doyer-Donselaar strich die Asche von seiner ewigen Zigarre. „Es ist lächerlich, daß du mir das Recht bestreitest, in dieser Angelegenheit meine Entscheidung zu treffen. Ich handle doch wahrhaftig nur zu deinem Besten; ich bin dein Vater und erkläre mich vollkommen bereit, dich als meinen Sohn anzuerkennen. Aber du mußt dich auch meiner Leitung unterwerfen, wenn dein eigner Verstand dich für den Augenblick im Stich läßt. Sage also der Dame, daß euer Verhältnis jetzt lange genug gedauert habe, daß es dir zwar leid tue, aber daß du jetzt nach Paris müßtest, oder sage lieber — nach Neuyork, wo du ja ohnehin bald sein wirst. Also bezahle sie und mache dich frei."

„Bezahle sie!" sagte Arnold und biß sich fest auf die Lippen.

„Ja. Meinem Sohne kann ich doch nicht gestatten, unter solchen Umständen bei einer Dame in der Schuld zu bleiben. Ich habe eine anständige Summe in diesen Briefumschlag gesteckt. Gib es ihr als Vergütung der Auslagen, die sie für eure Reise gemacht hat. Dann sag ihr Lebewohl, packe deinen Koffer, und wir reisen noch heute abend ab." Bei diesen Worten steckte er das kleine Paket in die Seitentasche seines Sohnes, der anscheinend keine Notiz davon nahm.

„Und wenn ich mich nun weigere?"

„Wenn du dich weigerst, wasche ich meine Hände in Unschuld. Es ist gut und schön, einen Sohn wiedergefunden zu haben, aber nicht, wenn man mit ihm unter den Schweinen leben soll. Dazu habe ich wahrhaftig keine Neigung, das versichere ich dir. Bis jetzt habe ich dich noch nicht anerkannt, wie du weißt; wir sind also beide noch frei in unserm Handeln. Du mußt jetzt wissen, was du zu tun hast."

„Ich weiß es", sagte Arnold und ging fort.

⧈

An diesem Morgen war Herr Doyer-Donselaar der Vicomtesse auf der Terrasse begegnet. Er hatte sie bisher noch nie angeredet; heute aber wagte er es.

„Madame," sagte er, sich höflich verneigend, „Ihr Herr Bruder ist ein sehr liebenswürdiger junger Mann."

„Ja, Monsieur."

„Es wäre jammerschade, wenn ihm etwas zustieße, was sein Leben verbittern könnte. Er scheint mir unglücklich, unbefriedigt zu sein. Man möchte auf den Gedanken kommen, daß er nicht sein eigner Herr ist, es aber zu sein wünscht."

„Ich verstehe Sie nicht, Monsieur."



Digitized by Google

„Ich dachte mir nur, Madame, daß Sie, als seine Schwester, vielleicht imstande wären, irgend etwas zu tun, um ihm die Freiheit zurückzugeben, die er verlangt und die er verdient. Ich bin gewiß, er wird es nicht lange mehr aushalten. Vielleicht wäre es besser, ihm aus freien Stücken zu geben, was er wünscht, bevor er Sie verletzt, indem er es fordert."

„Ich weiß ganz genau, wie ich meinen Bruder zu behandeln habe, Monsieur."

„Daran ist nicht zu zweifeln, Madame, aber dennoch möchte ich Ihnen raten — —"

„Es gibt nichts, was Sie mir zu raten brauchten, Monsieur."

„O doch, ich habe allerdings ein Recht, so zu sprechen, sonst würde ich nicht gewagt haben, Sie anzureden, Madame. Ich bin sein Vater."

„Sein Vater? Wahrhaftig! Das ist ja sehr interessant. Aber auch seinem Vater habe ich nichts zu sagen."

„Und dennoch will es mir scheinen — —"

„Dort drüben steht meine Kammerjungfer. Wollen Sie die Güte haben, sie herzuschicken. Ich gehe nicht gern allein spazieren."

Arnold ging zu Madame de Mongelas hinauf. Als er eintrat, sprang der Affe ihm entgegen.

„Er hat sich in einer halsbrecherischen Stellung über den Balkon hinausgelehnt, um nach dir auszuschauen", sagte die Vicomtesse. „Er weiß, daß wir drei zusammengehören, wie du siehst."

„Ja, er weiß viele Dinge", antwortete Arnold ernst, als er das Tierchen auf den Arm nahm. „Er ist ein kluger Affe und sieht weit mit seinen rastlos bewegten Augen. Ich wünschte, Dorine, dein und mein Leben verliefen so einfach, wie das Jokos."

„Das Leben an sich ist einfach genug, nur unsre Leidenschaften tragen die Verwickelungen hinein."

„Bisher meinte ich, daß das Leben nichts anderes als Leidenschaft sei, daß es weiter nichts auf Erden gebe, und daß alles übrige den Tod bedeute. So habe ich wenigstens während einer sonnigen, kurzen Zeit gedacht."

„Und jetzt?"

„Jetzt denke ich anders darüber."

„Dann bemitleide ich dich, Arnold. Das ist ein Traum, der am besten ungeträumt bleibt. Wer ihn aber einmal geträumt hat, sollte nie wieder daraus erwachen."

„Und du meinst," sagte er, „daß ich jetzt erwacht bin?"

Sie sah ihm in die Augen. „Ja," sagte sie traurig, „du bist erwacht."

„Desto besser. Höre mich an, Dorine. Du wirst mich leichter verstehen, wenn du dir vergegenwärtigst, daß ich wach bin. Wir sind sehr glücklich zusammen gewesen, nicht wahr? Doch pfui! La phrase banale! Wir sind — — du weißt schon, was ich sagen wollte?"

„Ja," sagte sie sanft, „ich weiß es."

„Und in letzter Zeit haben wir uns zuweilen gezankt, wie törichte Kinder. Weshalb sollten wir miteinander zanken, Dorine. Ich sehe keinen vernünftigen Grund dafür. Du etwa?"

„Ja", hauchte sie mit derselben leisen Stimme.

„Ja? wie meinst du das?"

„Ich glaube den Grund zu kennen, warum wir uns gezankt haben. Aber was liegt daran? Fahre nur fort."



Digitized by Google

„Nein, nein, ich möchte ihn gern wissen."

„Da gibt es ein Sprichwort von neuem Wein und alten Flaschen. Ich kann es nicht wörtlich anführen, aber nach meiner Meinung paßt es hier sehr gut."

„Still! Still! Das ist aus der Bibel."

„So? Ich habe die Bibel nie gelesen. Unsere Priester verbieten es uns."

„Dorine, laß uns das Zanken aufgeben und laß uns wieder so glücklich werden, wie wir es früher waren."

„Das wirst du nie wieder werden, Arnold. Nie zweimal auf dieselbe Weise. Glücklicher wirst du vielleicht werden, wie ich hoffe, aber dabei ist doch ein Unterschied."

„Und doch will ich es in derselben Weise werden." Er erhob sich, ging zum Fenster und schaute hinaus. „Dorine, ich wünsche dich nie mehr zu verlassen; wir müssen stets beisammen bleiben. Ich wünsche, daß du mich heiratest, daß du — mein Weib wirst."

Es trat ein langes Stillschweigen ein. Er wagte nicht, nach ihr umzublicken, und sie lag regungslos auf dem Sofa. Joko, dem das Warten langweilig wurde, zupfte ihn am Ärmel. Er schob das Tierchen beiseite. Wollte sie denn gar nichts sagen? Endlich brach sie das Schweigen.

„Das ist sehr freundlich von dir, Arnold," sagte sie, und er meinte, daß ihre Stimme leicht zitterte, „mehr als freundlich, es ist edel und deiner würdig. Ich hätte es auch nicht anders erwarten können von einem Manne, dem ich meine Zuneigung geschenkt habe, und ich danke dir in diesem Augenblick dafür. Willst du dich in späteren Jahren, wenn du mir nicht mehr böse sein wirst, auch daran erinnern, daß ich dir aufrichtig dafür gedankt habe? Was mich betrifft, so werde ich es nicht vergessen."

„Dir böse? Ich bin dir nicht böse", wandte er fast ungeduldig ein.

„Doch, du wirst mir bald genug böse sein."

„Das wird nie der Fall sein, Geliebte. Aber beantworte doch meine Frage, ich habe lange genug darauf gewartet."

„Eine Antwort! Nun ja, du sollst eine haben", rief sie, plötzlich in einen anderen Ton verfallend. „Denke dir, Joko, jetzt ist es Monsieur, der mir seinerseits den Vorschlag macht, seine Frau zu werden. Zuerst war es unsere liebe Tante Susanna, die, weil es ihr nicht gelang, einen Engel aus mir zu machen, wenigstens versuchte, mich in das zweitbeste, nämlich in eine holländische Hausfrau zu verwandeln. Und nun bist du es, Arnold. Und du nicht allein; von allen Seiten ist man bemüht, mein Glück zu begründen."

„Soll ich das so verstehen, daß du meinen Antrag ablehnst."

„Siehst du, Arnold, ich sagte dir vorhin, du würdest böse auf mich werden. Habe Geduld mit mir. Ich muß dir ein Geständnis machen. Ich kann nicht dein Weib werden, denn ich bin keine Witwe, wofür ich mich fälschlich ausgegeben habe, mein Gatte lebt noch."

Plötzlich schien es Arnold, als ob sich die herrliche Landschaft vor ihm mit einem fahlen, mißfarbigen Schleier bedeckte. Er schloß die Augen, nach Fassung ringend, und sank, wie vom Schlage getroffen, in einen Sessel. Der erschrockene Affe lief von einem zum anderen, schaute beiden abwechselnd ins Gesicht und winselte.

„Sollte das die getäuschte Hoffnung auf Liebe bewirkt haben?" dachte



Digitized by Google

Frau von Mongelas während eines bangen Augenblicks. Doch nein, sie wußte, daß es das nicht sein konnte. Dennoch vermochte sie den eigentlichen Grund seiner Erschütterung nicht zu erkennen. Wie hätte sie es auch mit ihrer so gänzlich verschiedenen Erziehung und religiösen Anschauung fassen können, was eine derartige Enthüllung für den protestantischen jungen Mann, den Zögling der Tante Susanna und den ehemaligen Studenten der Theologie bedeutete? Sie würde es nie begriffen haben, wie seine törichte Leidenschaft nun urplötzlich als ein verabscheuungswürdiges Verbrechen vor ihm stand. Auch wir können über dergleichen moralische Wandlungen nicht mit logischer Schärfe urteilen. Wir müssen uns dabei vergegenwärtigen, daß erst wenige Wochen vergangen sind, seitdem ein Augenblick wilder Leidenschaft ihn der Frau von Mongelas in die Arme trieb. In jener Stunde war er sich über das Recht oder Unrecht seines Tuns nicht klar gewesen. Später, als die ersten Gewissensbisse sich geltend machten, beschwichtigte er sich mit dem Gedanken, daß er gegen die Dame ernste Verpflichtungen habe, die er freilich nur allzu gern übernahm. Keine spätere Täuschung hatte in ihm die Überzeugung erschüttern können, daß er sein ganzes Sein, mit Leib und Seele, der Frau widmen müsse, der er bereits seine Unschuld dahingegeben. Ohne viel religiöse oder philosophische Bedenken zu haben, einfach den Geboten seiner Ehre folgend, hatte er das Problem seines Schicksals genau so aufgefaßt, wie Tante Susanne es auch getan. Zwischen ihnen lag kein weiterer Stein des Anstoßes als der schreckliche Antrieb an jenem Verbrechen, das die alte Dame begangen hatte. Und selbst dieses konnte er jetzt besser verstehen, nachdem er von seinem Vater ihre Lebensgeschichte vernommen und sich vergegenwärtigte, wie sie unter dem Einflusse eines unbewußten Grauens gestanden, als sie jene äußerste, wenn auch wahnwitzige Anstrengung machte, um ihn vom Rande des Abgrundes zu retten.

Jetzt verstand er es. Denn nun wußte er, daß ihr ganzes Leben nur eine einzige lange Entsagung gewesen, die sie sich als Opfer für eine heilige Sache auferlegt hatte, die sie vertreten und für die sie alles einsetzen mußte. Von seinem Vater hatte er erfahren, daß dieser, unbeirrt durch ihre erste Zurückweisung, immer wieder seinen Antrag wiederholt und von ihr stets diese unabänderliche Antwort erhalten hatte. „Was habe ich mit dir zu schaffen? Kehre du zu deinem Weibe zurück.“ Und dabei liebte sie den Mann, den sie so hart von sich stieß. Arnold Oostrum konnte nicht daran zweifeln, daß sie seinen Vater geliebt; hatte sie ihm doch von jeher, und nur um seines Vaters willen, so viel aufopfernde Liebe bewiesen.

Und er, dem alles dies jetzt klar vor der Seele stand, hatte alles, was er überhaupt zu bieten hatte, der Frau von Mongelas zu Füßen gelegt.

Und sie, die Vicomtesse? „Ich bin keine Witwe,“ gestand sie ihm, „mein Gatte lebt noch.“

„Hier tritt also eine Ruchlosigkeit an den Tag, vor welcher es kein Entrinnen gibt“, sagte Arnold zu sich selbst.

Madame de Mongelas brach das Schweigen, das sie nicht länger ertragen konnte. „Still, Joko!“ sagte sie. „Ruhig! Mit Winseln wird nichts gutgemacht. Das tun nur die Affen. Es scheint mir, Arnold, daß mein edler Gatte in Paris etwas von deinen Absichten in Erfahrung gebracht hat, und dir zuvorgekommen ist. Ich erhielt nämlich diesen Morgen einen Brief von meinem Notar, worin dieser mir mitteilt, daß



Digitized by Google

Monsieur de Mongelas damit umgeht, einen Antrag auf Ehescheidung einzureichen."

„Das kann ich begreifen", sagte er, ohne die Augen aufzuschlagen.

„Du?" rief sie, ihm einen flammenden Blick zuwerfend. „Was begreifst du? Und was weißt du davon? Du beleidigst mich und noch dazu ganz ohne Grund. Bevor du dir erlaubst, über mein Betragen zu urteilen, solltest du wenigstens erst die Bekanntschaft des Herrn von Mongelas machen."

„Ich wollte nicht — —", begann er.

„Schweig und höre mich an! Ich will meinem Gatten nichts Böses nachsagen. Er ist eben wie andere Männer auch. Ich liebte ihn in genügendem Maße. Doch das ist einerlei; danach fragen die Männer nichts. Sie halten das einfach für des Weibes Pflicht, ebenso wie es dem Manne gefällt, falsch zu sein. Und er — und er — — geh, ich verzeihe dir wegen deiner Unwissenheit und weil du anders, und zwar ehrenhaft denkst. Hätte mein Gemahl gedacht, wie du, Arnold, dann würdest du nie Dorine de Mongelas kennen gelernt haben. Um so glücklicher für mich." Die letzten Worte sagte sie sehr leise, wie wenn sie zögerte, sie auszusprechen. Ob er sie wohl gehört hatte? Sie glaubte, nicht.

„Nein," sagte sie, „wir wollen uns nicht heiraten. Wenn die erste Aufregung vorüber, würde es doch zu lächerlich sein. Du und ich, wir haben unsere Zeit gehabt. Es war eine gute Zeit, so lange sie währte. Aber sie ist vorüber. Du würdest nur allzubald deinen Mißgriff entdecken. Ich fürchte sogar, daß dir schon jetzt die Augen darüber geöffnet sind. Nun, um so besser. Ich bin froh, daß du diese Entdeckung gemacht hast. Wir müssen es an uns vorübergehen lassen. Als du mich mit deinem Antrag überraschtest, war ich im Begriff, dir zu sagen, daß ich so bald wie möglich nach Paris reisen muß, um zu erfahren, was diese letzte Grille des Herrn von Mongelas eigentlich bedeutet. Ich beabsichtigte, morgen früh abzureisen, aber ich glaube, ich reise besser schon diesen Abend. Und so, mon cher chevalier, wäre dies unser letztes Beisammensein gewesen."

Er erhob sich. „Du willst mich verlassen!" rief er aus, „mich zur Einsamkeit, zur Abgeschiedenheit verdammen. Du hast mir alles geraubt, was ich besaß, und nun verlässest du mich — nackt und einsam."

Dorine lächelte. „Immer tragisch!" sagte sie. „Das liegt wohl im Blut. Ich überlasse dich einem wiedergefundenen Vater — du siehst, daß ich es schon weiß —, der anscheinend sehr reich ist, sowie deinen treuen Freunden, welche die Rückkehr des verlorenen Sohnes froh begrüßen werden. Ich dagegen — wenn du fragst, was mir bevorsteht — — doch, laß uns lieber von angenehmeren Dingen reden. Es ist immer ein traurig Ding, Adieu zu sagen. Und nun bitte ich dich, Arnold, mir recht zärtlich Adieu zu sagen. Denn die Zukunft — was ist sie anders als eine Erinnerung? In der Vergangenheit lag doch eine Hoffnung."

„Ich kann dir wirklich nicht Adieu sagen", bemerkte Arnold heftig.

„Doch, du kannst es, denn es ist das letzte, was dir überhaupt noch zu sagen bleibt. Also Adieu, Arnold!" Und sie hielt ihm die Hand hin.

„So ist es denn wahr?" rief er aus, als ob er plötzlich aus einem Traume erwachte. „Also Lebewohl für immer. Du verbannst mich aus deiner Gegenwart, aus deinem Leben, aus deinem Herzen? Du heißest



Digitized by Google

mich gehen und weshalb? Du bist meiner überdrüssig und willst zu deinem adeligen Gemahl zurückkehren. Das ist also Ihre Antwort, Madame, auf das Anerbieten meines ganzen Daseins, das ich Ihnen vor wenig Augenblicken gemacht habe. Ich danke Ihnen für diese Antwort."

„Ja, Arnold, eines Tages wirst du mir für diese Antwort Dank wissen. Und nun laß uns als gute Freunde scheiden. Lebe wohl!"

„Wenigstens," sagte er hastig, „müssen Sie, bevor wir uns für immer und ewig trennen, mir gestatten, Madame, unsere geschäftlichen Beziehungen zu ordnen." Er zog das Paket hervor, das sein Vater ihm zugesteckt hatte. „Sie sind so gütig gewesen," fuhr er in ernstem Tone und ohne eine Spur von Spott fort, „mir beträchtliche Vorschüsse zur Bestreitung der Kosten unserer Reise zu machen. Sie werden mir erlauben, Ihnen dieselben zu erstatten, bevor Sie mich entlassen." Damit legte er das Paket auf den Tisch nieder.

Sie wurde bleich bis zu den Lippen. „Das brachtest du mit, als du zu mir kamst?" stammelte sie. „Ich verstehe es nicht."

„Nein," entgegnete er rasch. „Es ist ein Zufall; die Summe lag für mich bereit, und ich erhielt sie soeben erst. Ich habe lange gewünscht — und immer versäumt, sie Ihnen zurückzugeben."

Madame de Mongelas nahm das Papier langsam zur Hand, öffnete den Umschlag und zog das Päckchen Banknoten hervor, das darin war.

„Ah, das Geld des Amerikaners!" sagte sie verächtlich und breitete die Banknoten sorglos vor sich aus. „Und es ist noch nicht einmal genug", setzte sie mit bitterer Ironie hinzu.

In seiner Verwirrung faßte Arnold die Worte unrichtig auf. „Das tut mir sehr leid," sagte er, „und wenn Sie mir nur die Summe angeben wollen, die Sie vorlegten — —."

Sie schaute zu ihm auf, und zum erstenmal begegneten sich in dieser Weise ihre Blicke. Er hielt inne. Ihr Angesicht und ihr Hals bedeckten sich mit einer lieblichen Röte.

„Hier, Joko!" rief sie, und warf mit einer verächtlichen Gebärde die Banknoten, die sie zusammengeballt hatte, dem Affen zu.

Mit einem Freudenschrei fiel das kleine Ungeheuer darüber her, denn Papier zerreißen, war sein Lieblingsvergnügen. Er sprang mit seinem kostbaren Schatz hinaus auf den Balkon.

Arnold stand ernst und schweigsam an dem offenen Fenster, jeder Nerv war bei ihm in Spannung von der Anstrengung, seine Ruhe zu bewahren, und er war zugleich zu stolz, um eine rettende Hand auszustrecken und nur einen Finger zu rühren, um der grausamen Vernichtung zuvorzukommen, die sich vor seinen Augen vollzog. Auf dem Geländer sitzend, vor sich den weiten Spiegel des Sees und des Himmels, in dem goldig glänzenden Sonnenlicht, war der kleine graue Affe ganz gemächlich damit beschäftigt, von dem Haufen Banknoten, den er zwischen den Knien hielt, eine nach der anderen in Stücke zu reißen und die Fetzen in alle vier Winde zu streuen. Sie flatterten einen Moment umher und fielen dann, einer nach dem anderen, zwischen das Gebüsch, in die Wasserbecken der Springbrunnen auf der Terrasse, hierhin und dorthin, nach rechts und nach links. Madame de Mongelas lag auf dem Sofa und tändelte mit dem glitzernden Besatz ihrer Robe, die Augen unbeweglich auf Arnold gerichtet.



Digitized by Google

Sie wartete, bis der letzte Streifen Papier davongeflogen war und Joko sich nach mehr umschaute; dann sagte sie: „Nein, jetzt ist es genug."

Arnold ging auf die Tür zu. „Dorine," sagte er, „laß uns so nicht scheiden. Wenn ich dir etwa wehe getan habe, so geschah es unabsichtlich. Verzeih mir also alles, was du mir zu verzeihen hast."

„Ich will es versuchen", sagte sie stolz.

„Ich äußerte vorhin, daß ich erwacht sei. Aber seitdem ist wieder so vieles vorgefallen. Vielleicht bin ich doch noch nicht völlig wach. Ich werde schon merken, wenn die Zeit kommt."

„Doch, doch," sagte sie, „du bist vollkommen wach. Vielleicht, Arnold, wenn du am träumen geblieben wärest — — Adieu! Und sofern ich das sagen darf: Gott segne dich! Lebe wohl!"

„Lebe wohl!" sagte auch er und ging davon.

Unwillkürlich sprang sie hastig auf und blieb vorgebeugt stehen, auf die immer leiser werdenden Schritte lauschend. So stand sie einige Minuten, bis die Tritte in der Entfernung verhallt waren, und dann sank sie, das liebliche, herrliche Weib, dicht an der Tür zu Boden, das schöne Antlitz mit den Händen bedeckend, ein Bild des äußersten Jammers und des gänzlichen Verlassenseins. Sie weinte so heftig, wie sie nie geweint, außer an jenem verhängnisvollen Abend, wo sie den Bedienten mit sich nahm, um eine lustige Posse in den Folies Dramatiques anzusehen. Das Affchen schlang seinen Arm um ihren Hals und bemühte sich, ihr die Hände von den Augen zu ziehen, um hineinsehen zu können, aber sie ließ es nicht zu. Sie schob ihn vielmehr immer wieder beiseite, und zuletzt so rauh, daß er sich in einen Winkel zurückzog und dort verkroch, wobei er sie aber beständig im Auge behielt und sein Gesicht in ernste Falten legte.

Nach einer Weile hatte sie sich soweit wieder gefaßt, daß sie sich die Haare aus dem Gesicht streichen konnte. Dann sah sie zu Joko hinüber. „Du bist alles, was mir jetzt noch übriggeblieben ist", sagte sie. „Komm her!"

## Madame de Montélimart

Joost ritt im Galopp nach Hause. Als er an die Parkallee kam, sah er seinen Onkel bereits auf der Treppe stehen und auf ihn warten.

„Nun?" rief ihm der Baron mit einem garstigen Seitenblick entgegen, „nun?"

Er hatte sich nicht ohne Besorgnis vorgebeugt; ein Blick auf das Antlitz des jungen Mannes schien ihn aber zu beruhigen. Joost blieb auf der Terrasse stehen und schlug mit der Reitpeitsche auf seine hohen Stiefel.

„Und wie denkt Mynheer van Hessel über deinen Antrag?" erkundigte sich sein Oheim. In der Frage lag ein spöttischer Ton, als frohlocke er über etwas — vielleicht über seine eigene Besorgnis, die er noch kurz vorher empfunden. Joost bezog den Ton auf sich.

„Mynheer van Hessel," sagte er, „sieht die Sache von einem rein geschäftlichen, nüchternen und praktischen Standpunkt an. Er will mir wohl seine Tochter geben, er wünscht es sogar sehr, und er selbst bietet sie mir zum Kauf an. Du mußt sie also für mich kaufen."

„Den Teufel werde ich tun!" entgegnete der Baron.

„Das sagte ich ihm auch. Und nun verweigert er uns unerbittlich



Digitized by Google

die Erlaubnis, in unserer Weise glücklich zu werden. Demnach sind wir also nicht glücklich, sondern beklagenswert. Eine weitere Auskunft verlangst du wohl nicht, denn das übrige kann dir ja gleichgültig sein. Bitte, laß mich jetzt hineingehen."

„Höre," sagte der alte Mann und schlug mit seinem Stock auf die bemoosten Steine, „verhöhne mich nicht! Ich werde das nicht dulden. Ich denke mir, du wirst über die Sache ganz untröstlich sein."

„Ich will dir die Mühe sparen, weiter nach der Ursache meines Kummers zu forschen."

„Joost, hast du jemals einen verrückten Menschen gesehen?"

Der junge Mann erschrak bei dieser plötzlichen Frage, und er zweifelte, ob nicht etwa seines Oheims Verstand gelitten habe. Und in seiner augenblicklichen Stimmung gewährte ihm dieser Gedanke eine gewisse Erleichterung. Jedenfalls war es besser, erfreulicher — ja, sogar beruhigender — anzunehmen, der Mann sei geisteskrank, als solche Gedanken über ihn zu hegen, wie sie jetzt in Joost aufstiegen. Diese Ungewißheit dauerte indes nur wenige Sekunden, denn gleich darauf kam ihm wieder die Überzeugung, daß er seines Oheims Gesinnung in bezug auf sich richtig erfaßt hatte.

„Fürchte das nur nicht," sagte Joost spöttisch, „das ist keine Verrücktheit. Es ist nur ein Herzenszustand, den manche krankhaft nennen."

Sein Oheim fühlte sich getroffen, zwang sich jedoch mit Gewalt zur Ruhe. Joost mußte sich selbst wundern, daß er so wenig Flüche zu hören bekam.

Van Trotsem zog die Uhr. Er war ein unsauberer, nach Schnupftabak riechender, alter Mann, und wie er dastand, unrasiert und ohne Kragen — um den roten Hals nur ein schwarzes Seidentuch geknüpft, in verschossener, schwarzer Weste und ebensolchen Beinkleidern, braunem Rock und grünwollenen Hausschuhen, die starren Augen auf die große, goldene Repetieruhr gerichtet, die an einer Haarkette an seinem Halse hing — solchergestalt bot er wahrlich keinen sehr anziehenden Anblick. Joost betrachtete ihn mit unverhohlenem Groll und Widerwillen. Die sanfteren Gefühle, die er am Morgen gehegt, waren gänzlich verschwunden und hatten dem alten, bitteren Haß Platz gemacht.

„Es ist noch früh," sagte der Baron, „dein Geschäft mit van Hessel war schneller abgemacht, als ich glaubte. Geh und frühstücke etwas, Joost, und halte dich um drei Uhr bereit, mit mir auszufahren. Aber bitte, präzis um drei."

Frühstücken! Der bloße Gedanke machte ihn ärgerlich. Er ging in das Eßzimmer, weil er nichts Besseres zu tun wußte und blickte verächtlich auf die Speisen, die auf dem Tische standen. Der alte Hausmeister schlürfte herein und stellte eine Schüssel vor ihn hin — sein Leibgericht, wie er sagte — die Leserinnen erfahren gewiß gern, daß Joost Avelinghs Leibgericht aus einem Eierkuchen mit gehacktem Schinken bestand. Er sah empor, so mißmutig, daß die Diener ihn mitleidig betrachteten, und doch auch wieder dankbar für ihre Aufmerksamkeit, indem er sagte: „Danke!" „Der Herr Baron hat es so angeordnet", bemerkte der Hausmeister. Joost berührte den Eierkuchen nicht; er schnitt sich nur eine Portion Braten ab und trank einige Gläser Wein dazu.

Dann ging er wieder auf die Terrasse hinaus. Das Wetter hatte sich seit gestern vollständig verändert. In der Nacht war der Wind nach



Digitized by Google

Südwest umgesprungen und sehr starkes Tauwetter eingetreten — und nirgendwo anders taut es vielleicht so stark wie in dem feuchten, veränderlichen Klima Hollands — die Luft wehte ganz warm nach der langen Kälte, Wolken zogen auf und es entstand ein unaufhörliches Tröpfeln von geschmolzenem Schnee, sowohl von den Dächern und ihren Rinnen, wie auch von den Bäumen der Allee.

Die Hofuhr schlug drei, und in demselben Augenblick kam ein offener Wagen um die Ecke, hinten mit einem Bedientensitz, und fuhr an der Schloßtreppe vor.

Der alte Baron erschien mit einem roten Shawl um den Hals und warf einen Blick auf die Landschaft ringsumher. „Das ist doch viel, Joost," sagte er, „wenn man das alles aufgeben soll", und dabei wies er mit einer Handbewegung auf die umliegenden Ländereien und stattlichen Wälder.

„Du meinst?" bemerkte Joost kurz.

Der Alte kicherte. „Unsinn!" sagte er, indem er in den Wagen stieg, „wir denken noch gar nicht daran, weder dies, noch sonst etwas aufzugeben, ausgenommen etwa eine Knabenlaune. Fahr zu, Joost; nach der Stadt."

Unterwegs wurden nicht viel Worte gewechselt. Der Baron sprach über Landwirtschaft, ohne jedoch seinen Begleiter zum Mitreden bewegen zu können. Sie begegneten dem Dorfarzte in seinem Einspänner. Der Arzt schüttelte vorwurfsvoll den Kopf, zog aber seinen Hut ab.

„Hol ihn der Teufel!" sagte der Baron.

Als sie in der Stadt anlangten, gab der Baron seinem verwunderten Neffen allerlei Weisungen in bezug auf den Weg, bis sie endlich vor dem Eingangstor eines düsteren, vielfensterigen Hauses anhielten. Sämtliche Fenster waren vergittert. Joost warf einen scheuen Blick darauf.

„Weißt du, wo wir sind?" fragte der Baron.

„Ja", antwortete Joost.

„Gut denn. Immerhin. Folge mir."

Sie stiegen aus. Ein bärbeißig aussehender Pförtner mit versteinerten Zügen schob die Riegel zurück und öffnete den einen Torflügel. Er schien den Baron zu kennen und führte ihn in das Wartezimmer. Joost schaute sich erstaunt um. Hatte sein Oheim ihn etwa hergebracht, um ihn hier zu lassen? Dieser Gedanke war doch zu albern. Dem alten Schurken wäre dies allerdings wohl zuzutrauen, aber er, Joost, war doch am Ende kein Kind mehr und stand außerdem unter dem Schutz der Gesetze. Der Alte legte seinen Überzieher und seinen Shawl ab. Joost bemerkte mit erneutem Erstaunen, daß sein Oheim sich sehr herausgeputzt hatte, und zwar mit reinem Hemd und Kragen und dem besten seiner altmodischen schwarzen Anzüge. Der Geschmack an abenteuerlichen Dingen, der uns allen innewohnt, erwachte auch in des jungen Mannes Brust. Er begann sich für die Sache zu interessieren.

Ein sehr freundlicher Herr trat zu ihnen ein und begrüßte den Baron. „Kommen Sie auch wieder einmal zu uns? Ließen sich lange nicht sehen, aber treffen uns noch immer wohl und munter an. Es geht uns eigentlich hier gar nicht schlecht. Alles in allem genommen, möchte ich fast sagen, es gibt im ganzen Königreich keine glücklichere Gemeinschaft als unsre Anstalt mit ihren vierzehnhundert Seelen." So schwatzte er weiter,



Digitized by Google

bis eine saubere Frau in dunklem Kleid auf der Türschwelle erschien. Er übergab den Baron der Führung dieser Person und machte den beiden Herren eine Abschiedsverbeugung.

Joost passierte nun dunkle, lange Gänge, mit Türen auf beiden Seiten. Aus allen Ecken hörte er seltsames Geräusch, dumpfes Pochen, garstiges Lachen und gelegentlich einen unterdrückten Aufschrei. So unbestimmt auch dieser Lärm war, so lag doch etwas Unnatürliches darin, das einen unheimlichen Eindruck machte. Joost schauderte, obwohl er dabei über sich selbst lachen mußte. Auf der Treppe begegneten der kleinen Gesellschaft zwei Männer mit blöden, nichtssagenden Gesichtern und in einer Art von Gefängnistracht. Der eine von ihnen stieß ein unterdrücktes Lachen aus. Die Führerin eilte an ihnen vorüber, und indem sie die vierte oder fünfte Tür aufschloß, nötigte sie ihre Besucher in ein kleines Wartezimmer. Dort zog sie einen grünen Vorhang zurück und rief mit lauter Stimme: „Die Frau Gräfin empfängt."

Joost, der hinter seinem Oheim eintrat, befand sich in einem freundlich aussehenden Zimmer, vor dessen Fenstern sich die Zweige eines Baumes ausbreiteten, die jetzt kahl waren, im Tauwetter tropften und die Aussicht etwas hinderten. Es machte einen peinlichen Eindruck, daß die Fenster stark vergittert waren. Im übrigen war das Zimmer recht nett, um nicht zu sagen elegant, mit buntfarbigen Gardinen und hellen Bändern, zudem ausgestattet mit allerlei Nippsachen und angefüllt mit großen und kleinen Vogelkäfigen. In der Mitte der Stube stand eine kleine, alte Dame mit einer steifen gelben Locke an jeder Seite des Gesichts und in einem roten, ausgeschnittenen Atlaskleid. Sie knixte tief. Joost bemerkte, daß, während die beiden Locken goldgelb waren, das Haar unter der schwarzen Spitzenhaube silberweiß glänzte.

„Ich freue mich, Sie zu sehen, Herr Baron", hob sie lächelnd an. „Sie haben mich lange nicht mehr mit einem Besuche beehrt. Ich war schon ganz böse auf Sie."

Die Augen des alten Herrn schienen mehr als je zu glotzen. Sein Gesicht war purpurrot, seine buschigen Brauen zuckten nervös.

„Es freut mich, daß Frau von Montélimart meiner gedacht hat", sagte er.

Die kleine Dame machte eine abwehrende Handbewegung. „Verzeihung," sagte sie, „aber ich bitte: Gräfin von Montélimart. Ich glaube hier auf meinen Titel halten zu müssen. Aber wollen Sie sich nicht setzen, Baron?"

In dem Zimmer waren mindestens zwei Dutzend Vögel, groß und klein. Ein grüner Papagei schaukelte sich auf einer Stange dicht neben seiner Herrin. Zwei Kanarienvögel saßen ihr auf den Schultern. Das Zwitschern und Pfeifen war sinnbetäubend. „Pst", machte die Gräfin mit einer neuen Handbewegung, als sie sich niedersetzte, und alsbald wurde die ganze Gesellschaft mäuschenstill.

„Das sind nicht alles meine Kinder", erklärte die Gräfin in wichtigem Ton. „Jocko gehört dazu", und damit wies sie auf den Papagei, „und auch Elvire und Elmire," indem sie auf die beiden Kanarienvögel deutete, „aber die andern sind aus der Nachbarschaft, in der ich jetzt lebe. Vielleicht daß Sie einen oder den andern schon früher einmal in Gesellschaft getroffen haben. An meinem Empfangstage finden sie sich stets



Digitized by Google

vollzählig ein. Ein Glück, Baron, daß Sie gerade an diesem Tage kommen. Oder wußten Sie — "

„Oh — ah — oh — ja", sagte der Alte.

„Natürlich," versetzte die kleine Dame, „ich schicke immer meine Karten umher. Meine Zofe" — mit einem Wink auf die Wärterin, die ruhig zum Fenster hinausstarrte — „meine Zofe besorgt dies. Elvire, zeige dem Baron van Trotsem, welche Fortschritte du in der Musik gemacht hast. Singe, Elvire!"

Einer der Kanarienvögel, die auf ihren Schultern saßen, fing an zu schmettern. Sie saß und lauschte und nickte beifällig mit dem Kopfe, doch mitten in dem Vortrag fing auch der andre Vogel, von Sangeslust ergriffen, mitzupfeifen an. Da flammte das Auge der Gräfin zornig auf und sie gab ihm einen leichten Klaps, daß er von seinem Sitz herabfiel.

„Auf Gehorsam", sagte sie zu dem Baron, „halte ich strenge."

Van Trotsem nickte beifällig.

„Aber Sie haben vergessen," fuhr sie ernsthaft fort, nachdem sie dem Kanarienvogel Schweigen geboten, „Sie haben vergessen, mir Ihren Sohn vorzustellen. Das darf ich nicht durchgehen lassen."

„Lieber Gott, ja", rief der Baron. „Verzeihung, meine liebe Gräfin. Der junge Herr ist mein Neffe — Joost Avelingh."

„Ich sah es ihm sofort am Gesicht an, daß es ihr Sohn sein müsse", versetzte die Gräfin und betrachtete Joost äußerst freundlich. „Ich hörte übrigens auch, daß Sie sich wieder verheiratet haben. Ich hatte auch einst einen Sohn," fuhr sie zu Joost gewandt fort, „einen hübschen, herrlichen, jungen Mann, blühend in Jugend und Gesundheit. Und mit welcher Stimme! Er hieß Dirk, und oh, wie hatte ich ihn lieb!"

Eine Träne glitt an der Wange der armen Gräfin herab.

„Und er ist tot, gnädige Frau?" fragte Joost voll Mitgefühl.

„Ja," seufzte die Gräfin, „er starb am Pips, doch der Doktor versprach mir, ihn im Garten begraben zu lassen. Kein Wunder, daß Ihr Vater stolz auf Sie ist", fuhr sie fort. „Es ist doch etwas Schönes, einen Sohn zu besitzen."

Sie fing an so zu weinen, daß die Wärterin dazwischentrat. „Sie haben doch Jocko", sagte sie mit ihrer rauhen, heiseren Stimme. „Ist das nicht auch Ihr Sohn?"

Die Gräfin lächelte wieder.

„Ja, Jocko," sagte sie, „zeige den Herren, was du kannst."

„Kratz mir den Kopf", sagte der Papagei.

„Wie kannst du dich unterstehen!" rief seine Herrin in höchster Entrüstung. „Das kann ein jeder Papagei sagen, aber kein anständiger Mann würde es tun. Also etwas anderes."

„Hoch König Wilhelm!" kreischte Jocko. „Hoch König Wilhelm! Hoch König Wilhelm, und der Teufel hole die Wärterin!"

„Still! Still!" sagte die Gräfin erschreckt, mit einem scheuen Seitenblick auf die Person. „Ich kann mir gar nicht denken, wer den Vogel das gelehrt hat. Jocko, das ist recht häßlich und unanständig; betrachte dich als in Ungnade gefallen."

Sie wandte sich dem Fenster zu. Ihre lebhaften kleinen Augen schweiften immer umher. „Erfrischungen!" befahl sie mit einer herrischen Handbewegung. Die Wärterin erhob sich mürrisch und ging an einen



Digitized by Google

Speiseschrank. Sie nahm einige Gläser und Karaffen heraus und ebenfalls eine Biskuitdose und stellte alles auf ein Tischchen neben dem Sofa der Gräfin.

„Ist Ihnen Portwein oder Madeira gefällig?“ fragte sie, indem sie die Hand an eine leere Karaffe legte; „ich bedaure, daß ich Ihnen keinen Bitteren anbieten kann, aber den erlaubt man hier nur den Männern, was ich gar nicht hübsch finde.“

Der Baron und Joost baten ganz ernsthaft um Portwein und hielten ihre leeren Gläser hin. Sie schien einigermaßen verdrießlich darüber, daß Joost denselben Wein wie sein Oheim verlangte.

„Dann werde ich selbst etwas Madeira nehmen“, sagte sie. „Die andern Herrschaften ziehen Biskuits vor.“ Es lagen einige in der Dose; sie bröckelte etwas davon ab und gab es Jocko, der bei diesem unerwarteten Beweis der zurückgekehrten Gunst sein Gefieder putzte und mit den klugen schwarzen Augen blinzelte.

„Die Herren und Damen scheinen sich alle recht wohl zu befinden“, bemerkte der Baron.

„Weshalb auch nicht?“ entgegnete die Gräfin mit zufriedener Miene; „o ja, ich suche ihnen aber auch gute Manieren beizubringen. Und ich muß alle ihre Käfige selbst reinhalten; ist das nicht hart? Meinen Sie nicht auch“ — und dabei warf sie wieder einen scheuen Blick auf die Wärterin — „daß man mir für das viele Geld, das ich hier bezahle, wohl jemand geben könnte, um meine Käfige zu reinigen?“

Der alte Baron saß in der größten Verlegenheit da.

„Trotzdem“, fuhr die Gräfin fort, „finde ich doch noch immer Zeit zu andern Dingen. Sehen Sie mal hier“ — und dabei zeigte sie ihm eine kleine Handarbeit, die neben ihr lag — „betrachten Sie das einmal, und sagen Sie mir ehrlich und aufrichtig Ihre Meinung — aber auch die volle Wahrheit — ob das nicht recht schön gearbeitet ist, für eine verrückte Frau?“ Und damit sah sie ihm ängstlich ins Gesicht. Der Papagei griff das letzte Wort auf und kreischte immer von neuem: „Verrückte Frau! Verrückte Frau!“

Der Baron erhob sich mit einem schlecht verhehlten Schauder.

„Es ist recht geschickt und sinnig gearbeitet“, sagte er. „Ja, in der Tat. Aber ich fürchte, daß wir jetzt gehen müssen, meine liebe Gräfin.“

„Schon gehen? Schon?“ fragte sie mit betrübter Miene. „Ich bekomme so selten jemand zu sehen. Könnten Sie nicht noch etwas länger bleiben?“ Sie ergriff seinen Arm und hielt ihn fest. Die Wärterin trat näher.

„Gehen Sie nicht!“ bat die Gräfin, „gehen Sie nicht!“

„Heute muß ich fort, aber ich werde Sie bald wieder besuchen.“

„Bleib hier, Dirk“, flehte das arme Geschöpf und klammerte sich an ihn, als er sich nach der Tür wandte. „Geh nicht fort! Ich fühle mich hier so unglücklich.“ Sie sprach im Flüsterton. „Man behandelt mich hier so schlecht“, und dabei wies sie auf verschiedene blaue Flecke auf ihrem bloßen Arm, die Joost gleich von Anfang an aufgefallen waren. „Das hat die getan“, flüsterte sie weiter. „Sie will mir keine Veilchenseife in meinen Tee geben, die der Doktor mir doch ausdrücklich verschrieben hat, und sie ist doch so vorzüglich für die Hände und für den Teint.“ — „Verrückte Frau!“ kreischte der Papagei, „verrückte Frau! Der Teufel hole die Wärterin!“



Digitized by Google

Diese führte die Herren hinaus. „Sie hat Ihnen gewiß von ihrer schlechten Behandlung gesprochen", meinte sie draußen in gleichgültigem Ton. „Das tun sie alle, das ist ein Symptom!" Joost sah in ihr glattes falsches Gesicht und hatte das Gefühl, als ob die gegen sie erhobene Anklage nur zu wahr sein könnte.

Sie nahmen den Rückweg durch dieselben düsteren Gänge und hörten abermals das Pochen und das halberstickte Geschrei und Lachen.

In dem Empfangszimmer trafen sie wieder mit dem Direktor zusammen. „Hoffentlich waren Sie zufrieden mit dem Gesundheitszustande der Patientin", sagte er. „Es ist ein trauriger Fall, aber ein interessanter, sehr interessanter Fall. Sie muß jetzt gegen vierzig Jahre bei uns sein."

„Ja," bemerkte der Baron, „zweiundvierzig. Ich hoffe, daß sie zufrieden ist. Ich hoffe es zuversichtlich."

„Oh, sie ist ganz zufrieden," sagte der Doktor ruhig, „fürchten Sie nichts, verehrter Herr, wenn sie Ihnen auch erzählt haben mag, daß man sie schlecht behandelt. Das hat gar nichts zu sagen, denn das tun sie alle. Das ist ein Symptom. Albernes Geschwätz. Ist ganz unmöglich. Eine Staatsanstalt. Staatliche Aufsicht. Assistenzarzt sieht täglich nach. Sie begreifen also, daß es nur albernes Geschwätz ist."

Joost atmete tief auf, als die schwere Eichentür sich hinter ihnen schloß und er den Pförtner die Riegel zuschieben hörte. Sie stiegen ein; er griff nach den Zügeln und fuhr fort.

„Nun?" sagte sein Onkel, der ihn nicht aus den Augen ließ.

Joost schauderte. „Wozu brachten Sie mich hierher?" fragte er. „Habe ich heute nicht schon genug qualvolle Dinge erlebt? Allmächtiger Gott, welch ein Ort? Es ist der wahre Vorhof zur Hölle!"

„So? Du möchtest also wohl nicht in solcher Umgebung leben und nicht mit solchen Dingen in Berührung kommen?"

Joost beantwortete die Frage nicht, die ihm ohne Sinn schien. Er war in größter Aufregung und mußte sich aufs äußerste zusammennehmen, um überhaupt noch die Zügel halten zu können. Er hatte, wie gesagt, ein weiches Herz, und der Anblick von all den Leiden mit ihren unheimlichen Einzelheiten hatte ihn bis tief in sein Innerstes erschüttert. Welch eine Fülle von Seelenqualen, von körperlichen Martern umschloß dies große, düstere Gebäude! Die Leute aus der Stadt, die vorbeigingen, lächelten wohl und nickten einander zu: „Das Irrenhaus, Sie wissen ja. Glücklicherweise unter einer so vortrefflichen Verwaltung."

Joost schauderte wiederholt.

An jedem andern Tage hätte er vielleicht den Anblick besser ertragen, doch nach dem, was er heute bereits durchgemacht, schien ihm dies über seine Kräfte zu gehen. Sein Onkel aber behielt ihn schweigend nach wie vor im Auge. Während der ganzen ersten Hälfte des Heimwegs fiel zwischen ihnen kein Wort mehr.

## Etwas, das niemand zu lesen braucht

Sie kam zu ihm — das Leben seines Lebens, die Seele seiner Seele — sie kam zu ihm, als er einsam und verlassen in dem stattlichen Hause saß, und sie legte die Hand leicht auf sein gebeugtes Haupt.

Ja, er saß einsam und verlassen in all seiner stolzen Pracht, preßte



Digitized by Google

die Hände an die brennenden Augäpfel, preßte sie immer heftiger, um die purpurne Flamme nicht zu sehen, die ihm am Herzen fraß.

So fand sie ihn, wild ins Leere stierend, durch das Dunkel in jenes Nichts hinausstierend, das furchtbarer ist als der Tod. „Komm", sagte sie.

Da hob er die Augen mit trägem Staunen. „Bist du es?" flüsterte er. „Bist du es?" — und er hob seine Bürde auf — sein eigenes Ich — und folgte ihr.

Sie schritt ihm voran durch die große Halle des Frohsinns, aus der er sich vor kurzem hinweggeschlichen hatte. Die Dissonanzen der unmelodischen Musik und des freudlosen Gelächters fluteten ihnen beim Eintritt entgegen; aber nichts Sichtbares bewillkommnete sie, denn die Myriaden von Lichtern hatten sich plötzlich verdunkelt.

Alles war dunkel und unsichtbar geworden, alles, bis auf das Licht in ihren Augen, das immer herrlicher erstrahlte, während sie ihm voranschritt, und bei diesem Schein gewahrte er in stummer Verwunderung, daß die großen goldenen Kannen und Pokale, die auf der Tafel standen, leer waren, und siehe! die Gäste saßen nackt da, und ihr weißes Fleisch war mit Schwären bedeckt, und sie schämten sich nicht.

Sie schämten sich nicht, sondern stießen mit den leeren Bechern an, hoben sie an die Lippen, tranken und sangen. Ja, hier trank man aus leeren Gefäßen, und die Heiterkeit hatte einen hohlen Klang. Ein kalter weißer Nebel stieg langsam vor den Schatten empor und umgab jene herrliche Stirn mit einem Strahlenkranz.

Er blieb neben einem Weib stehen, das schön von Angesicht war, dessen aussätzige Arme von Goldspangen umgeben waren, während eine Schlange ihr am Busen ruhte. Verachtung lag in seinen traurigen Augen, als er sie anblickte, und er brach in ein wildes Gelächter aus, das den ringsum tobenden Lärm übertönte.

Doch das Weib starrte ihn an mit Augen, die nicht sahen. In ihrem Blick lag nichts als Kummer — schwerer, stiller Kummer. Keiner stimmte in sein Gelächter ein; tiefes Schweigen umfing plötzlich die ganze frohe Gesellschaft. Und auch seine Lider waren schwer von Tränen.

Sie — das Leben seines Lebens, die Seele seiner Seele — wandte sich dort, wo sie ihm vorausschritt, nach ihm um. „Komm heraus", sagte sie und setzte ihren Weg fort.

Doch als sie sich dem großen Portal nahte, dem ihre Hoffnung entgegenflog, streckte einer, der unten am Tische saß, seinen nackten Arm aus und versperrte ihr den Weg. „Du bist garstig," rief er aus, „und dein Aussehen ist seltsam. Nenne deinen Namen, eh du gehst."

Gelassen richtete sie ihre hohe Gestalt empor. „Ich habe viele Namen," sagte sie, „aber keinen für deinesgleichen. Du magst mich immerhin Gottes bösen Engel nennen."

Er ließ den Arm mit einem Fluch sinken, hob einen der leeren Pokale empor und gab sich den Anschein, als ob er ihn austränke. Und einige von denen, die in der Nähe saßen, riefen Schande — über sie.

Da flohen sie hinweg, diese zwei, in fernes Land, und als Stille sie wie ein Kleid umgab, zog sie sein Haupt an ihre Brust. „Es war deine Mutter", flüsterte sie, wie eine, die ein betrübtes Kind sanft tadelt.

„Meine Mutter?" erwiderte er. „Ich habe sie nie gekannt, falls wir uns jemals begegnet sein sollten. Nichts habe ich gekannt, als



Digitized by Google

den Schoß, der mich geboren hat, und die Brüste, an denen ich nie gesogen habe."

Dann gingen sie schweigend weiter, diese zwei — er und sie. Sie wurden von der weichen Nachtluft emporgehoben und davongetragen, vorüber an manchem einsamen Hause, stillen Flecken und zerstreut liegenden Dorf, über schlummernde, mit Korn und Vieh belastete Felder, über ruhlose Wälder, die nimmer aufhören, im Schlaf zu plaudern. Die ganze herrliche Welt, von der die Menschen so wenig wissen, lag unter ihnen, in Dunkel gehüllt, und über ihnen, im ewigen Lichtkreise, lagen jene herrlichen Welten, von denen die Menschen nichts wissen.

Sie hielten inne in ihrem Flug und hingen über einer großen Weltstadt. Sie glühte im Abgrund wie ein roter Fleck durch die Nacht.

„Blick hinab", sagte sie. Und er gehorchte ihr. Während eines kurzen Augenblicks gehorchte er ihr; dann wandte er sich schaudernd ab. „Ich kann nicht", keuchte er. Sie lächelte ihm zu, mit einem Lächeln reinsten Mitleids. „Blick hinab", wiederholte sie, und die Stimme klang gebieterisch.

Und abermals gehorchte er ihr. Und eine große Stille umfing die beiden, viele Augenblicke lang. Dann sprach er leise vor sich hin:

„Es ist fürchterlich, es ist seltsam, traurig schön. Ich möchte nicht aufhören hinzublicken, wenn mir die Augen nicht versagten. Geliebte, dem Himmel sei Dank, daß ich blind bin."

Und sie führte ihn weit hinweg in die Wüste — in jene Gegend, wo kein Mensch hinkommt, es sei denn unter ihrer Führung. Am Rande jenes unermeßlichen Abgrundes standen sie und harrten, und er fühlte, daß unten das Verderben gähnte.

„Spring", sagte sie und ließ seine Hand los. Da, als er den Halt verlor, kehrte ihm im Nu die Erkenntnis zurück, daß er nur ein Mensch war, ein Erdenkind, und daß nur den Engeln Flügel gegeben sind.

Und er sprang.

Aber als er in den leeren Raum hinabstürzte, wurde es ihm plötzlich klar, daß es kein Fallen mehr gab, keine Höhe, noch Tiefe, noch Ferne. Es gab nichts mehr als die kleine runde Erde neben ihm, und ringsumher Gott.

Und er schwebte still im unermeßlichen Himmel.

„Es ist ein Meteor", sagten die Leute, die zusammenliefen, ihn zu sehen. „Wie hell er leuchtet! Aber weshalb?"

Und niemand konnte ihnen Antwort geben, denn Gottes Engel war tot.

Dies ist keine Allegorie. Es ist nichts weiter, als die ganze, einfache Geschichte. Wer da will, der möge sie lesen. Aber du und ich, wir vermögen sie nicht zu verstehen, denn Gottes Engel ist tot.

## Alter und neuer Adel

„Das ganze Haus steht zu Euer Gnaden Verfügung", versicherte Bulbius. Das konnte er ruhig sagen, wenigstens in bezug auf die nächsten vierundzwanzig Stunden. „Aber sehen Sie, Herr Baron, es ist noch nicht einmal elf."

Der Baron sah in des andern Angesicht und lachte wirklich: „Und wann hat man je gesehen, daß Vater Bulbius noch ein Spielchen machte, wenn einmal die Schloßuhr" — bei diesem Wort erstarb das Lachen in seiner Stimme — „zehn Uhr geschlagen hatte?"



Digitized by Google

„Heute," sagte der Pfarrer frischweg und legte seine dicken Hände auf die Tafel, „heute will ich, wenn es Euer Gnaden beliebt, so lange spielen, wie Sie nur wünschen."

„Unsinn, Bulbius, Sie haben ja keine Karten im Hause."

Statt aller Antwort ging der Priester an ein kleines Wandschränkchen. „Ich war in letzter Zeit genötigt," sagte er entschuldigend, „des Abends ein bißchen Ecarté mit mir selbst zu spielen, aber das ist wirklich kein Vergnügen."

„Das kann ich begreifen", erwiderte der Baron ganz ernsthaft und begann die Karten zu mischen. Die beiden alten Gegner hatten sich zum Spiel zurechtgesetzt, ehe sie noch recht wußten, was sie taten. Nach jener fast unerträglichen Spannung war es ihnen in der Tat eine Erleichterung.

Der Sturm schlug gegen die Fensterläden, als die Spieler sich beim Lampenlicht über den Spieltisch beugten. Vater Bulbius schaute erwartungsvoll auf. „Ein bißchen Wind," sagte der Baron, „ich markiere den König." Und im nächsten Augenblick hatte der Spieleifer die beiden schon so gepackt, daß jeder ganz erpicht aufs Gewinnen war. Der Baron wurde so unglaublich vom Glück begünstigt, daß Vater Bulbius kaum eine leichte Verstimmung zu unterdrücken vermochte. Aber selbst das Interesse am Spiel konnte sein schläfriges Haupt nicht vor dem Einnicken bewahren, und auf einmal hatte er sechs Karten in der Hand, und gegen Mitternacht verleugnete er Trumpf. Da stand der Baron auf und sagte: „Ich will nur rasch noch einmal Luft schöpfen. Das wird mir gut tun. Geben Sie mir den Schlüssel, Bulbius; wenn ich Sie bei meiner Rückkunft aber noch auf finde, reise ich auf der Stelle ab, was vielleicht auch schon früher besser gewesen wäre. Gute Nacht."

Der Pfarrer ließ ihn gehen und machte sich daran, das Gastzimmer in Ordnung zu bringen. Einige der schönsten Porträts von Rittern und Damen, die man hier untergebracht, schleppte er mit vieler Mühe und nicht ohne die Vergoldung zu beschädigen in Veronikas Zimmer. „Möge der arme Herr schlafen, wenn er es nur kann", murmelte er. Wohin der Baron gegangen war, wußte er ganz gut. Er ging hinunter und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Es war noch genug Öl in der Lampe, und das Feuer würde auch wohl noch eine Zeitlang vorhalten. Dann sandte er noch ein kurzes Gebet zu seinem Schutzheiligen, dieser möge die Hühner an ihre Pflicht für den folgenden Morgen erinnern, und nun endlich durfte er sich ein wenig auf dem Bett ausstrecken, um so die Rückkunft seines Gastes abzuwarten. Aber im nächsten Augenblick war er bereits fest eingeschlafen.

⊡

Mittlerweile ging Baron van Rexelaer mit schnellen Schritten durch Wind und Dunkelheit. Er hatte mit Fleiß die Dunkelheit abgewartet. „Ich werde den letzten Zug benutzen", hatte er beim Abschied zu der Baronin gesagt, „und dann ins Gasthaus gehen. Auf die Art werde ich bis morgen niemand sehen."

„Warum?" fragte die Baronin. Sie konnte nicht begreifen, warum er das Unvermeidliche noch verschob. Diese sonst so sanfte Frau hatte ihr Herz mit ruhiger Würde gewappnet.

Doch auch ohne es sich deutlich erklären zu können, fühlte der Baron,



Digitized by Google

daß für uns, wenn wir unter dem Einfluß von Gemütsbewegungen stehen, zwischen heute und morgen ein langer Zeitabschnitt liegt. Er wollte die Stätten erst wiedersehen, und zwar allein; diesen Kampf mußte er durchkämpfen. Als er vor drei Monaten das Schloß Hals über Kopf verlassen, hatte er gehofft, nie wieder dahin zurückzukehren. Wer von uns, der seine Toten fernab begraben hat, würde wohl aus Liebe nochmals den Sargdeckel zu öffnen wünschen?

„Ich muß mich mit Bulbius darüber beraten, aber zum Schloß werde ich gewiß nicht hingehen." Dieser Gedanke war ihm wiederholt bis auf die Lippen gekommen; aber ausgesprochen hatte er ihn nicht, denn er wollte in den Augen der mutigen Baronin nicht als ein Feigling erscheinen. Dann war er zu ihr getreten und hatte sie innig auf die Stirn geküßt, während sie still und ergeben in dem hohen Lehnstuhl am niedrigen Fenster ihrer bescheidenen Pension saß.

Seither waren noch keine sechs Stunden verflossen. Seiner Frau hatte er versprechen müssen, bei seiner Ankunft etwas zu sich zu nehmen, und er mochte nicht einmal ein so unbedeutendes Versprechen brechen. Aber anderseits wünschte er den guten Bulbius auch in keiner Weise zu belästigen. „Ich bin doch ein Feigling", dachte der arme Baron, als er so durch die Stille wandelte. Nach Mitternacht lag außer dem Nachtwächter ganz Deynum in tiefem Schlaf. Der Wächter allerdings zuweilen auch.

Einen Augenblick später befand er sich im Schatten seiner eigenen Bäume. Hier herrschte pechschwarzes Düster, trotz des rieselnden Schnees, der sofort schmolz. Ohne zu zögern, bog der Baron in die Allee ein. Plötzlich gewahrte er am andern Ende derselben ein Licht, das sich ihm zu nähern schien. Erstaunt blieb er stehen und wollte schon zurückgehen, überzeugte sich jetzt aber, daß der Lichtschein stets auf demselben Punkte blieb. Nun begriff er. Also eine neue Einrichtung: eine Laterne an der Brücke. Und bei dieser geringfügigen Entdeckung fiel ihm die Hoffnungslosigkeit seines Verlustes mehr als je zuvor auf die Seele.

„Sie würden sich den Hals auch nicht früher gebrochen haben als wir", murrte er voller Bitterkeit. Und nun stand er am Wasser und schreckte vor der aufdringlichen Helligkeit einer prächtigen Straßenlaterne zurück, die auf Margheritas Betreiben hier angebracht worden war. Eine zweite war halbwegs der „Cour d'honneur" aufgestellt. Und gerade gegenüber türmte sich die dunkle Masse des Schlosses auf, um das der Wind in melancholischem Wehklagen heulte.

Der Schnee, der den ganzen Abend hindurch in dichten Flocken gefallen war, stäubte jetzt nur noch leise, es klärte sich nach und nach auf, und bei dem sich verziehenden Gewölk traten jetzt die Umrisse des stattlichen Gebäudes in dem wechselvollen Spiel von Licht und Schatten etwas deutlicher hervor. Und einen Augenblick sogar leuchtete, wie vom Strahl seines liebenden Auges erhellt, der ganze Bau, jedes Eckchen, jedes Türmchen, ja jede Verzierung klar und deutlich ins Dunkel hinein. Was man auch von Visionen des Geistes sagen mag, wir armen Geschöpfe bleiben doch auf die Wahrnehmungen unsrer Sinne beschränkt; wir sehen zwar mit unsern armen physischen Augen, sonst aber mit sehr wenig. Auch der Baron stand und starrte, als ob seine Augen sich nimmer satt trinken könnten, und dann — dann legte sich ein Schleier



Digitized by Google

darüber. Als er wieder hinblickte, war die Vision aufs neue in Dunkelheit versunken; nur noch ein schwacher trüber Schein fiel da, wo sich die Wolken wieder zusammenballten, auf den alten Atlas, der sich auf der höchsten Turmspitze unter seiner Welt von Sorgen beugte. Einen Augenblick noch, und auch dieser letzte Strahl war verschwunden; der Schnee begann bei dem schwächeren Wind wieder in dichteren Flocken zu fallen. Mit schmerzlichem Seufzer wandte der Baron sich zum Rückweg. Sein ganzes Leben lang erinnerte er sich an diesen Abschiedsblick auf den geduldigen Heros unter dem düstern Himmelsgewölbe.

„Fort!“ seufzte er mit gebrochener Stimme.

Er überschritt den Rasenplatz, nicht ohne einen ängstlichen Blick nach den Fenstern zu werfen, hinter denen Hilarius und Margherita friedlich schlummerten, und schlich sich nach dem „Heiligen Wege“. Ehe er nach der Pfarrei zurückkehrte, mußte er noch auf einen kurzen Augenblick bei seinen Toten in ihrer ungestörten Ruhe verweilen und dort ein kurzes Gebet sprechen. Dies allein würde auch ihm Ruhe bringen. „Welch ein eitler, alter Narr bin ich doch, daß ich herkam“, sprach er zu sich selbst. Und er dachte an jene Ruhe, die kein Seelenschmerz verwundeten Stolzes stören kann, und die uns allen so bald zuteil wird.

Es brannte kein Licht auf dem Altar. Er versuchte die Tür zu öffnen; sie war verschlossen. Nie, so lange der Baron sich entsinnen konnte, war die Lampe dort ausgegangen. „Aber ihren eigenen Hofraum beleuchteten sie!“ sagte er laut. „Gott verzeihe mir; nun werde ich sogar bitter, das Schlimmste, was der Mensch werden kann.“

Eine halbe Stunde später befand er sich wieder vor Vater Bulbius' Sanctum. Er schlich auf den Zehen hinein, schürte das erlöschende Feuer und zog einen Stuhl davor. Die Lampe war heruntergeschraubt. Die Uhr auf dem Kamin schlug halb zwei. Ihr Schlag brachte ihm plötzlich zum Bewußtsein, daß die Stalluhr von Deynum, während er draußen gewesen, nicht geschlagen hatte. Verstört stand er auf; sollte an dem Werk etwas nicht in Ordnung sein? Und dann mußte er lachen; was ging diesen fremden Eindringling Graf Rexelaers Stalluhr an?

Nein, er war doch mehr als das. Mochte kommen, was da wollte, er blieb immer der letzte der angestammten Besitzer von Deynum. Er streckte sich in seinem Sessel, zog einen Bund Schlüssel aus der Tasche und öffnete eine Eichentruhe, die dicht vor ihm stand. Die Schlüssel zum Tor des Schlosses konnte er wohl verlieren, und er hatte sie auch verloren, diese aber niemals.

Vater Bulbius, der mit dumpfem Kopf erwachte, erschrak plötzlich, als er durch die Türritzen einen Lichtstrahl gewahrte. Er griff nach dem ungeladenen Revolver, dann aber erinnerte er sich, daß er selbst die Lampe auf dem Tisch hatte brennen lassen. „Ei, ei,“ sagte er, „ich muß wohl ein paar Minuten eingenickt sein.“ Er wälzte sich aus dem Bett und wollte eben die Tür weiter öffnen, als ein Geräusch von knisterndem Papier seine Aufmerksamkeit erregte. Nicht ohne Mühe bückte er sich nach dem Schlüsselloch, und nun sah er in dem hellen Lichte der Lampe, wie der Baron von Rexelaer, zwischen einem Haufen von Papieren und Pergamentrollen, eine vergilbte Urkunde auf seinem Knie schweigend studierte. Da schlich der Pastor sich wieder leise in sein Bett.



Digitized by Google

Am nächsten Morgen setzte der Baron dem Geistlichen während des frugalen Frühstücks den Zweck seines Kommens auseinander. Als er Deynum verließ, hatte er noch eine Summe von fünfzigtausend Gulden nötig, um alle seine Schulden zu begleichen. Da dies Geld dem „Frauenschoß" nicht entnommen werden durfte, hatte er sich genötigt gesehen, es gegen unerhörte Zinsen auf ein halbes Jahr zu leihen. Hätte er dies nicht getan, so wären Bankrott und Schande die Folge gewesen.

„Bankrott ist nicht immer Schande", unterbrach ihn der Pfarrer, der sich auf seine Weltkenntnis etwas zugute tat. „Bei Ihnen wäre davon keine Rede gewesen."

„Dies Darlehn muß ich jedenfalls wieder abtragen, ehe es uns gänzlich zu Bettlern macht; daher beschloß ich, von den mir noch gebliebenen Wertgegenständen so viel als irgend möglich zu verkaufen. Es hilft nichts, länger gegen das Schicksal anzukämpfen."

Was sollte der gute Pfarrer hierauf erwidern? Drei Monate vorher hatte er selbst zum Verkauf geraten, aber damals hatte des Barons Antwort gelautet: „Nimmermehr an den Mann, der es kaufen möchte." Pastor Bulbius bedauerte sehr, daß der Baron ein so schlechter Geschäftsmann war.

Obgleich er seines Patrons Beichtvater war, wußte er von dessen Geldangelegenheiten doch nichts. Beichten wir denn jemals alles? Beichten wir es uns selbst?

„Es hilft nichts, gegen das Schicksal anzukämpfen", wiederholte der Baron gedankenvoll. Dann brach er plötzlich in die Worte aus: „Denken Sie nur an meine sonderbare Erfahrung mit dem Marquis de la Jolais. Ich begreife noch nichts davon; aber es sieht so aus, als ob er es mit Vorsatz getan. Und ist's wirklich der Fall, so war seine Handlung eine Lüge."

„Ich fürchte selbst, daß dies die einzige Erklärung ist, Mynheer", stimmte Bulbius traurig zu.

„Das sagt die Baronin auch, und die trifft immer das Richtige. Aber ich begreife es nicht! Ein la Jolais! Ein echter Edelmann lügt doch nicht!"

Der Baron hegte die Ansicht — nicht eine Theorie, denn mit Theorien befaßte er sich nicht —, daß die Menschen gruppenweise nach dem gleichen Modell geschaffen wären, etwa wie eine Maschine Statuetten formt. Ein Soldat war ein Soldat, ein Matrose ein Matrose usw. Jede Gruppe hatte die ihr eigentümlichen Tugenden — und Laster — aber der Baron achtete mehr auf die Tugenden.

Augenblicklich war er sehr erregt; alles, was sich auf Graf Rexelaers niederträchtige Streiche oder sein wunderbares Glück bezog, brachte ihn in Wallung. Pastor Bulbius stahl sich unter dem Vorwande, bei Hendrika, der Gastwirtin, etwas zum Mittagessen bestellen zu wollen, hinweg. Während seiner Abwesenheit war dann unerwartet Reinold vor dem Baron erschienen. Reinold, dessen Lob der Pastor in einem Briefe durch ein beiläufig eingestreutes Wort gesungen hatte, durch ein Wort jedoch, das wenig besagte und viel erraten ließ. „Das Kind tut mir leid", sagte der Baron. Als der Pfarrer zurückkehrte, erwähnte er aber den Vorfall nicht. Miteinander sahen sie jetzt die in den verschiedenen Zimmern untergebrachten Familienerbstücke durch und schätzten deren



Digitized by Google

Wert ab. Einige der Porträts waren wirklich wertvoll, von dem Silberzeug war das Kostbarste aber bereits früher verkauft worden. Dabei wurde beiden Männern mit großer Deutlichkeit klar, daß fünfzigtausend Gulden doch eine recht große Summe Geldes seien.

Sie waren so emsig bei ihrer Arbeit, daß ein lautes Klingeln an der Haustür sie wirklich erschreckte. „Gewiß ein Bettler", meinte der Pfarrer. Die Dorfbewohner kamen meistens an die Hintertür, wo sie sonst von der jedoch heute nicht anwesenden Veronika abgefertigt wurden. Sonst kam es niemals vor, daß jemand klingelte.

Mit zerwühltem Haar und bestaubtem Hausrock öffnete Pastor Bulbius die Haustür. Sein Brummen verwandelte sich aber in ein verlegenes Lächeln, als er in dem Besucher den Grafen Hilarius van Rexelaer erkannte. Dieser Herr hatte bisher nie in dem Pfarrhause vorgesprochen.

„Hier herein, wenn ich bitten darf. Dies ist mein Sprechzimmer, Herr Graf", rief der Pfarrer erschreckt, während er rasch die Tür schloß und die andre öffnete. Der Besucher trat in ein Zimmer, dessen kalte Pracht — der Stolz von Veronikas Besen — dem Grafen das Mark in den Knochen erstarren ließ. Der letztere war ein durch den Aufenthalt im Süden verwöhnter Holländer; er schaute sich unbehaglich rund um.

„Nehmen Sie gefälligst Platz, Herr Graf", sagte der Pfarrer höflich.

Der Graf saß zähneklappernd da. Er war mit dem Vorsatz hergekommen, recht vorsichtig auf sein Ziel loszusteuern, doch ließ die Kälte ihn seine ganze Diplomatie vergessen. Schroff begann er: „Ich komme, um mit Ihnen, Mynheer, wegen der Gegenstände Rücksprache zu nehmen, die aus dem Schlosse entfernt worden sind und die Sie unter Ihrer Obhut haben."

„Es sind nur die Sachen, Mynheer, die laut Kontrakt bei dem Verkauf ausgeschlossen wurden", antwortete Bulbius verwirrt.

Der Graf zog seine blonden Augenbrauen in die Höhe und wiederholte: „Wäre das nicht der Fall, so würde ich kaum so lange gewartet haben. Aber ich bin willens, sie, wenn möglich, noch nachträglich zu erwerben. Strum sagt mir, daß die Kisten zwar verschlossen sind, aber die andern Sachen möchte ich mir gern einmal ansehen."

Er blickte Pastor Bulbius fragend an, der jedoch, vor Erregung zitternd, heftig ausrief: „Das ist ganz unmöglich; ich darf sie niemand zeigen."

Graf Hilarius fühlte, wie die Kälte sich auf sein kahles Haupt legte. Er setzte seinen Hut auf und erhob sich von dem roten Samtsofa.

„Sie verstehen mich nicht recht", sagte er steif. „Ich wünsche nur die Porträts, die Waffenrüstungen usw. zu sehen, all diese Dinge sind Familienerbstücke und hätten nie aus dem Schlosse entfernt werden sollen. Ich beabsichtige, meinem Vetter, dem Baron Rexelaer, vorzuschlagen, diese Sachen von ihm zurückzukaufen."

„Ich kann Ihnen nichts zeigen, Herr Graf", wiederholte Bulbius zitternd. „Es tut mir recht leid, aber davon kann gar keine Rede sein." Wollte sein Besucher denn gar nicht fortgehen?

Dieser aber, der kaum eine Minute im Hause war, hegte selbst den aufrichtigen Wunsch, es schleunigst wieder zu verlassen. Er war wütend über solchen Empfang bei einem Dorfpastor und lief, sich in seinen Pelz einwickelnd, hastig zum Zimmer hinaus.

In seiner Eile — oder geschah es doch mit Absicht? — öffnete er



Digitized by Google

die verkehrte Tür und ging direkt in Bulbius' Studierzimmer. Der Baron war nicht da — Bulbius seufzte erleichtert auf —, aber der ganze Raum war mit durcheinander geworfenen Schätzen übersät.

Des Grafen Augen schweiften langsam über die offenen Kisten und Koffer und ihren glänzenden Inhalt. Zuletzt hefteten sie sich mit kaltem Blick auf des Pastors brennendrotes Gesicht, und Bulbius las darin eine Beschuldigung, die einfach ungeheuerlich war.

„Ich glaube verstanden zu haben, daß alle diese Sachen eingeschlossen waren", sagte Graf Rexelaer. „Wenn ihr Eigentümer sie in diesem Zustande wirklich zurückgelassen hat, dürfte er wohl keinen allzu großen Wert auf ihren Inhalt legen."

Pastor Bulbius fühlte sich völlig niedergeschmettert.

„Wenn . . ." wiederholte der Graf mit nicht mißzuverstehendem Nachdruck. Mittlerweile schweiften seine Augen begehrlich über all diese Ruhmesschätze seines Hauses, von denen er bis jetzt noch niemals etwas zu Gesicht bekommen hatte. „Der Baron ersuchte mich, sie etwas zu ordnen", stammelte Bulbius.

„Ist's möglich? Und das tun Sie jeden Tag?" Graf Hilarius war voller Wut, daß diese unschätzbaren Prachtstücke der Sorge eines unwissenden und gewissenlosen Priesters überantwortet waren. Er hatte nämlich von Rio her die Überzeugung mitgebracht, daß alle Priester gewissenlose Menschen seien. In seiner Aufregung stampfte er mit dem Fuße auf: „Ich habe Strum sehr wohl verstanden," fuhr er fort, „er sagte mir ausdrücklich, die Kisten wären sämtlich verschlossen."

„Sie beschuldigen mich also des Vertrauensbruchs, Mynheer?" rief der Pastor aus, der nun ebenfalls die Geduld verlor.

„Das habe ich nicht gesagt; wenn ich es gewollt, so würde ich einen stärkeren Ausdruck gewählt haben."

„Diebstahl vielleicht?" kreischte der Pastor, wie eine Rakete emporspringend. Er setzte alle Klugheit beiseite. Pfui über diesen protestantischen Emporkömmling! Alle seiner Herde zugefügten Übeltaten flackerten auf in des Hirten Herz, gleich dem Talg in dem Docht.

„Sie vergessen sich", sagte der Graf steif. „Ich kam hierher mit dem Wunsche, dem Baron Rexelaer von meiner Absicht, ihm alle diese Sachen, für die er doch weiter keine Verwendung hat, abzukaufen, Mitteilung zugehen zu lassen. Sollte es mit zu Ihren Pflichten als Wächter gehören" — er besaß die ganze Tücke einer kleinlichen Seele und sprach jetzt vorsätzlich Beleidigungen aus —, „dann seien Sie so gut, ihm meine Botschaft sogleich zu übermitteln. Allerdings hätte ich es vorgezogen, von ihm persönlich Antwort zu erhalten." Hierbei lehnte er sich gegen denselben geharnischten Ritter, der schon am Abend vorher als Garderobenhalter hatte dienen müssen, während seine Augen den Pfarrer zornig anblitzten.

„Das kann sofort geschehen", sagte eine kalte Stimme hinter ihm. „Würden Sie wohl die Güte haben, sich da nicht so anzulehnen, Mynheer?" — Ein ergrauter Herr — grau nicht allein von Haar, sondern auch von Angesicht und Augen — stand in einer Tür, die sich plötzlich in der Wand geöffnet hatte. Graf Rexelaer wußte sofort, wer der fremde Herr war. „Ich," stammelte er ganz bestürzt, „ich wußte nicht — ich bin Graf Rexelaer."



Digitized by Google

„Ich konnte es nicht vermeiden, Sie im Nebenzimmer zu hören, Mynheer. Ich bin der Eigentümer dieses Plunders. Ich kann Ihnen jetzt gleich sagen, daß ich nichts davon jemals an Sie verkaufen werde."

Alle diese Worte, mit Ausnahme des letzten stark betonten „Sie", wurden mit ruhiger Höflichkeit gesprochen. „Aber warum?" begehrte der andere auf, nachdem er etwas Fassung gewonnen. „In Deynum fehlen diese Dinge. Sie haben dort häßlich ins Auge fallende Lücken hinterlassen" — ein Schimmer der Befriedigung lief über des Barons Gesicht — „und als Haupt des Geschlechts — —"

„Halt!" unterbrach ihn Baron Rexelaer mit donnernder Stimme. „Gott weiß, daß ich nicht unhöflich werden wollte, aber nie werde ich Ihnen gestatten, mir diese Worte ins Gesicht zu sagen!"

„Der höhere Titel — —" stieß Graf Hilarius heftig hervor, während Bulbius sich verkroch.

„Pah", sagte der Baron etwas ruhiger. „Mit Geld und selbst mit solchem Geld wie dem Ihrigen, Mynheer, kann man heutzutage fast alles kaufen. Was Sie aber damit nicht erkaufen können — und das wissen Sie sehr gut —, ist ein Tropfen des Blutes von diesen Leuten." Dabei legte er seine Hand ganz leise auf die Schulter des neben ihm stehenden Ritters. Für ihn war in diesem Augenblick die leere Rüstung von Leben beseelt. „Nun, nun", fuhr er sanfter fort. „Ich habe Sie nicht beleidigen wollen, aber ich kann Ihnen diese Dinge nicht geben, weil Sie dieselben zu einer lebenslänglichen Lüge machen würden. Das werden Sie gewiß einsehen. Wollen Sie das Silberzeug haben? Schlimm genug, daß man Ihrem Vater seinerzeit gestattet hat, unser Wappen zu führen; die Gabeln und Löffel können Sie also kaufen."

„Und die Archive?" fragte der Graf.

Mynheer van Rexelaer schaute nur lächelnd nach ihm hin.

„Nichts will ich davon haben!" schrie Hilarius. „Denken Sie daran, Sie —" er drehte sich zu Bulbius um — „und Sie! Ich kam hierher in Friede und Freundschaft, um zu sehen, was ich tun könnte. Es ist töricht von Ihnen gehandelt, mich zu reizen. Ob Rexelaer oder nicht, Herr von Deynum bin ich doch!" Er hastete hinaus in den Flur. Diesmal fand er den richtigen Ausgang.

„Der gehört nicht zu Ihrem Geschlecht," meinte Bulbius, „wie konnte ich nur auf den Gedanken kommen . . ."

„Tut mir leid", schloß der Baron.

◘

Reinold kehrte an diesem Abend früher als gewöhnlich nach Hause zurück; auf dem ganzen Wege durch die belebten Straßen war sein Geist von dem Triumph des Augenblicks getragen und von den besseren Aussichten in finanzieller und sonstiger Beziehung, die sich ihm heute eröffnet hatten, erfüllt. Mancher hätte vielleicht ein so aussichtsvolles Ereignis festlich gefeiert, aber es ist doch ein mißlich Ding, allein ein Fest zu feiern. Als er an der Baronin Zimmertür vorbeiging, bannte ihn Wendelas Gesang. Wie festgenagelt blieb er im Halbdunkel stehen; die umfangreiche, klare, warme Altstimme kannte und liebte er; aber das war es nicht, was ihn bezauberte. Nie hatte er sie jenes klagende Lied, diese seine eigenen Worte mit solcher Empfindung singen



Digitized by Google

hören: Lied und Worte, so wie Christian sie an dem ersten Abend bei Morells gesungen hatte:

„Weiße Taube hat tief unten
Sich ihr Nestchen gemacht,
Doch du, meine Seele,
Schwing dich auf in die Nacht!
In das Dunkel der Nacht!

Gleich dem Adler, der hinaufstrebt
Zur Sonne so fern;
Nichts bleibt dir, gewinnst du
Einen irdischen Stern!
Einen glanzlosen Stern!

Dort hinauf, wo die Engel
Schaun in Gottes Angesicht,
Schwing dich auf, meine Seele,
Schwing dich auf zu dem Licht!
Zu dem himmlischen Licht."

Warum hatte sie diese Worte niemals ihm vorgesungen? Warum wählte sie für dieses Lied gerade die Zeit, in der sie ihn abwesend glaubte? Er klopfte kräftig und trat ein. „Mama ist heute abend gar nicht recht wohl", sagte das junge Freule und stand rasch vom Klavier auf. „Ich habe sie eben eingerieben; nun versucht sie zu schlafen."

In diesen Worten lag das Dulden eines langen Lebens ruhiger Selbstaufopferung vor seinen Blicken ausgebreitet. Sie stand dort in dem schimmernden Sonnenlicht eines kühlen hellen Aprilabends, in der lieblichen Verwirrung einer reinen und stolzen Jungfrau. Dies war kein hübsches Liebchen, das man durch eine Umarmung gewinnen konnte. Er ging auf das schwach beleuchtete Fenster zu und breitete den Brief vor ihr aus, wie er es auch bei Spangenberg getan, und bat sie, ihn zu lesen.

„Das wird die Sache im Haag auch nicht verbessern", meinte sie.

„Nein," erwiderte er, „das begreife ich wohl. Und Sie gleichfalls, Freule. Sie und ich, wir wenigstens wissen, was an dieser »Welt« ist, von der die Menschen so viel Wesens machen. In unsrer hohlen Hand haben wir sie gehabt. Irdische Sterne sind glanzlos!"

Sie standen am Fenster und schauten hinaus, über die stille Gracht hinweg, die zwischen den verkrüppelten Bäumen träge dahinfloß, und über die Giebel der Häuser, hinauf zum blauen Himmel, an dem der einsame Abendstern in weißem und hellen Glanze blinkte.

„Es gibt eine irdische Glorie", begann sie mit bebender Stimme. Erstaunt blickte er sich nach ihr um und — o wunderbarer Anblick für ihn! — er sah in ihren großen braunen Augen Tränen glänzen! „Und eine himmlische Glorie, gegen die der Ruhm des Menschen nur wie die Blume auf dem Felde ist."

In plötzlichem Antrieb zog Reinold ein abgegriffenes, braunes Büchelchen aus der Tasche und fragte mit freudig glänzenden Augen: „Kennen



Digitized by Google

Sie es noch? Erinnern Sie sich, daß Sie es mir vor sechs Jahren schenkten? Für mich war es eine Offenbarung in meinem elenden Dasein, die Offenbarung einer Liebe, die mehr wert ist als Gold und Vergoldung. Als Sie es mir schenkten, sagten Sie, es sei der größte Schatz, den Sie besäßen."

„Das würde ich heute nicht mehr sagen", antwortete sie, indem sie von dem Piano ein kleineres, aber noch abgenutzteres Buch herabnahm. Sie reichte es ihm hin. Es war eine katholische Ausgabe des Neuen Testaments. „Mein Vater hinterließ es mir", sagte sie einfach, und dann fügte sie mit sichtbarem Zorn hinzu: „Bulbius sagte der Mutter, ich dürfe es nicht lesen."

Einige Zeit schwiegen beide, in Nachdenken versunken, dann nahm Reinold wieder das Wort. „Und erinnern Sie sich noch jener Nacht in der Kapelle, und wie Sie mich hießen, statt irdischen Glanzes den Ruhm der von Gott gesandten Schande zu wählen?" Da wandte sie sich ihm voll zu und sprach mit fester Stimme: „Ja, Ritter Pilgrim", und dann trat sie zitternd von ihm weg.

„Ich hatte mich an den Glauben gewöhnt," fuhr er fort, „daß es meine Pflicht sei, dort zu bleiben, wohin Gott mich gestellt; dem Leben, das mich eigentlich anzog, den Rücken zu kehren und sonst nach besten Kräften zu wirken. Vielleicht aber hat er mich, weil er mich sinken sah, durch die Stimme der »Schande« aus dem Pfuhl der Verzweiflung gerufen. Nicht alle Menschen werden vor eine solche Wahl gestellt wie ich. Aber ich hoffe zu Gott, daß er mich hat richtig wählen lassen."

„Sie werden dafür", sagte sie, noch immer zum Abendstern emporblickend, „durch das Gute, das Sie künftig wirken, belohnt werden."

„Liebes Freule," antwortete er ernsthaft, „auf andere Weise, auf dem früheren Wege hätte ich vielleicht mehr Gutes tun können. Aber ich glaube, Gott hat mich auch das gelehrt: Er fordert nicht von uns, daß wir möglichst viel Gutes zu tun suchen sollen, sondern nur, daß wir täglich rechtschaffen handeln."

„Nein, nein!" rief sie heftig aus, „Sie werden mehr tun, eine große Laufbahn eröffnet sich Ihnen; eine unermeßliche Sphäre, in der Sie Nutzen stiften können. Derselbe Gott, der Ihnen das Genie verlieh, hat Sie auch zugleich in wunderbarer Weise zum Gebrauch dieser großen Gaben vorbereitet. Enthusiasten kennen das Leben nicht, und diejenigen, die es kennen, sind nicht länger Enthusiasten. Von Kindesbeinen an, wie Sie selbst eben bemerkten, haben Sie diese Seifenblase von Größe und Ruhm in der Hand gehalten und nach ihrem Werte schätzen gelernt. Sie können uns am besten lehren, wieviel sie wert ist, nun, da Sie im Begriff stehen, sie fortzuwerfen."

Sie hatte mit ihrem alten Feuer gesprochen, jetzt rang sie nach Atem. „Die ganze Welt wird Ihnen zuhören. Wir alle werden Ihre Familie bilden!"

Da sah er mit trübem Lächeln zu ihr auf: „Man ist sehr einsam, wenn man nur das Menschengeschlecht hat und sonst niemand, der einem näher steht. Man fühlt das vielleicht nie so tief, als in einem Augenblick des Erfolges. Und mein Werk fängt erst an. Sie sehen, was dieser Mann schreibt" — er deutete auf den Brief —: „»Ihre Erzählung ist noch nicht beendet, die Laufbahn Ihres Helden haben Sie unvollendet



Digitized by Google

gelassen.« Der hat es klar erkannt, nur zu klar. Ohne es zu wollen, so fürchte ich, hatten Sie, Freule, einen großen Anteil zu jenen Kapiteln beigetragen, die bereits geschrieben sind. Wendela, würden Sie sich wohl zu dem Versuch, den Rest mit reinen Händen und rechtschaffenem Fleiß gemeinsam zu schreiben, mit mir vereinigen wollen?“

# Rundschau

Allgemeineres

## Erdenflucht und Himmelsflug

Unser Leben und Erleben geht hin und her zwischen Himmel und Erde, Erträumtem und Faßbarem. Wir sehen einmal das Weltbild in die Ferne gestellt, im Großen zusammenhängend, und ziehen die reinen Weiten in die Seele ein, vergessen Zeit und Ort, sind selig. Dann wieder graben wir uns in das Zeitbild hinein, das wirre, grenzen ab vom Großen zum Kleinen, vom Kleinen zum Kleinsten, zum Einzelnen, spähen mit geschärften Sinnen ins Getriebe um uns, suchen Erkennen am kleinsten Teil. Suchen, recht Erdensöhne, uns unsrer eigenen Welt zu bemächtigen. Suchen nach Heimat — und werden doch nie glücklich im Besitz.

Während wir träumend im Gefühl uns zum Beherrscher der Welt aufschwingen, glückerfüllt über Höhen und Tiefen ins All, bleiben wir in unsrer selbstgeschaffenen, greifbar nahen Umgebung Sklaven. Nicht etwa darum meine ich's, weil wir nicht alles, was unsre Sinne entdecken, mit dem Verstand uns zu eigen machen können, sondern in Anbetracht des Gefühls, weil wir das Ererbte und selber Miterschaffene um uns nicht mit dem Gefühl beherrschen. Wir können an unsrer Nah-Welt nicht die seelische Lust eines Bezwingers empfinden, weil sie von sich aus fortwährend in unser Geträum mit hineinspricht und mit eingreift, hart als Wirklichkeit, während für unser Gefühl gar nicht Wirklichkeit, sondern nur Bild, nur Anschauung ist, was uns das Auge gemeinsam mit der Phantasie vom Himmel in die Arme legt.

Es wird so sein, daß der Bauer auf dem Lande an seiner Umwelt mehr Besitzer ist; uns Großstädtern jedenfalls ist die unsrige über den Kopf gewachsen. Wir haben nicht das Herrengefühl vor dem zerlaufenden Bild unsrer Umgebung, wie es uns ausfüllt, wenn wir über das Weltall träumen. Warum haben wir es nicht? Weil wir hier unten in der Härte der Dinge stecken, die zu bewältigen weit mehr Kraft braucht, als das Spielen mit den leuchtenden Bildern droben, die zu allem, was wir mit ihnen anfangen, schweigen. Oder ist wohl jeder von uns auch so viel Herr über sich, daß er sich aufzuschwingen vermag, um seine Umgebung mit dem Gefühl aus der Vogelschau im Ganzen zu sehn? Sind wir solche Beherrscher unsrer Umwelt, oder stehen wir nicht vielmehr wie mit dem Körper so auch mit dem Geist immer zufällig irgendwo im Gangwerk, nur mit oder von etwas beschränktem Speziellen beschäftigt, von dem wir zu Überblicken übers Ganze gar nicht loskommen?

Warum wir unser Gefühl zum Herrn über das Ringsum erziehen sollten? Wir würden dadurch gesünder, denn wir hätten in unserm Willen dann eine Waffe gegen vieles als Unlust Gefürchtete, das



Digitized by Google

dem rastlosen Großstadtleben anhängt. Wir könnten dann unsre Sinne entlasten.

Der Mensch flüchtet sich in die andre unbekannte Welt, wird ihm diese einmal unerträglich, und es ist doch schwächlich, gegen sein eigenes Machwerk nicht anzukönnen. Wär es nur, um nicht an der Erde zu kleben, daß man den Himmel aufsucht, um Geist und Gefühl von der Erde loszureißen, dann wär's gut; die Erde ist nicht das All, und unserm Geist sind auch über sie hinaus keine Grenzen gezogen. Aber es ist zweierlei, auf leicht beschwingter Phantasie den festen Boden zu verlassen und den Weltenraum im Gefühl zu überspannen, oder mürbe geschlagen im Daseinskampf, sich in einen bettweich zurechtgemachten Himmel hineinzuschläfern. Das eine ist Erweiterung. Der Erdensohn will sich als Weltensohn fühlen. Das andre ist jedenfalls weniger und vom Verlangen nach Bemächtigung, nach Wachstum überhaupt nicht berührt. Das aber sollte es doch, wenn wir das Träumen für gut halten sollen und Werte schaffend. *Weitergreifen*, über unser Erdendasein hinaus, ohne dieses recht zu *beherrschen*, ist keine Sache für einen ganzen Menschen, ist Halbheit. Hier in dieser Welt muß sein Leben starke Wurzeln haben. Und sollten wir denn nicht die Macht in uns hochziehen können, die nächste Wirklichkeit unter uns zu zwingen? Im Gefühl des Ganzumfassenden ihr vorzustehen? Offene Sinne, flinkes Bewußtsein nehmen die Äußerungen unsrer Welt auf, bringen uns zu allem in Beziehung, machen vertraut und söhnen in vielen das Gefühl aus, stellen aber auch Unversöhnliches scharf heraus und fordern unablässig zu seiner Bekämpfung. Aufhorchen sollen wir mit Willen in unsrer Welt, die wir selber an unserm Teil so mitgeschaffen haben, wie sie ist, und in die wir selber Fehlerhaftes, das unser Gefühl bedrückt, hineingesteckt haben, für das wir selber verantwortlich sind. Freilich, wir müssen uns bewußt sein, daß unser *Ich* es ist, das horcht. Sonst könnten wir schließlich selber gefangengenommen werden von dem Vielerlei um uns, gefangen und vom Alltage kleingemahlen werden. Wie so viele Tausende.

Der Traum mag uns zum Beherrscher im Gefühl dort machen, wo wir schwimmen müssen, weil wir keinen Boden zum Stehen finden können. Wo wir uns aber im Verhältnis zur faßbaren Welt fühlen, wo wir wissen und wahrnehmen, müssen wir Herren dem Gefühl nach werden, aus eigenen wollenden Kräften.

Ist unsre Welt nicht so rein, wie wir das Gotteswerk anschauen, dann mag der Traum immerhin unsre Seele vor ästhetischen und ethischen Anstößen fortführen, mag er zu uns hereinarmen mit der Phantasie, was wir in unsrer Welt nicht finden. Schließlich wird sich die Harmonie des innern Menschen mit seiner äußern Welt einstellen; seine Himmelsflüge sind dann, was sie immer sein sollten, — Vergrößerung seines Lebens.

Wilhelm Schmidt

Von der Sprache

## Drehpferd, Ringelwagen und Kreiselgaul

Es gibt manche volkstümliche „deutsche Namen für das bekannte Kirmesvergnügen, das man auf hochdeutsch nur selten mit »Ringelstechen« oder »Ringelrennen«, vielmehr meist mit dem Fremdwort »Karussell« (französisch carrousel) zu bezeichnen pflegt, das mit unsrer »Karre« (lateinisch car-



Digitized by Google

UNIV

rus) gleichen Ursprungs ist. Georg Böhling plauderte darüber kürzlich in der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins wie folgt: „Wer von Hannover nach England reist, hört zuerst bei Wunstorf Trilkepärd, »Drehpferd« — in Hessisch-Oldendorf sagt man halb spottender Weise noch »Zigarrentrilker« für Zigarrenmacher —, nur wenige Stunden weiter, bei Bückeburg und Minden Tanterwagen (von »tandern«, mittelhochdeutsch »tanten« = tändeln, spielen, scherzen); im Münsterlande halbfranzösisch und gemütlich Schäsken, S-chäsken (kleine Chaise), um Xanten Roßmölle (Roßmühle); in Holland ein nüchternes draaimeulen (Drehmühle), und in England ganz nüchtern roundabout (rundherum). Im Vogtland und im Altenburgischen, auch in Teilen Nordböhmens und in Baden heißt das Karussell Reitschule, in Wien und Österreich Ringelspiel; in Schwaben nannte man es früher »der Triller«; im Leinetal bei Alfeld heißt es Sluirn (Schleuder), Sluirnpruil und Sluirn feurn sagt man für Karussell fahren. Und wieviel Namen, deutsche Namen mag es noch sonst in deutschen Landen geben?“

So schreibt der Allgemeine Deutsche Sprachverein. Einen weitern Namen kann ich ihm gleich noch nennen, weiß aber leider nicht mehr, wo ihn mein Gedächtnis aufgegabelt hat, ich glaube, aus Kindermund: Kreiselgaul. Das Vermerklein aber drucken wir ab, wie wir gelegentlich etwas aus der Dürerbund-Korrespondenz abdrucken: um die Schriftleiter kleiner Blätter, die's etwa doch noch nicht wissen sollten, darauf aufmerksam zu machen, wie Hübsches und hübsch Geschriebenes sie hier kostenlos zum Abdruck erhalten können. Diese „Sprachecke“ genannten Plaudereien des Sprachvereins sind bei aller Bescheidenheit ihres Auftretens oft sehr wertvolle, sind immer anregende und nützliche Bausteine für Sprachkultur. Man irrt gründlich, wenn man von diesen Bestrebungen immer nur eine „puristische“ oder gar eine „chauvinistische“ Seite sieht. A

## Altgermanische Prosa

**Literatur**

**Die Geschichte von Gisli dem Geächteten. Aus dem Isländischen des 12. Jahrhunderts deutsch von Friedrich Ranke. (Statuen deutscher Kultur Band XIII) (München, Beck) — Die Geschichte von den Lachstälern (Laxdoela-Saga), aus dem Altisländischen übertragen von Severin Rüttgers. („Die Wanderer“ VII, 1) (Düsseldorf, Kommissionsverlag, Bagel)**

Ich habe die große Freude, zwei neue Saga-Übersetzungen anzuzeigen, von denen mir besonders die von Friedrich Ranke besorgte sehr gut erschienen ist.

Der andern würde die, wie mir scheint, teilweis starke Fehlerhaftigkeit leichter zu verzeihen sein, als manche Übersetzungs-Unart wie „Kerle“ für Knechte, eine Altertümlichkeit, die unberechtigt ist, weil wir sie nicht mehr nachempfinden können, „Bude“ für die Thinghütte, die gezierte Umstellung im Satzanfang: „Ritten sie nun hinaus“, und gar Satzbildungen wie diese: sie halten es nicht für angebracht, „sich an den Olafssöhnen zu rächen, weil sie verwandt damit sind“. Trotzdem wird auch diese Übersetzung einen Eindruck von der Art dieser Erzählungen ganz wohl vermitteln können; und zwar von den längeren Erzählungen, ihrer schwachen Komposition und ihrem Reichtum an gut gesehenen Einzelszenen und sicher durchgeführten Charakteren. Es ist die Geschichte von den Lachstälern*.

* Im Isländerbuch des Kunst-



Digitized by Google

Die andere besser übersetzte ist die Geschichte des Skalden Gisli*.

Eine Schwierigkeit werden dem Leser die vielen fremden Namen sein. Gerade die Gisligeschichte, sonst eine der geschlossensten und best komponierten, ist in dieser Beziehung nach meiner Erfahrung besonders spröde.

Man bemerkt bei solchen Gelegenheiten unliebsam, was für große Hilfen für die Auffassung erzählter Ereignisse behaltbare und verständliche oder wenigstens vertraute Namen sind. Man merkt sie leicht. Und jeder solcher Name wächst einem in Ruhe mit den Eigenschaften zusammen, die sein Träger entfaltet, und mit den Schicksalen, die ihm zustoßen. Das wird ein rundes Charakterbild, das sich von den anderen abhebt und unterscheidet. Aber diese schweren nordischen Namen bedeuten zunächst nichts als einen fremden Klang für uns. Man freut sich an seiner Fülle und Schönheit. Man kann ihn aber nicht behalten. Und Eigenschaften und Handlungen wollen nicht an ihnen haften. Eine ganze Menge Feinheiten der Zusammenhänge und der Charakterisierung gehen verloren, — einfach weil man die Personen nicht identifizieren kann. Man wird vielleicht den Text zweimal lesen müssen, was zu tun man übrigens sowieso nicht bereuen wird.

Denn diese Gisligeschichte mit ihrem seltsam schwermütigen Tonfall — hat man sich nur erst an die kalte und fast übereinfache Erzählungsweise gewöhnt — greift stark genug auch noch an unser Herz.

Der Übersetzer hat die Verse weggelassen. Ich kann das nur billigen, obwohl den Traumschilderungen durch den Wegfall dieser Verse immerhin etwas von ihrer Schrecklichkeit verloren geht.

Die Übersetzung scheint mir, wie schon gesagt, vorzüglich.* Ich möchte aber eine Frage doch nicht ganz unerörtert lassen, die durch sie nahegelegt wird.

Ranke versucht den naturalistischen Charakter der Geschichten auch dadurch auszudrücken, daß er so modern wie möglich übersetzt. Ich halte das nicht für ganz unbedenklich, obwohl ich anerkenne, daß es die vorliegende Geschichte nicht wesentlich geschädigt hat. Aber man sollte in dem Bestreben auf Modernisierung nicht weiter gehen. Es möchte sonst das immerhin Unnatürliche, das darin liegt, uralte Verhältnisse in lässige Umgangssprache von heute und morgen zu kleiden, sich rächen.

Es muß schließlich ein ästhetisch nicht wünschenswerter Widerspruch zwischen der Modernität der Sprachformen und der Altertümlichkeit der Anschauungs- und Erzählungsweise entstehen. Man kommt, und zwar rein stimmungsmäßig, während des Lesens dazu, die Kunst dieser Erzählungen nicht an der alten, sondern an der modernen zu messen, wodurch denn doch ein falscher Eindruck herausspringen muß.

Am Ende soll man, soweit es sich um künstlerische Übersetzungen und nicht um sozusagen historische Experimente handelt, doch auch das bedenken, daß es wirklich gar kein künstlerischer Gedanke ist, von einer

---

warts Geschichte von Kjartan Olafssohn und Gudrun Osvifstochter: I, S. 151—246.

* Im Isländerbuch I, S. 79—151.

* Anstöße wie: „Das abgetan, gingen sie in den Hof“ (S. 19) werden bei einer Neuauflage wohl entfernt werden.



Digitized by Google

alten Bildsäule die Patina abzukratzen, nur weil sie zur Zeit der Errichtung noch nicht dran war. Es ist kein künstlerischer Gedanke, entfernte Dinge ohne die Luftperspektive zu malen, die die Entfernung ihnen gibt. Gewiß soll man nie versuchen, eine gekünstelte alte Sprache zu wählen — es ist eben alles Gekünstelte vom Übel —, aber noch weniger eine künstlich moderne.

Wie gesagt sollen dies nicht Einwendungen gegen die vorliegende Übersetzung ein, sondern nur prinzipielle Bemerkungen mit der Tendenz, zu verhüten, daß man in der Richtung der Modernisierung noch weiter gehe.

Man lasse sich die schönen Bücher, besonders die Gisligeschichte nicht entgehen! **Bonus**

## Ein Zusammenbruch?

Im zweiten Märzheft 1902 habe ich über das tief Bedauerliche der May-Begeisterung geschrieben. Der Kolportageschund zur Linken, Karl May zur Rechten, mit solcher Hilfe ist die Nick Carter-Literatur bei uns eingezogen. Klarsehende aller Parteien von demokratischen Blättern (wie der „Frankfurter Zeitung") bis zu solchen des Zentrums (wie der „Köln. Volkszeitung") hatten schon damals einen energischen Kampf gegen die May-Mache geführt, Mitarbeiter des Kunstwarts, wie Paul Schumann, beteiligten sich auch außerhalb unsres Blattes energisch an ihr, — aber es scheint, sie fochten im Publikum gegen die Macht, gegen die selbst Götter vergeblich kämpfen. May und den Seinen gelang es, eine „May-Gemeinde" über alle deutschen Sprachgebiete auszubreiten, die nun in begeisterter Verehrung immer neue Jünger und Bewunderer des für sie großen Mannes warb. „Karl May als Erzieher" hieß ein huldigendes Buch über ihn, das Schlagwort ward fleißig propagiert, aber es sagte auch nicht zu viel: May *ward* zu einem Erzieher. „Ich meine," schrieb damals ein Pfarrer an ihn, „Sie hätten einen größeren Einfluß auf das deutsche Volk als Shakespere auf das englische." Wir unserseits sagten, der May-Rummel erschiene uns wie eine Art von Volksgehirnerweichung. Nachgelassen hat er noch nicht. Es entstand sogar eine ganze geradezu apologetische Literatur über May, sie ist erst neuerdings wieder durch einen starken Band vermehrt worden.

Wenn sich's hier nur um rein literarische Werte oder Unwerte handelte, man könnte immerhin ruhiger sein. Aber *darin* liegt ja die Gefahr, daß die Menschen von einem Rausch ergriffen sind, der sie in May auch einen *sittlichen* Führer sehen läßt. Eine Schrift in irgendwelcher Kunstform überträgt nicht nur das mit klaren Begriffen Gesagte, sondern auch das, was zwischen und hinter den Zeilen steht: das Ich des Autors. Wer daran denkt, der ermißt die Gefahr des May-Rummels, wenn hier tatsächlich dem deutschen Volke zum Erzieher ein Gauner gesetzt wäre.

Wir haben von Beschuldigungen gegen ihn natürlich schon längst durch gelegentliche Zusendungen gehört. Wir schwiegen Jahr auf Jahr, weil wir bei den einzelnen Fällen doch immer dachten: selbst wenn sie wahr wären, könne sich's da um alte Schuld handeln, die gesühnt sei und vergessen werden dürfe. Jetzt aber fügen sich Angaben auf Angaben zu einem Gesamtbilde, an dessen Wahrheit glauben zu müssen angesichts der May-Anbetung in unserm Volk ein beinahe schauerlicher Gedanke ist.



Digitized by Google

Es wird behauptet, daß May ein wiederholt wegen gemeiner Verbrechen bestrafter Mensch sei. Nicht aber um einzelne Fehltritte, auch nicht um wiederholte, die immerhin als Folgen der Leidenschaft das Innerste der Persönlichkeit intakt lassen könnten, handelt sich's dabei, sondern um eine Kette von Vergehen und Verbrechen, deren literarische Fruktifizierung Mays Schriften seien. Denn er habe, behauptet man, nur das aufgegeben, was ihn mit dem Staatsanwalt in Konflikt bringen könnte, sei im Wesen aber ausweislich seiner Handlungen der Alte geblieben.

Es wird behauptet, wir sagen nicht, daß es erwiesen sei. Uns fehlt ja zur Nachprüfung dieser Behauptungen jede Möglichkeit. Nach diesen Behauptungen also hat sich dieses Mannes Leben so entwickelt:

Karl May hatte in seiner Jugend eine Freistelle im Lehrerseminar in Waldenburg. Von hier wurde er wegen verschiedener Diebstähle entlassen, auf einem andern Seminar aber weitergebildet und dann angestellt. Als Lehrer erhielt er für einen Diebstahl sechs Wochen Gefängnis. Wieder in Freiheit stahl er einem Schmied einen Ring mit Dietrichen usw., und von nun an betrieb er Einbrüche. Gefangen, wurde er mit vier Jahren Gefängnis und Überweisung ins Arbeitshaus bestraft. Nach seiner Entlassung beging er abermals Diebstähle und wurde steckbrieflich verfolgt. In Verbindung mit einem Schulfreund, einem fahnenflüchtigen Soldaten, der gestohlen hatte, gründete dann May eine Art von Gauner-, ja Räuberbande, die sich auf verschiedenste Weisen Geld verschaffte, besonders durch Angriffe auf arme Marktfrauen. May tat es auch dadurch, daß er in Verkleidung eines Regierungsfeldmessers den Bauern Geld abschwindelte, indem er sich scheinbar bestechen ließ. Zuerst wurde Mays Freund, dann er selber gefaßt; May erhielt nun vier Jahre Zuchthaus. Nachdem er sie abgesessen, wandte er sich minder gefährlichem Broterwerbe zu. Während er noch unter Polizeiaufsicht stand, schrieb er gleichzeitig fromme Reiseerzählungen für ein katholisches Familienblatt und spekulierende Schundromane für einen Dresdner Kolportageverlag. Durch den Erfolg kam er dahinter, daß sich mit der „Tugend" noch mehr „machen" lasse, als mit dem Verbrechen, er wurde sehr moralisch, während er allmählich bei denen, die an ihn glaubten, Ansehen, ja Ruhm gewann. Auch als „Weltreisender", obgleich er jene Bücher schon geschrieben hatte, ehe er zum erstenmal über Deutschlands Grenzen hinauskam. Er wurde ein gefeierter Mann, und Angehörige der höchsten Kreise verkehrten mit ihm. Im Schriftstellerlexikon noch von 1898 fungiert er nach eigenen Angaben unter anderm als „Übersetzer arabischer, türkischer, persischer, kurdischer und Indianer-Dialekte, während er von ihnen allen nichts verstand. Aufgeben mußte er 1905 auch den Doktortitel, den er sich zugelegt hatte; die amerikanische Universität, von der er ihn „ehrenhalber" empfangen haben wollte, existierte nicht einmal.

Diese Angaben über die Vorwürfe gegen May genügen wohl. Sind sie wahr, so weisen sie auf ein Abenteurerleben, dessen Erstaunlichkeit nur durch die Blindheit all derer übertroffen wird, die May als edeln Dichter feierten. Wir erwähnten aber noch lange nicht



Digitized by Google

alles, was May von unsittlichen Handlungen vorgehalten wird auch aus der Zeit, da er das Stehlen und Betrügen längst nicht mehr, sondern das ihm große Summen einbringende moralisierende Schriftstellern betrieb. Handlungen, wie vorhin bemerkt, die sich rechtlich nicht ahnden lassen.

Was ist an alledem wahr? Wenn auch nur ein großer Teil davon erlogen ist, so liegt hier ein Fall so ungeheuerlicher Verleumdung vor, daß die schärfste Bestrafung im Interesse Mays gefordert werden müßte. Die Berliner Zeitung „Der Bund" hat nächstens Prozesse auszufechten, in denen ihrer Angabe nach Klarheit über May geschaffen werden soll. Es ist dringend zu wünschen, daß das Gericht sie schaffe. Und nicht *nur* wegen Mays. Hier liegt wegen des May-Kultus im Volk auch ein großes *öffentliches* Interesse vor. Wer war und vor allem: wer *ist* der, der nun tatsächlich schon vielen Tausenden als Erzieher gilt? A

## Die Briefe der Lespinasse

Die Liebesbriefe der Julie von Lespinasse gehören zu den fast zufällig erhaltenen ganz unmittelbaren Bekundungen eines Menschen, die, für keine Öffentlichkeit geschrieben — seit ihrer Veröffentlichung im lebenden Schrifttum bleiben. Weil sie selbst lebendig sind! Nicht als ob sie ganz ohne Längen wären (die vielleicht sogar den einstigen Empfänger ermüdet haben mögen!) oder durchweg fesselnd: aber zitternde Empfindung ist selbst da zu spüren, wo sich die Schreiberin müßigen Vorstellungen überläßt oder sich wiederholt. Und auch all die Stellen, an denen der Ausdruck beim Lesen gleichgültig wirkt, erscheinen dem Rückblick nicht kalt, sondern durchglüht. Die Seele dieser Frau ist strahlende Liebe — wobei man das Wort in dem ganz naturwissenschaftlichen Sinne eines sich verzehrenden Ausstrahlens, wie bei der strahlenden Wärme, dem Licht, verstehen möge. „In allen Augenblicken ihres Lebens" verwandelt sie fast ihre ganze Lebenskraft in Liebeswärme, die in Gedanken und Vorstellungen fließt, diese umwandelt, mit Gefühlen behaftet und, beinah körperlich wärmend, hinaussendet. Das sind die Briefe, in denen ihre Liebe so ein geisterhaftes zweites Dasein zu führen scheint, wie die Welt für den Künstler im Werk. Vielleicht auch das erste! Man liest Seiten unter dem Eindruck: diese Briefe sind an einen erträumten Mann gerichtet (der keineswegs etwa klarer hervorträte als der wirkliche Empfänger Graf Guibert!), und glaubt allmählich zu erkennen: ja, der Angeredete ist ein Empfindungsgebilde, wenn auch über einen Lebenden gedichtet. Was der Schreiberin nur langsam gelingt; denn in den ersten Briefen sind beide noch deutlich getrennt: die Gestalt des Empfundenen und die wirkliche, der die Lespinasse ihren Abstand von dem Traumgebilde mehrfach zum Vorwurf macht. In all diesen Zügen liegt das dichterische Wesen dieser Briefe, die nicht so sehr ein abseits von ihnen gelebtes Leben spiegeln, als vielmehr in sich ein Leben bewahren, das in ihnen geliebt und gelitten worden ist. — Wir haben eine schöne deutsche Ausgabe, von Artur Schurig übersetzt, von Wilhelm Weigand durch eine umfassende Studie eingeleitet, aus dem Verlag von Georg Müller in München. Ihr sind Bilder der Julie von Lespinasse und des Grafen Guibert beigegeben.

Wilhelm von Scholz



Digitized by Google

## Vom Burgtheater

Nach langer Zeit spricht man wieder vom Burgtheater. Nicht bloß in Wien, wo es von jeher zum guten Ton gehörte, davon zu reden, sondern fast überall, wo man sich für deutsche Schauspielkunst interessiert. Es scheint, als ob noch immer ein Abglanz jener Zeit auf dem Burgtheater ruhte, wo es im Mittelpunkt des ganzen deutschen Bühnenlebens stand; wo Heinrich Laube das Zepter schwang und Wien zum geistigen Brennpunkt alles dramatischen Schaffens machte; wo Franz Grillparzer wirkte und Friedrich Hebbel, angelockt durch die ernste künstlerische Arbeit am Burgtheater, sich in Wien niederließ; wo Otto Ludwigs „Erbförster" von Wien aus seinen Siegeszug über die deutschen Bühnen nahm und Eduard Bauernfeld, Ferdinand Raimund und Johann Nestroy den Wiener Humor in allen Schattierungen vertraten. Mit den politischen Umwälzungen der Jahre 1866 und 1870 ist das anders geworden. Die Berliner Theater begannen den Ton anzugeben und Richtungen zu bestimmen, und je lauter ihr junger Eifer sich austobte, desto stiller wurde es vom alten Burgtheater. Nun wird auch „im Reich" plötzlich wieder von ihm gesprochen. Hat es seine künstlerische Sendung erfüllt oder ist ihm noch eine schönere Zukunft beschieden?

An Stelle des früheren Leiters wurde ein neuer berufen. Üble Nachreden begleiten den Abgang des einen, hoffnungsfreudige Vorreden begrüßen den Eintritt des andern, und was das Burgtheater den Wienern und der deutschen Schauspielkunst einst gewesen, was es ihnen heute nicht mehr ist und was es ihnen wieder werden soll, darüber wird mit mehr Eifer als Sachkenntnis debattiert. Im Grunde ist, was jetzt geschieht, nichts Neues. Es wiederholt sich ungefähr alle zehn Jahre. Seit dem Bestand des Burgtheaters hat es nur zwei Männer gegeben, die länger als ein Jahrzehnt sich als Leiter der Wiener Hofbühne behaupten konnten: Joseph Schreyvogel und Heinrich Laube. Ihnen allein war es gegönnt, in einer je achtzehnjährigen Direktionsfrist ihre Absichten durchzusetzen, unter ihnen erreichte das Burgtheater auch seine vornehmste künstlerische Höhe und eine geistige Bedeutung, die Wien vorübergehend zur Hauptstadt des deutschen Theaters erhob. Seinen übrigen Leitern war kaum viel mehr beschieden, als vorzubereiten oder wieder verfallen zu lassen, was jene auf- und ausgebaut hatten. Den dritten Weg, das einmal Errungene zu erhalten, hat kaum einer von ihnen mit dauerndem Erfolg betreten, ein so großes Gewicht auch immer auf die Wahrung der „altehrwürdigen" und „geheiligten" Tradition gelegt worden war. Und in dieser auf- und absteigenden Entwicklung war noch jeder Leitungswechsel im Burgtheater mit einer — Krise verbunden.

Man weiß, wie vieldeutig, auf ein Hoftheater angewandt, das Wort „Krise" ist. Ein jeder kann ihr ein andres Motiv unterschieben, ohne deshalb im Unrecht sein zu müssen. Neben Fehlgriffen in der artistischen und Mißerfolgen in der administrativen Leitung, die sich nur in den seltensten Fällen reinlich scheiden lassen, spielen im Betriebe einer Hofbühne gewöhnlich auch noch Machteinflüsse von oben, moralische Widerstände von unten, Ränke von innen und außen mit, und meist ist es irgendein Zufälliges, ein Nebensächliches, das



Digitized by Google

dann unvermutet den Ausschlag gibt und die wahren Ursachen der Krise verwischt. Die letzte des Burgtheaters ist auch von solch verwickelter Art. Sie datiert nicht von heute und nicht von gestern. Sie ist die Folge einer schleichenden Krankheit, die genau 22 Jahre zurückreicht und im Laufe dieser Zeit den ganzen Organismus des Burgtheaters ergriffen hat. Der von Skandalen begleiteten Erstaufführung der albernen Posse „Hargudl am Bach", die zu einer offenen Auflehnung der Stammbesucher des Burgtheaters gegen die Direktion Schlenther führte, ist kaum mehr Bedeutung zuzumessen als dem Tropfen, der das Faß zum Überlaufen bringt.

Zweiundzwanzig Jahre ist es her, daß das Burgtheater aus dem alten Haus auf dem Michaelerplatz in den neuerbauten Prunkpalast auf dem Franzensring übersiedelte. Der 4. Oktober 1888 sollte ein Festtag der Wiener Schauspielkunst werden, und er wurde für sie ein kritischer Tag erster Ordnung mit unabsehbaren Nachwirkungen. Das alte Haus, in dem das deutsche Schauspiel über 1½ Jahre seine Zelte aufgeschlagen hatte, war nur ein provisorischer Zweckbau, er widersprach allen Vorstellungen von einem Hoftheater, das die Blüte der deutschen Schauspielkunst und die Theaterliebe eines der reichsten Monarchen Europas zu repräsentieren hatte. Allein unter diesem provisorischen Notdach hatte sich die dramatische Kunst wohlgefühlt und alle Bedingungen zu einer gedeihlichen Entwicklung vorgefunden. Von der äußeren Armut des schlichten und schmucklosen Gehäuses hob sich der geistige Inhalt als innerer Reichtum doppelt wirksam ab, und der enge Raum versetzte die Zuschauer und Darsteller in einen intimen Verkehr, der beide erzog. Durch die lebendige Wechselwirkung einer gegenseitigen Kontrolle verfeinerten sich mit den geschärften Sinnen der Empfangenden die künstlerischen Ausdrucksmittel der Gebenden zu einer stilbildenden Natürlichkeit, die dem klassischen Drama ebensosehr zugute kam wie dem modernen Konversationsstück, und die schließlich als vielgerühmter „Burgtheaterstil" allenthalben Beispiel gab. Da kam die Übersiedlung in das neue Haus — und das Burgtheater hörte auf, die hohe Schule deutscher Schauspielkunst zu sein.

Alles Errungene schien vernichtet. Die feinsten Darbietungen verpufften wirkungslos in dem kalten, überladenen Prunkpalast, der sich als der größte architektonische Schnitzer in der Geschichte des Theaterbaus erwies. Die erste Tat des ersten Direktors, der in das neue Haus berufen wurde, war ein dringendes Gesuch an die Hofbehörde, das alte Haus nicht zu demolieren, sondern seiner Bestimmung zurückzugeben. Immer lauter wurden die Äußerungen des Unwillens über den Prachtbau, immer ungestümer die Forderungen nach einem neuen, einfachen und billigen Heim für die feine Darstellungskunst des Burgtheaters. Umsonst. Und so blieb denn auch die Unzufriedenheit, übertrug sich auf die Darbietungen der Bühne und wuchs mit der Gewöhnung an das Haus in geometrischer Progression.

Es ist notwendig, sich diese auch als warnendes Beispiel denkwürdige Leidensgeschichte eines verpfuschten Theaterbaus, der Millionen verschlungen hat, in Erinnerung zurückzurufen, um die heutige Lage des Burgtheaters richtig zu



Digitized by Google

beurteilen. Die Wiener übertreiben gern und vergessen leicht. Sie lassen sich von dem beherrschen, was der Tag bringt, und ihre Neigung, Wirkung und Ursache zu verwechseln, rückt auch die Krise, die zur Abdankung Schlenthers und zur Berufung Bergers führte, in ein falsches Licht. Die laute Empörung über das neue Haus mag der gleichen Neigung zur Übertreibung entsprungen sein, die jetzt die Klagen über den Verfall des Burgtheaters unter Schlenther zur leidenschaftlichen Entrüstung entflammt. Eines aber ist gewiß: das neue Haus erforderte einen neuen Darstellungsstil — und der ist bis heute nicht gefunden worden. Dies scheint mir das, worüber auch der Nachfolger Schlenthers wird fallen müssen, wenn es ihm nicht in absehbarer Zeit gelingt, durch die Pflege der deutlichen Rede einen Ausgleich zu finden, ohne die dröhnende Rhetorik einer vergangenen Periode heraufzubeschwören. „Zuerst das Wort, dann das Bild." Diese Forderung hat Adam Müller-Guttenbrunn gleich nach der Eröffnung des neuen Hauses ausgesprochen und mahnend hinzugefügt: „Wer diesen Satz umkehrt, ist verloren im neuen Burgtheater, und es ist notwendig, daß namentlich der Nachwuchs sich darüber klar werde, welche seiner Fähigkeiten er am kräftigsten auszubilden hat, wenn er in dem unausgesetzten Kampfe mit dem steinernen Drachen in Ehren bestehen will." Die Mahnung war in den Wind gesprochen. Die Meiningerei, die schon im alten Hause von Dingelstedt eingeführt wurde und im neuen zum Selbstzweck ausgeartet ist, hat die Forderung der deutlichen Rede trotz immer wiederholter Mahnungen an die zweite Stelle gerückt. Das begann sich zu rächen. Fast alle Schauspieler, die nicht aus der Schule Laubes kamen, hatten darunter zu leiden, und die wenigen jüngeren, die die Kunst der Sprachbehandlung über die Gebote der Natürlichkeit stellten, waren ihnen gegenüber in einem schier unverdienten Vorteil. Wem anders verdankt Joseph Kainz seine größten Erfolge am Burgtheater? Seine aggressive Art der Deklamation war wie berechnet für dieses unakustische Haus. Er brauchte nur den Mund aufzutun, und seine besten Kollegen waren an die Wand gedrückt. Freilich wurde die Forderung der Pflege des Wortes in einer Zeit erhoben, wo andre Forderungen an die Tore pochten und die gesamte dramatische Kunst in einen Umwälzungsprozeß stürzten. Die Saat der Meininger war eben aufgegangen und fand neue Nahrung durch das Gesamtkunstwerk Richard Wagners, der Naturalismus und der Symbolismus forderten neue Stimmungsbehelfe, die ihnen nicht verweigert werden konnten, forderten einen neuen Darstellungsstil, der sich mit dem lauten Wort und der großen Gebärde, die das neue Haus erheischte, nicht vertrug.

Und alle diese Umwälzungen fielen in eine Zeit, wo das Wiener Hofschauspielhaus selber dem folgenschwersten Umwandlungsprozeß unterworfen war. Als Laube das Burgtheater verließ, hinterließ er einen schauspielerischen Nachwuchs, mit dem seine zwei Nachfolger, Wilbrandt und Dingelstedt, reichlich ihr Auskommen fanden. Als das Burgtheater aus dem alten in das neue Haus übersiedelte, fehlte es daran. Was an bedeutenden schauspielerischen Kräften da war, rührte noch von Laube her. „Das Burgtheater", hieß es damals,



Digitized by Google

„übersiedelt auf Krücken in den neuen Palast." In der Tat: Dienstjubiläen bildeten nun die Hauptereignisse, man sah alte Schauspieler vor neue Aufgaben gestellt. Und: vor ein neues Publikum. Denn die so stark erhöhten Preise der Plätze haben die Schar der alten Stammbesucher gelichtet und das Burgtheater dem Geschmack von Geldleuten ausgeliefert, denen der schlechteste Blumenthal oder Fulda im Herzen lieber ist als der beste Ibsen oder Hauptmann. Und in dieser schweren Zeit innerer und äußerer Umwälzungen war das Burgtheater durch zwanzig Jahre ohne Führung geblieben. Nie hätte es dringender einen Mann von der Energie, dem Weitblick und den Erfahrungen eines Laube gebraucht, als zu Beginn seiner äußeren Erneuerung. Wem aber wurde das verantwortungsvolle Amt der Leitung anvertraut? Dr. Max Burckhard, einem Beamten, der vom Recht kam und von dem praktischen Betrieb eines Theaters wenig wußte. Dann kam Schlenther. Er galt in Berlin als der kritische Führer der Moderne, man hoffte in ihm einen zweiten Laube zu gewinnen. Man gewann in Wahrheit eine nach oben und unten nachgiebige Kompromißnatur, welche die Ruhe liebte. Hatte Burckhard das Repertoire des Burgtheaters auf Friedrich Mitterwurzer gestellt, so stellte es Schlenther auf Joseph Kainz. Das war der wesentliche Unterschied der zehn Jahre Burckhard und der zehn Jahre Schlenther. Was Neues versucht wurde, scheiterte an der Inkonsequenz der Durchführung oder am Material. Der alte Besitzstand an klassischen Werken bröckelte mit jedem Sensenhieb ab, den der Tod in die alte Schauspielergarde tat. So entfernte sich das Burgtheater immer weiter von dem Ideal Laubes, jedem Gast aus der Fremde sagen zu können: „Bleibe ein Jahr in Wien, und du wirst im Burgtheater alles sehen, was die deutsche Literatur seit einem Jahrhundert geschaffen; du wirst sehen, was Shakespere uns Deutschen hinterlassen, wirst sehen, was von den romanischen Völkern unsrer Denk- und Sinnesweise angeeignet werden kann."

Was Schlenther nun hinterläßt, ist ein Trümmerfeld mit einigen Säulen aus Zeiten entschwundener Pracht. Von der einzigen Tat Schlenthers, von seinem Schiller-Zyklus, lebt nur noch die Ausstattung, und auch diese wird über kurz oder lang in die Rumpelkammer wandern müssen. Die Kunst der deutlichen Rede, das Wertvollste für das neue Haus, blieb verloren, und ein neuer Darstellungsstil wurde nicht gefunden.

Wird es Berger gelingen, wieder aufzubauen? Wird es ihm gelingen, einen Darstellungsstil heranzubilden, der die Forderungen des klassischen und des modernen Dramas mit den Geboten des Hauses in Einklang bringt? Kurz: wird es ihm gelingen, das Burgtheater wieder zu der Höhe hinanzuführen, auf der es vor einem halben Jahrhundert stand? Jedenfalls bringt er neben einer zehnjährigen Hamburger Theaterpraxis den Glauben an seine Sendung und an die Möglichkeit einer neuen Blütezeit des Burgtheaters mit und jene Begeisterung, die vor den häßlichen Begleiterscheinungen einer Bühnenführung nicht zurückschreckt. „Ihr werdet mir freilich sagen, daß es mit dem ganzen Theaterwesen nichts als Dreck ist — denn ihr habt tief genug hinter den Vorhang geblickt —, und daß ich daher wohl



Digitized by Google

tun würde, den ganzen Bettel so bald als möglich fahren zu lassen; aber ich werde euch zur Antwort geben: die Schanze, die ein tüchtiger General verteidigt, ist auch Dreck, aber er darf sie doch nicht schimpflich im Stiche lassen, wenn er nicht seine eigne Ehre in den Dreck treten will." Das sind Worte Goethes, das ist Goethescher Geist. So aber dachte auch Laube. Man sagt, daß auch Berger so denke. Also: Glückauf zum Werk!

Theodor Antropp

## Berliner Theater

Was eine Weile unterbrochen war, ja, was wohl ganz und gar abhanden gekommen zu sein schien, das findet sich nun allmählich wieder ein: eine gute Tradition, eine allgemeine, leidlich befriedigende Durchschnittshöhe für das tüchtige, geschickt gebaute und bühnenwirksame Theaterstück. Wir wollen uns der Wendung freuen, nachdem die Gattung allzulange unter überspannten oder engsinnigen artistischen Forderungen einer manchmal schon Papier gewordenen, rein literarischen Ästhetik hat zurückstehen müssen; wir wollen nun aber auch von vornherein sorgsam auf der Hut sein, daß sich in dem veränderten Klima der Dramatik nicht etwa die Unterschiede zwischen Bühnendichter und Bühnenschriftsteller zugunsten des Handwerkers verschieben. So nötig uns eine Hebung des allgemeinen dramatischen Kulturniveaus sein mag, das Genie kann uns auch in der Dramatik, der realsten und praktischsten aller Dichtgattungen, kein noch so erfreulicher Hochstand mittlerer Begabungen ersetzen. Ein warnendes Schulbeispiel für die Verwechslungen, Verirrungen und Enttäuschungen, die uns da drohen, liegt vor in dem dreiaktigen Renaissancedrama „Don Juans letztes Abenteuer" von Otto Anthes, das man in Wien bei seiner Erstaufführung mit fast ungeteilter Begeisterung, in Berlin, nach der Aufführung im Neuen Theater, mit geflissentlicher Kühle und Gleichgültigkeit aufnahm. Dort hatte allzu ausschließlich der praktische Theatersinn, hier allzu isoliert die rein literarisch-ästhetische Kritik das entscheidende Wort. Ein zutreffendes Urteil über das Stück, ein Urteil, das zugleich der Bedeutung seiner Art für unsre gegenwärtige dramatische Gesamtkultur gerecht wird, ist nur aus der Vereinigung beider Betrachtungsweisen zu gewinnen.

Ich habe mit dem Stück eine merkwürdige Erfahrung gemacht. Ich sah es auf der Bühne erst, nachdem ich es ein paar Tage vorher gelesen hatte (Buchausgabe bei Egon Fleischel & Co., Berlin). Da war ich dann erstaunt, wie manches, was ich beim Lesen für abstrakt oder gar tot gehalten hatte, auf der Bühne zu leben begann. Ganze Satzreihen, ganze Dialogstellen, die sich im Buche nur mühsam, wie auf Krücken, fortzuschleppen schienen, hatten da plötzlich gelernt, sich natürlich und munter auf eignen Füßen zu bewegen. Das erstaunlichste aber war, daß die auf dem Papiere fast peinlich klare und durchsichtige Handlung, wohl disponiert wie sie war, auf der Bühne Brechungen, Lücken und Ausbiegungen gewann, die für den dramatischen Gesamteindruck höchst wohltuend wirkten. Da sah man denn, daß dies Drama ohne literarische Durchgangsstation gleich auf die Bühne hin gesehen, aus dem Gefühl des Theaters heraus gearbeitet war. Genau ge-



Digitized by Google

nommen regt sich dieses Theaterblut schon im Titel. „Don Juans letztes Abenteuer“: da haben wir bereits eine richtige dramatisch programmatische Antithese. Don Juan, der prädestinierte Held der Abenteuer, erlebt sein letztes; das kann doch nichts andres heißen, als ihn erreicht sein Schicksal, und zwar ein Schicksal, das sich aus der Art seines eigensten Lebens und Treibens heraus entwirkt, das ihn mit denselben Waffen schlägt, die ihm so oft den Sieg verschafft haben. Dies Thema wird denn auch ohne Um- und Abschweife mit löblicher Sachlichkeit abgehandelt.

Halb aus eingefleischter Gewohnheit, halb aus Trotz gegen die Gesellschaft, die anfängt, den Fünfundvierzigjährigen für harmlos und ungefährlich zu halten, macht sich Giovanni auf einem öffentlichen Ball an Cornelia Mattoni, die verlobte Braut seines abwesenden Freundes Francesco, heran. Der Ehrgeiz des Handwerks ist herausgefordert; er umspinnt sie mit all seinen gewohnten Märchen und Verführungskünsten, und er findet „eine bereite und großäugige Einbildungskraft“ bei ihr, die ihm wie ein neugieriges Kind entgegenspringt. Diese freie Kühnheit einer weltfrohen Hingebung reizt ihn mehr und mehr; aus der Leidenschaft der Sinne, die sich von dem willigen Kinde bald das Letzte erobert, wird Liebe, die sich nichts sehnlicher wünscht, als ihr ganzes vergangenes Leben zurücknehmen zu können, um es Cornelien frisch und unverbraucht entgegenzutragen. Aber wie für diesen verspäteten Wunsch keine Erfüllung, so gibt es für das verspätete Gefühl, das durch die Vergangenheit des skrupellosen Verführers Lügen gestraft wird, bei Cornelia Mattoni keine Erwiderung. Sie ist das willenlose, wie unter einem unentrinnbaren Suggestionsbann stehende Opfer seiner Sinnenkünste — dem heißer und heißer werbenden Rufe seines Herzens antwortet sie nicht. Er weiß sich für dieses Leid der Verschmähung keine edlere Rache, als sie weiter und weiter herabzuziehen, das Bild seiner Liebe stückweise zu zertrümmern, indem er sie erst sich selber ausliefert, dann auch vor seinen Freunden und Gefährten prostituiert. Es hilft ihm nichts: aus dem Rausch des Mädchens wird kein Gefühl, ihre Liebe gehört dem fernen Bräutigam. Da greift er zu dem letzten Mittel einer Verzweiflungstat. Er selbst lädt durch einen Brief den Bräutigam zu der Orgie, die er im Kreise seiner Freunde mit Cornelia als Götzenpriesterin feiert. Vielleicht, wenn sie so zwischen ihn und Francesco gestellt wird, wenn der letzte Schleier reißt, den sie vors Gesicht zieht, wenn das grelle Aufflammen der Erkenntnis ihre Seele trifft, vielleicht entscheidet sie sich dann doch für ihn, für Giovanni. Doch das Gegenteil tritt ein. Francescos bloßes Erscheinen löst den Zauberbann. Mit dem Ruf: „Ich liebe dich! Schütze, rette mich, mein Einziger!“ wirft sie sich dem Geliebten vor die Füße, damit beantwortet sie alle seine Vorwürfe und Schimpfreden. Da erkennt Giovanni das Nutzlose seiner Hoffnung. Er rennt sich das Messer in die Brust: „Wozu der Lärm? Es ist alles geschehen, was nötig war“, findet aber doch noch Atem genug, den beiden trotz Gram und Groll wieder Vereinten gute Lehren mit auf den Weg zu geben, wie das zersprungene Gefäß der Liebe und Unschuld zu kitten sei. Dann wandelt er durch das Tor



Digitized by Google

seiner ersten wahren Liebe aus einem verlorenen Leben hinüber in das süße Land des Todes.

Das gibt ein sicher in sich selber ruhendes Theaterstück, voll kräftiger Wendungen, anschaulicher Situationen, bewegter Bilder, nicht ohne Spannung und Steigerung, seines Weges bewußt, seines Zieles sicher. Auch an allerlei guten poetischen Dekorierungen fehlt es nicht, und zwei Nebenfiguren, ein halb resigniertes, halb noch immer nachglühendes Opfer und Denkmal und ein verjüngtes, geläutertes Spiegelbild der ungebrochenen Liebeskraft Giovannis, gewinnen in knappem Rahmen ein selbständiges, überzeugendes Leben. Genug, die Bühne als veredelter Schau- und Unterhaltungsapparat findet all ihre berechtigten Forderungen erfüllt.

Ein dramatisches Kunstwerk aber, eine Bühnendichtung sieht anders aus. Um gleich das Entscheidende zu nennen: Wo ist die psychologisch-dramatische Entwicklung der Charaktere? Sowohl Giovanni wie Cornelia tragen ihr Sein und Wesen wie auf einem Plakat in riesengroßen Buchstaben vor sich her. Zumal Giovanni wird aus einem tätigen Virtuosen zu einem redseligen Scholasten der Liebe. Er weiß erschreckend genau über sich Bescheid und fügt das in wohltemperierte Worte und Sätze, die für das „Verständnis" des Zuhörers ebenso bequem wie für die Lebenswahrheit der Dichtung und des Charakters bloßstellend sind. Trotz dieser ausgiebigen Selbsterläuterung steht nicht ein ganzer Mensch, nicht der von Lebensübermut, Stolz, Trotz und Verwegenheit überschäumende Don Juan, sondern nur ein ärmlicher Splitter von ihm vor uns. Je weiter sich dieser Wortheld in Allgemeinheiten verliert, desto mehr zerbröckelt er sich selbst. Weder erleben wir mit, wie aus Giovannis Sinnendrang Liebe, noch, wie und weshalb aus Corneliens Rausch und Hingebung kein Herzensgefühl wird. All der phraseologischen und stilistischen Entgleisungen auch nur mit einem Wort zu gedenken, wäre kleinlich gegenüber einem Drama, das als Zeit der Handlung „Wann ihr wollt" und als Ort „Venedig oder sonst eine Stadt mit Gondeln und schönen Frauen" angibt, wenn dies Drama nur einen überzeugenden Stimmungsstil und einen keimkräftigen Lebensgrund hätte. Es fehlt ihm nicht an äußerlichem Kolorit, doch desto empfindlicher an aller von innen heraus leuchtenden Lebensfarbe. Und was eng damit zusammenhängt: es fehlt ihm an der mutigen Entschlossenheit tragischer Konsequenz. Don Juans letztes Liebchen entwischen zu lassen, ja sogar ihr noch eine Brücke in ein stilles, sonniges Leben mit ihrem Francesco zu bauen, ist eine noch fatalere Schwächlichkeit, als diesen erhabenen Wüstling, diesen „bösen Geist der Liebe", diesen Baalspriester der Schamlosigkeit mit einem sentimentalen Seufzer auf den Lippen sterben zu lassen. Der Kreis, den hier ein unverkennbar ernst an sich arbeitender, unverkennbar dramatisch begabter Schriftsteller betrat, ist zu groß, als daß er ihn umspannen und erfüllen könnte. Ein Segment daraus nach Maßgabe des Talents herauszuschneiden, geht nicht an. Entweder — oder! Anthes wird wachsen mit seinen engeren Kreisen und seinen bescheidneren Zwecken.

Friedrich Düsel



Digitized by Google

## Ein deutsches Nationaltheater für Posen?

Im Anschluß an den Aufsatz im ersten Septemberheft 1909 möchte ich die Aufmerksamkeit auf eine Denkschrift von Gustav Richter: „Ein deutsches Nationaltheater für Posen“ lenken, die im Verlage von Leon Sluzewski in Posen erschienen ist.

Richter weist auf die Tatsache hin, daß sich die Stadt Posen entschlossen hat, mit Hilfe des Staates einen mit ungefähr zwei Millionen Mark veranschlagten Theaterbau zu errichten, der allen Anforderungen der Neuzeit entsprechen und seine Kulturaufgabe als Pflegestätte deutschen Geisteslebens in der Ostmark erfüllen soll. Dazu wird allerdings ein jährlicher Theateretat notwendig sein, den die ungefähr 60 000 Deutschen Posens selbst bei der größten Opferwilligkeit nicht aufbringen können. Richter fordert daher, daß Krone, Staat, Provinz und Stadt das neue Theater gemeinsam subventionieren sollen und dieses zu einem „Deutschen Nationaltheater“, mit Oper, Schauspiel und großen Festspielen, ausgestaltet werde. Der Gesamtetat aber, den er hierfür aussetzt, läßt es fast zweifelhaft erscheinen, ob es ihm mit dem Gedanken einer Nationalbühne in unserm Sinne überhaupt ernst sei. Seine Auffassung von der künstlerischen Aufgabe der Nationalbühne ist doch gar zu bescheiden.

Wir unserseits schlagen statt eines deutschen Nationaltheaters eine *preußische Landesbühne* vor. Der preußische Staat möge das Theater erwerben oder als Pächter auftreten, selbst die Regie übernehmen und die geeigneten Persönlichkeiten an die Spitze des Instituts stellen, um es wirklich zu einer Schaubühne von nationaler Bedeutung zu machen.

Mit Recht sagt Richter in seiner Schrift, daß die wirtschaftliche Stärkung des Deutschtums zwar die erste Grundlage für den Erfolg unsrer Ostmarkenpolitik sein muß, „daß aber sowohl der preußische Staat als das Deutschtum überhaupt die höchsten Rechtstitel auf den Besitz der Ostmark erst erwerben, wenn sie sich die kulturelle Hebung der Ostmark nicht weniger angelegen sein lassen“. „Wir haben dort die Mission einer überlegenen geistigen Kultur zu erfüllen, und zwar um so mehr, weil in dieser Hinsicht lange Zeit viel versäumt ist. — Nicht das Schicksal der Akademie, hat Professor Eugen Kuhnemann einmal geurteilt, wird entscheidend sein für das Schicksal des geistigen Lebens in Posen, sondern die Zukunft des deutschen Theaters.“

Auf einen Punkt, den Richter nicht hervorgehoben hat, möchte ich noch besonders hinweisen, nämlich auf die Betätigung der Landesbühne als *Volkstheater* im besten Sinne des Wortes. Die Volksschauspiele, wie sie in Hamburg bereits mit staatlicher Unterstützung gepflegt werden, könnten dort in idealer Weise verwirklicht werden. Gerade in einer Stadt wie Posen, wo die nationalen und konfessionellen Gegensätze mehr als anderswo eines vermittelnden und versöhnenden Geistes bedürfen, könnten solche Volksschauspiele sehr segensreich wirken.

1912 werden wir die 200jährige Wiederkehr vom Geburtstage des großen Königs begehen. Hier ist für den preußischen Staat eine Gelegenheit, ihm ein würdiges geistiges Denkmal zu errichten.

Sch.-B.



Digitized by Google

## Aus dem Musikleben der Gegenwart

Unter diesem Titel hat Leopold Schmidt seine kritischen Aufsätze aus dem letzten Jahrzehnt seiner musikschriftstellerischen Tätigkeit zu einem stattlichen Band vereinigt. Der Verfasser gehört zu den regelmäßigen Mitarbeitern des Kunstwarts, wir wollen ihn also, unsrer Gepflogenheit treu, nicht beurteilen. Zudem ist sein öffentlicher Charakter genugsam bekannt, seine Mittelstellung zwischen den Parteien, zwischen den älteren Meistern, denen sein Herz gehört, und den Modernen, deren Sturmschritt er mit bedächtigem Wohlwollen folgt. Es genügt hier, unsern Lesern das Erscheinen des Buches (Verlag A. Hofmann & Co. in Berlin) anzuzeigen.

Einige Feststellungen des vielerfahrenen Musikers hervorzuheben kann ich mir aber nicht versagen. Zu den Unzufriedenen gehört er nicht. „Nie vorher ist so viel gute Musik öffentlich zur Ausführung gelangt, niemals früher sind die Meisterwerke der Tonkunst so häufig und so leicht breiteren Massen zugänglich gemacht worden.“ Die Schuld an der Überfülle der Konzerte mißt Schmidt nicht den Agenturen zu. „Der Vorteil des Wegbahnens kommt freilich dem Stümper und dem Genie zustatten. Wie die Verhältnisse liegen, glaube ich indessen, daß auch die Unbequemlichkeit die Ehrgeizigen nicht abschrecken würde. Viel gerechter wohl trifft die Konservatorien der Vorwurf, ganze Generationen heranzubilden, die zwischen Dilettantismus und Künstlertum steckenbleiben. Solange die musikalische Erziehung nicht vorwiegend auf das Musizieren im Hause und zur eigenen Erbauung, sondern ausschließlich auf praktische Ziele gerichtet wird, ist das Drängen an die Öffentlichkeit eine unausbleibliche Folge.“ „Ein Musikkonsum, wie ihn die Gegenwart aufweist, ist nicht normal, er profaniert den Kunstgenuß und entwertet die Stelle, die er in unserm Leben haben sollte.“ „Das viele Hören, die Kenntnisnahme des Alltäglichen, auch des Minderwertigen, stimmt milde und macht erst recht dankbar für alles, was nach irgendeiner Richtung hin das Durchschnittsmaß überragt. Gerade wer nur dem Großen gelegentlich sich hingibt, ist absprechend gegen das Kleine. Umgekehrt lehrt das Ringen, selbst das vergebliche, erst die Schwierigkeiten einer Kunst und was es heißt, sie zu überwinden, so recht erkennen. Mir wenigstens geht es so, daß ich das Schöne intensiver empfinde, und selbst den Willen dazu nicht leicht übersehe, je schärfer ich das irgendwie Bedeutsame gegen die erdrückende Masse des Unzulänglichen abzugrenzen habe.“ „Was Deutschlands musikalische Verhältnisse so schwierig gemacht hat, ist das Fehlen des »Salons«. Frankreich, mehr noch England kennen ihn. In diesen Ländern bietet der Salon dem (reproduzierenden) Künstler das Feld der Betätigung und die Gelegenheit zum Gelderwerb, und für die größere Öffentlichkeit bleibt, was sich wirklich für sie eignet. Bei uns wird nur zu häufig der Künstler ausgenützt, und vergebens sucht man die durch Stellung und Reichtum ausgezeichneten Familien, die es sich, wie einst die Aristokratie in Österreich, zur Pflicht und zur Ehre rechneten, ihre Häuser zu Heimstätten der Virtuosen, zu einem Nährboden aufstrebender Kunst zu machen. So wird alles, sehr zum Schaden der Gesamtheit, auf den Markt getrieben.“ „In der Seele des Kritikers von Beruf streiten beständig der



Digitized by Google

Nörgler und der Enthusiast. Man ist eben beides, muß es sein. Das bloße Anstaunen nutzt keiner Sache, nicht einmal einer Person. Man muß sich aber auch begeistern können, sonst versteht man das Beste, versteht das nicht, worauf es schließlich ankommt. Der Teufel hole die ganze Zeitungsschreiberei, wenn nicht der Widerhall einer künstlerischen Tat, wie sie ein starker Wille, eine geschlossene Persönlichkeit oder ein glückliches Ungefähr zuwege bringt, kurz der Widerhall eines großen Eindrucks dabei herausspringt. Glückselig die Abende, an denen der Enthusiast das letzte Wort behalten darf." Diese Stichproben mögen genügen, um den Geist zu kennzeichnen, der aus diesen Blättern weht. Das Vorwort, das Richard Strauß zu ihnen geschrieben hat, ist vor einiger Zeit durch die Presse gegangen. Wir dürften es um so eher beiseitelassen, als es sich in seinem Hauptgedanken mit einer älteren Äußerung Straußens über die Aufgabe der Tageskritik (Kw. XVII, 10) deckt. B

## Soldatenlied — Volkslied

Es war auf einer Strecke der sächsischen Eisenbahn. Nachts. Das Licht hatte ich abgeblendet und versuchte zu schlafen. Bremsen, Halten, Weiterfahren in schläfriger Folge. Da, an einem Haltepunkte Stimmengewirr. Die Tür fliegt auf, Stiefelgepolter, ein blitzendes Seitengewehr blank gezogen über mir und ein mich lachend weckendes Soldatengesicht. Dichtgedrängt von heimkehrenden Reservisten der ganze Wagen voll. Eine laute Stimme beginnt ein Lied. Der ganze Chor fällt kräftig ein. Es ist eine Ballade, nicht aus dem Tingeltangel, sondern aus dem Volk, mit modernem Stoff. Von den vielen Versen einer etwa:

„In Hamburg . . . . . leben,
In Samt und in Seide gehüllt,
Zur Mutter kann ich nicht gehen,
Ich bin ja ein Mädchen fürs Geld."

„Ach Mutter, liebe Mutter . . ."

Das andre hab ich nicht behalten. Ein Lied folgt dem andern, der Vorsänger wechselt, Bekanntes und Unbekanntes. Da beginnt einer „Ich hatt einen Kameraden". Schon bei der dritten Zeile ändert sich die Melodie wesentlich. Einen Schulmeister hätte es geärgert. Kaum ist die erste Strophe gesungen, da dröhnt's:

„Gloria! Viktoria!
Gib Herz und Hand
Fürs Vaterland!
Die Vöglein im Walde,
Die sangen gar so schön,
In der Heimat, in der Heimat,
Da gibt's ein Wiedersehn."

Nun singen sie die zweite Strophe: „Eine Kugel kam geflogen." Das „Gloria Viktoria!" stampft über die Gefallenen hinweg, wieder singen die Vögelein, unbekümmert um Blut und Leichen, wieder dieser Schluß mit der Heimat. Die letzte Strophe:

„Will mir die Hand noch geben,
Dieweil ich eben lad,
Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib du im ewgen Leben
Mein guter Kamerad.
Gloria, Viktoria!
Gib Herz und Hand
Fürs Vaterland!
Die Vöglein im Walde,
Die sangen gar so schön,
In der Heimat, in der Heimat,
Da gibt's ein Wiedersehn."

Jetzt tritt eine Pause ein. Die müder Gewordenen sprechen über



Digitized by Google

dies und jenes, einige beginnen einzunicken. Noch ein paarmal stimmt der Vorsänger an, man singt wieder mit. Dann wird's ruhiger. Der Zug rollt. Gebüsch und Baum rauschen neben ihm. Einer der Sänger steht am Fenster, drückt seine Stirn an die Scheibe und beginnt noch einmal halb unbewußt, leise jenen Refrain. Er muß den Leuten gefallen, einer nach dem andern stimmt leise ein: „Die Vöglein im Walde, Die sangen gar so schön . . ."

Nicht auf Kommando, nicht für die Schule — frei sangen sich die Leute aus. Es sang in ihnen und darum sangen sie und schämten sich nicht. Vor einem „Publikum" hätte keiner von ihnen dies so gesungen.

Also: es dichtet noch immer im Volk. Wo so gesungen wird, da ist „Volk" und sei es ein Nachen voller Fürsten und Fürstinnen. Denn da klingt bei Generälen und Gemeinen, in Kirche, Bauernstube und Salon dieselbe Saite. Aber während wir bei den Gebildeten so oft eine bloße Hingabe an den Zauber dieser Worte und Töne fanden, bei diesen Soldaten war's ein Weiterschaffen, war's lebendiges, werdendes Volkslied!

Kann man dieses Volkslied pflegen, darf man es pflegen? Ich besann mich, wo ich es bisher gehört hatte. In der Heide, wenn die Schulkinder vom Kartoffelernten heimfuhren, in einer Fabrik, wo Frauen und schulentlassene Mädchen bei der Arbeit sangen, bei den Soldaten, und einmal in stiller Sommernacht, wo eine tiefe rätselhafte Stimme vor unsichtbaren Zuhörern sang.

Den Grund legt allemal die Schule. Ein sangesfroher Lehrer, dem das Herz dabei warm wird und der es versteht zu lehren, ohne daß die Kinder es merken, der es bei Ausflügen oder beim Handarbeitsunterricht selber anstimmt. Wer zur rechten Zeit das rechte Lied zu finden weiß, der ist der rechte Mann. Von ihm lernen's auch die jungen Mütter.

Ein anderer, jetzt leider ausgestorbener Lehrmeister war der Postillon. Auch die Turmbläser waren welche, die es nur noch vereinzelt gibt. Hier muß ich einen Freund erwähnen, der allabendlich mit seinem Horn in sein stilles Tal hineinbläst, wo die Leute vor den Häusern sitzen und lauschen. Er hat schon manche Melodien wieder eingebürgert.

Schließlich denke ich an die Militärmusik. Wo bleiben die Volkslieder im Felde, im Lager, beim Marsche, bei Gartenkonzerten?

Ob nicht der Herr Kapellmeister einmal von seinen Soldaten etwas lernen könnte? — G. Langen

## Talmimusik

Mir kamen kürzlich einige Musikbeilagen der „Deutschen Frauenzeitung" in die Hände. Gassenhauer? Nein, es ist ja „Frauenmusik". Also dafür „innige", „gefühlstiefe" und „sinnige" Musik. Doch die Namen der Tonstücke, aber auch die der Komponisten reden mehr: „Sprache der Liebe", Lied von Arnemann, „Ich will dich auf den Händen tragen", op. 7 von Fölber, „Großes Hochzeitspotpourri" von Léon Jessel, „Ein Hoch der deutschen Frauenzeitung zum 20. Jahrgang" von Otto Ludwig, „Cäcilia-Gavotte", „Fesche Dirndl" usw. Auch Programmusik wird den Lesern der „Deutschen Frauenzeitung" geboten: „Großmütterchen träumt . . ." Einleitung: Adagio, dazu in Klammern „Großmütter-



Digitized by Google

chen träumt", dann kommt ein flotter Walzer mit zahlreichen programmatischen Erläuterungen. „Kunstgenuß und helfendes Wort!"

Gegen die Räuberromane und Mordgeschichten ziehen wir zu Felde. Steht derlei höher? Ist es nicht noch gefährlicher, weil sich das alles „Hausmusik" nennt? Zweiundzwanzig Jahre erscheint schon die „Deutsche Frauenzeitung", und ebenso viele Jahre hat sie ihren Lesern solche Kost gegeben. Aber die Sache hat auch noch eine allgemeinere Bedeutung. Geht es so fort, wie lange wird es dann dauern, bis die Namen R. Eilenberg, Léon Jessel, Alban Förster, Gänsschals, Wenzel und wie die Größen alle heißen mögen, wirklich Vertreter unsrer Salonmusik, das heißt Hausmusik sind? Als einer Musik nämlich, die geschminkt, unrein und unlauter ist, die sich Empfindungen und Gefühle vorgaukelt, vortänzelt und vorhimmelt, die den Menschen in seinem innersten Selbst zum Schwindel macht und ihn verweichlicht. Unsrer Kunst oberster Grundsatz ist aber Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit. Mit Recht betonte neulich wieder Paul Zschorlich in der „Hilfe", daß wir Musik nicht erst vom doppelten Kontrapunkt an gelten lassen dürften, daß auch der Gassenhauer sein psychologisches Recht hat. Gewiß, wir wollen gar nicht, daß jedermann bis zum „Parsifal", zur Neunten und zu Beethovens letzten Quartetten und Sonaten kommt, da wäre doch der Nutzen kleiner als der Schaden. Aber wir wollen, daß alle Musik in ihrem Wesen wirklich Musik sei, daß sie „wahr, klar und erfreulich ausdrücke was i s t". Jene Hausmusik aber ist überhaupt keine Musik mehr, bei ihr gibt es eben nichts, um „auszudrücken, was i s t", da all ihr „Gefühl" Produkt des Verstandes und so als Gabe des Gefühls nur Talmi ist.

## Aus Dürers Werkstatt

Bildende Kunst

Es wird mir immer deutlich in Erinnerung bleiben, wie ich einst in München zum ersten Male die Musik zu Glucks „Alceste" kennen lernte. Plötzlich hörte ich im Orakelmotiv dieser Oper die bekannten Töne des steinernen Gastes aus der Kirchhofszene des Don Juan heraus. Es war ein Schrecken. Stets ist man geneigt, wenn man Spuren andrer Schöpfungen bei einem Meister begegnet, sie zunächst einmal auf sein Minuskonto zu schreiben.

Ähnlich ging es mir im ersten Augenblicke, als ich jüngst Dürers „Ritter, Tod und Teufel" vor mir hängen hatte und plötzlich sah, daß ich dieses Pferd des Ritters, dieses eigentümlich die Beine hebende Tier, auch außerhalb der Dürerschen Schöpfungen kennen mußte. Deutlich stieg vor meiner Erinnerung das Bild jenes trotzigen Rosses vom Colleoni-Denkmal zu Venedig auf. In der Tat, auffällige Züge weisen darauf hin, daß wir hier eine Studie Dürers nach dem Pferde des Verrocchio vor uns haben. Wir sehen dieselbe eigentümliche hochgewölbte Halslinie, gegen die mit fest zurückgedrückter Stirn das Profil des dünn-muskeligen Kopfes ansetzt; wir sehen dieselben scharfen Falten am Halse, dieselbe seltsam spitze Schnauze, dieselbe Haltung der Vorderbeine. Sogar der Busch, der zwischen den Ohren des Pferdes die eigentümlich stolze Linie seiner Kopfhaltung noch erhöht, ist bei Dürer vorhanden, charakteristischerweise umgebildet zum Strauß aus Eichenblättern.

Und wenn wir das Detail be-



Digitized by Google

trachten, so finden wir alles stilisiert: die Mähne flächig geschlossen, das Fell nur wenig angedeutet, ganz im Gegensatz zum naturalistischen Klepper des Todes auf demselben Blatte. Alles monumental.

Wir können uns ohne weiteres vorstellen, daß hier nicht eine Studie nach der Natur, sondern die Studie nach einem Bronzepferde Vorbild gewesen ist, und nun wir das Roß erkennen, glauben wir auch noch in den scharfen sehnigen Zügen des Reiters, die so eigene Doppelfalten von Nase zu Mund zeigen, einen Anklang an den Typus des Colleoni nachklingen zu sehen.

Wenn ich das hier ausführe, kommt es mir dabei nicht darauf an, diese Beobachtung als Entdeckung zu proklamieren; höchst wahrscheinlich ist sie kunstgeschichtlich längst irgendwo gemacht worden. Mich interessieren lediglich einige Erwägungen, die sich daran anknüpfen. Wenn man in Verfolg dieser Beobachtung den Spuren der Studien nachgeht, die Dürer von Pferden gemacht hat, so ergeben sich daraus besonders deutliche Einblicke in das Wesen künstlerischen Stilisierens.

In allen Pferdedarstellungen, die vor dem Jahre 1504, also vor der authentischen Italienreise des Künstlers liegen, ist Dürer vollständig bei der Naturstudie stehengeblieben.

In den meisten Blättern bleibt das allerdings völlig im Einklang mit den anspruchslosen dargestellten Szenen, aber auch wo das Thema monumentaler Natur wird, wie beispielsweise in den „Apokalyptischen Reitern", erstreckt sich die Monumentalisierung des Ausdrucks nicht mit auf das Pferd, — es bleibt ein zahmer deutscher Gaul.

Bezeichnend für die Art, wie Dürer vor seiner Italienreise das Wesen des Pferdes auffaßt, ist die Studie zu unserm Ritter vom Jahre 1498; — bezeichnend für die Art, wie er die Bewegung des Pferdes charakterisiert, der Reiter von 1502. Beides sind echt deutsche Tiere.

Diese beiden Blätter muß man mit dem Stich vom „Ritter, Tod und Teufel" (1513) vergleichen, um zu sehen, wie sich sowohl das Wesen des Pferdes als auch die Art seiner Bewegung völlig im Sinne einer Stilisierung umwandelt. Dabei zeigen die beiden Blätter aus der Mailänder Ambrosiana mit erhöhtem Nachdruck, daß es der Colleoni war, der zwischen jene Studie von 1498 und das fertige Blatt trat.

Innerlich hat sich diese Studie, trotzdem sie sofort die Erinnerung an das schließliche Werk vor Augen ruft, völlig verwandelt. Der breite behäbige Kopf des deutschen Pferdes wird zur temperamentvollen Physiognomie des nervösen Rassetieres; das Verhältnis von Kopf zu Hals wird, um die Wucht des mächtigen Leibes zu erhöhen, der Natur entgegen umgebildet, ähnlich wie das bei der Stilisierung der Menschenfigur zu geschehen pflegt. Vor allem aber wird die Konturlinie des Körpers zu strengen Zügen vereinfacht: alle die kleinen weichen Buchtungen der Silhouette fallen fort oder werden straffer gezogen, nichts mehr von dem bewegten Linienspiel, das im Reiter von 1502 sich kaum genug tun kann an schwellender Lebendigkeit; groß wird alles, massig und breit.

Sehr interessant ist es, auf den beiden im ersten Augenblick fast gleich erscheinenden Mailänder Blättern diese Arbeit des Zu-



Digitized by Google

sammenschließens aller Linien zu verfolgen. Vielleicht ist der nach links reitende Ritter eine Pause über dem nach rechts gewandten (der nur im Tuschton ausgesparte und doch dem andern völlig gleiche Hund läßt darauf schließen). Bei diesem Pausen hat Dürer durch kaum merkliche Veränderungen die Wucht der Erscheinung des Rosses noch zu steigern versucht. Man vergleiche beispielsweise die Vereinfachung in der Korrektur der vorderen Brustlinie und der hinteren Schenkellinie, die im Stich beibehalten ist, man vergleiche, wie die Bewegung des rechten Hinterbeins dem Rhythmus der Linien eingepaßt wird, — vor allem aber beobachte man, wie der Meister ein feines Netz rechtwinkliger Linienzüge über den Pferdeleib gezeichnet hat und nun die markanten Punkte der Silhouette diesem strengen Rechteck einpaßt.

Alles geht bewußt auf ein Zusammenschließen der Formen aus.

Und was Dürer hier im Anschluß an das Werk eines andern großen Meisters studiert und gelernt hat, das ist ihm später als selbstverständliche Auffassung frei entflossen. Wenn man beispielsweise die Pferde vom Triumphzug des Kaisers Maximilian (Studien von 1518) mit den früheren Tieren Dürers, etwa mit dem Beispiel von 1502 vergleicht, wird man überall die repräsentative Majestät jenes stilisierten italienischen Bronzepferdes durch die Auffassung durchschimmern sehen.

Wenn man das alles beobachtet, wird die Frage eigentlich müßig, ob dieser fremde Einfluß den selbständigen Wert der Dürerschen Leistung herabmindert. Zwar handelt es sich hier nicht um einen Fall, wie der einst im Kunstwart (XVI, 13) besprochene Fall Thoma-Flandrin, wo ein zufälliges Mittelglied, wie Thoma nachwies, den Anklang erzeugte, sondern: Dürer ist bei einem Teil der Mittel, welche die Monumentalität seines Werkes ausmachen, einem andern Kunstwerke tributpflichtig geworden.

Und trotzdem ist ein völlig selbständiges Werk daraus gewachsen, denn die inneren Werte deutet Dürer trotz äußerer Anlehnung völlig um. Er übernimmt nicht den in der Haltung des Colleoni so überzeugend hervortretenden Ausdruck südlichen Temperamentes, sondern macht statt dessen den ruhigen charakterfesten deutschen Ritter; kurz, das italienische Urbild wird ganz von selber zu etwas deutschem, und deshalb ist die Art, wie hier ein Künstler frisch und ursprünglich einem begeisternden Eindruck, den er durch ein Kunstwerk empfangen hat, nachgibt, der ängstlichen kranken Unabhängigkeitssucht mancher Künstler unsrer Tage, die alle starken Eindrücke andrer Kunstwerke scheu vermeiden möchten, sehr lehrreich gegenüberzustellen. Ist der Künstler stark genug, braucht er sich selbst davor nicht zu fürchten, solchen Einfluß offensichtlich zu zeigen.

Daß Dürer gerade diesen Eindruck besonders stark empfunden haben muß, scheint mir sehr charakteristisch zu sein. Man mag sich nur einmal klarmachen, was für ihn der Anblick des Colleoni bedeutet haben muß. Zu fast allen übrigen Eindrücken, die ihn in Venedig erwarteten, führten doch, so anders sie sein mochten, gewisse Brücken für ihn herüber; für die Wirkung dieses ehernen Denkmals aber gab es für ihn nicht die geringste Vorbereitung auf deutschem Boden. Das Pferd spielt in der monumentalen Kunst Deutschlands so gut wie keine Rolle.



Digitized by Google

Dürer selbst ist aber schon 1498 bei seinen Apokalyptischen Reitern vor das Problem seiner monumentalen Gestaltung gestellt worden. Er kannte also die Aufgabe aus eigener Erfahrung, und dadurch war vielleicht sein Blick für die Erkenntnis geschärft, daß die Großartigkeit dieses Bronzereiters in der Stilisierung seiner Formen liegt. Er mag dieses Stilisieren am Original studiert haben und unter dem unmittelbaren Eindruck, daß dieser kühne Reiter dort sich vor Tod und Teufel nicht fürchtet, mag der Gedanke entstanden sein zu Dürers wundervollem Blatt.

So zeugt die Kraft eines genialen Werkes in einem genialen Betrachter weiter, ohne ihn zu unterjochen.

Es ist ein hübscher Zufall, daß Dürer diese Anleihe, die er aus italienischer Kunst machte, sozusagen rückbezahlte durch eine Anleihe, die der gefeiertste seiner italienischen Zeit- und Kunstgenossen bei ihm selber machte. Raffael, der seiner Dürer-Bewunderung bekanntlich mehrfach Ausdruck gab, benutzte zu einem seiner berühmtesten Gemälde, der „Kreuzschleppung", das Blatt aus Dürers Großer Passion, das diesen Vorgang darstellt. Er zeigte dadurch, wie hoch er den deutschen Meister einschätzte, dessen Komposition ihm augenscheinlich als typische Lösung des Gruppierungsproblems dieser Szene erschien.

Und noch eines scheint mir in diesem Zusammenhang beachtenswert, weil es ein Licht wirft auf das Wesen künstlerischer Werte.

Es ist nicht unwichtig, daß in einem solchen Falle, wo wir bei großen selbständigen Künstlern eine Abhängigkeit von früher Geschaffenem erkennen, es sich nicht handelt um Kleinigkeiten, sondern um ausschlaggebende Züge. Würden wir sehen, daß irgendeine Kleinigkeit kopierend herübergenommen ist in das Werk eines Meisters, so würden wir das ärgerliche Gefühl haben: das hätte er schließlich auch selber erfinden können. Hier aber handelt es sich um Haupteffekte. Das Motiv des steinernen Gastes, das unerschütterliche Pferd des Reiters, die Komposition der Kreuztragung sind die Kernpunkte des betreffenden Kunsteindruckes. In nebensächlichen kleinen Effekten sich abhängig zeigen, ist sicherlich stets Zeichen von Schwäche, wenn aber ein Ritter aus Genieland dem Großen gegenüber sagen kann, das ist in seiner Art so vollkommen, daß ich nicht weiß, wie sich's überbieten läßt, so kann das ein Zeichen innerer Freiheit sein. Gerade im Gebiete des Monumentalen werden in allen Künsten die Ausdrucksmöglichkeiten immer enger und enger. Wo auf tändelndem und dekorativem Gebiete tausend Möglichkeiten schlummern, gibt es im Monumentalen vielleicht nur eine einzige, die restlos in ihrer Einfachheit das ausdrückt, was man will. Und deshalb wird man stets finden, daß das Monumentale weniger veränderlich erscheint, als jede andre Nuance der Kunst.

Es ist kein Zufall, daß es ein monumentales Tonmotiv, eine monumentale Komposition und eine monumentale Naturstilisierung ist, was, wie wir gesehen, von einem Künstler zum andern überging.

Und so wird für denjenigen, der mit uns hinter Dürers Ritter den Colleoni sieht, ein neuer Reiz in das Blatt hereingekommen sein.

Fritz Schumacher



Digitized by Google

Angewandte Kunst

## „Gefährliche Ästhetik"

Der „Bund der Industriellen" ist auf etwas hineingefallen, auf das ein Bund von so gescheiten Leuten nicht hineinfallen sollte. Die Dachpappenfabrikanten sind um ihre Geschäfte besorgt, weil einige Regierungen nicht mehr in der bisherigen Weise gegen das Stroh- oder Schilfdach in jederlei Gestalt und unter allen Umständen losgehn. Also petitionieren sie an das preußische Abgeordnetenhaus: „Dem deutschen Volk muß die Dachpappe erhalten werden!" Das ist nur ihre Sache. Wie aber ließ sich der „Bund der Industriellen" dazu verleiten, durch sein Eintreten für die Herren ein gerüttelt Maß von unfreiwilliger Komik auch für sich zu bestellen?

Besagtes Rundschreiben handelt von „gefährlicher Ästhetik" — bei dem Worte „Ästhetik" ist ja zu hoffen, daß der deutsche Staatsbürger von der Majorität nicht wisse, was es besagt, und daß er deshalb an etwas möglichst Unpraktisches denkt. Nun aber: Es sei eine „ephemere Mode", die jetzt für das Schilf- und Strohdach eintritt. Für das Strohdach, das soundso viele Jahrhunderte lang unangefochten gelebt hat! Dann wird natürlich die Brandgefahr bengalisch beleuchtet. Als wenn nicht erstens nachgewiesen wäre, daß diese Brandgefahr im Interesse der Bedachungsindustrien geflissentlich übertrieben worden ist (es gibt bekanntlich zu vielen Tausenden jahrhundertalte Bauernhäuser unter Strohdächern), und als wenn nicht, zweitens, jetzt das imprägnierte Strohdach empfohlen würde. Mit keinem Wort aber werden die praktischen Vorzüge des Strohdachs gestreift: Die Tatsache, daß man's unter ihm im Winter wärmer, im Sommer kühler hat, während man unter der Dachpappe im Winter klappert und im Sommer brät. Schließlich werden die armen Konsumenten beklagt, die von den „gefährlichen Ästhetikern" tyrannisiert werden sollen; vor allem, meint man, werde ja „die große ausgebreitete Landwirtschaft in schwere Nachteile und Unkosten gestürzt". Was diese betrifft, so enthebt uns weiterer Antwort die Deutlichkeit, mit der das Hauptorgan der „Agrarier", die „Deutsche Tageszeitung", antwortet, indem sie sich vorbehaltlos auf unsre Seite stellt.

So scheint die Gefahr nicht allzu groß, daß unsre Dörfer der Teerpappenbedachungs-Industrie zuliebe allgemein zu „Pappendörfern" werden. Wo das Strohdach nicht hintaugt, dahin gehört zudem vor allem doch wohl das Ziegel- und das Schieferdach.

Heimatpflege

## Busch und Baum an die Ufer!

Wenn vom Frühling noch gar nichts zu sehn und zu hören ist, wenn man nur erst weiß, er kommt, dann soll man an den Baumschutz denken. Denn dann ist die Zeit, in der die Leute beauftragt werden, die zum Baumfällen ausziehn. Jetzt ist die Zeit für dieses Jahr, die äußerste Zeit sogar, da man bei jeder schönen Baumgruppe, bei jedem schönen oder verheißenden Baum in der Landschaft danach forschen sollte, ob er gesichert ist, um, wenn er's nicht ist, jede Möglichkeit zu seiner Sicherung zu versuchen. Es ist noch viel zu wenigen bewußt, daß wir die Schönheit unsrer Heimat durch gar kein Mittel der Welt so pflegen und heben können, wie durch die Erhaltung und Pflanzung geeigneter Bäume an der rechten



Digitized by Google

Stelle. Geschweige denn, daß dies durch irgend etwas mit annähernd so wenig Geld geschehn könnte.

Besonders wichtig ist Baum und Strauch an den Wasserläufen. Für Freunde der Malerei brauche ich nur zu sagen: Corot, und sie erinnern sich eines der Gründe sofort. Aberm Wasser hat der Baum immer freien Raum hinter sich, Luft, und das bedeutet hier Lichtduft. Am Wasser fehlt es ihm an Nahrung nie, überm Wasser kann er seine Krone auch stets auswachsen lassen, so daß sie hier immer schön ist. Wir wollen nicht davon sprechen, aus welchen weiteren Gründen er hier auch in der Nähe stets besonders gut wirkt, wir wollen nur an die Bedeutung von Ufergehölz auch für die fernere Umgebung erinnern. Die liefert die Spaziergänger. Wieviel mehr bietet der Gang am Uferweg, wenn Stämme und Zweige immer wieder Kulissen und Rahmen um Bilder flechten, die nun viel mehr wechseln als sonst, während der Reiz jedes einzelnen durch Stamm und Gerank (wie schon eine schlichte Photographie mit und ohne Baumwerk im Vordergrunde erweist) auf das Höchstmögliche gesteigert wird. Noch gar nicht zu sprechen von der Wichtigkeit solcher Pflanzungen für die Vogelwelt, die der Landschaft den Gesang gibt. Dann aber: Bäume und Büsche an Flüssen werden von weitem gesehn. Da sie höher als das Wasserband aufragen, so betonen sie viel weiter hin im Tal die Schönheit der Flußwindungen, ja, sie bringen sie für das Gesamtbild des Tals von den meisten Stellen aus erst zur Erscheinung. Dann: sie bringen wie nichts anderes Luftperspektive in die Talbilder. Die Kenner des Elbufers stromaufwärts von Dresden erinnere ich an die beiden Pappeln gegenüber von Laubegast und an die große Weidengruppe, die früher nahe dem Wachwitzer Friedhof die Elbbiegung betonte. Sie ordneten nach allen Seiten hin das Talbild in Nah und Fern, sie komponierten es gleichsam aus der Unruhe zur Ruhe. Jetzt ist die Doppelpappel durch den unglückseligen Turm des Wasserwerks für viele Stellen entwertet und die schönste Weidengruppe gefällt.

Warum ward sie gefällt? Um des Holzgeldes und der paar Mark wegen, die sie vielleicht dem Felde, in dem sie stand, durch ihren Schatten kostete. Aber auch: weil keiner von allen, die sich ihrer erfreut, je daran gedacht hatte, daß sie der Eigentümer eines schönen Tags fällen könnte. Weil wir alle, die wir nun schelten, uns nicht um sie bekümmert hatten, so lange sie noch zu retten war. Sie war es, denn die paar Mark, die zu solchen Rettungen nötig sind, könnten die Regierungen, die Gemeinden oder sonstige Verbände für die Schönheit der Heimaten durchaus ohne Mühe aufbringen. Die gefürchteten Wasserbehörden dulden nur der Sage nach im Hochwassergebiet keinen Baum, sie lassen unterm Anwachsen der Heimatschutzbewegung Ausnahmen von ihren Gesetzen zu. Sie denken nur, ebenso wie wir andern, oft nicht daran, was auf dem Spiel steht. So sind in Schlesien wie bei Landstraßen auch bei Uferkorrekturen Baumgruppen von höchstem Schmuckwert fürs Land aus keinem andern Grunde gefällt worden, als weil der Bauer, dem man das Gelände abkaufte, sich das Fällen des Holzwertes wegen ausbat.

Busch und Baum an die Ufer! Das besagt eine ganz be-



Digitized by Google

stimmte und eine höchst dankbare Aufgabe für alle, die hier mithelfen können. Keine nackten Böschungen ohne Not! Haltet die Hände über Pappel und Ulme, Erle und Weide an Bach und Fluß, wie an See und Weiher, und wo sie weggehauen sind, da pflanzt sie wieder und hegt sie. Geschieht allein das überall im Vaterland, so wird schon hieraus mit der Zeit eine Fülle von Heimatschönheit erstehn. A

## Fürs Sparen

sind wir bekanntlich jetzt außerordentlich, und es erschallen Loblieder darauf und Mahnungen dazu insbesondere oben und ganz oben. Wir unserseits haben gewiß nichts dagegen. Die Zeiten, da man auch die Kunst sich nur als eine Art Ausgehaltene des Reichtums denken konnte, sind längst vorüber, und selbst im friderizianischen „Hungerstil“ sehen wir heut große Werte, die zum Beispiel den Protzenbauten der Gründerzeit ausnahmelos fehlen. Grotesk aber wird nachgerade der Unterschied zwischen Theorie und Praxis in unsern höheren Schichten. Den „vornehmen Verbindungen“ auf unsern Hochschulen, aus denen die führenden Männer hervorgehen, werden von ihren alten Herren nicht Häuser, sondern Paläste zur Abgewöhnung „feudaler“ Bedürfnisse gebaut, die Gastfreundschaft der Korps untereinander wird auf sozusagen fürstlichem Fuße gehalten, die Besuche der Kartellangehörigen kosten ungeheuerliches Geld, und für das Stiftungsfest eines süddeutschen Korps sollen 100000 Mark ausgegeben, damit aber noch nicht einmal ein Rekord für solche Festivitäten erreicht worden sein. Wir können diese Zahlen nicht nachprüfen, aber was jeder gebildete Bewohner einer Universitätsstadt beobachten kann, sehen freilich auch wir: die Kluft zwischen dem „gewöhnlichen“ und dem „vornehmen“ Studenten erweitert sich mit jedem Jahr, und damit wird der Riß zwischen den Gesellschaftsklassen der Nation überhaupt größer. Maßstäbe, die mit Wissenschaft und Studium nicht das geringste zu tun haben, ebensowenig aber auch mit dem Menschenwert an sich, halten Jugend von Jugend auseinander. Die Theorie ist auch bei den einsichtigen Angehörigen der reichen Kreise dagegen, an Mahnungen fehlt es nicht — fehlt es an Macht, ihnen Gehör zu verschaffen? Jedenfalls dürfen wir uns bei solcher Vorbereitung nicht über die Früchte wundern. Jetzt wird angegeben, man habe für den einstündigen Besuch des Kaiserpaares auf der Syburg 700000 Mark ausgegeben. Auch auf der Rechten spricht man darüber wie von bedauernswertem Byzantinismus. Fast dreiviertel Millionen — was könnte zum Beispiel eine gut geleitete Stiftung mit dem Gelde schaffen, das hier für eine Stunde der Huldigung zerstreut ward! Wie der Kaiser hier abhelfen könnte, das wüßten wir aber: nicht durch allgemeine Erklärungen, daß er keinen übertriebenen Luxus wünsche, sondern durch die unmißverständliche Ablehnung durch Wort wie Handlung beim Feste selbst. Ein bis zwei gründliche „Hereinfälle“ der beflissenen Herren, die denken: „Majestät meint's mit der Mahnung zur Sparsamkeit ja doch nicht so“ — und in dem Punkte wäre geholfen.

Vielleicht freilich wäre das auch nicht mehr als eine Symptom-Kurierei. Vielleicht müssen im Gegenteil die Symptome noch kraf-





Digitized by Google

ser werden, bis auch die hier beteiligten Kreise den ganzen Ernst der Krankheiten erkennen, an denen unsre Gesellschaft leidet.

Gesellschaft

## Zur Festgeselligkeit

Ich denke zuweilen an gläubige Seelen in der Provinz, die die glänzenden Schilderungen öffentlicher Feste in Berlin in ihren Tageszeitungen lesen und ihre Phantasie hinschicken: „eine Nacht am Nil“, „lebende Blumen“, „die Gesandtschaft Karls des Großen an Harun al Raschid“ usw. Sie sollten nicht neidisch werden: ein Besuch eines solchen Berliner Massenfestes würde ihre Sehnsucht auf immer stillen, wenn sie auch nur bescheidene, wenn sie überhaupt Ansprüche an „Kultur“ stellen. Denn das gebildete Durchschnittspublikum der Provinz würde sich noch lange nicht immer gefallen lassen, was dem Berliner als „künstlerische Darbietung“ bei ähnlichen Anlässen vorgesetzt wird, und was er unter tapferem Händeklatschen herunterwürgt. Die alte Geschichte: Berlin hat eben wenig Kultur. Manche andren deutschen Städte sind ihm darin weit überlegen. Im Grunde schadet diese Überlegenheit nichts, sie macht den künstlerischen Wettbewerb in Deutschland freier und gesünder. Immerhin wäre es Zeit, daß Berlin aus seinem Barbarenschlaf erwachte und die ewige Tombola, gegen die die Künstler selbst sich endlich empören, die Konfektspenden für Damen, und die tanzenden Jungfräulein in pikanter Toilette von sich abschüttelte. Einen Anfang zu solcher Kultur der öffentlichen Geselligkeit hat der Deutsche Lyzeum-Klub mit seinem Goethefest gemacht.

„Die Zeit des jungen Goethe (1765—1785) in den vier Künsten“ stand auf dem fein stilisierten Programm. Man spielte „Die Geschwister“, das heißt Reinhardt hatte seine Künstler in den Dienst der guten Sache gestellt. Es folgte die reizende Szene aus „Dichtung und Wahrheit“ aus der Straßburger Zeit, die beiden Töchter des trocknen französischen Tanzmeisters in einer Übungsstunde. Dann las Milan den Brief vom 16. Junius aus „Werthers Leiden“, der Werthers Bekanntschaft mit Lotte schildert. Auf den Brief folgte der ländliche Ball selbst, so zwar, daß kein Wort gesprochen wurde, Lotte und Werther aber sich unter den tanzenden Paaren deutlich hervortaten, und auch die kleine Szene nicht vergessen war, in der beide nach vorheriger Verabredung mit ihren Tänzern tauschen, um den „Deutschen“ zusammen zu walzen. Ähnlich war auch das Schlußbild in Szene gesetzt, ein „Divertissement“ bei Frau Aja. Sie trank mit ihren Gästen in ihrer guten Stube den Tee, während am Spinett mit Beistand einer Flöte die Musik der Zeit gemacht wurde. Man sang französische und deutsche Lieder, einer der Herren sprach eine Gellertsche Fabel, ein junger Mann die gefühlschweren Verse: „Wie herrlich leuchtet mir die Natur.“

Goethe selbst erschien nicht — und doch war er immer da. Die Stimmung war eine unvergleichlich feinere als bei ähnlichen Gelegenheiten sonst. Zwar war ein einheitliches Kostüm, zu dem etwa Chodowieckis „Reise nach Danzig“ das Vorbild gab, auch hier nicht durchgeführt. Doch hatten fast alle Anwesenden wenigstens den Kopfputz im Stil der Zeit gehalten. Auch die Tafeln waren angemessen geschmückt. Wie viele der Anwesenden am nächsten Tage nach ihrem Goethe gegriffen haben, um



Digitized by Google

in „Dichtung und Wahrheit“ oder im „Werther“ nachdenklich zu blättern, das weiß ich nicht — daß aber die meisten Teilnehmer den besonderen Reiz des Abends empfanden, konnte man von den Gesichtern ablesen.

Der Kunstwart hätte keinen Grund, dieses „Fest des jungen Goethe“ um seiner selbst willen zu erwähnen. Aber er darf immerhin darauf hinweisen als auf einen der Anfänge zu veredelter Geselligkeit. Solche Feste setzen viel Arbeit voraus. Aber das ödeste, oberflächlichste „Amüsement“ oft ganz gewiß nicht weniger, es geht auch an die Nerven, und was bleibt von ihm? Hier blieb eine Stimmung zurück, aus der Freundliches, ja Gutes und Glückliches erwachsen kann. Agnes Harder

## Die Verlobung und 's Geld

Sie müssen nämlich wissen, mein Herr Leser: was Sie hier abgebildet sehn, das ist eine Verlobungsanzeige. Ich glaube ja nicht, daß derartige in den allerfeinsten Kreisen Mode sind, die auf ihre Geschmackskultur besonders viel Gewicht legen — aber immerhin, Mode sind sie jetzt. Wenn man davon Kunde gibt, daß sich zwei Herzen gefunden haben, läßt man sie durch eine Banknote sehn. Manche, die glücklichen Verlobten selbst zum Beispiel, werden der Ansicht sein, das sei humoristisch. Wer gewohnt ist, aus dem Gegebenen auf das zurückzuschließen, was im Unbewußten dahintersteckt, wird es zum mindesten nicht uninteressant als ein zierliches Merkmälchen des Zeitgeistes finden.

Vom Recht

## Zur Neugestaltung der Schwurgerichte

macht Oberamtsrichter Riß in den Münchner „Neuesten“ einen beachtenswerten Vorschlag. Er will die Haupteigenschaft der Schwurgerichte: den Ausschluß der Berufsrichter von der Entscheidung der Schuldfrage, gewahrt wissen. Ob der Angeklagte der Täter ist, sollen zunächst die Geschwornen nach wie vor ohne Mitwirkung der Berufsrichter entscheiden; aber wie er zu verurteilen ist, das heißt: welche Vorschriften des Strafgesetzes in Betracht kommen,



Digitized by Google

darüber haben sie ähnlich wie im Schöffengericht mit den Berufsrichtern gemeinsam zu beraten und zu beschließen. In dieser Beratung, zu der es also nur kommt, wenn die Geschwornen sich für die Täterschaft des Angeklagten ausgesprochen haben, werden die in Betracht kommenden juristischen Fragen erörtert, eine gemeinsame Abstimmung ergibt dann erst das Strafmaß, kann aber auch noch zur Freisprechung führen. Ein solches Verfahren ließe das Wesen des Schwurgerichtes unberührt, brächte aber den Vorteil, daß den Geschwornen selbst nicht die Lösung verwickelter juristischer Aufgaben zugemutet wird.

Zu den Tagesereignissen

## Zur Roseggerstiftung

Vom 1. Mai bis zum 1. Dezember 1909 sind 739 „Bausteine“ zu je 2000 Kronen für den Deutschen Schulverein gezeichnet worden. Rund 690 davon haben die 12 Millionen Deutschen Österreich-Ungarns aufgebracht (die eigentlichen vermögenden Leute verhältnismäßig am wenigsten), ganze 46 die 60 Millionen Reichsdeutschen. Dabei gibt es über 50000 Leute im Deutschen Reiche, deren tatsächlich versteuertes Jahreseinkommen über 20000 Mark beträgt. Für Süditalien haben die Reichsdeutschen 10 Millionen Franken, das heißt: mehr als irgendeine andre fremde Nation aufgebracht. Auch für Sammlungen im Inland „haben“ wir's ja gelegentlich. Man denke an Zeppelin. Für die Dürerbundsache freilich hat sich bis auf den einen Ungenannten, dem auch die Kunstwart-Stiftung zu danken ist, überhaupt noch kein Spender einer größeren Summe gefunden. Das keineswegs glänzende Ergebnis des Roseggerschen Mahnrufes im Reiche aber verdient als Symptom einige Bemerkungen.

Die Roseggerstiftung soll zur Erbauung und Erhaltung deutscher Schulen an bedrohten Grenzen des deutschen Sprachgebietes verwendet werden. Man wird unfehlbar in ein Gewirr von Fragen des Taktes, des Geschmacks, der Bildung, ja der Weltanschauung verwickelt, wenn man gebildeten Reichsdeutschen gegenüber von dem Verhältnis zu den Deutschen im Auslande, besonders in Österreich, spricht. Es liegt in unserm Wesen, daß wir das oberste und reinste von allen praktischen Interessen, die Teilnahme an der Volksgesamtheit, nie so klar, so unmittelbar und einfach als Notwendigkeit empfinden, wie andre Nationen. Man hegt im Reich eine übertriebene Scheu, sich zu einer Abwehrgesinnung fremden Nationen gegenüber zu bekennen, man macht die Kulturrechte der Slawen geltend, rät den Deutschösterreichern zur Versöhnung und gibt ihnen, wenn man sich überhaupt mit ihnen beschäftigt, Ratschläge — die von geringer Kenntnis der österreichischen Verhältnisse zeugen.

Hier sind wir beim Wesentlichen, beim Kern der Sache angelangt: man käme über alle jene theoretischen Fragen des Geschmacks, der Bildung, ja der Weltanschauung, die dem gebildeten Deutschen die nationale Frage so verwickelt oder so gleichgültig machen, mit einem Male hinweg, wenn man sich genau und eingehend über jene Zustände und Kämpfe unterrichten wollte, in denen die nationale Frage eine verzweifelt praktische, eine — leider — entscheidende Rolle spielt. Wenn man das tun wollte — und es wäre nicht schwer —, dann würde man durch die zwingenden Tatsachen selbst zur Klarheit dar-



Digitized by Google

über kommen, daß es sich hier um eine allgemeine deutsche Kulturfrage, hoch über allen politischen Teilinteressen, handelt. Und daß, wie Rosegger selbst es klar ausgesprochen hat, nicht die Zerstörung oder Hemmung fremder, sondern nur die Erhaltung alter eigener Kultur in Frage kommt.

Man leugnet das auch für gewöhnlich nicht. Man weiß sogar, daß die Deutschen Österreich-Ungarns eine Art Grenz-, Wacht- und Verteidigungsdienst für das gesamte deutsche Kulturgebiet leisten. Man weiß ferner, daß einzig und allein *sie* die Einheit der für das Deutsche Reich politisch so notwendigen österreichisch-ungarischen Monarchie aufrechterhalten. Und weiß da und dort auch, daß sie *eigne* Kulturwerte von hoher Bedeutung hervorbringen, die durch den fremdsprachigen Ansturm gefährdet sind. Man rühmt österreichische Eigenart in der Kunst und Literatur; man muß die wissenschaftlichen Leistungen, die meist von Einsamen, ohne die Hilfe starker Organisation vollbracht werden, gelten lassen, man bezeichnet gelegentlich sogar den österreichischen Lebensstil als günstige Ergänzung des norddeutschen, man würde jedenfalls die österreichische Nuance ungern im Gesamtbild der deutschen Kultur vermissen. Man nimmt es auch hie und da den Österreichern übel, wenn sie sich und die deutsche Sache nicht so erfolgreich verteidigen, wie man das allgemein wünschen möchte. Man erkennt die große deutsche Gemeinsamkeit an, wenn man Opfer annimmt oder gar fordert. Aber man übersieht diese Gemeinsamkeit, wo man sich an Pflichten gemahnt fühlt, die sie mit sich bringt. Dann denkt man halb, denkt man lau, kommt jedenfalls nicht vom Denken zum Handeln. Und doch würde man im Reich durch eine lebendigere Teilnahme an den deutsch-österreichischen Kämpfen auch ganz unmittelbar selbst gewinnen: man hätte eine gemeinsame große Angelegenheit, in der sich die Reichsdeutschen bei aller Zersplitterung, allen Meinungsverschiedenheiten im Innern zur Wahrung bedrohter Volksgüter gegen äußere Feinde zusammenfinden könnten, wie das ganz im großen ja bei den Kriegen geschieht. Bei den Vorstellungen, die man von ferne und rein äußerlich von Österreich gewinnt, kann man freilich wenig Lust zur praktischen Teilnahme gewinnen. Man sieht im Reiche vor allem die Verworrenheit und Verkommenheit des politischen Lebens beispielsweise im Parlament, und es ist entschuldbar, wenn man danach das österreichische Leben überhaupt beurteilt. Aber man überschätzt dabei den Parlamentarismus, der gerade in Österreich durch Verkettung von sozialen, wirtschaftlichen und geschichtlichen Gründen (das heißt solchen der Entwicklung) durchaus nicht das wichtigste und wertvollste Stück des öffentlichen Lebens bedeutet. Eine Unsumme von entsagungsvoller und aufopfernder Arbeit wird ganz im stillen geleistet, beispielsweise in den Schutzvereinen und Volksräten. Erst wenn man diese tapfere, wenig dankbare, meist vom Mittelstande geleistete Kleinarbeit wirtschaftlicher und sozialer Art kennt, hat man ein Bild vom Leben an der Sprachgrenze.

Auf diese positiven Kräfte des Deutschtums in Österreich hat denn auch Rosegger hingewiesen, als er seine Zweimillionenspende für den Deutschen Schulverein anregte. Sie wird zustande kommen. Aber erfreulicher wär es gewesen, wenn



Digitized by Google

diese gemeinsame Sache der Deutschen hüben und drüben unter regerer Teilnahme der Deutschen im Reich gediehen wäre.

Hermann Ullmann

Von der katholischen Seite

## Die katholische Literaturbewegung der Gegenwart

Gibt es eine katholische Literatur in Deutschland? Und gibt es eine katholische Literaturbewegung? Ich glaube, nur wenige, die im übrigen das Gebiet des deutschen Schrifttums von heute überschauen, werden von diesen beiden eine klare Vorstellung haben. Mag die Teilnahmslosigkeit auf diesem Gebiete nun ein Erbteil früherer Jahrhunderte sein, mag es an der im wesentlichen auf Süd- und Westdeutschland und Schlesien beschränkten Verbreitung der katholischen Literatur liegen, mag endlich auch die hie und da etwas exklusive Haltung ihrer Vertreter dazu beitragen, in jedem Fall: Literaten und Publikum nichtkatholischer Richtung pflegen von der andern Seite wenig zu wissen. Dabei wirkt allerdings auch das mit, daß ursprünglich konfessionell katholische Schriftsteller häufig im Laufe ihrer Tätigkeit mit dem Katholizismus in mehr oder weniger lauten Konflikt geraten und zur „konfessionslosen" Literatur übergehen; schließlich erfahren nicht einmal ihre Verehrer immer, daß ein Rosegger, eine Ebner-Eschenbach einst für konfessionell katholische Kräfte gegolten haben, — und wie lange wird es noch dauern, daß sogar Enrika von Handel-Mazzetti nicht mehr als schlechthin katholisch gelten wird. Doch sind gerade diese polemischen Erörterungen und programmatischen Erklärungen unter den Katholiken für den Unbeteiligten nicht ohne Wichtigkeit. Denn es handelt sich dabei nicht um Literaturgezänk, oder doch nur zum geringsten Teil, sondern häufig um ernste Diskussion künstlerisch-ethischer Fragen. Wer zum Beispiel überzeugt ist, daß die literarische Kritik heutzutage eine unheilvolle Scheidung zwischen ethischen und ästhetischen Werten als notwendig ausgibt, ohne die schwere Schädigung zu beachten, die so durch künstliche Einschränkung der Phänomenologie der Seele entsteht, — wird hier reiches Material zu einer vielseitigeren Betrachtungsweise finden. Und alle ästhetischen Probleme, voran die ewige Streitfrage „Form und Inhalt", geraten gerade hier ins Rollen.

Steht es also mit unsrer Sachkenntnis nicht zum besten, so sind uns zwei Bücher von mäßigem Umfang um so willkommener, welche über Bestand und Zukunftshoffnungen der katholischen Literatur gut und eindringlich unterrichten. Das erste hat den Titel dieses Referates, es ist von Richard von Kralik (erschienen bei J. Habbel in Regensburg), dem Herausgeber des „Grals", verfaßt. Kralik will einen historischen Einblick in die moderne Bewegung geben; nach Bemerkungen über seine persönliche Stellung und Erfahrung weist er zu diesem Zweck im zweiten Kapitel die kulturhistorischen Zusammenhänge auf, deren Hauptlinien etwa in folgenden Sätzen gezeichnet sind: „wie die menschliche Seele von Natur christlich, so ist die Welt schon von Natur aus »katholisch«", „bereits die griechische Kultur war gewissermaßen »katholisch«". „So wie es nur Einen Gott und nur Eine Welt gibt und nur Eine Schöpfung, so gibt es auch eigentlich nur Eine Kultur." Diese Kultur wird durch die unvergängliche Macht der Kirche,



Digitized by Google

welche sie von den Griechen übernahm, getragen. Humanismus und Protestantismus, welche gegen den mitgeschleppten Barbarismus gerichtet waren, verstanden nur die Form, nicht den Kern der Antike; war diese Realismus, Lebenskultur, so brachte jene Phantasie, Konstruktion herauf; der Protestantismus „wollte Mißstände in der Kirche abstellen, Ärgernisse in der Zucht, in der Lehrweise, und ihm entschwand der Gehalt der Kirche, die wirkliche Gemeinschaft, die Einheit, der Organismus". So lag das Zukunftvolle der Zeit bei der durch sie hervorgerufenen Gegenreformation, in der Literatur bei den Spee, Angelus Silesius, Balde, Grimmelshausen. Auch die Klassiker waren letzten Endes Vorkämpfer des Katholizismus. „Das, was an der Arbeit Bodmers und Breitingers, ja selbst Gottscheds, Gleims, Klopstocks, Wielands, Lessings, Goethes, Herders, Schillers positiv, aufbauend, real und zukunftsfruchtbar war, das ist im höchsten Sinn »katholisch«, das zielt folgerichtig, wenn auch zum Teil gegen den Willen und das Bewußtsein dieser Dichter, zu einer Kultur, die ganz und gar nicht protestantisch ist, sondern ein fortgesetzter Protest gegen den Protestantismus." Ebenso ist die Romantik eine „katholische Literaturbewegung"; aber indem sie den alten Ideen der antik-christlich-katholischen Kultur eine „sieghaftere, eine unbedingtere" Aktivität zu geben sucht, ist sie „die Ankündigung einer neuen Weltperiode". Einheit aller Kunst, aller Künste, Einheit von Leben und Kunst, Form und Gehalt, von Kunst, Wissenschaft und Ethik, — Welt-Einheit ist Wesen und Ziel dieser Bewegung, als deren Fortsetzer sich Kralik selbst bezeichnet. Nach dem Kulturkampf endlich begann dann die neue katholische Literaturbewegung, die mit der Gründung der Görresgesellschaft, Webers „Dreizehnlinden", Janssens Geschichte des Deutschen Volkes einsetzt und bis in unsre Tage reicht. Kralik gibt im weiteren Verlauf eine von einer Zeittafel unterstützte Übersicht über die Daten dieser Bewegung (Gründung von Zeitschriften und Vereinen; Auftreten neuer Talente; Kritik und Antikritik); mit jedem Jahr wird er einläßlicher; besonders der Inferioritätsstreit — der Kampf um die Frage, ob die nichtkatholische Literatur und Kultur reicher und bedeutender sei als die „inferiore" katholische, was zahlreiche Katholiken behaupteten und behaupten — wird eingehend dargestellt. Natürlich tritt dagegen Kralik eifrig für die Gleichwertigkeit, oft sogar für eine Superiorität des katholischen Kulturschaffens ein und sucht seinen Gegnern Enge des Blickes, Einseitigkeit, unzulängliche Kenntnis und Begabung nachzuweisen. In fünf Kapiteln zeigt er den vor allem in katholischen Zeitschriften sich abspielenden Kampf gründlich auf. Die Gründung des Gralbundes und der Zeitschrift „Gral" ist nach seiner Meinung das wichtigste und zukunftsreichste Ergebnis der Bewegung, während die Modernisten, als deren Blatt seinerzeit das „Hochland" galt, und ihr Vertreter Karl Muth seine entschiedensten Gegner sind.

Karl Muth selbst, der Herausgeber des „Hochlandes", ist nun der Verfasser der anderen (bei Kösel in Kempten erschienenen) Broschüre, welche eine der Kraliks in wesentlichen Punkten entgegengesetzte Meinung vertritt. Auch er gibt einen sehr kurzen Überblick über die Entwicklung. Wo



Digitized by Google

Kralik große Bewegungen, da sieht Muth nur vereinzelte Ansätze, und erst die neueste Zeit hat nach seiner Meinung Aussicht, eine katholische Literatur zu erzeugen. Der Hauptgedanke seines „Die Wiedergeburt der Dichtung aus dem religiösen Erlebnis“ betitelten Buches läßt sich folgendermaßen wiedergeben: „Eine neue Epoche der Poesie setzt ein neues Leben in religiöser Begeisterung voraus. Eine neue religiöse Begeisterung ist abhängig von der natürlich menschlichen Willensfreiheit und Demut des Geistes, die den Mut hat, durch den Zweifel der Welt und die subjektive Freiheit hindurchzugehen und aus ihr durch das im Glauben festgehaltene Prinzip der Offenbarung und göttlichen Gnadenfreiheit, die Erkenntnis der Wahrheit in der selbstbewußten, freien, die Möglichkeit des Abfalls überwunden habenden Liebe zu erringen (Deutinger).“ Wir müssen zu der einfach gläubigen Gesinnung früherer christlicher Zeiten zurückkehren. Aber wir können uns nicht einfach zurückversetzen, sondern müssen „durch die Verschiedenheit zur Einheit gelangen, müssen das als Frucht und Resultat unsres Strebens erringen, was zu jener Zeit unmittelbar Voraussetzung ihres Lebens war, was jene Zeit unbewußt von selber hatte, das müssen wir mit Bewußtsein uns eigen machen“. „Diese Bewußtheit hat nichts mit rationalistischer Überlegenheit zu tun.“ Da die Religion, wie sie durch Offenbarung uns zuteil geworden ist, „nicht nur Mysterien und einige Unbegreiflichkeiten“ enthält, sondern für uns an sich selbst Mysterium, ja das Mysterium ist, so werden wir in solch bewußter Weise alles zu ergreifen haben, was die Religion im allgemeinen und die Offenbarung im einzelnen uns zu glauben vorstellt. Die Glaubenseinheit ist zu erringen, „indem wir in höchster Steigerung unsres katholischen Bewußtseins diesem eine Form ästhetisch-künstlerischer Absolutheit und Geschlossenheit geben... Höchste Bewußtheit und Naivität berühren sich. Beide sind Formen wahrer geistiger Freiheit. Indem sich in ihnen der Ring der Lebenseinheit wieder zusammenschließt, ruht alles Gegensätzliche überwunden in der Tiefe und wird mit vollkommener Ruhe als ein objektiv Gegebenes angeschaut. Wir sind damit aus der Befangenheit der Gegensätze und der Kampfstellung herausgetreten ... Diese Überwindung kann aber nicht auf dem künstlerischen Gebiete selbst vollzogen werden; denn die Tatsache ihrer Vollziehung ist die Voraussetzung alles Schöpferischen“. Diese Voraussetzung gilt es also wieder zu schaffen. Muth bespricht dann einige Schäden und Theorien des heutigen Literaturlebens. Sehr anregend äußert er sich besonders über die Fragen „Klassisch oder romantisch?“ und „Was ist christliche Dichtung?“, ferner über Modernität und schöpferische Kritik mit einer eindringlichen Studie über K. F. Meyers „Heiligen“. Das Kapitel „Von schaffenden Autoren“ enthält eine scharfe, aber unsres Erachtens in vieler Hinsicht gerechtfertigte Kritik von Werken der Katholiken Kralik, Domanig, van Heemstede, H. Cornelius, Hlatky, P. Keller, M. Herbert, Js. Kaiser und anderen. Durch das ganze Buch zieht sich die Polemik gegen Kralik und den „Gral“.

Wenn nach dem Referat ein Wort der Kritik erlaubt ist, so möchte ich bemerken, daß es eben diese Polemik ist, welche das Lesen beider Werke erschwert. Es ist



Digitized by Google

trotz aller guten Absicht etwas von persönlicher Gereiztheit darin, die immer ephemeren Charakter trägt. Die Weise, wie Kralik Muths Buch behandelt, ist meines Erachtens nur aus der Unfähigkeit erklärlich, sich über persönliche Antinomien zu erheben. Auch scheint Kralik für eines Nichtkatholiken auch noch so freundlich gestimmtes Auge doch oft mehr die etwas selbstgefällige Stimmung und die Meinungen seines Kreises zu offenbaren, als unbefangenen Blick für historische Tatsachen. Ferner wird es auch nach unsern wenigen Zitaten schon manchem so vorkommen, als ginge Kralik mit Begriffen freier um, als einer logischen Klarheit zuträglich ist. Muths „Wiedergeburt“ möchte man wünschen, daß sie in künftigen Auflagen einiges Polemische fallen lasse; dadurch gewänne der Verfasser Raum, seine etwas verstreuten Gedanken über Realismus, Romantik und Klassik zu ordnen, und durch deutlichen Hinweis auf die Praxis ihre Wirksamkeit zu steigern. Auch den — vielleicht nur scheinbaren — Widerspruch wird Muth noch zu klären haben, der zwischen seiner Hoffnungsfreudigkeit und seinem eigenen Satz besteht, daß die Überwindung der religiös-ethischen Gegensätze nicht auf dem künstlerischen Gebiete selbst vollzogen werden könne. Zum mindesten wird sie doch in der Seele des zukünftigen Schaffenden vor sich gehen müssen, da sie schlechterdings nicht von den Philosophen und Theologen herübergenommen werden kann; ob aber das jahrelange Tendieren auf bewußtes religiöses Erleben nicht dem künstlerischen Wesen fremd und dem Schaffen verderblich ist, wenigstens dem Nur-Talent, das wird ohne Zweifel eine strittige Frage, ein unumgängliches Problem solcher Erörterungen bleiben.

Ich möchte mit diesen kritischen Bedenken die Empfehlung beider Bücher nicht abschwächen. Nicht nur durch Lektüre von Dichtungen gewinnt man ein Bild vom literarischen und kulturellen Leben einer Gruppe, am wenigsten dann, wenn die Produktion verhältnismäßig arm an Gelungenem und zeitlos Wertvollem ist, — gerade dann hört man mit Vorteil auch auf Kritik und Theorie. Und ein günstiger Zufall hat es gefügt, daß zu gleicher Zeit diese beiden inhaltreichen Bändchen einem solchen Bedürfnis entgegenkommen.

Von dem Buche von Falkenberg: „Wir Katholiken und die deutsche Literatur“ sprechen wir noch.

E. A.

---

**Bildung und Schule**

## Die Mädchenschulreform

besprach vor einiger Zeit Kerschensteiner in den „Süddeutschen Monatsheften“ zunächst im Hinblick auf Preußen, es ergaben sich aber dabei so wertvolle allgemeine Gesichtspunkte, daß man sich nach ihnen in der Frage der weiblichen Bildung überhaupt einigermaßen orientieren kann. Zunächst nimmt Kerschensteiner eine reinliche Scheidung der Geister vor, die sich nicht kurzweg mit der gebräuchlichen und bequemen Trennung in „fortschrittlich“ und „konservativ“ deckt. Auf der einen Seite sieht er die Persönlichkeitsretter, die „Idealisten“: ihnen ist es vor allem um die zukünftige Gattin und Mutter zu tun, sie wünschen den inneren Ausbau der bestehenden Mädchenschulen und im Anschluß daran einen organischen Aufbau von Berufs- und Gelehrtenschulen. Auf der andern Seite stehen die Rechtsverfechter, die „Materialisten“, die



Digitized by Google

zunächst an die unversorgte selbständige Frau denken, vor allem die gleichen Berechtigungen für sie erstreben und eine frühzeitige Abzweigung von Gelehrten- und Berufsschulen fordern. Kerschensteiner sieht eine Lösung des Konfliktes zwischen den beiden Richtungen einzig und allein ermöglicht durch beiderseitige Anerkennung eines letzten und höchsten Zieles aller öffentlichen Schulen, das übrigens bis jetzt auch den Knabenschulen fehlt. Dieses Ziel kann weder das Brotstudium, noch eine völlig unklar vorgestellte religiös-sittliche Erziehung, noch eine vage „Entwicklung der Persönlichkeit", es kann einzig und allein sozialer Natur sein und in der Erziehung der Jugend zu brauchbaren, die allgemeine Wohlfahrt erhaltenden und fördernden Mitgliedern des Staatsverbandes bestehen. Daraus ergibt sich ohne weiteres eine bestimmte Auffassung von der Aufgabe der Mädchenschule: die Förderung der spezifischen, durchaus unersetzlichen Fähigkeiten der Frau, mit denen sie dem allgemeinen Wohle am besten zu dienen imstande ist, also ihrer Befähigung zur Mutter und Hausbewahrerin. Statt die selbst höchst reformbedürftigen Knabenschulen nachzuahmen, die jenes oberste soziale Ziel gar nicht oder auf dem falschen Wege des Berechtigungswesens anstreben, möge man dafür kämpfen, daß die Berechtigungen nicht an den Nachweis von Kenntnismassen, sondern an den Nachweis von produktiven Kräften geknüpft und den der weiblichen Anlage angepaßten Mädchenschulen ebenso gegeben werden wie den (reformierten) Knabenschulen. Statt den Knabenschulen auf ihrem verkehrten Wege zu folgen und die dort herrschende überspannte Wertschätzung des Intellekts auch auf die Mädchenbildung zu übertragen, betone man die soziale Aufgabe aller Schulen, die Bedeutung der produktiven Arbeit gegenüber der rezeptiven und gestalte demgemäß die Mädchenschulen so, daß sie die spezifischen Anlagen der Frau fördern. Hier richtet das Schlagwort von der geistigen Minderwertigkeit der Frau großen Schaden an. Es kann für die Unbefangenen auf beiden Seiten natürlich nicht von Minderwertigkeit, sondern immer nur von Verschiedenartigkeit die Rede sein. Daß solche Schulen, die die Eigenart des weiblichen Wesens berücksichtigen, den Knabenschulen nicht ebenbürtig sein sollten, ist nicht zu befürchten, sobald man sich jenes einzig denkbare positive Bildungsideal zu eigen gemacht hat; denn die Gestaltung des Charakters ist weit mehr von den Arbeitsmethoden der Schule abhängig als von den Unterrichtsfächern. Und es wäre dann ein Studium um der Bildung willen, das den männlichen Schulen durch das Berechtigungsunwesen mehr und mehr verloren geht, wenigstens auf weiblicher Seite denkbar. Sicher, daß es auf die Knabenschulen zurückwirken würde — die Reform der Knabenschule ist mit der der Mädchenschule untrennlich verbunden. Dieser Standpunkt, der eine spezifisch weibliche Erziehung fordert, schließt keineswegs die Zulassung geeigneter Frauen zum männlichen Studium aus. Gewerbliche Mädchenschulen aller Art sind notwendig, ebenso höhere Gelehrtenschulen. Hier handelt es sich dann wieder um die Frage „Aufbau" oder „Abzweigung". Kerschensteiner möchte beide Organisationsmöglichkeiten berücksichtigt sehen. Für die geeigneten



Digitized by Google

Mädchen würde dann ein frühzeitiges Fachstudium ermöglicht, für die Masse der Mädchen aber (und um die handelt sich's doch vor allem) die Gefahr abgewendet, wider ihre Natur in einen Bildungsgang hineingedrängt zu werden, der, wenn er schon bei den Knaben notwendige sowohl wie unnötige Übel mit sich bringt, in der Erziehung der künftigen Frau und Mutter noch unverhältnismäßig mehr Schaden anrichten müßte.

## Vom umdufteten Kunstgenuß

Mit dem Aufsätzlein „Nasenschutz" (Kw. XXIII, 7) hab ich bei vielen Damen, wie die Sachsen sagen, ins Fettnäpfchen getreten und sogar andre Zeitungen, die meine Bemerkungen nachdruckten, mußten das büßen. Einsendungen über Einsendungen: „Oho, wieso, aber erst ihr Männer!" Was uns Männer betrifft, so geb ich unsere Abscheulichkeit noch weit über das Rauchen hinaus, das entsetzliche, zu. Nämlich: wie es auch Damen gibt, die rauchen, so gibt es auch Männer, die sich parfümieren. Und das nicht nur, wenn sie unter Nasengeschmacksgenossen oder in Gottes freier Natur sind, sondern in Gesellschaft mit Leuten, denen sie ohne weiteres, was sie erfreut, während der ganzen Dauer ihrer Anwesenheit zum Mitgenuß bescheren. Auch dann, wenn sie eigentlich etwas andres genießen wollen, zum Beispiel Shakesperes oder Beethovens Kämpfen und Siegen.

Davon nämlich, verehrte Damen, war die Rede: vom Zwingen, mit zu „genießen", von der Aufdringlichkeit mit dem, was einem selbst behagt. Darauf aber ist keine der Einsenderinnen weder an den Kunstwart noch, soviel ich sehen kann, an ein anderes Blatt eingegangen. Daß das Zigarren- oder gar Zigaretten-Paffen ein Unfug ist, wo es andre belästigt, darüber, meine Damen, sind wir alle eines Sinnes. Aber in der gesamten guten Gesellschaft ist es auch Sitte, in Damengesellschaft zu fragen, ob der Rauch jemand stört, und in Theater und Konzerten raucht man ja überhaupt nicht. Gerade von denen sprach ich aber. Von dem Zwang, wirklichen oder sogenannten Wohlgeruch vom Vorderfräulein oder der Gnädigen nebenan stundenlang miterleiden zu müssen, auch wenn er die Sammlung und den ernsten Kunstgenuß in Shakespere oder Beethoven durch den albernsten Kontrast so stört, wie der sogenannte Maiduft in meinem Falle Hamlet und, in doppeltem Sinn, seines Vaters und seinem eignen Geist.

Also: was soll geschehen? Sollen wir den Raucher- und Nichtraucher-Abteilen entsprechend in den Theatern und Konzerten je eine Abteilung „für Nichtdufter" und „für Wohlriechende" einrichten? Oder einführen, daß die Wohlriecher entsprechend den Rauchern in guter Gesellschaft erst einmal fragen: „Erlauben Sie, daß ich dufte?" Schön, dafür bin ich. Gleichviel, ob Damen oder Herren duften, damit mir keiner nachsage, ich sei gegen die Damen ungalant oder gar ungerecht. Wer mich innerlich bezichtigen sollte, ich machte diese Vorschläge nicht ganz im Ernst, dem bliebe ja doch noch die Möglichkeit, auf den Takt zu hoffen, durch dessen An- oder Abwesenheit sich die Dame ohne Gänsefüßchen von der „Dame" mit welchen unterscheidet.

A

Unter uns



Digitized by Google

## Vom Genius

Ich kann einen Autor als vollendet empfinden, der in jungen Jahren uns genommen worden ist; der Meinung sein, es sei in einem Schuß aufgewachsen, was dieses Erbreich aus sich erzeugen konnte, also daß ihm nur noch eine kümmerliche Nachlese beschieden gewesen wäre. Das mindert meine Trauer an manchem frühen Grabe, so an Byrons und Shelleys. Wieder andere empfinde ich in hohem Alter als unvollendet, als fähig jeder Überraschung. Gewiß sind weite Strecken des zweiten Faust vergletschert, aus dem Gedanken heraus gesponnen und voll unbewußter Priesterlichkeit, statt der Sprüche und Worte voll beklemmender Weisheit, die uns sonst bei Goethe anwehen. Wenn aber ganz zum Schluß noch jene grandiose Lohe von Fausts Tod und Verklärung sich dem Eise entringen und vom Höllenschlund durch die Welt zu den seligen Gefilden aufzüngeln kann, alsdann, im Tiefsten angeglüht, erkenn ich, wie ungebändigt das Eigenfeuer dieser übermächtigen Natur immer noch gewesen sein muß, wie unzulänglich Begriffe, andern gegenüber gewonnen und gültig, vor diesem Einzigen sind.

J. J. David („Vom Schaffen“)

Das ist aber das Auszeichnende des Genius vor dem bloßen Talente: bei diesem bedeutet jeder einzelne Fehler etwas, was den Wert des ganzen Werkes mindert, eine Einbuße, die den Gesamteindruck wesentlich schmälert. Anders beim Genie: da ist jede Vollkommenheit, jeder geniale Zug für sich etwas, was man mit einer unendlichen Größe vergleichen könnte, von der man bekanntlich endliche Größen abziehen kann, so viele man will, ohne daß es im ganzen weniger würde. Die Mängel des Genies sind etwas, was zwar den Zugang zum Genuß seiner Vorzüge erschweren, ja für einen oder den andern auch wohl ganz verhindern kann. Aber wenn dieser Zugang einmal gefunden, wenn wir erst so weit sind, daß die Größe des Genies überhaupt auf uns einwirkt, so erleben wir einen Eindruck, der so weit über alles endliche Maß hinausgeht, daß ihm kein Subtrahent irgend etwas anhaben kann.

R. Louis („Deutsche Musik der Gegenwart“)

# Unsre Bilder und Noten

Wir haben ebenso wie von Toni Stadler auch von W. L. Lehmann schon wiederholt Bilder gebracht und denken damit fortzufahren. Beide Münchner Maler gehören nämlich zu denen, die in Künstler- wie in Kennerkreisen außerordentlich großer Schätzung genießen, während sie in Laienkreisen nicht eigentlich „berühmt“ sind. Dazu sind sie zu still, zu fein, zu ernst, zu innerlich, zu tief und viel zu wenig modisch oder gar sensationell. Auch die heut wiedergegebene Landschaft von Lehmann ist vornehm abseits von allem Tagesgeschrei der „Richtungen“ entstanden, als ein Ausfluß tiefinnigen Genießens der Natur durch das „selige Auge“, dem in Ruhe zu schauen gegeben ist. Blaue Stunde nach



Digitized by Google

Sonnenuntergang. Aber man genießt des Bildes erst recht, wenn man das wärmere Braun im Vordergrunde stark empfindet, was bei längerem Betrachten ganz von selbst kommt. Wundersam, welch ein Leben dann über die Landschaft hinströmt, von der Erdenschwere im Vordergrund in den leichten Hintergrund hinüber und in den bei dieses Künstlers Werken immer besonders bedeutsamen Himmel hinauf.

Mit dem Bilde nach August Brömse führen wir den Lesern wieder einen „neuen Mann" vor, einen Künstler, von dem bis jetzt in den Kunstblättern höchstens einmal so nebenbei die Rede war, aber, dessen versichern wir sie, bald viel mehr die Rede sein wird. Vor allem bei uns im Kunstwart selber, denn wir sind schon seit Jahr und Tag mit Reproduktionen nach Brömse beschäftigt, es gibt aber vielleicht überhaupt keinen Künstler, der schwieriger gut zu reproduzieren ist. Schon das starke Mitsprechen der Farbe unterscheidet schon auf den ersten Blick die Wirkung auch Brömsescher Radierungen von solchen Klingers. Das werden wir freilich noch beweisen müssen, denn unser heutiges Blatt zeigt ja keine Farbe, und es erinnert auch sonst gerade an Klinger sehr, viel mehr als manches andre, was Brömse bietet, der durchaus ein selbständiger Mann, durchaus kein bloßer Nachahmer Klingers ist. Wir bringen das heutige Bild zuerst von Brömses Sachen, weil zur Einführung das Anknüpfen an Bekannteres gut ist, weitere Bilder werden dann das Neue in Brömse besser zeigen. Inhaltlich braucht unsre Radierung keiner einstellenden Worte. Der erste Schauer der Todesahnung, welche die einsam im Garten Wandelnde innerhalb des üppigsten Lebens der Natur wie wehmütiger Geigenlaut aus dem Dunkel vor ihr überläuft — das kommt eindringlich genug durch Schatten und Licht selbst in unsrer bescheidenen Nachbildung zum Ausdruck.

Die sonstigen Bilderbeilagen erläutern Fritz Schumachers Aufsatz „Aus Dürers Werkstatt".

Zu dem Arndt-Bildnis im vorigen Hefte ist nachzutragen, daß es mit Erlaubnis der Photographischen Gesellschaft in Berlin reproduziert wurde, welcher das Vervielfältigungsrecht an diesem Werke gehört. A

Auf der Berliner Kgl. Hausbibliothek befindet sich eine „Sammlung fürs Klavier, bestehend aus Menuetten und Walzern" von einem gewissen A. Fischer, in Berlin bei Starcke erschienen. Sie gehört dem Anfang des 19. Jahrhunderts an und zeigt, wie liebenswürdig die Musen und Grazien in der Mark damals auch durch den Mund eines Nicht-Auserwählten, aber Berufenen sprachen. Dieser Fischer ist vergessen, sein Werk eine Rarität. Wir bringen zur Probe den Anfang. Später sollen die sämtlichen Menuette in der Hausmusik des Kunstwarts herauskommen. — Zum Beschluß ein kleines Wiegenlied von J. Florell,



Digitized by Google

dem finnisch-schwedischen Musiker. Wir haben im letzten Jahrgang mehrere deutsche Wiegen- und Schlummerlieder gebracht, bei denen es offensichtlich auf die Lieblichkeit der Melodie ankam. Hier also ein Gegenstück aus dem Norden. Keine Spur von süßer Melodik. Mehr Harmonie. Alles düster. Man glaubt in der dunklen Stube zu sitzen, die nur das Flackern des Kaminfeuers erhellt. Eine tiefe Monotonie soll das Kind in Schlaf lullen. Aber wir spüren durch die Kargheit des äußeren Ausdrucks doch etwas von der Gemütswärme der Singenden.

B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende für Musik: Dr. Richard Batka in Wien III; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien III, Arenbergring 16 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I



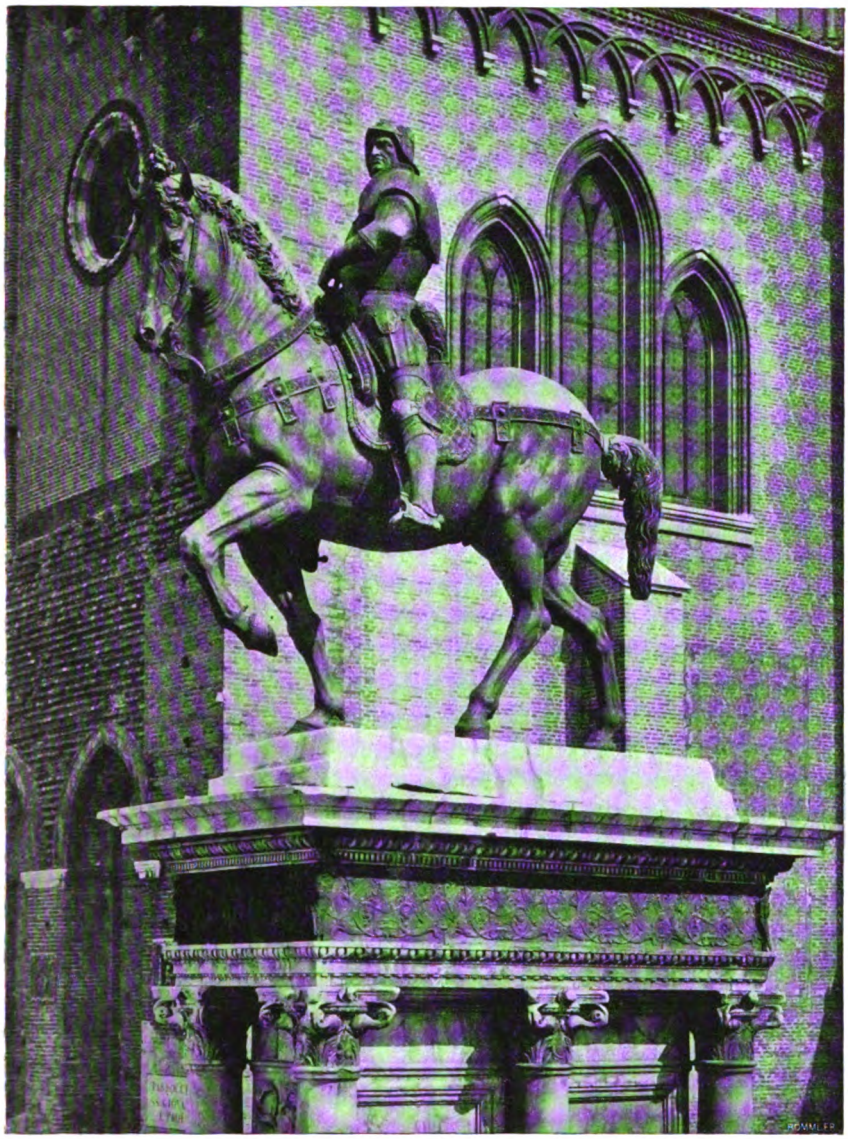
Digitized by Google

AUGUST BROMSE

Digitized by Google

Digitized by Google

## ZU DEM AUFSATZE: AUS DÜRERS WERKSTATT



KW

VERROCCHIO: STANDBILD
DES COLLEONI ZU VENEDIG

Digitized by Google

## ZU DEM AUFSATZE: AUS DÜRERS WERKSTATT

KW

DÜRER: RITTER, TOD UND TEUFEL, KUPFERSTICH VON 1513

Digitized by Google

## ZU DEM AUFSATZE: AUS DÜRERS WERKSTATT

KW

DÜRER: RÜSTUNG EINES DEUTSCHEN RITTERS UM 1498 □ □ □

Digitized by Google

## ZU DEM AUFSATZE: AUS DÜRERS WERKSTATT

KW

DÜRER-SCHULE: DEUTSCHER REITERSMANN UM 1502

Digitized by Google

## ZU DEM AUFSATZE: AUS DÜRERS WERKSTATT

KW

DÜRER: STUDIE ZU „RITTER, TOD UND TEUFEL“

Digitized by Google

ZU DEM AUFSATZE: AUS DÜRERS WERKSTATT

KW

DÜRER: STUDIE ZU „RITTER, TOD UND TEUFEL"

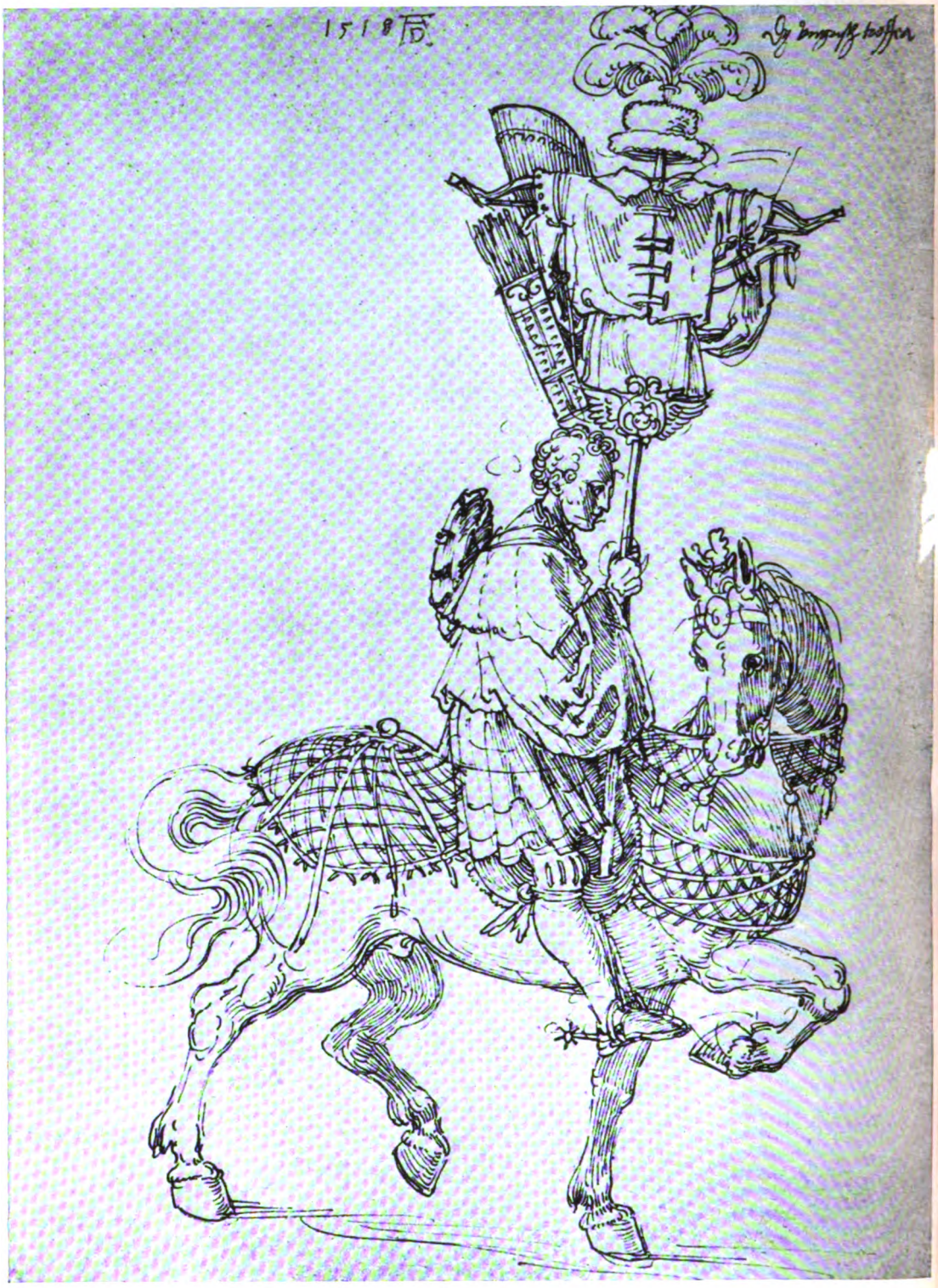
Digitized by Google

ZU DEM AUFSATZE: AUS DÜRERS WERKSTATT

KW

DÜRER: DIE ITALIENISCHE TROPHÄE 1518

Digitized by Google




KW

DÜRER: DIE UNGARISCHE TROPHÄE 1518

Digitized by Google

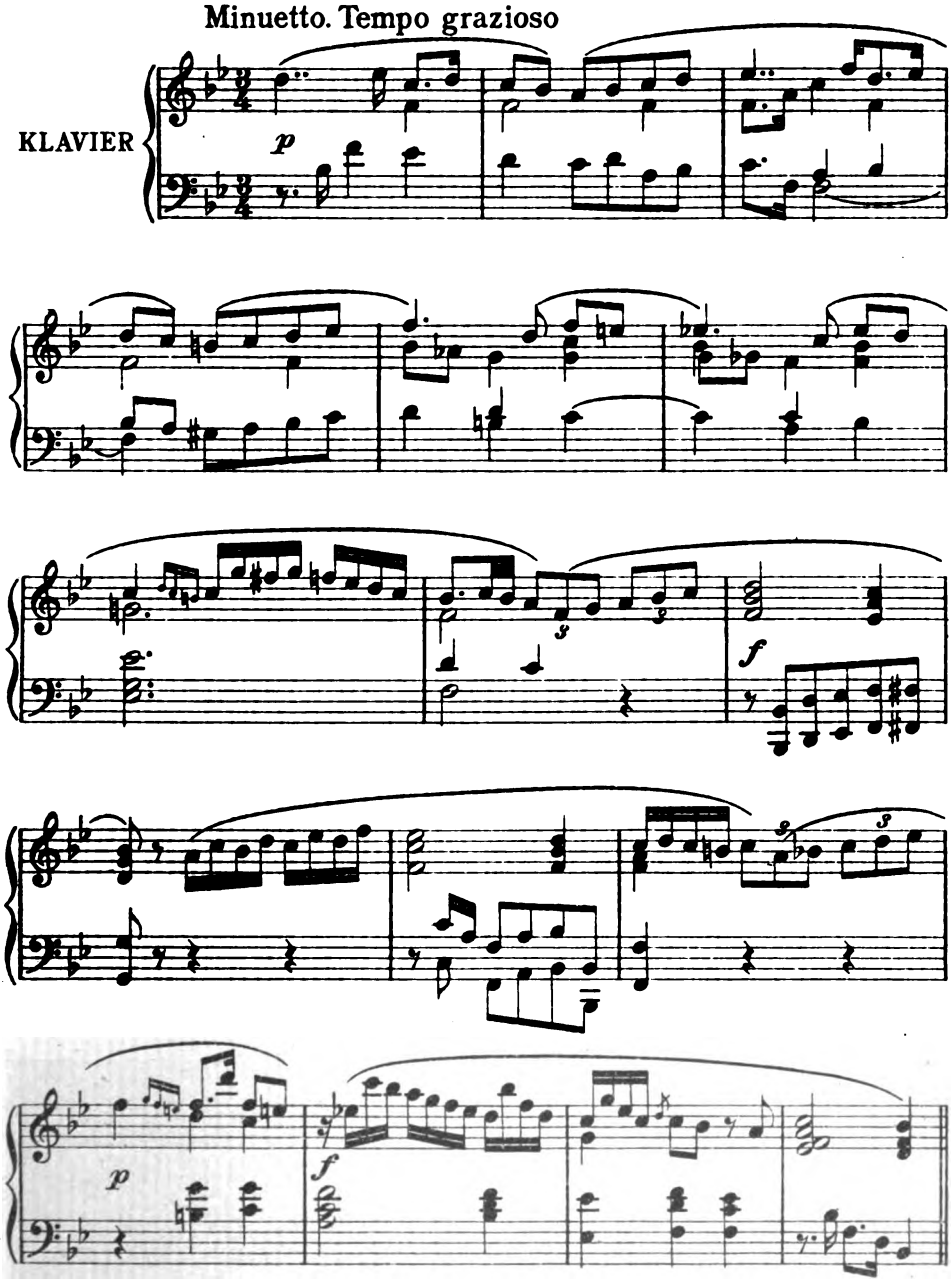
BEILAGE ZUM KUNSTWART

## A. FISCHER

### I VIER MENUETTE

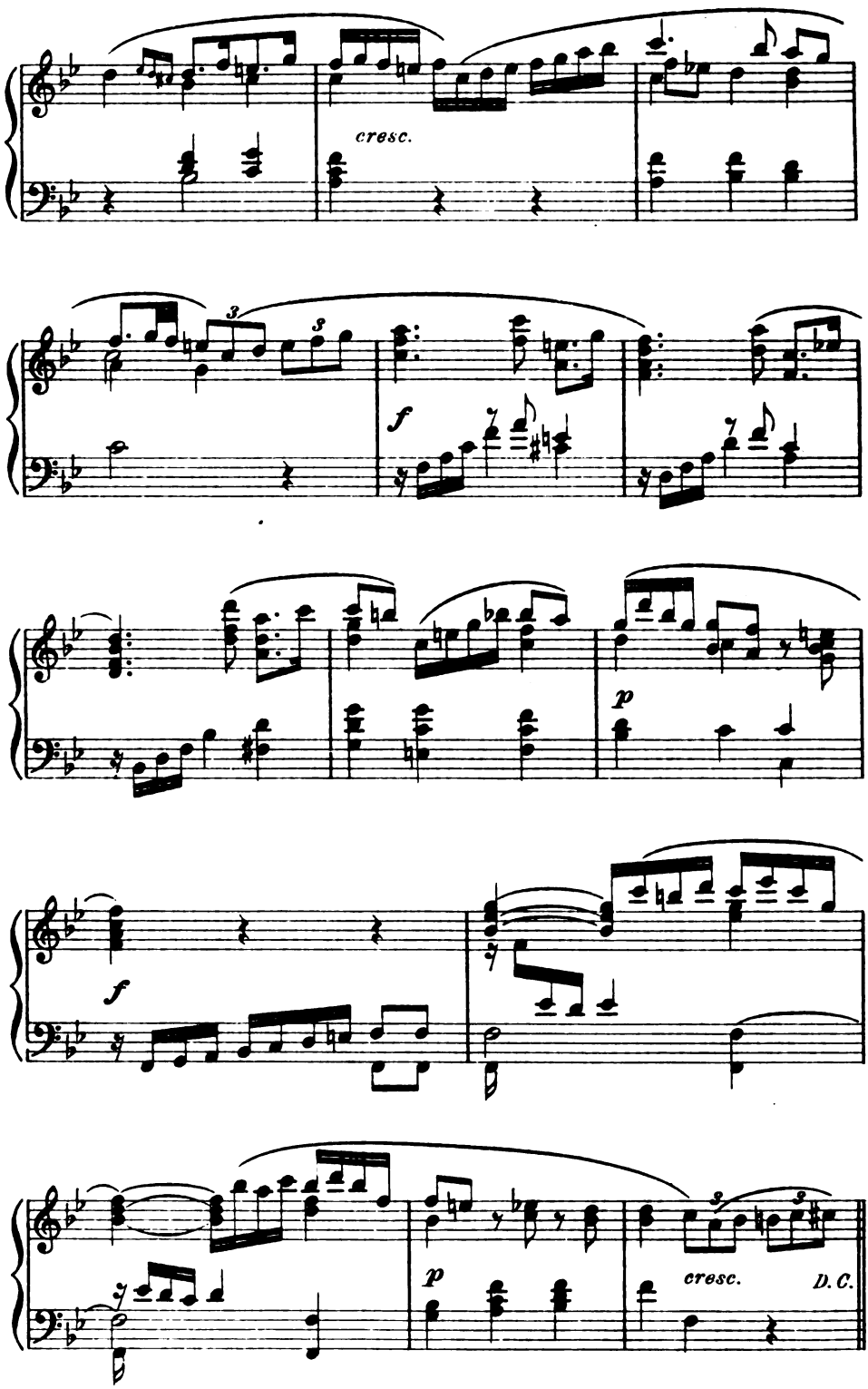
Bearbeitet von R. MELZER

Minuetto. Tempo grazioso




Verlag von GEORG D.W. CALLWEY, München
Alle Rechte vorbehalten

Digitized by Google

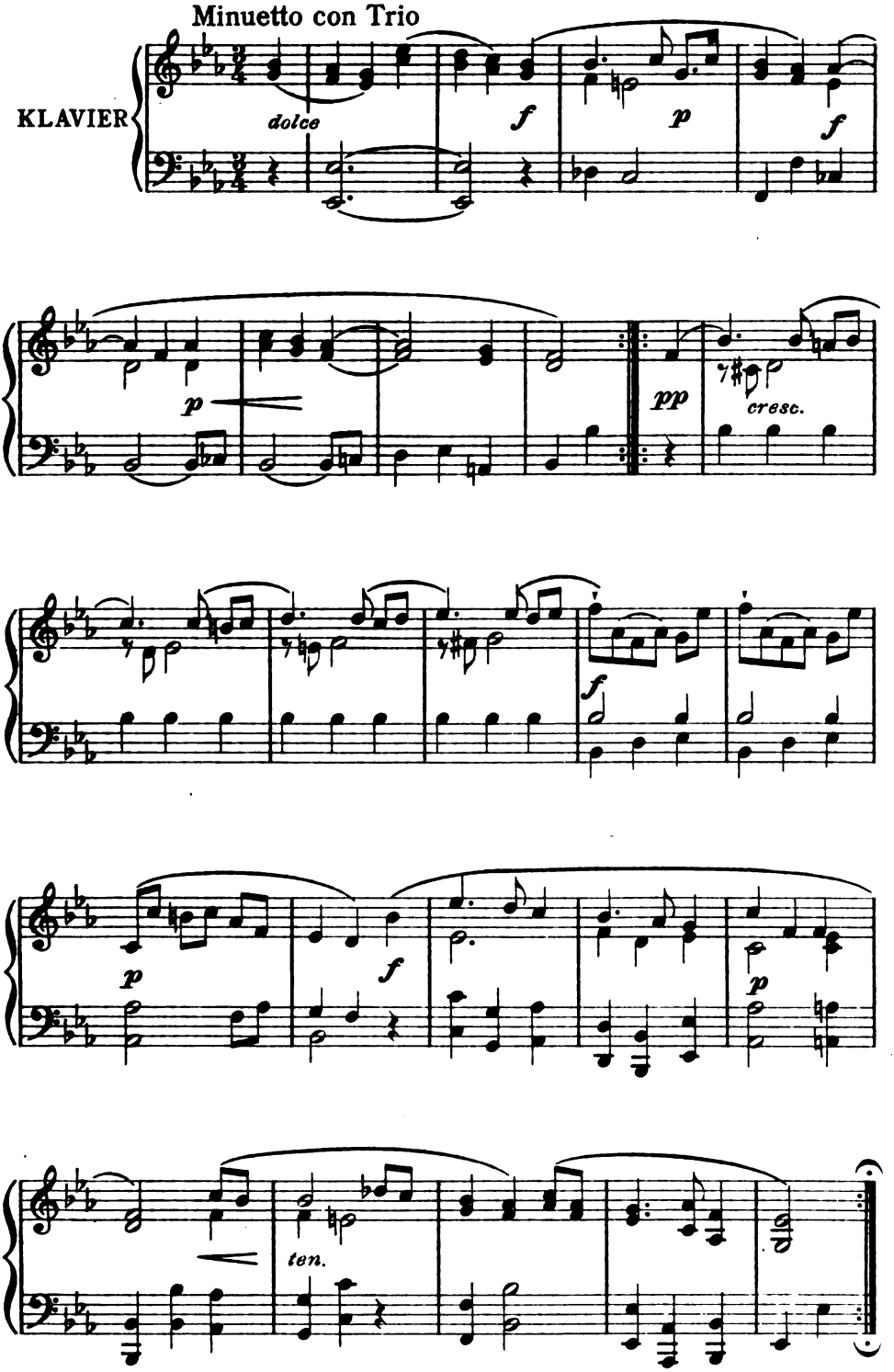



Digitized by Google

## II

### Minuetto con Trio

KLAVIER

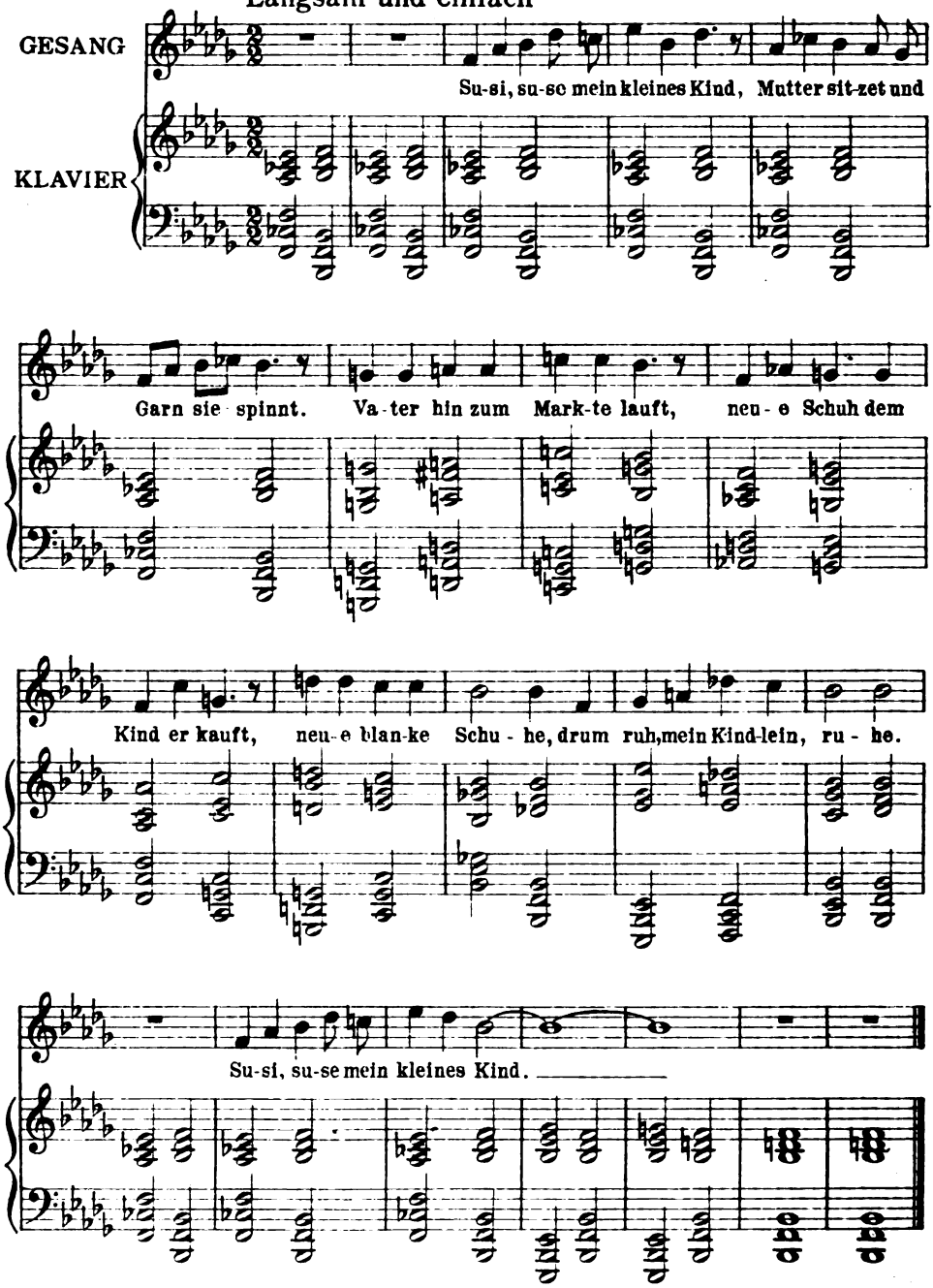



Digitized by Google

# Ilmari Florell

## AN KLEIN MARJAS KRANKENBETT

Langsam und einfach




Stichu. Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrg. 23 Zweites Februarheft 1910 Heft 10

## Vom religiösen Volksleben

Die Erörterung der theologischen Probleme übernimmt die theologische Wissenschaft, die Anwendung ihrer Ergebnisse auf die konkreten Verhältnisse, die Pflege des religiösen Lebens, ist Sache der Kirche. Da kann es an einer bald offnen, bald verborgenen Spannung zwischen beiden nicht fehlen. Die Kirche als ein Erzeugnis der geschichtlichen Vergangenheit ist sehr empfindlich gegen jede Kritik an den Grundlagen, auf denen sie ruht. Die theologische Wissenschaft aber kann sich als Wissenschaft das Ergebnis ihrer Forschungen nicht vorschreiben lassen und muß auch da jeden Eingriff von außen ablehnen, wo sie der gerade herrschenden kirchlichen Religiosität unbequem wird. Auf protestantischem Boden wird ihr diese Freiheit im Prinzip zugestanden, wenngleich es auch hier an Versuchen nicht fehlt, auf ihre Arbeit in kirchlichem Sinne einzuwirken.

Eine Spannung ganz ähnlicher Art besteht innerhalb der Kirche selbst zwischen der kirchlichen Religiosität und dem religiösen Volksleben. Sie geht auf dieselben Gegensätze zurück. Wo die Frömmigkeit wirklich lebendig ist, wird sie stets eine persönliche Note tragen.

Der christliche Charakter ihrer Religiosität ist etwas allen Christen Gemeinsames, aber die Betonung und Bewertung der einzelnen Momente ist stets individuell verschieden. Die individuelle Färbung der Frömmigkeit bleibt aber auch dann bestehen, wenn es sich nicht um hervorragende Einzelmenschen, sondern um breitere Schichten der Bevölkerung handelt, welche, von gleicher Abstammung, auch unter denselben äußeren Lebensbedingungen stehen. Es bildet sich dann der Typus der Volksfrömmigkeit heraus, die bei den einzelnen Bevölkerungskreisen wieder durchaus besondere Züge trägt. Dasselbe Bild zeigt sich uns vergrößert, wenn wir die verschiedenen christlichen Völker miteinander vergleichen. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, wie fremdartig und unsympathisch uns z. B. der amerikanische Frömmigkeitstypus berührt, um zu erkennen, wie groß auch hier die Unterschiede sein können.

Neben solchen Typen hat sich aber schon sehr früh ein offizielles kirchliches Frömmigkeitsideal ausgebildet. In der katholischen Kirche hat es bis zu einem gewissen Grade über die Regungen volkstümlicher Eigenart gesiegt, freilich mit der Nebenwirkung, daß sich volkstümliche Anschauungen aus dem Heidentum in den Aberglauben flüchteten. Die mittelalterliche Kirche war duldsam dagegen und verminderte dadurch die Spannung zwischen kirchlicher Frömmigkeit und volkstümlicher Religiosität. Nur was sich auf keinerlei Weise mit dem Christentum vereinigen ließ, wurde ausgerottet.

Mit der Reformation ward die Spannung wieder größer: der Protestantismus konnte auf die Dauer gegen diese halb heidnischen, halb katholischen Volksvorstellungen nicht so tolerant bleiben wie es das Mittelalter gewesen war. Immerhin ist die Orthodoxie selbst gegen den Hexenglauben duldsamer gewesen als gegen kalvinistische



Digitized by Google

Irrlehren. Es ergibt sich auch insofern eine Parallele mit mittelalterlichen Zuständen, als die protestantischen Geistlichen des 17. und 18. Jahrhunderts in enger Fühlung mit dem Volksleben standen. Ihre Allgemeinbildung war gering, ihre wirtschaftlichen Verhältnisse machten sie zu halben Bauern und es war durchaus keine Seltenheit, daß sie sich um Ackerdüngung und Wiesenbewässerung mehr kümmerten, als um die religiöse Fortbildung ihrer Pfarrkinder. Sie nahmen auch an deren geistigem Leben Anteil und lebten ganz naiv und unbefangen in all den religiösen Vorstellungen, die dem Volke geläufig waren.

Die Zeit der Aufklärung brachte eine doppelte Wendung, deren Ergebnis uns heute noch ungelöste Probleme stellt. Das philosophische Zeitalter blieb auch auf die kirchliche Frömmigkeit nicht ohne Einfluß. Die höhere geistige Bildung und vor allem die philosophische Schulung der Geistlichen zerschnitt die Fäden, welche sie mit der volkstümlichen Religiosität verbanden, je länger, desto mehr. Während früher der Geistliche und die Gemeinde auf demselben Boden einer volkstümlich gearteten Frömmigkeit standen, lebten sie jetzt in zwei verschiedenen Welten und das Bewußtsein der höheren Bildung führte bald dazu, daß man mit geringschätziger Verachtung auf das dumme Volk herabsah, das sich von all den törichten und abergläubischen Vorstellungen der Vergangenheit noch nicht freimachen konnte. Nun begann der Kampf gegen die volkstümliche Religiosität in voller Schärfe; man suchte wahl- und unterschiedslos zu vernichten, was in der durchgeistigten und philosophisch orientierten Frömmigkeit nicht unterzubringen war. Zu gleicher Zeit begann auch in der volkstümlichen Religiosität ein Zersetzungs- und Auflösungsprozeß. Die Aufklärung im Sinne einer intellektualistischen Verstandeskultur blieb ja nicht nur auf die Kreise der Gebildeten beschränkt; auch im Volke begann man sich des törichten Aberglaubens zu schämen. Daß damit zugleich auch die Grundlagen der volkstümlichen Frömmigkeit überhaupt wankend wurden, entging der Aufmerksamkeit der kirchlichen Kreise, und doch war es so: das Volk, dem die Realität übernatürlicher geistiger Mächte nicht mehr unbedingt feststand, begann auch am Dasein Gottes zu zweifeln. Das war der Beginn einer Entkirchlichung. Zuerst in den kleinen Städten, bald auch auf dem Lande zeigten sich die Folgen; die Kirchen wurden leer; die Kirchlichkeit war nicht mehr inneres Bedürfnis, war nur noch äußere Form.

Der Prozeß wurde beschleunigt durch die Erschütterung, welche das ganze geistige Leben des Volkes in Verwirrung brachte. Das Hinausdringen der städtischen Kultur auf das Land, das Abwandern der ländlichen Bevölkerung in die Stadt, das Zusammenfluten großer Volksmassen in den Industriezentren entriß dem Volkstum und damit auch der volkstümlichen Frömmigkeit den Mutterboden, auf dem sie gewachsen waren. Auch die ganze wirtschaftliche Struktur des Dorfes erfuhr eine Veränderung. An Stelle der Wirtschaftsgemeinschaft, die es bisher gewesen war und die eine faßbar wirkliche Größe mit greifbaren Interessen darstellte, trat das blutlose Gebilde der politischen Gemeinde. Uralte wirtschaftliche Zusammenhänge, die tausend und mehr Jahre bestanden hatten, lösten sich, damit aber kamen alle die volkstümlichen Formen des sozialen und geselligen



Digitized by Google

Lebens ins Wanken, die auf ihnen ruhten. Tracht, Sitte und Brauch schwanden, ohne daß das Volkstum die Kraft gehabt hätte, Neues an Stelle des Alten zu setzen. Es war zu sehr von einem ihm fremden Geiste angekränkelt; seine besten Kräfte lagen brach und seine lebenskräftigen Instinkte, die früher so sicher gearbeitet und Gebilde von wunderbarer Eigenart, Schönheit und Stärke geschaffen hatten, fanden sich in den neuen Verhältnissen nicht mehr zurecht.

Diese große Krisis stellte der Pflege des religiösen Lebens ganz neue Aufgaben. Sie wurden nicht sogleich erkannt. Sie werden auch heute noch von vielen nicht gesehen, die zu ihrer Lösung berufen wären. Die Kirche als Ganzes war nicht elastisch genug, um sich den neuen Verhältnissen sofort anpassen zu können; sie blieb auch hier, wie in der sozialen Umgestaltung des Volkes, hinter der Entwicklung zurück. Man kann das sehr leicht verstehen; mußte doch ihren Organen zumeist ein genügendes Verständnis für die Nöte und Bedrängnisse fehlen, in welche die volkstümliche Frömmigkeit durch das Hereinbrechen einer neuen Zeit geraten war. Hätten die Geistlichen noch wie ein Jahrhundert früher innige Fühlung mit dem Volkstum gehabt, so hätten sie rechtzeitig das Notsignal geben können. Nun war die bittere Erfahrung da. Es ist nicht übertrieben, wenn ein Geistlicher von heute die Lage mit diesen Worten kennzeichnet: „Wir wurden als Pfarrer, Lehrer, als Leiter und Erzieher irgendwelcher Art in eine Welt geschickt, deren inneres Leben uns völlig unbekannt war. Jahre- oder jahrzehntelang wußten unser viele nicht, wo sie waren, nicht, was sie taten. Ein Missionar ist heute besser für die Heiden vorbereitet, als wir mit unsrer Universitäts- und Seminarbildung, mit unserm persönlichen Erleben und Kämpfen für die Bauern. Ein Missionar ist mit mehr Duldung für Brauch und Sitte des fremden Landes ausgerüstet, als wir für den heimischen Brauch unsrer Väter, in dem sich ein christlich Volk seine eigene Kirche in Jahrhunderten erbaut hat. In allen fremden, verschollenen Religionen sind wir zu Hause, nur nicht da, wo wir stehen, nur nicht im Glauben und Lieben des eigenen Dorfes. Je wahrhaftiger persönlich überzeugt, je heiliger glühend wir an unsre Arbeit gingen, um so mehr fuhren wir oft zerstörend hinein, und alle spätere Erkenntnis und Reue machte die Verwüstung an dem alten Heiligtum nicht wieder gut. Und da wir eben erwachen, sehen wir jede neue Generation ebenso rettungslos wieder ihre schönsten Kräfte und Jahre ungewarnt und unberaten verschleudern. . . . Unterdes bricht ein Stein nach dem andern aus dem alten Gemäuer der Dorfkirche heraus. Die Dorfleute brauchen all ihre Kräfte bei der Not der Landflucht, bei der Aneignung der hereinströmenden, ganz neuen wirtschaftlichen und geistigen Kultur. Sie haben keine Zeit mehr, in die Tiefe, in sich selbst zu gehen. Die Steine auf unsern Friedhöfen wie an Haus- und Kirchenbauten schreien uns in die Ohren eine erschreckende, hohle Scheinkultur. Und wir glauben, daß es im Innern anders aussieht? Ist nicht alles nur Ausdruck des Innern? Es kann nicht anders sein. Diese ganze neue Kultur, die unaufhaltsam jetzt in die Dörfer einzieht, ist nirgends so gefährlich, muß nirgends zu einer so erschütternden inneren Krisis führen wie in der Dorfkirche. Denn sie ist



Digitized by Google

nicht auf diesem seelischen Grunde erwachsen. Die ganze ländliche Wohlfahrtsarbeit mündet mit unerbittlicher Notwendigkeit zuletzt in die religiöse Frage." („Dorfkirche", 1907, S. 1)

Aber diese Äußerung zeigt zugleich, daß die Verständnislosigkeit der kirchlichen Kreise gegenüber der religiösen Not des Volkstums zu schwinden beginnt, und daß man anfängt, sich auf seine Aufgabe zu besinnen.

Pflege des religiösen Lebens in heimatlicher und volkstümlicher Gestalt!

Also ein deutsches Christentum? Oder vielmehr ein Bauernchristentum? Das Ziel läßt sich zurzeit nur schwer, es läßt sich vielleicht überhaupt noch nicht klar und deutlich zeigen. Wir sind auch in diesem Stück zu sehr aus der Überlieferung herausgeworfen und haben den Zusammenhang nicht nur mit dem gegenwärtigen, sondern auch mit dem vergangenen Volkstum völlig verloren. Es klafft eine Kluft von einem halben Jahrhundert, in der das Alte nach und nach versunken ist. Was heißt „religiöses Leben in heimatlicher und volkstümlicher Gestalt"? Das Wort ist eigentlich zunächst noch nicht mehr als ein Schlagwort, das erst mit Leben gefüllt werden muß. Oder: als ein Licht, das wir in der Ferne blinken sehen, ohne klar erkennen zu können, welcher Art es ist und was es bescheint. Aber eins fühlen wir deutlich: die Notwendigkeit, zu unserm Volke hinüberzukommen. Darum wird sich auch das Wort bewahrheiten: „Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg."

Ich beschränke mich bei diesen ganzen Darlegungen auf bäuerlich-ländliche Verhältnisse. Nicht deshalb, weil ich nur hier einen Notstand sähe. Die religiösen Bedürfnisse der Gebildeten oder der Arbeiter stellen die, welche zu ihrer Pflege berufen sind, vor ebenso schwerwiegende Probleme. Auch nicht deshalb, weil ich für das Land eine bevorzugende Behandlung wünschte. Sondern aus dem ganz einfachen Grund, weil ich Wand an Wand mit dem Bauerntum wohne: tum tua res agitur, paries cum proximus ardet! Mögen andere, die andere Nachbarn haben, ebenso offen von ihren Sorgen und Nöten reden. — —

Das Gebiet der volkstümlichen bäuerlichen Frömmigkeit ist im ganzen noch ein unbekanntes Land. Welche seelischen Kräfte regen sich hier? Welchen Anteil hat das Gemüt daran? Welche Beweggründe bestimmen hier den Willen? Das sind alles Fragen, auf die wir eine bestimmte Antwort noch nicht geben können. Es ist auch mit jedem echten Gut volkstümlicher Frömmigkeit zuviel unechtes verbunden. Man hat so viel mit wohlmeinenden, aber ungeschickten Händen an der Volksseele herumgearbeitet, um sie zu „erziehen" und zu „heben", daß sich jetzt schwer unterscheiden läßt, wo wir echtes Volksgut und wo wir fremde Eindringlinge vor uns haben. Für diese sehr feinen Unterschiede muß uns der Blick noch viel mehr geschärft werden. Wir müssen lernen, aus der Seele des Volkes heraus zu fühlen und zu empfinden. Weil das von außen hinzugetragener Geist von unserm Geist ist, sind wir ja geneigt, ihm auch objektiv einen höhern Wert zuzuerkennen und es für edler und frömmer zu halten, als das, was aus dem



Digitized by Google

Volke selber erwuchs. Hier müssen wir unser ganzes altgewohntes Denken und Empfinden erst einmal völlig ausschalten und uns konsequent daran gewöhnen, daß wir die Dinge nicht nach dem Eindruck beurteilen, den sie auf uns machen, sondern nach der Bedeutung, die sie für das Volk selbst und seine Frömmigkeit haben. Das scheint sich von selbst zu verstehen, scheint auch nicht allzu schwer. Wer es jemals ernstlich versucht hat, wird aber wissen, daß gerade hier die Hauptschwierigkeit liegt. Was ist nicht alles von je gegen das Volkstum in bester Absicht gesündigt worden, was hat man hier nicht alles an edlen Blüten und Keimen zerdrückt, was hat man nicht statt ihrer von je an vergeistigten, gedanken- und gefühlsblassen Trieben dem Volke eingepflanzt! Und alles das bedeutet ja eine Anklage gegen unsre Unfähigkeit, objektiv im eben angegebenen Sinne zu urteilen!

Zu dieser Schwierigkeit kommt die zweite: daß auf keinem andern Gebiet das Volk verschlossener und schwerer zugänglich ist, als auf diesem. Die äußere korrekte Kirchlichkeit, die früher allgemein herrschte, und von der sich auch heute noch in einzelnen Gegenden Reste erhalten haben, täuscht gar zu leicht über das, was sich darunter verbirgt. Die Hauptfrage, welche Stellung zur Religion der Mann aus dem Volk im Leben einnimmt, inwieweit er sich von religiösen Beweggründen in seinem Handeln leiten läßt, sie wird dabei gar nicht berührt. Es ist unsäglich schwer, hier einen Blick in die Tiefe zu tun. Und zwar gerade für die berufenen Seelenkenner und Seelsorger, für die Pfarrer fast am schwersten. Denn ihnen gegenüber ist der Bauer stets im Sonntagsrock, das Gesicht in Andachtsfalten, selbst wenn er eben noch Fluten des Zornes und Fluches über Weib und Kind ergossen hat.

Auch auf religiösem Gebiet hat das Volk sich seine eigne Welt erbaut. Ausgestattet mit phantastischen Gebilden und übersinnlichen Realitäten, erfüllt von allerlei Geistern und Kräften, denen in abergläubischer Verehrung gedient wird, streng geordnet durch Sitte und Brauch, die, einstmals von tiefer Bedeutung, nun vielfach zu unverstandener äußerer Form geworden sind, ist sie des Landvolkes geistige Heimat, in der es sein ungestörtes Sonderdasein führt. Es befolgt auch hier die oft erprobte Bauernweisheit, daß es andre reden läßt, sie geduldig anhört und dann doch tut, was es will. Es hört die christliche Verkündigung in mannigfachster Gestalt: altgläubig und modern, aufklärerisch und strengkirchlich, methodistisch, pietistisch und quietistisch. Hört das alles geduldig und bleibt bei seiner Frömmigkeit. Ihm ist eine altväterliche Sitte oder ein abergläubischer Brauch von größerer Wichtigkeit und Bedeutung, als irgendeine Einrichtung der Kirche; was ein altersgrauer Wahrsager und Zeichendeuter in geheimnisvoller dunkler Sprache kündet, gibt seinem Handeln mehr Triebkraft, als die Predigtworte des Pfarrers. Und doch muß hier eine Verbindung geschaffen und eine Verständigung ermöglicht werden. Wir müssen es versuchen, dem religiösen Denken des Landvolkes näherzukommen und das wunderbar verschlungene Räderwerk seiner Vorstellungen und Entschlüsse zu begreifen. Wir müssen wissen, welche Motive und Quietive auf unser



Digitized by Google

Volk wirken und welche Hemmnisse der religiösen Entwicklung es für unser Volk gibt. Wir müssen es wissen, wenn wir wirklich sein religiöses Leben pflegen, d. h. nicht nach unsern Vorstellungen modeln, sondern vor Ausartung und Verwilderung schützen sollen. Und dazu ist unsre Kirche da.

Es ist nicht ganz leicht, anderen, die nicht aus eigener Anschauung die Sachlage kennen, einen klaren Einblick zu ermöglichen. Gibt es doch selbst unter den Nächstbeteiligten, den Landpfarrern, noch deren genug, die den von uns berührten Notstand weder selbst fühlen noch Wort haben wollen. Vielleicht können ein paar Beispiele das Wesen der volkstümlichen Frömmigkeit, wenn auch nicht klarer und anschaulicher machen, so doch in einem prägnanten Ausschnitt zeigen. Wenn es so leicht wäre, das Wesen dieser Religiosität zu ergründen, so existierte das ganze Problem überhaupt nicht. Die Schwierigkeit liegt aber gerade darin, daß uns die Äußerungen dieser Frömmigkeit fortwährend vor neue Rätsel stellen. Alle unsere gewohnten Begriffskategorien versagen. Wir können die psychologische Situation, aus der diese Äußerungen in Wort und Handlung geboren werden, überhaupt nicht fassen. Das scheint uns alles so kindisch, töricht, albern, kleinlich. Wir meinen, mit ein paar aufklärenden Worten in unsrer unerbittlich scharfen Logik den Dunst zerstreuen zu können und merken, daß das gar nicht mehr so kindisch und töricht sich ausnimmt, sondern eine durchaus ernsthaft und wahr empfundene Gewissenssache ist, an die man nicht rühren darf. Wir stehen einem Gegner gegenüber, der mit logischen Deduktionen nicht zu fassen ist, der jedem Hieb ausweicht, aber seinen Platz zähe und ohne Wanken behauptet. Wir greifen zu einem anderen Mittel. Wir reden von Heuchelei und äußerlich-scheinheiligem Wesen. Und erfahren dann zu unserer Beschämung, daß das, was wir äußerlich zur Schau getragen und scheinheilig schalten, der Ausdruck eines Herzensbedürfnisses ist, das wir zwar nicht verstehen, das aber so tief und fest mit der innersten Persönlichkeit verwachsen ist wie unser eigenes religiöses Anliegen. Und die unvermittelten Gegensätze in des Bauern Brust. Er lebt in zwei Welten und ist in beiden gleich wahr und gleich heimisch. Rätsel über Rätsel.

Ein paar dürftige Beispiele nur, ganz willkürlich herausgegriffen. Sie sollen zeigen, wie hilflos sich die berufsmäßigen religiösen Erzieher in dieser fremden Welt vorkommen, sobald ihnen die Augen aufgegangen sind und sie die überlegene Sicherheit, mit der sie aufs Land kamen, verloren haben. Sie sollen den Nachweis liefern, daß selbst der redlichste Wille nicht und nicht der heiligste Eifer etwas schützen können, daß man unbewußt mit rauher Hand anderen in ihr Heiligtum greift und zarte Gebilde für immer zerstört. Mehr als ein paar Schlaglichter können wir allerdings nicht auf dies Gebiet fallen lassen. Das ganze für uns noch so dunkle Land bäuerlicher Religiosität erhellen zu wollen, kann dem nicht in den Sinn kommen, der weiß, daß das eine Aufgabe für eine ganze Generation sein wird.

In einer ländlichen Kirche sollte elektrischer Antrieb des Glockengeläutes auf Vorschlag des Pfarrers eingerichtet werden. Der Unternehmer bestieg in Begleitung des Kirchenvorstandes den Glockenturm, um einen Kostenüberschlag machen zu können. Nach Erledigung des



Digitized by Google

geschäftlichen Teiles sagte er in einem so ernsten Ton, der zu der Veranlassung in sonderbarem Gegensatz stand, zu dem Geistlichen: „Als Geschäftsmann müßte ich Ihnen eigentlich zureden. Aber das eine sage ich Ihnen: wenn Sie am Geläut etwas ändern lassen, können Sie sich auch gleich versetzen lassen und Ihr Name wird in der Gemeinde für alle Zeit im Unsegen genannt werden.“ Aber warum denn nur? Hatte der Pfarrer nicht die beste Absicht bei seinem Vorschlag? Besteht eine derartige Einrichtung nicht schon in zahllosen Kirchen? So hat sich der Geistliche wohl auch selbst gefragt und eine Antwort nicht gefunden. Aber er merkte, daß es Ernst war und ließ den Plan fallen. — Eine Gemeinde ließ in ihre alte Kirche eine neue Orgel einbauen. Bei dieser Gelegenheit mußten einige Kirchenstühle beseitigt werden, um Raum zu schaffen. Geraume Zeit nachher besuchte ein junger Theologe, der aus dem Dorf stammte, einen ihm verwandten alten kranken Bauer. Auf allen Trostzuspruch hatte dieser nur die eine Antwort: „Ich weiß, daß du es gut mit mir meinst. Ich bin auch früher fleißig in die Kirche gegangen. Aber daß mir der Pfarrer meinen alten Kirchensitz genommen hat, das vergesse ich ihm nimmermehr.“ Schweigend drehte er sich zur Wand, war für allen Zuspruch unzugänglich und starb unversöhnt. „Wie kindisch!“ möchte man ausrufen. Aber das Wort erstirbt einem auf den Lippen. Denn so handelt nicht kindischer Trotz, sondern nur einer, der in seinem innersten Heiligtum verletzt ward. — Als einem Bauer nach langem Krankenlager die Frau gestorben war und der Pfarrer mit ihm über den großen Verlust redet, den er erlitten hat, erwidert der Mann: „Ja, sie war ein braves Weib. So wie sie wußte keine mit dem Vieh umzugehen.“ Ist das Roheit? Oder vielleicht ein uns unverständlicher Ausdruck echten und tiefen Schmerzes? — Ein Pfarrer wollte recht anschaulich und packend predigen und nahm in der Predigt häufig Bezug auf Zeitereignisse und das praktische Leben. Das mißfiel den Bauern aufs höchste. Ihr Pfarrer predige „aus der Zeitung“, hieß es. Ein Pfarrer aber soll nur „aus Gottes Wort“ predigen. Wieder ist man im Zweifel, ob sich hinter dieser Alternative, die für unser Bewußtsein gar kein Entweder—Oder ist und uns darum so unsagbar lächerlich vorkommt, nicht doch ein tieferes und ernsthaftes religiöses Bedürfnis birgt? — Und der geizige Bauer, der sich und den Seinen kaum das trockene Brot gönnt und jedes Jahr für die Mission ein blankes Goldstück oder mehr opfert, nicht öffentlich mit prahlerischer Prätension, sondern wirklich so, daß man merkt, die Linke soll nicht wissen was die Rechte tut. Und für den kranken Nachbar hat er vielleicht noch nicht einmal eine Schüssel Milch übrig. Wer löst diese Widersprüche? Seine Opferwilligkeit für die Mission ist ebenso echt und erprobt wie sein Geiz und seine Lieblosigkeit gegen die Dorfgenossen.

Was beweisen diese paar Beispiele? Zum mindesten dies: daß sich uns hier eine völlig fremde, ja geradezu rätselhafte seelische Verfassung und bei aller bäuerlichen Einfalt ein verwickeltes Getriebe von Motiven offenbart. Wie stellen wir uns zu dieser fremden Welt? Wer berufen ist, in ihr und an ihr zu arbeiten, m u ß doch irgendein Verhältnis zu ihr gewinnen. Was hilft es, wenn wir schelten: „das



Digitized by Google

ist unchristlich", „das sind kindische Albernheiten", „das sind törichte Äußerlichkeiten". Diese Urteile sind falsch. Und außerdem helfen sie zum Verständnis keinen Schritt. Wer aber religiös erziehen will, muß vor allem erst das Vertrauen des Volkes besitzen. Und dies Vertrauen kann er wieder nur gewinnen, wenn er liebevolles Verständnis zeigt für volkstümliche Eigenart. Hier gibt es einfach keinen anderen Weg: den Zugang finden zu den seelischen Quellen volkstümlicher Frömmigkeit.

Das ist kein leichter Weg. Wir alle, ob wir vom Dorfe stammen oder aus der Stadt, tappen in dieser bäuerlichen Welt umher wie Blinde. Der gelehrte Bildungsgang zerstört jede Verbindung mit volkstümlichem Empfinden, er schafft eine ganz andere seelische Konstitution auch bei denen, die ihrer Herkunft wegen der Volksseele nahe stehen könnten. Welch ungeheurer Schade wird aber durch diese Verständnislosigkeit angerichtet! Wieviel wird zerstört und zertreten! Wie bleibt die Kluft unüberbrückt! Wir urteilen aus unserem — meinetwegen verfeinerten — Empfinden und nennen roh und rauh, was in seiner Art doch ebenso wahr und echt und tief ist wie unsere eigenen vergeistigten religiösen Vorstellungen. Wird aber kein Anschluß an diese uns so fremde Welt gefunden, so ist all die unendliche Mühe, die auf die Pflege des religiösen Volkslebens verwendet wird, völlig vergeblich und ohne Frucht. Es gibt nur einen Weg, und wenn er noch so schwierig ist, er muß gegangen werden: Verständnis für die volkstümliche Frömmigkeit und dann Pflege des religiösen Lebens in heimatlicher und volkstümlicher Gestalt.

⊡

Aber, so sagt der Leser, ist das nicht vielleicht eine interne Angelegenheit des geistlichen Standes? Mögen sich die auf Konferenzen und Synoden darüber unterhalten, wie sie diese ihre Aufgabe am ehesten lösen können — für das öffentliche geistige Leben scheint diese Angelegenheit denn doch ohne Belang. Scheint sie das? In Wirklichkeit handelt sich's auch hier um eine Sache von nationaler Bedeutung. Daß die Erhaltung eines charaktervollen, selbstbewußten, bodenständigen Volkstums für unsere nationale Entwicklung von größter Wichtigkeit ist, wird ja wohl allgemein anerkannt. Für unsre gesamte öffentliche Kultur ist es eine Lebensfrage, daß unsre völkischen geistigen und seelischen Eigenschaften und Kräfte nicht in dem Strom der internationalen Einflüsse, die sie überfluten, ertrinken. Die rein psychische Kraft kann sich im Völkerleben so wenig wie im Einzelleben durchsetzen; das Siegende bleibt wie im Einzelleben so in dem der Völker stets die geistige Persönlichkeit. Je stärker sie sich von ihrer Umgebung abhebt, je eigenartiger ihr Charakter ist, um so stärker ist auch ihre Wirkung. Die Durchschnittsmenschen, die zahllose geistige Doppelgänger haben, werden immer nur in einem beschränkten Kreise wirken können. Im Völkerleben wiederholt sich das durchaus; je kräftiger hier die gesamte Persönlichkeit des Volkes sich von der geistigen Eigenart der Nachbarvölker unterscheidet, um so mehr Eigenes hat es auch zu bieten, das andre nicht bieten können, und das bedeutet die Erhöhung seines geistigen, wirtschaftlichen und



Digitized by Google

politischen Einflusses. Ich brauche zum Beweis nur an die Engländer zu erinnern. Und daran: daß es von jeher eine Schwäche der Deutschen gewesen ist, ihre völkische Eigenart zu verleugnen und sich in der Nachahmung anderer Völker zu gefallen. Die Pflege unsres deutschen Volkstums ist eine Lebensfrage für unser Volk.

Deshalb kann auch die Frage, wie eine Pflege des religiösen Lebens in heimatlicher und volkstümlicher Gestalt möglich sei, nicht eine innere Angelegenheit eines einzelnen Standes heißen. Auch sie ist von allgemeinster Bedeutung. Björnson sagt in Synöve Solbakken: „Man kann norwegische Bauern, weder gute noch schlechte, nicht zeichnen, ohne irgendwo mit der Kirche in Berührung zu kommen.“ Man kann ein eigenartiges Volkstum nicht haben und erhalten ohne volkstümliche Frömmigkeit. Bei allen volkstümlichen Fragen stößt man ja in der Tiefe auf den religiösen Untergrund. Das gesamte Weltbild, die volkstümliche Weltanschauung, ist religiös gefärbt. Der ganze Baum des geistigen Lebens im Volk saugt bis in seine feinen Verzweigungen hinein den Saft aus religiösem Boden. Man kann sich auch den deutschen Bauer nicht denken ohne Frömmigkeit, sei sie nun so oder so. Schon die zahlreichen Anlässe, die ihn während seines Lebens mit der Kirche in Berührung bringen und die für ihn zugleich auch Höhepunkte seines Daseins bedeuten, sind Bande, die sich nicht leicht lockern. Auch der freigeistige und aufgeklärte Bauer hält an den sinnvollen Bräuchen, mit denen seine Väter diese Anlässe ausgeschmückt haben, aus innerem Zwange fest, auch er *hat* Religion. Man sucht so oft die letzten Ursprünge volkstümlicher Gebräuche im grauen Heidentum. Selbst wenn das im weitesten Umfang richtig wäre, so würde gerade dadurch ihr religiöser Charakter nur bewiesen. Aber man braucht, wenn man nicht mit wissenschaftlicher Genauigkeit diesen Fragen nachforschen will, nicht so weit zurückzugehen; denn auch heute noch ist das Volksgemüt schöpferisch tätig und bringt Neues hervor. Sobald man die Wurzel aufdeckt, findet man auch hier immer, daß es aus Religiösem heraus schafft. Und wie zahlreich sind in Lied und Sage und Märchen die religiösen Motive! Wer die Frage ausschaltet, wie man volkstümliche Frömmigkeit in heimatlicher Gestalt kennen lernt und pflegt, der kann auch unser Volkstum als solches nicht erkennen und pflegen.

Würde nicht schon von hier aus sich die Notwendigkeit ergeben, diese Frage auch vor einem größeren Kreise von solchen zu behandeln, die an ihrer Lösung nicht unmittelbar praktisch beteiligt sind, so müßte dies schon um deswillen geschehen, weil wir um Mitarbeiter werben müssen. Die Schwierigkeiten, die gerade den Nächstbeteiligten erwachsen, wurden oben schon berührt. Die Volksfrömmigkeit ist so untheologisch wie möglich, so daß der theologische Laie ihr geistig und seelisch viel näher steht. Besonders gilt dies von solchen, die mit künstlerischem Instinkt die seelischen Vorbedingungen und Grundlagen der Frömmigkeit erfassen und die oft verwickelten seelischen Vorgänge nachempfinden können.

Es ist also keineswegs eine rein kirchliche Frage, wie unserem Volk eine religiöse Erziehung im Geiste bodenständiger Eigenart und aus vollstem Verständnis für volkstümliches Wesen zuteil werden kann.



Digitized by Google

Auch wer für seine Person aller Religion fernsteht, wird die Notwendigkeit zugeben können, daß sie „dem Volk erhalten bleibt“. Nicht um es dauernd in geistiger Abhängigkeit von irgendwelchen kirchlichen oder staatlichen Gewalten zu halten, sondern gerade im Gegenteil: um ihm jene selbstsichere, eindrucksvolle und wirksame innere Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu stärken, die sich überall da und auch nur da einstellt, wo sich der Mensch im letzten Grunde seines Daseins von einer überweltlichen Macht getragen und bestimmt weiß.

Die Schwierigkeit und Zartheit des Problems, sowie die geringe Kenntnis des Bodens, auf dem wir uns bewegen, macht es jetzt noch nicht möglich, anders als in ganz allgemeinen Umrissen und Andeutungen von der Sache zu reden. Aber das genügt fürs erste auch. Laßt uns zunächst die holde Selbsttäuschung bekämpfen, als sei zwischen der Welt volkstümlicher Frömmigkeit und der herkömmlichen Pflege religiösen Volkslebens kein klaffender Riß! Laßt uns die ganze Größe der Not, die ganze Wucht der Tatsachen empfinden! Dann wird mit jedem weiteren Schritt das Ziel immer deutlicher und fester umrissen vor uns sichtbar werden und aus dem unsicheren Umhertasten und Tappen wird ein zielbewußtes und zielsicheres Vorwärtsschreiten.

Karl Spieß-Bottenhorn

# Lose Blätter

## Aus Kranewitters „Andre Hofer“

[Als voriges Jahr die große Feier im Lande Tirol war, da ist von dem besten Hofer-Stück, das je geschrieben, viel weniger Wesens gemacht worden, als von schlechtern. Das hatte seinen guten Grund: Franz Kranewitter hatte nicht *den* Hofer gezeichnet, der geeignet war, auf Bühnen am Schluß beim Gesange des „Gott erhalte“ kniend im Gebet bengalisch beleuchtet zu werden, nicht den, den die Innsbrucker „Hofrats-Feier“ brauchte. Möglich, daß sich Kranewitters Hofer tatsächlich nicht für Volksfeste eignet, bei denen ja immer nicht nur Poesie, sondern auch ein Stück Mythus zu sein pflegt. Wenn wir aber Hofers Todestag benutzen, um dem Dichter die Ehre zu geben, die ihm gebührt, so haben wir das Bewußtsein, damit doch auch dem Volke zu dienen. Andre Hofer war, so wie ihn Kranewitter schildert, ganz gewiß kein schlechterer Mann, als die beliebte Hofer-Idealfigur zeigt.

Freilich scheint das Stück, von dem wir heute den dritten und einen Teil des vierten Aufzuges bringen, ganz aus den Abschiedsworten Hofers herauszuwachsen: „So leicht foallt mier das Sterbn, daß mier nit amoal die Augn noaß weardn.“ Es stellt selbst nur den letzten Akt der großen geschichtlichen Hofer-Tragödie dar und setzt erst dort ein, wo Hofers äußere Größe und Machtentfaltung bereits vorüber ist: nach dem Friedensschlusse. Die eigentliche Entwicklung des Führers, der die Leidenschaft eines ganzen Volkes zum Ziele zu leiten vermag und vom Sandwirt zum Oberkommandanten von Tirol aufsteigt, liegt vor dem Drama; wir sehen nur die Nachwirkung dieser großen Zeit in der Verehrung, die dem Andre von seinen Landsleuten gezollt wird. Und gerade gegenüber der landläufigen Vorstellung von Hofer, die ihn mehr als den Helden der



Digitized by Google

großen und vor allem loyalen Tat sieht und mit starkem patriotischen Pathos ausstattet, wird man sicherlich einige Züge vermissen, ehe man sich an die ganz verinnerlichte, ganz unpathetische Gestalt Kranewitters gewöhnt. Vielleicht ist Kranewitter in seiner nur aus den besonderen tirolischen und österreichischen Verhältnissen heraus ganz verständlichen Opposition gegen jenes oft hohle Pathos für das große Publikum wirklich etwas zu weit gegangen. Aber wer den Verfasser als tirolischen und österreichischen Dichter versteht, wird die tragisch-resignierende, durchaus nicht festlich-pathetische Grundstimmung, in der ihm der Aufstand von 1809 erscheint, als völlig echt und notwendig erkennen. Kein Zweifel, daß dieser heldenmütige Freiheitskampf für das übrige Deutschland sich in anderm Lichte darstellte und noch darstellt: man begeisterte sich Anno Neun an dem starken Vorbild einer leidenschaftlich-einmütigen Volkskraft, die elementar gegen die Fremdherrschaft anstürmte, und die Dichter der Freiheitskriege jubelten über das Vorspiel des ersehnten großen Kampfes. Für die Tiroler selbst, die nicht nur „verspielt" hatten, die preisgegeben waren, mußte dieses ihr größtes geschichtliches Erlebnis alles Begeisternde verlieren. Das Endergebnis war für sie — wie für Hofer — die gut österreichische Resignation.

Kranewitters Hofer-Gestalt rundet sich nicht nur vollkommen zu lebendigem Menschentum, sondern sie deckt sich auch in allen Zügen mit der geschichtlichen Erscheinung des Sandwirts, der, wie tüchtig immer, doch dieser Aufgabe nicht gewachsen war und zur Größe eigentlich erst aufwuchs, als es zum Sterben ging. Sein Hofer ist vor allem ein Repräsentant jenes schlichten Volkstums, das in starker und einfacher Leidenschaft sich in den Kampf wagt und dabei einer ihm fremden und unverständlichen Politik erliegt. „I bin durch die Wisch schon gnuag zum Noarrn ghoaltn worn", sagt Hofer und zerreißt die Proklamation des Vizekönigs. Er verliert allen Halt, allen Glauben an die Ordnung des Staates nach dem Friedensschluß. Der kräftig gedrungene erste Akt zeigt ihn, wie er von dem durch den Kaiser gebilligten, vor Gott und der Welt gerechtfertigten Kampf zum nunmehr bloß eigenmächtigen Handeln übergeht, durch die Begeisterung der Menge und im letzten Grunde seiner Seele wohl auch von gut menschlicher Freude am Herrschen getrieben. In der Furcht, für all die Folgen des Aufstandes verantwortlich gemacht zu werden, setzt er immer mehr vom noch Erhaltenen in Gefahr. Seiner Kraft aber ist er in dem Augenblicke beraubt, da er nicht mehr alle seine Landsgenossen hinter sich weiß. Er läßt im Zorn treue Landsleute (Donay und Siberer), die sich ihm nicht fügen, gefangensetzen. Im dritten Aufzug bricht er unter den Mißerfolgen des Kampfes und den Hohnreden seines Todfeindes zusammen. Der vierte Akt endlich bringt das reife Sterben eines Menschen, der innerlich überwunden hat. Er will nicht fliehen. „Wohin denn, Kajetan, mier selber kimm i döcht nit aus!"

Kranewitter hat sich ganz innerlich und schlicht zum Dichter des Andre Hofer entwickelt, in dem wohl seine Eigenart den klarsten Ausdruck gefunden hat. In dem ausgezeichneten Volksstück „Um Haus und Hof" hat er zuerst seine Begabung für die dramatische Darstellung tirolischer Bauernthypen, die in Sprache und Denkart außerordentlich echt sind, bewiesen. Der „Michel Gaistmayr", der den tirolischen Bauernaufstand



Digitized by Google

von 1525 behandelt, kann als Vorstudie zum Hofer gelten. Das Hofer-Drama selbst brachte dem Dichter zunächst starke Bühnenerfolge, hatte aber von allem Anfang an schwer gegen die landläufige Hofer-Legende zu kämpfen und kam infolge der inneren und äußeren Schwierigkeiten, die aus dieser Opposition sich ergaben, nicht zu jener Geltung, die es verdient hätte. Dem „Hofer" folgten noch die „Sieben Todsünden", ein Zyklus von Einaktern in einem kargen, knappen und schweren Freskostil und voll düsterer Kraft. Ein dramatisches Gedicht „Wieland der Schmied" wird demnächst in einer neuen Bearbeitung erscheinen.

Erschienen ist „Andre Hofer" bei Eugen Sibler in Innsbruck.]

(Gaststube im Sandwirtshaus in Passeyer.)

Kellnerin: So, itzt war i fertig, 's Gschirr war putzt, die Gläser gwaschn. Endlich, und völlig nimmer z'früah, wia i moan. Woas? Mein, mein, heut rödts oaber a goar nix nit. Koan Wörtl hon i no von Oenk gheart. Seid's nit guat beinond, fahlt Oenk öppes, Hoferin?

Hoferin: Na, na!

Kellnerin: A, so woas! Oaber schauts, dös bringt oan ja um, dös ist völlig nimmer zum aushoaltn.

Hoferin: Itzt los, itzt los.

Kellnerin: Joa, Oenk liegt öppes on, Gift nahm i drauf.

Hoferin: Tschappele!

Kellnerin: Hon is derroatn?

Hoferin: Du wundrigs Weibsbild, du. Oaber wenn's schon goar nit noachgibst, wenn's schon durchaus wissn willst, mein, so denk i hoalt oalweil, wie's öpper giehn weard heut den Unsrign. Und doa hon i a Ongst, a Ongst hon i dier im Leib, i soag dier, i zittr an Händ und Füeß wie a Lamplschweafl.

Kellnerin: I tue Oenk verstiehn, Hoferin.

Hoferin: I moan oallweil nit guat, a Ohnung, joa sigst, i woaß es foast gwiß. Und noachher ist no oans, woas mi druckt seit der lötztn Noacht.

Kellnerin: Woas denn, Hoferin?

Hoferin: Joa woas, dös ist boald gsoagt. An Tram hon i ghoabt.

Kellnerin: An Tram? Mein Gott, erschröckt's mi do nit so. An Tram. Joa, Oes weards do nit . . .

Hoferin: Joa sigst, wie i mein Noachtgeböt bötet hoab, und so doalieg woacheter im Bött und nit schloafn konn, sigst, doa ist mier af amoal gwößt, groad völli leibhaftig ist's mier vürkömmen, oals wenns gonz und goar nit meahr unsere Stubn war, wo i lieg. Na, gonz onders, gonz frömd ist's mier gwösn und röcht oarmselig hoat's ausgschaut, schon röcht oarm. Doa hon i ongfongen noachz'dönkn, woas dös sein kannt, woas i so zum Greifn vor den Augn ghoabt. Und, i woaß selber nit wia, doa ist mier a Oalmhüttn eingfoalln.

Kellnerin: A Oalmhüttn?

Hoferin: Joa, Madl, a Oalmhüttn. Der Ander nöbn mier hoat ruehig gschloafn, ist mir nämlich vürkömmen. Doa, af oamoal, ohne daß i nur an Schritt gheart hätt vor der Tür, hoat's klopft: „Pump, pump!" Natürli, i foahr auf und schrei: „Ander! Ander!" Dear oaber schaut mi on und soagt: „Oaber, liebs Weib — soagt er — woas hoast,



Digitized by Google

warum loaßt mier denn koan Rueh. Schau — ſoagt er — i hoab ſo an ſchien Tram ghoabt, mier iſt gwöſn, oals ſtand i draußn im Woald vor an großmächtign Gſchloß und klopfet on. Oanmol, zöhnmal tue is, und wia i groad zum dreizehntenmal klopf, ſigſt, doa ſpringt auf oamal die Tür au, und i, i ſteah drin, roat wo, mittn im Himml."

Kellnerin: Dear Tram war do recht ſchien.

Hoferin: Freilich, ſchien iſt er ſchon gwöſn — oaber!

Kellnerin: Woas denn „oaber", Hoferin?

Hoferin: Mein, woaßt wohl, wie der Boar gſoagt hoat, wie er den Prozeß verſpielt: „Hinterm Ofen iſt nit Sonthofen!"

Kellnerin: Geahts, geahts.

Hoferin: Joa ſigſt, i moan holt oalleweil, daß der Tram woas anders z'bedeutn hoat. Wenn damit nur nit dem Ander ſein Tod vermoant iſt, wenn's heut nur nit —

Kellnerin: Oaber woas Oenk nit einfoallt — wear weard denn glei 's Schlöchteſte dönkn, Hoferin.

Hoferin: Mein Gott, i woaß wohl ſelbſt. Oaber ſchau, i hoab amoal koan Rueh, i bring's hoalt amoal nit aus'm Kopf.

Kellnerin: Wenn man Oenk ſo heart, Oes ſtöckt oan faſt on und — joa heiligs Mirakl woas war denn noa dös, wer kommt da z' Wög, der Swet!

Hoferin: Wear, Madl, woas ſoagſt?

Swet (mit einem Arm in der Schlinge eintretend): Grüeß Euch Gott, Hoferin, grüeß Gott, Thresl!

Hoferin: Jeſſes Marand Joſeph, woas hoab i gſoagt. — Iſt dem Ander woas paſſiert, ſoag, röd!

Swet: Na, na, na, der Ander iſt friſch und gſund wie a Forelln, aber mier habns a bißl in den Arm gſchoſſn!

Hoferin: Di, Swet, ongſchoſſn? Heiliger Gott, oaber do nit arg?

Kellnerin: Du oarmer Häuter, du!

Swet: Aber gehts, machts do kein Weſn nit, 's hat nix zu bedeutn. Unkraut verdirbt nit, nur a Fleiſchſchuß. Übrigens hat mich der Feldſcher ſchon verbunden.

Kellnerin: Joa, wie iſt denn dös zuegongen, Swet?

Swet: Wie es zuegongen. Mein, wißt's wohl, i bin halt a bißl z'weit vorglaufn in meiner Hitz, draußn bei Meran, und da hat mich ſo ein verfluchter Franzos . . . Ja, und was i ſagn will, weil i do kein Stutzn mehr halten kann, ſeht's, da hat halt der Hofer gmeint, ich ſoll auf den Sandhof gehen und mich zu Bett legen.

Hoferin: Glei, Swet, glei füahr i di aufi in d' Stubn und hoatz ein, oaber ſoag groad no, wia's ſteaht ſonſt. Du woaßt nit, wia i zitter!

Swet: Kreuzteufl, Kreuzteufl, wie's mir jetzt auf amoal weh tut. Ach, ach. Mir ſcheint gar, i krieg 's Fieber. Geh, i bitt di, mach, führ mich hinauf.

Hoferin: Swet, Swet, ſell weard do nit ſein. Oaber glei, glei. Groad no a Liecht aus der Kuchl. (Ab)

Swet: Geh nur voraus.

Kellnerin (durch das Fenſter blickend): Der Swet gfoallt mir nit,



Digitized by Google

gonz und goar gfoallt er mier nit. Der Weh itzt af amoal. I moan oallweil, daß bear nit außi will mit der Stimm. Dö Soach hat an Hoakn, sie hoat oan! (Swet ist leise an sie herangeschlichen und berührt sie an der Schulter.)

Kellnerin (erschreckend): Au, woas, willst?

Swet: Madl, bet.

Kellnerin: Woas?

Hoferin (vom Hausgange, ohne daß sie sichtbar wird, hereinrufend): Swet!

Swet (der Türe zueilend): I bin schon da! (Ab)

Kellnerin: Oalso schlöcht! Heilige Mutter Gottes, heiliger Kriegsoberst Sebastian, beschütze uns und mein liabs Voatterlond Tirol. Wenn mönschliche Hilf umsonst, ös olloan könnt uns no röttn. Voater unser, der du bist in dem Himmel, geheiligt werde dein Nome, zu komme uns dein Reich, dein Wille geschehe . . .

Raffl (der während des Gebetes eingetreten, plötzlich): Daramm, daramm, he, holla, Wirtshaus! A Glasl Schnoaps will i, wenn d' hoal derweil hoast!

Kellnerin: Jegges — du bist's, Raffl. Mönsch, und du dönkst no ans Trinkn, stoatt mit mier z'betn!

Raffl: Z'betn, z'betn. Joa, sigst Madl, hoabts mi früeher z' nix hoabn können, hoab i früeher nie 's Maul auftien dürfn, hoabts mi oapfachtet wie a Zimmermonn sein Bam, bin i oallweil a Frömder, a Heargloffner gwösn — na, so brauchts mi zum Betn a nit, tat i moanen — könnts dös a alloan tuen!

Kellnerin: Pfui, du bist a spottschlechter Mönsch, Raffl!

Raffl: Hm, hm, also spottschlecht, spottschlecht, — joa sigst, öbn dößwegn bet i wieder nit, denn von so an spottschlechtn Mönschn, wie d' soagst, wird der Herrgott a nix wissn wolln, nix onnehmen. Und noacher moan i hoalt, wenn er mi hearet, wie schien i zuebistimm zu dier, könnt er leicht a vor dein Betn an Grausn kriegn und um dös Madl — moanst nit selbst — war völlig schoad. Joa, joa, sollt i öpper betn für a Soach, dö mi nix ongeaht, dö i nit eingfadlt. I bin mier sicher gnueg, a oanlötzer, oarmer Teufl doa, e oarmer Teufl dort. — Hear, Madl, woas i röd. Wenn d' schon vom Betn rödst, soag's der Hoferin, dö könnt's, glab i, schon bösser derlupfn, warum!

Kellnerin: Oaber, itzt moachst di aus der Stubn, stande pede gehst itzt fort.

Raffl: Ha, ha! Schau, schau! Hon i di itzt aufzwickt? Oaber giehn! Na sigst, wenn i moag, Madl, wenn i moag, i moag oaber nit. Doa bin i, und doa bleib i wia ongfroarn. Mit koan Roß der Welt bringst mi wög von dem Platzl doa, mit koan Roß soag i dier. — Warum a? Doa ist a Wirtshaus, und i hoab no oallweil dö Religion ghoabt, dö in an Gasthaus alloan gilt, i hoab zoahlt!

Kellnerin: Pfui Teuxl, du, du!

Raffl (will sie um die Mitte nehmen): Schoatzele!

Kellnerin (sich losreißend und blitzschnell sein Glas mit Schnaps vom Tische nehmend): Itzt sollst den a nit hoabn.



Digitized by Google

Raffl: Wart, Weibez! (Eilt ihr nach zur Kredenz)

Hofer (schnallt sich den Säbel ab, wirft ihn auf den Tisch und fällt dann wie vernichtet auf einen Stuhl).

Raffl: Ah, schön guetn Obend, — a doa. — Grüeß di Gott, Ander. — Grüeß di Gott, Oberkommandant. — Na, wia war mier? Mier scheint, dier hoats gar 's Rödn verschloagn. Oalso richtig im Dröck. — Hm, woast, brauchst a dein Maul goar nit aufz'tien, i sieh dier's übers Gwandl on — hoast hoalt verspielt Anderle, verspielt! Teuxl, Teuxl, sein dier die himmlischn Heerschoaren, von denen der Kapuziner oallaweil greimt, nit z' Hilf kömmen, hoat dier dein Nomenspatron an Furz gloat? Na joa, sigst, dös konn selbst i begreifn, i, dös saudumme Lueder, der Raffl: fein ist's freilich nit. Stoatt in Innsbruck draußt in der Burg hocken wie der Groaf Trapp und den „gstrengen Hearn" z' spieln, wirst's itzt freilich billiger tuen müessn. Oaber, du hoast dier wohl öpper Öppes derspoart.

Hofer: Woas rödst, Kerl.

Raffl: Woas i soagn will, mein, mein, lieber Ander, warum hoast mi a so derschröckn müessn, hoast mier dreinfoahrn müessn mit dein Onschrein. Oaber richtig, itzt geaht mier wieder a Liecht au, itzt foallt's mier wieder ein. Oalso verspielt, verspielt hoast noacher bis in d' Hudern und itzt konn's wieder ongiehn dös Derschießn, Häuser onschiern, Güeter wögrabn, oaber freilich, freilich, woas tuet dös dier, an noblen Hearn, — du bist guet draus, du hast dir, wie gsoagt, wohl Öppes derspoart!

Hofer: Himmel Laudon! Und dös mueß i mier ontuen loassn von dier. Außi, soag i dier, infamer Kerl, grundschlechter, wie koan schlechtern die Sunn nit onschaut, außi aus mein Haus, oder bei meiner Seal, i hau di nieder mit dem mein Sabl doa, und es ist woahrhoaftig nit 's Schlöchteste, was i ton.

Raffl: Na oalso, hau, hau, hau zua, Anderl, verhupf vor Zorn, vipper, biß, oaber sigst, döß wögn bleibt's do woahr, daß du's gwösn, der uns ins Unglück grittn, dear uns 's ganz Oelend übern Hoals broacht; hoast gmoant, Kaiser z'wearn.

Hofer: Woas rödtst, Unglück, di ins Unglück grittn. (Reißt sich die goldene kaiserliche Gnadenkette, die bis zur Mitte der Brust reicht, mit der Gedenkmünze vom Hals) Klaub auf, auf der Stöll klaubst sie auf. Bei meiner Seal, und war dö Köttn 1000 und nit 100 Dukatn weart und hätt sie mier der Herrgott selber göbn und nit bloaß der Kaiser, dier, dier will i nix schuldig bleibn, so woahr i Hofer hoaß.

Raffl: Schau, schau, dö Güat itzt auf oanmoal und moanst, i nimm sie. Na, sigst, i möcht sie nit, und i soag dier, i nahmet sie nit, und wenn i koan Brockn Brot meahr z'beißn hätt und müeßt lottern giehn von oan Haus zum ondern, denn an dem Gnoadnpfennig, mörk's Anderl, klöbt Bluet, hängt 's Unglück vom Boatterlond! Bhoalt sie, bhoalt sie, i moag sie nit, soag i dier, der Raffl, i moag sie nit, denn du sollst sie hoabn, du, di soll sie brönnen, di.

Hofer: Raffl, i, i!

Raffl: Joa gelt, wia dös tuat, Anderl. Fein, woas? Vielleicht denkst dran itzt an dös, woas i dier soag — wenn nit: draußn am Schönberg ist's gwösn, woaßt vor der lötzten Berg-Isel-Schloacht. Sigst dö



Digitized by Google

Uhrgschicht, und daß i oallweil der Niemond gwösn, dös vergiß i dier nit, dös hoat sich in mi einigfrössn wie Rost, hoat sich in mi einibrennt wie glüehniges Eisn. Und in dem Hoaß, oalle Tiroler Lond au und Lond oab möcht i austölln und an jedn möcht i a Ruetn in die Hond göbn, a hoaslene, und di, di möcht i durchstampern loassen vom Schörg durch dö Goaß wie an Buabn, solang, bis koan gonzer Fetzn meahr an dier, du Leut-Umbringer, du ausgschriebner! —

Kellnerin: Derschloagt's ihn nit, Hofer?

Raffl: Derschloagn a no, na, dö Sünd braucht's nit, na, na. I raum 's Feld freiwillig, i geah schon, freilich geah i. (Ab)

Hofer: Der Lump, der Lump! Und er hoat röcht, joa, joa, oalls ist woahr, oalls.

Kellnerin: Oarmer Hofer. Oaber geaht's, moacht's Oenk nix draus. Schaut's Hofer, der Mönsch ist woahrhaftig z'schlöcht dazue. Joa, und wögn dem Ondern. Wenn's a heut koan Schmoaß ghoabt, wenn's a schlöcht gongen und die Unsrign verspielt hoabn, döß wögn ist do no der oalte Herrgott drobn im Himml und konn's richtn, wie er will! — Voater Hofer!

Hofer: Geah, Madl!

Kellnerin: Schaut's, so rödt's do, Hofer, rödt's, es weard oam oallweil gringer, wenn man rödt. Soll i Oenk öpper die Frau . . . .

Hofer: Dö, dö, na loaß, loaß, 's nutzt nix, es konn nix nutzn.

Kellnerin: Mein Gott, mein Gott, wie Oes mier vorkommts, so hoab i Oenk no nie gsöchn. Heart, völlig fürchtn kannt man sich.

Hofer: Glabs, Madl, glabs. Oaber, soag, wo bist denn eigentlich hear?

Kellnerin: Heilige Mutter Gottes, dös wißt Oes joa röcht guet. Von Schwoatz.

Hofer: Schwoatz? Richtig von Schwoatz. Joa, joa, Schwoatz ist amoal a schianer, reicher Moarkt gwösn. Heuer im Langez no, — itzt freilich. Woas i soagn will, gelt, doa hoat's lustig brönnt, verdammt lustig und Oenk ist a oalls hin gwordn, und — wear moanst, wear 's Feuer ongschürt — der Franzos, der Boar? I bin's gwösn, i. Oaber Schwoatz und Pustertoal mueß aus mein Kopf, es mueß.

Kellnerin: Jesus, Maria und Joseph! (Zur Tür eilend) Hoferin, Hoferin!

Hoferin (noch von außen): Woas ist denn schon. (Eingetreten): Ander, Ander, du doa! Gottlob und Donk, weil d' nur wieder doa bist, du guatr, liaber Monn. Und gsund und hoal. Gelt joa.

Hofer: Joa, joa, wieder doa.

Hoferin: Oaber warum? Joa, soag, warum derpfachst mi nit, gibst mier nit amoal dein Hond. Bist no bös? Oaber, woas hoast denn, so soag do um Gottswilln, woas hoast.

Hofer: Mein Rueh will i hoabn, verstondn. — Na, schau, sei gscheid, loaß mi, Muetter, loaß mi, es ist bösser so, bösser —

Hoferin: Ander, du bist kronk!

Hofer: Kronk, dös war leicht, oaber — na, es tuet amoal koan guat meahr, es tuet koans.

Hoferin: Woas, Ander, tuet nit guet meahr, so soag, so röd!



Digitized by Google

Hofer: Dös und onders.

Hoferin: So vertrau mier's on.

Hofer: Woas soll i rödn.

Hoferin: Oalles soallst mier soagn, oalles, woas dier aufn Herzn liegt. Mier, Ander, beim Weib!

Hofer: Mein Weib. Du, mein Weib. Ha, ha!

Hoferin: Ander!

Hofer: Mein Weib, du, dö i bschimpft, aus 'n Haus triebn, wie an Dieb.

Hoferin: Still, so ist's nit gwösn. Du hoast mi nit fortgjoagt, du hoast's nit ton. Soag dös nöt, 's hoat nur der Zorn, die Verwirrung aus dier grödt.

Hofer: I hons nit ton, i hons nit ton! I hons ton; soag, woas d' willst, doa hilft amoal nix — 's hilft nix, konn nix helfn!

Hoferin: Oaber geah, schau, und wenn's so gwösn war, i hon dier schon längst vergöbn. Oaber itzt. So komm do zue dier, Ander.

Hofer: Loaß, loaß. I bin schon bei mier, leider nur z'guet. Joa, Anna, besser wär's onders.

Hoferin: Wögn dem, schau, soag, hoast wirklich verspielt?

Hofer: Joa.

Hoferin: Und nutzt nix meahr?

Hofer: Na. Toat ist toat, dö konn niemand meahr leböndig moachn!

Hoferin: O mein, o mein!

Hofer: Sigst!

Hoferin: 's ist freilich hoart, oaber dößwögn. — Du hoast di hoalt girrt, und irrn ist mönschlich. — Und noacher, i hoab's joa zearst gwießt, daß nix meahr nutzt — schau, mier Weiber sehn hoalt oft weiter: 's ist nimmer der röchte Geist untr die Leut gwösn.

Hofer: Und a nit in mier.

Hoferin: Woas rödtst doaher. Itzt bist oaber augenblicklich still, Ander, und beleidigst di nit selbst. I woaß es, du hoast ton, woas du könnt hoast, joa soast meahr oals dös. Du bist eahrlich und rödlich, Hofer. Eahrlich und rödlich. Sigst, wenn i an dem zweifln müaßt — oaber i zweifl nit, auf der Stöll tat i vor den Herrgott hinröttn und an Eid schwörn.

Hofer: Und tatst foalsch schwörn.

Hoferin: Um Gottswilln, Hofer!

Hofer (zur Kellnerin, die in die Stube tritt): Thresl, geah übri zum Onwalt und soag, ear soll den Siberer und Donay loslassn und sie hearführn!

Kellnerin: Hoferin?

Hoferin: Wie woas willst — den Donay und Siberer. Schau, Ander. Sigst. Woas i soagn will.

Hofer: Heiligs Kreuz, woas froagst, Weib, röd, röd! Man weard do nit! Mein Seligkeit!

Hoferin: Na, na, brauchst nit z'derschröckn, i hoab nur gmuent. Sie sein doa im Haus, in der obern Stubn. I hoab sie göstern no freigmoacht. Geah Thresl. (Kellnerin ab)

Hofer: Doa sein sö, Muetter, doa und durch di! Oalso wenigstens dös nit. Vergelts Gott, vergelts Gott! Sigst, dös werd i dier nie vergössn, dös war meahr oals mein Toad gwösn.



Digitized by Google

Hoferin: Sein rödliche Leut!

Hofer: Rödlicher oals i, rödlicher, joa, doa hoaſt röcht.

Hoferin: Ander, Ander, ſongſt ſchon wiedr on. Schau, derſchröck mi do nit ſo. I kenn di joa nimmer, biſt's oder biſt's nit!

Hofer: I bin's ſchon, i bin's ſchon. Brauchſt a nit z'derſchröckn, 's iſt nix ſolches, wie du moanſt, i hoab nix gſtohln. Freilich, ſigſt, dös war joa leicht. Aber hear, es iſt öppes viel örgers, es iſt a Sünd gögn mi ſelbſt, a Sünd gögn 's gonze Lond, a Sünd — i ſoag dier, koan Geiſtlicher, nit amoal der Poabſt in Rom konn mi davon abſolviern, denn an dear Sünd ....

Hoferin: Du wearſt do nit. Um meiner Seligkeit willn, Ander, woas hoaſt ton?

Hofer: Du hoaſt gſoagt, der Siberer und der Donay ſein rödliche Mander, ſigſt, und voar dö rödlichen Mander will i mi itzt ſtölln und — hear, woas i ſoag — i ſchwör dier, wenn dö Mander onders ſoagn oals i, wenn ſie mi freiſpröchn, dann, dann geah i heut no ins Öſterreichiſch.

Hoferin: Woas, ins Öſterreichiſch? Ander, du biſt nit meahr ſicher, du biſt in Gfoahr.

Hofer: Du woaßt —

Hoferin: Woas ſoll i wiſſn, woas.

Hofer: Tauſend Guldn ſein auf mein Kopf gſötzt, weil i noach dem Friedns ſchluß no d' Woaffn dergriffn, und i moan, es weard ſich wohl oaner finden loaſſn bei dear Zeit, dear ſie verdienen will.

Hoferin: An dier, am Voater Hofer, den Judas moachn, na, wenn's nur dös iſt, doa bin i ruehig.

Hofer: Moags's woahr ſein zur Eahr vom Voatterlond, oaber mier tat oaner ....

Hofer: Freund Siberer, Donay, verzeiht mier. Schaut.

Siberer: Oaber geah, röd do nit.

Donay: Wir haben ja gewußt, daß du viel ſchlechter daran, als wir.

Hofer: Röcht hoabts, röcht. Zehntauſend Kloafter tief möcht i eini unter d' Erd, wo koa Sunn nit hinſcheint. I hoab verſpielt, Bankrott gmoacht, Bankrott, und ſitz itzt doa.

Hoferin: Joa, Leut, doa, z'Haus doa, alloan und verloaſſn, und ſie, ſie, dö ihn einighötzt, oalle ſein ſie fort, fort über die Berg, wie Lab und Stab. Oalle, oalle! Die Geiſtlichn, die ihn zum Makkabäer gmoacht, die Prinzn, dö ihm Zöttl gſchickt, die Mander mit die hohen Hüt und goldign Boartn, oall dö General und Intendanten mit ihren druckten Siegn und Eidſchwürn für Tirol. Glogn hoabn ſie und ihn betrogn, glogn, glogn!

Donay: Wahr, wahr. Armer Hofer.

Sieberer: Ander, wenn's dir a Troſt ſein kann, mier, i und der Donay, bleibn dier treu.

Hofer: Bleibt's Oes? Oes, Oes. — Na, ſeid nit bös. Oenk vertrau i, ſo wahr i Hofer hoaß, glabt's mier! Söchts Oes, und weil i Oenk vertrau, vertrau, ſo föſt wie auf Gott, müeßt Oes mier Ontwort göbn auf a Froag, offn und woahr, wie es ſich für rödliche Mander ſchickt und ziemt. Siberer, Donay, wollts?



Digitized by Google

Siberer: Konnst no froagn, Ander.

Donay: Gewiß.

Hofer: Oalso, heart. I froag Oenk, ist a Mensch, soagn wier, es war a Gearhoab,* dem man das Guet seiner Mündl onvertraut und der es verspekuliert, und donn, weil er nit will, daß es aufmar wird, daß ihm seine Mündl Vorwürf moachn, das Haus onzündet und dö, seine Mündl, in Todsgefoahr bringt, ist, soag i, der Gearhoab no oals eahrlicher Mönsch onzschaugn . . .

Siberer: Ear ist . .

Hofer: Bsinnt Oenk, Mander, es liegt mier meahr an Oenkerer Antwort oals Oes dönkt. Göbt oacht, der sie aus Eignsucht ins Unglück bringt.

Siberer: Der Kerl verdient den Strick!

Hofer: Und Donay, du? —

Donay: Wenn's so ist, wie du sagst, gewiß, gewiß.

Hofer: Oes hoabts grödt. Der Kerl steaht vor Oenk, doa söchts 'n, i!

Siberer: Hofer, um deiner Seligkeit willn, wear hoat dier dös einbloasen?

Donay: Aber —

Hoferin: Du lüegst, Ander, du lüegst, so woahr i löb. I bitt Oenk, lost's nit auf ihn, es ist erlogn, ear ist nit bei Kopf, er woaß nit, woas er rödt.

Hofer: Es mueß außi, es mueß! I bin der foalsche Gearhoab. I bin's gwösn, i, der trotz bösserer Einsicht, obwohl er selbst nimmer an den Erfolg glabt hoat, do no amoal ongfongt hoat, noach dem zwoatn November, noach der lötztn Bergiselschloacht. Und wieder i bin's gwösn, der no amoal Tausende einighötzt hoat in den Krieg, weil er sich nit hoat soagn loassn wolln, daß er schuld ist an oallem Elend und Bluetvergießn, dös seit dear Zeit über Tirol kommen. Joa Mander, auf Wunder hoab i ghofft, statt in Demut mein Kreuz z'troagn, auf Wunder, oaber der Herrgott hoat mi gstürzt, gstürzt, wie er gstürzt hoat den Luzifer.

Donay: Freund Hofer.

Siberer: Na, na, so darfst's nit nehmen.

Hofer (wehrt die beiden ab, geht dann plötzlich mit raschen Schritten auf den Tisch zu, ergreift den Säbel und will sich damit umgürten).

Hoferin (blitzartig Hofers Gedanken erratend): Jesus, Maria und Joseph, Ander, wohin willst?

Hofer: Den Nomen Hofer wieder eahrlich moachn, für di und die Kinder.

Hoferin: Allmächtiger Gott! Hansl, Hansl.

Hofer: O mein Muetter, warum tuest mier dös on!

Hansl (hereintretend): Muetterle, woas willst?

Hoferin: Kind, Hansl, der Voater will fortgiehn, zu die Franzosn will er giehn, will sich umbringen loassn und dann! (Weint)

Hansl: Gelt, Voater, dös tuest nit, i will gwiß koa Hafele meahr zbröchn.

Hofer: Oarms Hansele.

Hansl: Na, na, i loaß di nit, Voaterle, guets Voaterle, liebs Voaterle.

* Vormund



Digitized by Google

Du darfst nit, du mueßt doa bleibn bei der Muetter. Schau, kann denn nit i sterbn für di.

Hofer: Geah, geah. Schau.

Hansl: Voaterle, Voaterle.

Hoferin: Geah hear, Kind, geah hear. Du hoast koan Voater meahr, dös ist dein Voater nit, dear doa steaht, dös ist a Fölsn, a Stoan.

Hofer: Anna!

Hoferin: Joa, Anna. Und du konnst dös onhearn, konnst dö Zacher söchn! I mörk's, mier sein dier nix meahr, na, goar nix, weniger oals nix. Oaber na. Schau, Hofer, schau, i knie mi vor dier nieder, wie vor dem Herrgott, und bitt: Tue dös nit, moach uns nit gonz unglücklich. Du darfst's nit, du konnst's nit, und gelt, du tuest's a nit. Schau, vermoag i denn goar nix meahr über di mit oall meiner Liab!

Donay: Hofer, wenn ich was sagen dürft.

Hofer: I konn nit, i konn nit. I hoab kein Rueh meahr, Toag und Noacht, mier loaßt's kein Rueh, na, na, es geaht nit.

Hoferin: So, du konnst nit, Ander, konnst nit; oaber uns konnst verloassn, mi, dein Weib, und dein Kind. Mi willst zur Wittib moachn und den doa zur Woas, oaber, i soag dier, dös gschieht nit, so lang i löb, es gschieht nit. Und erlogn ist's: du bist nit schuld, 's gonze Lond hoat's verlongt, und 's Gegnstuck, mier sollt dös wear ins Gsicht soagn, mier; Kaiser und König füehrn Krieg.

Hofer: 's nutzt nix, 's nutzt nix. I bin koa Kaiser und König nit, Andl, dö wearbn schon a ondres Gwissn hoabn, oals i.

Kellnerin (hereinrufend): Sondwirtin, dö Franzosn kommen. Der Seppl laft doa hear, sö seien schon am Eingang vom Toal! (Ab)

Siberer: Ander, rött di!

Donay: Folgen Sie. Die Berge sind noch frei.

Hoferin: Ander, hearst nit. Tuest's oder tuest's nit.

Hofer: Herrgott im Himmel.

Hoferin: Ander, so soag i dier no oans. Hoast du mier nit gschworn am Altoar, bei mier auszhoarren in guatn und bösn Stundn. Ander, i gieb dier den Eid nit z'ruck, i verlang von dier, hoalt ihn und flücht di. Mier ghörst zuerst on, i hoab's größte Röcht an di, a größeres oals wear auf der Welt. Und weil i dös hoab, soag i dier nur no oans: bear Wög, mörk's, Ander, den du z'giehn im Sinn hoast, füehrt nur über mi und dein Kind doa.

Hansl: Voater.

Hofer (mit dem Haupt auf den Tisch sinkend): O, mein Weib, woas verloangst du von mier.

(Vorhang fällt)

(Inneres der Pfandler Alphütte. Rohe, unverputzte Wände. Vorne zur rechten Seite der wenig tiefen Bühne die Feuerstätte mit herumlaufender Bretterbank. Links eine Tür ins Freie, ebenso im Hintergrund eine solche in ein zweites Gemach, das in das erste eingebaut und niedriger ist als dieses, durch die man ebenfalls ins Freie gelangen kann. Auf dem Oberboden dieses zweiten Gemachs gedörrtes Heu. Gegenüber der Feuerstätte ein Hackstock, an der Wand aufgeschichtet Scheitholz und Milchgeschirr. Ein kleiner Tisch.)



Digitized by Google

Swet: Sakrisch kalt ist's heut, sakrisch kalt, aber a schöner Tag.

Hofer: Wie d' soagst.

Swet: Kein Wölkl am gonzen Himmel nit, so weit 's Aug tragt. Glöcklhell!

Hofer: Joa, mier hoabn hoalt den 28. Jänner. Freilich druntn im Pfeyr doa fongt's schon on staat z' langezlen, doa ist's Noachmittoag in der Sunn schon schien woarm, giehn dö Trafer und weard's aper um die Häuser.

Swet: Und tuen die oaltn Leut auf der Bank vor der Tür hoamwehig tramen von dem, was einmal gwesen und die Bubn speckerlen. Freilich, freilich, da herobn spürt man noch nix von der Sach.

Hofer: Nit amoal dö Lahn fangen no on z'giehn, und ist do schon Sebastiani vorbei.

Swet: Ja, und do mein i immer, es dauert nimmer lang, es kommt bald der warme Wind. Schau nur, wie der Wald heut auf einmal ausschaut, kohlschwarz.

Hofer: Meiner Treu, Swet, du hoast röcht.

Swet: Zeit wär's, daß mier höher hinauf kommeten, den woahrhaftig gsagt, mier ist's nimmer recht behaglich da, weiß selber nit warum.

Hofer: Mier sein überall in Gottes Hond!

Swet: Das schon, das schon, aber deswegn.

Hofer: Mier erbarmst aus gonzer Seal, Swet!

Swet: Was dier nit einfallt. Zum Lachn. I dier erbarmen.

Hofer: So oansom und alloan doa herobn wie ausgstoaßn.

Swet: Geh, geh, red nit so daher, mit dier durch die ganze Welt, Hofer, ja durch die ganze Welt.

Hofer: Doa hattst den röchtn Kollegn du.

Swet: Aber, wenn i dier's sag. Schau, du bist mier mehr als Vater und Mutter, denn dö, dö habn mich vertriebn, weggjagt als armen Bubn drunt im Steirerland, aber du . .

Hofer: Itzt los, woas ear z'ommlüegt, der Swet.

Swet: Wahrhaftig, das bist, du hast mich aufgenommen, als ich flüchtig ins Land kam, du hast . . .

Hofer: Aus ist's itzt. Nix will i meahr hearn, Swet. Grödt ist's.

Swet: Du machst's einem aber wahrhaftig hart.

Hofer: Sigst es, sigst es itzt, woas i für a Kerl bin.

Swet: Mit dier ist aber auch gar nichts onzfongen.

Hofer: Gelt joa, doa hoast's wieder.

Swet: Daß aber a vom Kaiser nie eine Antwort kommt.

Hofer: Mein! Swet, Freund in der Noat!

Swet: Schau, wenn das wär.

Hofer: Wie weard's denn onders sein. Joa, und aufrichtig grödt, woas sollt er mit mier, dear oals Rebell, do amoal d' earst Person im Lond gwösn, dear selbst Geld gschlogn, a onfongen? Und der Boarkönig, joa der Boarkönig, so beas er ihm a mitgspielt, so oarg ear's a triebn, ist do amoal oaner gleich ihm von Gottes Gnoadn, man kannt foast soagn von der gleichn Famil.

Swet: Mein Gott, das wär ja ein — ein, wie soll ich's nur gleich heißen — aus Staatsraison.

Hofer: Mein, du hattst solln Hofroat wearn, Swet, wie schien du heut rödn konnst.



Digitized by Google

Swet: Hofer, mier ist ernst!

Hofer: Freilich, mier sein in oan Spitoal kronk und do wenn's onders ausgang, woaßt, daß i derschröckn tat!

Swet: So wenig ist dier's wert, 's Voatterlond?

Hofer: Dös glabst joa selbst nit. — Und: Schau, Swet, i hon oagschlossn für mi und fürs Voatterlond, joa, — fürs Voatterlond ist's bösser, konn i nur no oans tien — sterbn!

Swet: Hofer.

Hofer: Es ist schon so.

Swet: Und i und dein Weib und Kind?

Hofer: Joa, joa, dös weard freilich hoart sein, schröcklich hoart. Oaber sigst. In mier ist's liecht gwordn, seit i doa drobn bin in der freien Luft. I hoab kloare Augn kriegt, i hoab söchn glearnt, seit i ongfongen hoab, in mi selber zschaugn. Viel, woas mi früeher görgert, mier Ongst gmoacht oder mi gfreut hoat, loaßt mi itzt so gleichgültig oals war's weit, weit wög, oals gang's mi goar nix meahr on. Und, woas i soagn will, 's Landl mueß Rueh kriegn, Rueh, 's weard so lang gnueg brauchn, bis seine Wundn verhoarscht sein. Joa, joa, und weil i dös einsieh, weil i einsieh, daß i und mein Nom wie a Dorn sein, dear's immer neu aufstachelt, sigst, Swet, drum — war's bösser, wenn i gang.

Swet: Du bist a Heiliger, Hofer!

Hofer: Ah pa, pa. Mönsch versünd di nit. Woas i bin? Nit meahr und nit weniger oals a schwoachs Gschöpf, oals der Sondwirt, dem oalls wie Sond durch die Hond grunnen, bei dem's toll long braucht hoat, bis ihm a Liecht aufgongen, bis er der Gnoad der bössern Einsicht 's Türl augmoacht. Schau, wie i so noachdönk, hoat oalls so kommen müeßn. No im August.

Swet: Ja, im August, Ander, da ist's schön gwesn. Frei 's ganze Land durch eigene Kraft, frei wie der Vogel in der Luft, keinen Herrn über sich und du, du —

Hofer: Na, na, dös ist's nit, woas i muen, dös ist oalls wie a Tram, wie a Nach, wie nie gwösn.

Swet: So red.

Hofer: Geah, Swet, kimm, giehn mier a bißl außi in d'Luft, der Toag so schien, a wenig oabi schaun ins Toal. (Gehen durch die hintere Türe ab)

Raffl: Oalso, doa warn mier.

Illmer: Joa, doa warn mier, und loachn müeßt i, wenn umsonst.

Raffl: Warum nit goar, moanst, i hoab mi so mier nix, dier nix doa auffi ploagt, woas i soag, mueß sein. Hoat Hond und Fueß.

Illmer: Mein Gott, man woaß nie. Es kannt — wenn —

Raffl: Woas kannt? Woas wenn? „Wenn's liegt übern Piller.“ Und noacher, riechst nix?

Illmer: Woart amoal. Nix bsunders

Raffl: So!

Illmer: A bißl rachelen tuet's hoalt, oaber mein, dös ist überoall.

Raffl: Überoall, überoall! Du, und dös doa. (Stochert mit seinem Stocke in der Feuerstatt herum) Du, i soag dier, doa ist er. Koan Mönsch onders. I wött mein Kopf.



Digitized by Google

Illmer: Dein Kopf! Geah, Raffl, nit gſchenkter!

Raffl: Joa, gelt, wenn er hoalt a tauſend Guldn weart war.

Illmer: Dös biſt du goar nit imſtond.

Raffl: Hm, hm. Moanſt. Joa, ſigſt, es iſt mier a nit dron glögn, oaber mein, man hoat hoalt ſo ſeine Gedonkn.

Illmer: Du denkſt? Mönſch, denk gſcheidter nit, viel röchts weard dabei do nit außerſchaugn.

Raffl: Außerſchaugn oder nit, oaber öppes wiſſn tue i und rödn kannt i. Joa, rödn, i, der dumme, hearglafne Raffl, dös hoaßt, wenn i möcht.

Illmer: Mönſch!

Raffl: Bſt. Still! Los! Mier iſt's gwöſn, oals hätt i woas vernommen. Itzt wieder, hearſt.

Illmer: Woart. Meiner Seal!

Raffl: Hear doa, hear, gſchwind zu mier hintr die Holzlögg!

Hofer (eintretend): 's Ghear hoat di betrogn, doa auffi kimmt bei dear Zeit niemond.

Swet: Gott göb's, 's gibt ſchlechte Leut.

Hofer: I moan, du ſollſt öpper boald af Mittoag kochn, 's geaht auf elfe.

Raffl (hinter der Holzlage hervortretend, auf die Swet zugeht): Grüaß Gott, Hofer.

Illmer: Grüaß Gott a.

Swet: Der Raffl!

Hofer: Dear!

Swet: Was hoabt denn ihr da z'ſuchn!

Illmer: Woas mier z'ſuechn hoabn! Der Raffl.

Raffl: Joa, joa, der Illmer und i.

Hofer: Oalſo woas wöllt's, Leutlen?

Illmer: Wölln, wölln, hearſt Raffl, woas mier wölln!

Raffl: Nix wölln mier!

Hofer: So, nix nit, und ſeids bei dear Zeit doa auffigſtiegn. — Na, woas ſoagſt du, Illmer?

Illmer: Der Raffl!

Hofer: So, ſo, der Raffl.

Raffl: Freilich, freilich aus purem Wunder!

Swet: Aus Wunder Oes?

Hofer: Mein, Swet, ſie hoabn hoalt ſöchn wölln, wie's mier geaht, ob i mein Kopf no auf'n röchtn Flöck hoab — woaßt wohl, i bin itzt im Preis gſtiegn.

Swet: Iſt's woahr, Illmer.

Illmer: Mier ſein im Holzwerk gwöſn und hoabn hoalt an Rach gſöchn!

Hofer: Schau, ſchau, und doa hoat hoalt der Raffl gmoant, zu an Rach gheart a oaner, dear ihn moacht, und dear ihn moacht, dös kannt beinoahe i, der Andre Hofer, ſein. Woas?

Raffl: 's Oabrödn konnſt loaſſn, Hofer!

Swet: Abreden, i bitt euch!

Hofer (zu Raffl hintretend, zweideutig, ironiſch): Brauchſt a Geld, Raffl?



Digitized by Google

Raffl: Woarum?

Hofer: I moan nur so.

Swet: 's Geld stinkt nit, hat einmal a Kaiser gsagt und ein Geld kann man immer brauchn.

Illmer: Sei koan Noarr und nimm's, wenn dier der Hofer oans ontroagt.

Raffl: Moanst wögn dem Onzoagn, doa kennst den Raffl schlöcht.

Hofer: Und i moan guet.

Swet: Also willst?

Raffl: Giehn mier wieder, Illmer, 's weard sonst z'spat.

Illmer: Wie's für guat hoaltst.

Hofer: Und mögt's koan Störkung nit. Raffl, du kannst's brauchn!

Illmer: Oeppes z'Leib nehmen, kann nit schoadn, han?

Raffl: So geah, geah do amoal!

Hofer: I will Oenk nit aufhoaltn; Oes hoabts, woas Oes braucht's, und woas Oes wissn wöllts, dös wißts!

Swet: Versprich mier, Raffl!

Raffl: Woas foallt dier ein!

Hofer: So tues ihm do, Raffl, verspröchn konnst's joa!

Raffl (auffahrend): Hofer!

Hofer (bis in das Innerste seiner Seele dringend): Raffl!

Raffl (zu Illmer): Itzt geahst, marsch!

Swet: Raffl, mach kein Judas!

Illmer: Bhüet Oenk Gott!

Raffl: Auf Wiedersöchn, Ander. (Ab)

Hofer: Doa geaht er hin, mein Stund hoat gschloagn!

Swet: Na, Ander, und noch einmal na, siehst, dös glab i nit, das tuet er do nit.

Hofer: Moanst? I oaber soag dier, dönk dron, eh die Sunn aufgeaht! —

Swet: Um aller Heiligen willen, Hofer, dann fort, augenblicklich fort von da.

Hofer: Wohin denn, Kajetan, mier selber kimm i döcht nit aus!

Swet: I bitt dich! I bitt dich für mich, für dein Haus und für dich selbst!

Hofer: Loaß dös. I bin föst!

Swet: So versprich mier eins!

Hofer: Woas denn schon wieder, Swet?

Swet: Deine Hand drauf.

Hofer: Konn's sein?

Swet: Leicht!

Hofer: Oalso!

Swet: Wie's kommt, ich bleib bei dier!

Hofer: Du, Kajetan?

Swet: Ander!

Hofer: Für d' Ewigkeit!

## „Hofers Sterbelied"

[„Zu Mantua in Banden" und „Als der Sandwirt vom Passeier", diese beiden Hofer-Gedichte kannte jedermann, daß es aber auch ein



Digitized by Google

„Hoferſches Sterbelied“ gibt, welches der Sandwirt ſelbſt im Kerker zu Mantua gedichtet haben ſoll, das wiſſen jetzt wenige außerhalb des „Landls“, und doch kann man dieſes Lied im Tirol noch heutigestags von ältern Leuten als Volkslied ſingen hören. Mag der Jahrhunderttag von Hofers Erſchießung, der 21. Februar, den Anlaß bieten, es auch im Reiche weitum bekannt zu machen, denn es iſt immerhin ſo viel Unmittelbarkeit, ſo viel „Dabeiſein“ in ſeinen ſchlichten Worten, daß ſie in die traurige Zeit von damals ſeltſam lebendig verſetzen. Die Faſſung, die wir bringen, hat Ludwig von Hörmann voriges Jahr im Tirol-Heft der „Deutſchen Alpenzeitung“ mitgeteilt. Er hat ſie von Kajetan Sweth zu ſeiner Studentenzeit in Innsbruck vor nun auch ſchon mehr als einem Jahrhundert übernommen, von dem damals „alten Sweth“, jenem „Schreiber“ oder „Adjutanten“ Hofers, der auch in Kranewitters Stück als Treueſter der Treuen vorkommt. Über die Verfaſſerfrage ſchrieb Hörmann: „Es könnte nun jemand die Frage aufwerfen, ob dieſes ſchöne Lied wirklich von Hofer herrühre; ob wirklich der verlaſſene Mann in den trüben Kerkerſtunden zu Mantua, als er die Bilanz ſeines Lebens zog, ſeine ſchwermütigen Gedanken in dieſen Strophen ausgeſprochen habe. Daß Hofer ſonſt noch etwas gedichtet, iſt nicht bekannt; aber wir haben das vollgültige Zeugnis Kajetan Sweths, ſeines Mitgefangenen und Zellengenoſſen, und es iſt kein Grund, an der Wahrhaftigkeit ſeiner Äußerung zu zweifeln, da er ſich in ſeinen ſonſtigen Angaben als vollſtändig verläßlich zeigt. Wir wiſſen auch, daß Hofer ein Gemütsmenſch war, und daß ſich beſonders in der letzten Zeit, als er mit ſeinem treuen Adjutanten wochenlang im einſamen Kerker von Mantua eingeſperrt ſaß, neben Ausbrüchen fröhlicher Laune eine weiche, faſt elegiſche Stimmung ſeines ganzen Weſens bemächtigt hatte. Man braucht nur den letzten Brief an ſeinen Freund von Pühler in Neumarkt zu leſen, in deſſen Schlußworten „Ade mein ſchnede Welt, ſo leicht khombt mir das ſterben for, das mir nit die Augen naſſ werden“ ein gewiſſer poetiſcher Fluß und rhythmiſcher Schwung unverkennbar ſind.“

Über die Singweiſe ſagte er, ſie ſei ſehr einfach und volkstümlich und dürfte wohl älter als das Lied ſein. „Sie deckt ſich zum Teil mit dem zweiten Abſatz des bekannten Volksliedes: »Es waren drei Geſellen«.“ Die beiden letzten Verſe jeder Strophe werden wiederholt.]

Ach Himmel, es iſt verſpielt,
Ich kann nicht länger leben,
Der Tod ſteht vor der Tür,
Will mir den Abſchied geben.
Mein Lebenszeit iſt aus,
Und hab doch nichts verſchuldt.

Hier liegt mein Säbel und Gwehr
Und alle meine Kleider,
Ich bin kein Kriegsmann mehr,
Ach Himmel, ich bin Leider*,

* Leider = armer Häuter



Digitized by Google

Weil ich verlassen ganz
Von meinem Kaiser Franz.

Die großen Herrn im „Land“,**
Die sind mit mir verfahren,
Sie bringen's noch so weit,
Bis man mich tut begraben!
Tilgt Haß und Ketzerei
Und bringt den Sandwirt frei.

Die Hauptstadt in Tirol,
Die hat man mir genommen,
Es ist kein Mittel mehr,
Dieselbe zu bekommen;
Es ist kein Mittel mehr,
Wenn's nicht kommt von oben her.

Mich General von Sand,
Den führen sie ietz gefangen,
Meinen harten blutgen Schweiß***
Haben sie nicht angenommen.
Sie führen mich aus dem Land
Mit größtem Spott und Schand.

O trauervolle Zeit,
Was soll daraus noch werden?
Der Waffen**** ist schon hier,
Erschossen muß ich werden.
Es ist schon lang bekannt
Im ganzen römischen Kaisersland.

O große Himmelsfrau,*****
Zu dir hab ich vertrauet,
Weil du in unserm Land
Deine Wohnung hast gebauet.
O Himmelsfrau, i bitt,
Verlaß den Sandwirt nit.

** „Das Nächstliegende wäre, bei diesen »großen Herrn im Land« an die Franzosen und Bayern, die damaligen Gewalthaber in Tirol, zu denken. Aber viel wahrscheinlicher ist, daß darunter die reichen Handelsherren »im Land«, das ist im Etschtal, besonders die Bozener gemeint sind, von denen Hofer glaubte, daß sie ihn »verketzerten« und nicht ruhten, bis sie ihn »unter die Erde gebracht« hätten. Es ist ja gut bekannt, daß Hofer gerade diese als seine bittersten Feinde ansah, besonders in der letzten Zeit.“

*** Das bezieht sich wohl auf die Hofer bei seiner Gefangennahme ausgerauften Barthaare, von denen Hörmann damals in der Alpenzeitung sprach.

**** Wohl Masson, der Hauptmann des über Hofer eingesetzten Kriegsgerichts, was man später beim Singen nicht mehr verstand.

***** Var. Z. 1. O großer Gott im Himmel. Z. 5. O großer Herr.



Digitized by Google

# Sprechsaal

## Von Ideal und Volk

**(Bei Gelegenheit der Erinnerung an E. M. Arndt)**

In der Würdigung Ernst Moritz Arndts, welche Hermann Ullmann im zweiten Januarheft des Kunstwarts gegeben hat, findet sich eine Auffassung des Verhältnisses — allgemein gesprochen: von Ideal und Volk, die mir in schroffem Gegensatz zu den wirklichen Bedingungen geistigen Schaffens und kultureller Arbeit zu stehen scheint. Ullmann stellt folgenden Gedankengang auf: wir hatten einmal eine hohe Geistesbildung (Ende des 18. Jahrhunderts), einen „Idealismus" — also eine geistige Voraussetzung der Kultur. Dann erwarb sich Arndt das Verdienst, diesen Idealismus der großen Masse nahezubringen; und siehe da, die Ideen wandeln sich, und das einstige Kulturideal ist nun zur „Idee des Volkstums" geworden. Es ist nach Ullmann auch das eigenste Leiden noch unsrer Zeit, das Arndt am energischsten aufgedeckt hat: die Trennung von Volk und Bildung. Was hiergegen einzuwenden ist, scheint mir dies: Was die Zeit vor den sogenannten Befreiungskriegen an Ideen geschaffen hatte, das war in der Tat Erfüllung gewaltiger und menschheitlicher Sehnsucht, war zum mindesten der Anfang dazu. Aber was Arndt wollte, das war bei Lichte besehen eine Utopie. Und diese Utopie hat mit dem Ideal der Klassiker schlechterdings *nichts* gemeinsam. Es ist nichts als ein Spiel mit Worten, zu sagen: ein Ideal wandelt sich, es verbindet sich mit dem Begriff des Volkstumes. Wir sind heute so stolz auf unsern Tatsachensinn: kann man denn verkennen, daß ein „gewandeltes" und mit dem ephemeren, schiefen Begriff des Volkstumes verbundenes Ideal kein Ideal mehr ist? Daß es mit der Realisierung des Ideals um seine Existenz geschehen ist? Man vergleiche etwa die nacharistotelische Periode der griechischen Kultur: mehrere Philosophenschulen gingen damals an die Popularisierung des Idealismus; aber die Entwicklung hat doch wohl gezeigt, daß dies nichts als ein Abfall, in günstigster Auslegung ein Irrtum war. Selbst ein Vertreter des Christentums, das gewiß dem Volke geben wollte, was des Volkes ist, Augustinus, warnt ausdrücklich und fast ängstlich vor dem leichtfertigen Umgang mit der „Wahrheit", die nur Wenigen vorbehalten sei. Ob nun die deutsche Klassik Wahrheiten gefunden hatte oder nicht, ob nicht etwa (wie mir scheint) erst die Gesinnung, aber noch nicht die Vollendung zum Idealismus geschaffen war, das kann hier unerörtert bleiben — in jedem Fall erscheinen die Männer von Arndts Schlage als die gutgesinnten Träger der „idealen Forderung", denen zum dauernden Wirken das Nötigste fehlt: die Erkenntnis der Tatsachen. Denn daß die höchste Bildung den Erlesenen vorbehalten bleiben muß und unter ihnen allein sich vollenden kann —, das ist, wenn irgend sich aus Entwicklungen Tatsachen herauslesen lassen, eine Tatsache.

So kann ich Ullmann auch nicht beistimmen, wenn er meint, von Weimar und Jena habe es (im geistigen Sinne) nur diese Wege gegeben: zur Spielerei oder zur Profanation. Aber diese Entwicklung haben andere Faktoren entschieden, haben sie abgebrochen und irregeleitet; vor allem die äußeren politischen Ereignisse.



Digitized by Google

Was nun das Gebiet der Lebensführung angeht und unsere eigene Arbeit am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts, so meint Ullmann mit ziemlich deutlichem Hinweis, daß wir in dem Verhalten eines Arndt noch heute so etwas wie ein Vorbild zu finden vermöchten. „Er ist ein rechtes Beispiel dafür, wie höchste Persönlichkeit nicht in völliger Beschränkung auf die eigne Innerlichkeit, sondern in der Hingabe an eine Gemeinsamkeit errungen wird. Seine Hingabe ist vollkommen." „Ihm bedeutet eine Kultur nichts, die in selbstsüchtiger Einsamkeit die Vielen fernhält. . . ." „In solchem Empfinden lehnt er sich auf gegen den »Geist«. Die Tat und das Leben sind das Erste."

Seien wir doch nicht so ängstlich mit unsern Worten! Was anderes heißt denn dies, als daß Arndt vom Wesen des „Geistes" nicht viel verspürt hatte? Hätte er's, er hätte sich nicht mit dem spießbürgerlich-utopischen Beginnen beschäftigt, die „Ideale der Klassik zu verwirklichen". Welche ungeheure geistige Arbeit an sich selbst dazu gehört, dieses Geistesleben von Jena und Weimar zu verspüren, zu erleben, das wissen wir doch wahrlich, die wir ein gut Teil unsrer Bildung darauf zurückführen. Es ist also niemand übelzunehmen, wenn es ihm nicht gelang. Aber wollen wir wirklich sagen, daß er es vor der Klassik „voraushatte", sie nicht zu verstehen?

Endlich: Hüten wir uns doch davor, mit solcher Verblendung über das Wesen der Geistigkeit an die Kulturarbeit zu gehen! Es ist ja Raum genug, das eine zu tun und das andre nicht zu lassen. Arbeit an idealer Geistesbildung und soziale Arbeit im Sinne einer Vereinheitlichung des Volkskörpers schließen sich nicht aus. Aber einen kleinen Geist wird es immer bezeugen, eine Kultur für bedeutungslos zu halten, weil es eine Masse gibt, der sie verschlossen ist. Vor hundert Jahren hatte Deutschland nicht halb so viel Bewohner wie heute. Aber ganz natürlich hat das wachsende Volkstum sich auch das gebildete Proletariat erzeugt, welches — von oben nehmend und nach unten weitergebend — die Wege nach der Höhe weist. Daran haben wir zu arbeiten, jeder nach Begabung und Kräften, daß dem wahrhaft Begabten die Wege zur Bildung offenstehen bleiben, daß der Eros nicht mit zerschundenen Flügeln auf halbem Wege liegenbleibe, weil „die Umstände" es nicht erlauben, daß er den Flug vollende. Und nichts anderes tut der „Kunstwart" im wesentlichen, als solche Wege öffnen und Möglichkeiten schaffen. Es ist dabei oft vom „Steckenbleiben" die Rede gewesen: mir scheint, auch das ist ein Steckenbleiben, eine Verwechslung von Mittel und Zweck, wenn man diese praktische Arbeit neben die Geistesarbeit rücken oder gar diese neben jener herabsetzen will, obwohl sie ihr allein Gehalt und Richtung gibt. Wir werden so lange die Worte von der Nichtswürdigkeit einer „Kultur der Wenigen" wiederholen, bis es den Wenigen zum Ekel wird. (So sehe ich zum Beispiel in der Verirrung mancher modernen Literaten — man nennt sie ohne Grund Neuromantiker — als einen wichtigen Antrieb die Neigung, sich um jeden Preis von der Popularisierungswut fernzuhalten.) Und in der Tat: nicht Geringschätzung ist das Mittel, unsere Kulturbedingungen zu fördern, sondern Eifer und Ehrfurcht.

Darum schien es mir, die Verherrlichung Arndts auf Kosten der wirklich Kulturschaffenden dürfe im Kunstwart nicht unwidersprochen blei-



Digitized by Google

ben. Mag Arndt immerhin vom besten Willen beseelt gewesen sein: verhielt es sich mit ihm wie es von Ullmann geschildert wird, so war er der „nationale Schwärmer“, denn dann lebte er in national gefärbten Utopien. Wir aber wollen unsere Überzeugungen und unsere Arbeit von Tatsachensinn leiten lassen. Jmm. Ernst Anders

Es ist immer dieselbe Erscheinung, die aus dem Wesen des Intellekts selbst hervorzugehen scheint: man sucht bei der Begegnung mit fremden Meinungen, also vorzugsweise beim Lesen, ein Absolutes. Die fremden Gedanken einerseits, die eignen (zumal wenn es sich um gegensätzliche handelt) andrerseits werden in ein System gebracht und die beiden Systeme einander in scharfer, womöglich begrifflicher Trennung gegenübergestellt. Dieses Vorgehen des Intellekts ist durchaus zweckmäßig: gerade eine solche reinliche Scheidung und absolute Durchbildung der Widersprüche führt am ehesten zur Einigung auf höherer Stufe. Vorausgesetzt, daß der ganze intellektuelle Prozeß von einer gesunden Grundlage ausgegangen und daß er normal verlaufen ist.

Auf der Gegenseite ist das in unserm Falle sicherlich geschehen: jenes Absolute ist mit großer Konsequenz gesucht. Zunächst: Anders übersieht vollkommen, daß von einer geschichtlichen Entwicklung und dem Träger einer geschichtlichen Entwicklung die Rede ist. Von einer absoluten Überlegenheit der Bestrebungen Arndts und seiner Zeitgenossen über die der Klassik zu sprechen, wäre meiner Meinung nach einfach lächerlich, es ist aber auch mit keinem Worte geschehen. Wer diesen Unterschied versteht, für den lag also nicht die geringste Nötigung vor, die Bildung der klassischen Periode gegenüber den praktischen Bestrebungen der nachklassischen Periode in Schutz zu nehmen.

Was von Gedanken, was von Jdealen in einer bestimmten Zeit praktisch ausgenutzt werden kann und muß, das bestimmt die Wirklichkeit, mit andern Worten: die Geschichte. Deshalb kann, was sie verwirklicht zeigt, doch tiefer stehen als das Vorhergegangene an idealem Wert. Aber was die „Verwirklichung“ nimmt, gibt sie auch wieder: neue Ausblicke auf das Jdeal und neue Wege zu ihm. Jn diesem Sinne war ja wohl die „Wandlung“ des Jdeals zu verstehen. Und in diesem Sinne ist doch wohl nicht darüber zu streiten, welche Zeit das Jdeal mehr, welche es weniger besitzt; jede besitzt eben nur ihr besonderes Verhältnis zum Jdeal.

Wie kann Anders bei mir die törichte Absicht voraussetzen, über die absolute Gleichwertigkeit oder Ungleichwertigkeit von geschichtlichen Epochen zu urteilen? Und wie kann er selbst dabei die Notwendigkeit alles geschichtlichen Geschehens derart leugnen, daß er die Denkart Arndts und seiner Zeitgenossen, jene Gesinnung, die die „sogenannten“ Befreiungskriege hervorgerufen hat, als einen „Jrrtum“ abtut? Nach seiner Anschauung ist die Entwicklung des geistigen Zustandes in Deutschland nach der Klassik „irregeleitet“ worden, durch die politischen Verhältnisse vor allem. Glaubt Anders im Ernst, daß er heute jene geistige Bildung, für die er sich so eifrig einsetzt, genießen könnte, wenn nicht damals Männer wie Arndt, Fichte, der Freiherr von Stein sich an die „spießbürgerlich-utopische“ Aufgabe gemacht hätten, die oberen Schichten der Nation aus einem unfruchtbaren Epigonentum zu einer starken eignen Gesin-



Digitized by Google

nung zu führen, die unteren Schichten nach Möglichkeit mit derselben, wenn auch genügend ihrem Geistesstand angepaßten Gesinnung zu durchdringen und so die nationale Einigung Deutschlands anzubahnen? Und Anders hätte unmöglich darauf verfallen können, einen Vorgang wie die Popularisierungsversuche spätgriechischer Philosophen mit den Arndtschen Bestrebungen zu vergleichen — wenn er nicht eben von seinem absoluten Gegensatze ausgegangen wäre.

Was nun die Anwendung der geschichtlichen Lehren, die immer *Relationen* geben, auf die Gegenwart angeht, so halte ich allerdings daran fest, daß wir für unsere Zeit (was nicht soviel bedeutet, wie für alle Zeiten) aus der Arndtschen Opposition gegen alles „Epigonentum, gegen eine Geistigkeit, die sich vom Leben entfernt hat", wie ich ausdrücklich betone, einiges lernen können. Und ebensowenig wie Arndt deshalb ein „gutgesinnter" Mann ohne wahres Bildungsvermögen gewesen sein muß, weil er die einseitige Geistesbildung gewisser Schichten der Nation bekämpft, ebensowenig kann von einer „Geringschätzung" wahrer schöpferischer Arbeit, von Mangel an „Eifer und Ehrfurcht" ihr gegenüber die Rede sein, wenn man ein üppig gedeihendes Ästhetentum, das mit ererbten und nicht erworbenen Idealen „spielt" und — was das Schlimmste ist — auch gelegentlich die *praktische* Arbeit im Bewußtsein der stärkeren Kräfte entwerten und dadurch in ihrer Kulturleistung stören möchte, als unzeitgemäß und schädlich zurückweist.

Ich verstehe nicht recht, warum sich Anders so eifrig für die Ästheten einsetzt, zu denen er ja, da er doch das Emporstreben der drunten Lebenden anerkennt und ihnen den Weg zur Höhe offen wünscht, selber nicht gehört. Wenn er nun noch anerkennen wollte, daß die „Bildung" notwendig dieses Emporstrebens der Massen *bedarf*, um selbst lebendig zu bleiben und immer neue Kraft zu gewinnen, die ihr nur aus den Tiefen zuströmen kann: dann wären wir schnell einig. Es genügt nicht, wenn man zugibt: „es ist ja Raum genug, das eine zu tun und das andre nicht zu lassen", soziale Arbeit und Arbeit an der Geistesbildung *nebeneinander* bestehen zu lassen: die beiden sind aufeinander angewiesen und wo die lebendige Wirkung von unten nach oben und von der Höhe in die Tiefe fehlt, gibt es weder ein gesundes geistiges Produzieren noch ein gesundes kulturelles Leben der Allgemeinheit. „Geschieden stehen die zwei Welten", so charakterisiert Arndt den Zustand, den er bekämpft. Eine Geistigkeit, die sich ums Leben nicht kümmert, bleibt letzten Endes Spielerei und für die Kulturentwicklung ebenso wertlos wie eine Masse ohne Geistigkeit.

Vom „schiefen" Begriff des Volkstums wird vielleicht ein andermal zu sprechen sein.

Ich glaube zu verstehen, was Anders zu seinem Eintreten für die ungestörte Entwicklung der höheren Geistigkeit veranlaßt hat: er fürchtet, da von der Nation und der Gesamtheit die Rede ist, die nationale und soziale *Phrase*. Wo aber gedeiht die besser, als dort, wo der Kulturbesitz der höheren Schichten und das Kulturstreben der Masse jener lebendigen gegenseitigen Beeinflussung, des gesunden Kräftetausches entbehren?

*Hermann Ullmann*



Digitized by Google

# Rundschau



## Disziplin und Kultur

### Drei neue Bücher zur Ausdruckskultur

Wenn neue Gedankenmassen auf den Markt der Geschichte geworfen werden, dann pflegen diese Gedanken — ganz wie die materiellen Werte — die verschiedensten Wertformen anzunehmen, und in den verschiedensten Gestalten im geistigen Verkehr zu kreisen. Den bleibenden Gehalt einer bestimmten Gruppe von Problemen, die vor kurzem wieder einmal in das Licht der Geschichte getreten ist, hat Nietzsche ausgeprägt in einer Münzart, die als Bild ein Medusenantlitz, als Schrift sein Ecce homo trägt. Diese eindrucksvollen Insignien haben es lange übersehen lassen, daß es mehr als eine Möglichkeit gibt, das „Materiatur" der Probleme Nietzsches auszuwerten. Sein Zentralproblem, das Problem des Übermenschen, stellt sich, der kosmischen Beitaten Nietzsches entkleidet, dar als die Aufgabe der kunstvollen Höherzüchtung gewisser Menschentypen über den Zustand hinaus, in dem sie die Kausalität der Natur verlassen hat. „Übermensch" ist ein Verhältnisbegriff, der immer nur Sinn hat, bezogen auf einen „Unter-", das ist einen Normalmenschen, daher denn mit dem Wandel, den der Begriff Normalmensch erfährt, auch das wechseln muß, was einen Übermenschen ausmacht. Ist aber auch der Übermensch ein Vielgebilde, so ist doch die Art und Weise seiner Heranbildung aus dem gemeinen Menschenmaterial für alle Epochen genau so eindeutig bestimmt, wie die Heranbildung einer Bienenkönigin aus einer Arbeiterin. An dem Prozeß, der dieses für den Menschen bewirkt, möchte ich zwei Momente unterscheiden: das der Disziplin und das der Kultur. Den Inhalt beider Begriffe legen wir mit Kant dahin fest: „Man nennt den Zwang, wodurch der beständige Hang, von gewissen Regeln abzuweichen, eingeschränkt und endlich vertilgt wird, die Disziplin. Sie ist von der Kultur* unterschieden, welche bloß eine Fertigkeit verschaffen soll, ohne eine andere, schon vorhandene dagegen aufzuheben. Zu der Bildung eines Talentes, welches schon für sich selbst einen Antrieb zur Äußerung hat, wird also die Disziplin einen negativen, die Kultur aber und Doktrin einen positiven Beitrag leisten." Disziplin und Kultur sind, in der von Kant ihnen angewiesenen Bedeutung, die Determinanten aller Bildung, daher denn auch wir, bei unsren Bemühungen um die Bildung des Ausdruckes eine Disziplin des Ausdruckes von einer Kultur des Ausdruckes werden unterscheiden müssen. Wir werden heute vorzüglich von Dingen handeln, die hier die Disziplin angehen. Von den beiden: Disziplin und Kultur ist die Disziplin eine bewahrende, gliedernde, die Kultur eine erwerbende, baumeisterliche Macht. Was die Formen von Disziplin und Kultur angeht, so erkennt die Wissenschaft der organischen Bildung, die heutige Biologie, kein Gesetz an, das das Auftreten von neuen Eigenschaften bestimmte. Dagegen nennt

* Kant braucht hier das Wort „Kultur" natürlich in einem Sinn, unter den wir auch den Begriff „Zivilisation" einordnen würden.

K.-L.



Digitized by Google

man die konservative Wirksamkeit in aller „Bildung“ im Pflanzen- und Tierreich wie in der Menschengeschichte immer nur mit einem Namen: Auslese. Die Auslese fordert, daß etwas untergehe, damit etwas anderes gestärkt werde: daher die unvermeidliche Härte, die dem Begriff und den Verwirklichungen der Disziplin anhängt. Was wert ist zu bestehen, und was wert ist unterzugehen, das sagt für die Menschengeschichte die öffentliche Moral einer Zeit, nicht die zwar, die öffentlich bekannt wird, wohl aber die, so aus den Wertmaßstäben und Einrichtungen kann abgenommen werden. Die öffentliche Moral bestimmt außer den Gesinnungen auch deren Ausdrucksformen. Da indessen diese öffentliche Moral nicht das Werk eines sicher wirkenden Instinktes, sondern das unsres sehr unsicheren Verstandes ist, so macht sie eine ununterbrochene Kontrolle nötig. Diese Kontrolle gehört denn auch zu den Aufgaben der Ausdruckskultur oder hier der Ausdruckskritik, — und die Ausdruckskultur ist ein Grenzgebiet nicht nur der Ästhetik sondern auch der Ethik. Daher ist es geboten, hier Rechenschaft zu geben über eine moralkritische Stimmung der Gegenwart, die von Nietzsches einschneidender Kritik unsrer öffentlichen Moral abzweigt und weithin rechts und links das Kulturland durchsetzt.

Alle Auslese hat zur begrifflichen Voraussetzung ein Ziel, nach dem hin die einzelnen Stücke, die sie vorfindet, ausgerichtet werden. In der Ausmerzung dessen, was sich mit dem Ziele in keinerlei Verbindung bringen läßt, besteht dann der Vorgang der Auslese. Die Bedeutung eines solchen Zieles hatte der so unendlich mißverstandene Begriff des Übermenschen. Es ist zu bemerken, daß der Übermensch Nietzsches lediglich mit formalen Eigenschaften ausgestattet ist und zwar genau mit denen, die das Wesen der Disziplin als solcher ausmachen: Härte, Folgerichtigkeit, Ökonomie des Handelns, Freiheit vom Mitleiden, Streben nach dem Werke, statt nach dem Glücke. In der Tat — sehen wir der Frage furchtlos ins Auge, so werden wir sagen müssen: jawohl, diese Eigenschaften sind es, die das ausmachen, was wir das architektonische Moment aller Größe, aller Kultur nennen wollen. Man betrachte, um sich an diesen feindseligen Gedanken zu gewöhnen, zunächst seine Nutzanwendung auf die leidenschaftslosen Gestalten des rein Geistigen! Disziplin im Dichten — im Denken — im Rechnen — ist es, was Goethe von Jean Paul, Kant von Spencer, Mayer von Häckel scheidet. Disziplin ist es, was das Geniale vor dem Genialischen voraushat; während das Genialische ist wie das Nordlicht, das mit seinen zahllosen Lichtsträhnen die Welt weithin, aber nur ungewiß erleuchtet, gibt die Disziplin dem Genialen den Zauber, der die unbeherrschten Kräfte zum zündenden Blitz zusammenzwingt. Wie es hier ist, so ist es überall — der Nachweis dieser Behauptung jedoch könnte nur durch eine unendliche Reihe konkreter Einzelbeweise geführt werden, die, was das Schlimmste ist, sich in zahllose Trivialitäten verlaufen müßten. Überall aber würde nur eines sich zeigen: daß die Disziplinregeln oder vielmehr die Kräfte, die ihre Durchführung verbürgen, das Rückgrat und Knochengerüst aller Kultur bedeuten.

Die drei hier anzuzeigenden



Digitized by Google

Bücher* (die übrigens den bislang verfolgten Gedankengang nirgend berühren) sind darin einig, daß sie an der öffentlichen Moral des Abendlandes einen bedrohlichen Schwund dieses Knochengerüstes feststellen.

Das Buch des Japaners wirft unsrer abendländischen Moral vor, sie sei entartet in eine unmännliche Friedenssucht, ein „krère et cochon-System" der allgemeinen Gleichheit, und, wie Schopenhauer sagen würde, eine „affenwürdige Weiberveneration", made in America. Dazu komme unser Unverständnis für das, was die Stärke des Adels ausmache: die über viele Geschlechter gehende Befestigung in gewissen Gesinnungen. Mag sein. — Der Admiral Togo konnte den Geistern der Ahnen für den Sieg danken, den sie bei Tschuschima erfochten hatten — er tat recht daran — sein Landsmann sieht daher mit geschultem Auge an den am wenigsten vermuteten Orten in unsrer öffentlichen Moral eine in der Geschichte bislang beispiellose Gewissenlosigkeit in allen Fragen der Rassengesundheit und Rassenerhaltung. — Seinem Eigenwert nach ist das feuilletonistisch gehaltene Buch nur ein leichter Brandpfeil, doch ist es beachtenswert deshalb, weil es die Kritik der gelben Rasse an der Moral der weißen Rasse zusammennimmt. Dabei wäre allerdings zu wünschen, daß es unsre Schüler mit dem Avancement in die Lehrerstellung minder eilig hätten, denn einstweilen hat bei Mukden nicht die gelbe Rasse über die weiße gesiegt, sondern die deutsche Infanterietaktik über die russische. Und wenn wir Deutschen einmal tiefste Einkehr bei uns halten wollen, dann greifen wir nach Buch und Reden unsres ersten Kanzlers, nicht aber nach Tagesschriften, die eine hastige und darum nie tief ausholende Produktivität hervorbringt. Technisch teilt Tyrkas Buch den Fehler seiner meisten Artgenossen: zu lang zu sein. Prinzipielle Erörterungen von Gesellschaftszuständen müssen vorwiegend Gesichtspunkte geben, aber wenig Material, denn davon trägt jeder genug in sich selbst herum. Die von Tyrka angewendete Rechtschreibung der Stenographie wirkt verdrießlich durch die ungewohnten Wortbilder, die sie ergibt.

Hans von Gersdorff hätte ich zur Drucklegung seines Buches einen formsinnigen und sprachkundigen Berater gewünscht, der mit einem ziemlich langen Rotstifte sein Manuskript von allem überflüssigen Gepäck, von fatalen sprachlichen Geschmacklosigkeiten und sachlichen Entgleisungen befreit und es auf seinen „pragmatischen Raum" gebracht hätte. Die Kürzung des Buches um den einleitenden Leonorenritt ins Land der Erkenntnistheorie, um ungenügende Popularisierungen exakter Wissenschaft — um manches andere — und die alleinige Beschränkung auf sein Problem würden zwar die schriftstellerische Hoffnungslosigkeit dieses höchst unökonomisch geschriebenen Buches nicht aufbessern, wohl aber allerdings sachlich einen Stock in sich zusammenhängender redlicher Fra-

* Saneyoschi, Sozialpolitische Briefe eines im Okzident reisenden Japaners. Von O. Tyrka. — Hans von Gersdorff, Die Revision des Taktes. Freiheit, Persönlichkeit und Herrschaft des Geistes. (Voigtländer, 1909.) — Georg Groddeck, „Hin zur Gottnatur". (Hirzel, 1909.)



Digitized by Google

gen der Ausdruckskultur klar hervortreten lassen. Selten nämlich erleidet das Wort „Ausdruckskultur“ eine so unmittelbare Anwendung wie auf dies Buch, denn dies betrifft zum guten Teile die eigentlichen Ausdrucksformen der Persönlichkeit, als da sind: Haltung, Gang, Blick, Mienenspiel. — Beginnen wir hier mit einer Tatsache, so ist es für den Kenner fremder Länder verblüffend, welch ein Unterschied zwischen dem Gehaben, sei's eines englischen und eines deutschen Mannes, sei's einer Französin oder Amerikanerin und dem einer Deutschen bestehen. Und noch verblüffender ist es, bei anderen Völkern zu sehen, wie das Äußere auf das Innere zurückwirkt, oder vielmehr, wie das schwankende Innere an feststehenden Ausdrucksformen die Richtlinien findet, die ein gleichmäßiges charakterologisches Aussehen der Persönlichkeit verbürgen. Da wir Deutschen keinen festen nationalen Stil der Haltung besitzen, so habe ich für mein Teil oft gewünscht, unsre Männer möchten sich die prachtvolle Art des Auftretens aneignen, die den vornehmen Engländer und vor allem den vornehmen Schotten auszeichnet, und mit dieser Aneignung zugleich den Bedientenrespekt vor dem Ausländischen ein für allemal ablegen. Hier aber hat Gersdorff etwas Besseres zu bieten: er gibt eine absolute Konstruktion der richtigen Haltung, die sich auf die Statik des Skelettes gründet*, und findet, daß diese richtige Haltung eins ist mit derjenigen, die die preußischen Exerzier-Reglements fordern. Ich weiß: darüber werden viele Leute lachen, namentlich die „Geistreichen“. Deren eigenes Exerzier-Reglement will ich heute nicht nachprüfen; wohl aber meinem intellektuellen Kredit eine starke Erschütterung beibringen durch das Geständnis, daß ich diese — gegründete — Anknüpfung Gersdorffs für eine höchst glückliche Entdeckung halte. Jeder ausbildende Offizier sollte ein Examen über die Dinge ablegen können, die Gersdorff Seite 35—91 behandelt, und zum eigenen Gebrauch sollte er Seite 128—156 lesen. Der ungeheure Kulturwert, den unser Heer sowieso schon hat, kann sich nur steigern, wenn unsre Offiziere die ihnen anvertrauten Erziehungsformen mit dem vollen Bewußtsein des „Warum“ handhaben. Nach dieser Konstruktion der richtigen Haltung wird von Gang, Blick, Mienenspiel gehandelt, und über all diese Dinge, über die es überhaupt bislang keine Literatur gab, sagt Gersdorff sehr brauchbare Sätze. Ich wünsche den angezeigten höchst wichtigen Stellen des Gersdorffschen Buches viele Leser in all den Ständen, deren Angehörige irgendwie „vor die Front“ müssen (Offiziere, Geistliche, Berufsredner, Ärzte), und maßgebende Leser im Kultus- und Kriegsministerium. — Das Weltanschauliche des Buches ist brav gemeint, jedoch allzu primitiv.

Wie man die Masse eines Körpers in seinen Schwerpunkt vereinigen kann, so kann man die gedankliche Substanz des Grodeckschen Buches einordnen in die bekannte Konstruktion, die Schiller vom Wesen Goethes gab, und den Gesamtinhalt des Buches

* Der Verfasser sollte sich aber auch um die Arbeit der exakten Wissenschaft auf diesem Gebiete kümmern und zum Beispiel die Mareyschen Theorien der Mechanik des Skeletts studieren.



Digitized by Google

auf diesen Goethe als Schwerpunkt beziehen. — Die Absichten Groddecks sind solche der Kulturkritik und Kulturreform: er stellt dem sentimentalischen, auf Michelangelo, Beethoven, Shakespere orientierten Geist der modernen Zeit den naiven antiken Geist gegenüber, wie er in Lionardo und Goethe wieder auferstanden ist; er mißt die Werte unsrer Gegenwart mit dem Maß jener idealisierten Antike und fordert eine Umbildung unsres Wertfühlens im Sinne der Antike. Diesen schwarzweißen geschichtsphilosophischen Rahmen lasse ich den Gegnern Groddecks zur Kritik. Ich füge hinzu Groddecks unzureichende Einfälle über die Unangemessenheit des Wortes an den Gedanken, über den Ichbegriff usw., und vor allem das Kennwort seines Buchs, das Wort „Gottnatur". Dies Wort kann nur dann eine Bedeutung bekommen, wenn es sich vom Hintergrunde einer Metaphysik abhebt; dahingegen es, so einfach hingeschrieben, unfaßbar ist wie die Luft, durch die das Licht fällt. Groddeck muß dem Wirklichen nahe bleiben; im Abstrakten geht ihm die Luft aus. Darum liegt der Wert des Buches nicht in der Aufstellung ethischer Normen — dies ist auch nach Kant nicht mehr nötig —, sondern in der Kritik der gegenwärtigen sittlichen Gesinnungen. Den Ariadnefaden, der durch diese weit sich verästelnde Kritik hindurchführt, gibt ebenso wie bei Tyrka und Gersdorff die Verfolgung der „effeminatio" (Verweibsung) bei all den Werten, zu denen wir unser Leben aufschauen lassen. Auch beschäftigen den Arzt Groddeck die Folgen, die jener Wandel der sittlichen Anschauungen für die Gesundheit der Rasse haben muß. Hier indessen sind Zahlen die besten Argumente. Ich möchte daher allen, denen diese höchst wichtige Frage der Rassenhygiene am Herzen liegt, bei dieser Gelegenheit eine kleine Schrift empfehlen, deren Ergebnisse mich — ich muß es gestehen — mit einem wahren Entsetzen angefaßt haben. Sie heißt: „Über Zweck und Bedeutung einer nationalen Rassenhygiene für den Staat", von Karl Pearson (München, Archivgesellschaft). — Soll ich die Wertsumme vom Buche Groddecks ziehen — zwischen der unteren und oberen Grenze seiner Bedeutung —, so sage ich für die obere Grenze: eine neue Wahrheit gibt Groddeck so wenig wie eine beweisende Zusammenfassung bekannter Wahrheiten. Dagegen kann das „Hin zur Gottnatur", mehr rednerisch als beweisend, an vielen Stellen dazu dienen, dem Exakten den Weg zu bereiten. Dies gibt die untere Grenze Groddecks: er sinkt nie zum eigentlichen Feuilleton herab. Danach kann Groddeck die Bedeutung zufallen, amerikanische Importen, wie Ralph Waldo Trine, überflüssig zu machen, den Einfluß der Key zu zerstören und den stark überschätzten Emerson zurückzudrängen. Was Groddeck über Liebe, Ehe, Frauenbewegung, über Mannheit, Weiblichkeit, über das Trachten nach dem Werke statt nach dem Glücke sagt, stammt zum Teil aus dem Erbe des deutschen Idealismus, muß aber jedenfalls so viele Anwälte in der persönlichsten noch unformulierten Erfahrung jedes einzelnen finden, daß ich wirklich glaube, die Groddeckschen Gedanken haben einige Aussicht, über die geschickt verblüffenden Banalitäten der Amerikaner zu siegen. — Der Verfasser hat kein Verhältnis zu dem,



Digitized by Google

was die Philosophie in langem Ringen erreicht hat, und will keines haben. Wenn er indessen sich nur ein einziges philosophisches Buch zu eigen machte: die Ethik Spinozas, die ihn begreift, ohne daß er es weiß, so könnte er der Gottnatur, die so nur Wort und Gefühl für ihn ist, einen Gedankeninhalt geben und das Wohnhaus seiner Gedanken an Spinoza anbauen, wie man seine Hütte ans Ufer des Weltmeers baut.

Friedrich Kuntze

Von der Sprache

## Vom Superlativ

Der Geschichtsschreiber Maurus Julianus erzählt in seinen leider so gut wie unbekannten „Gestis Alexandriniorum“ (Bib. VIII; Cap. XXXII—XXXIX):

„Unter der Regierung des an Bürgerkraft wie Bildung hervorragenden Königs Sostratos I. geschah ein merkwürdiges Ereignis, wie es nimmer zu vermerken ist in den Annalen des uns bekannten Erdkreises. Es war nämlich zu jenen Zeiten Sitte und Brauch geworden, daß Gelehrte und Künstler und auch Skriptoren nur in den Ausdrücken eines superlativen Superlativs redeten und schrieben, wenn es die Werke derselben Gilde (ordinis) zu kritisieren galt. So also: daß du aufschlagen mochtest, welches Buch und welche Schrift immer, daß du kommen konntest in welchen Kreis und welchen Zirkel immer, es war nur die Rede von ganz einzigen und ganz unersetzlichen Männern. Da nun aber die üppige Stadt Alexandreia wohl an fünfhundert Künstler, Gelehrte und Skriptoren hervorgebracht hatte, so war die Rede von an fünfhundert ganz unübertrefflichen und unsterblichen Menschen.

Sostratos I. aber erließ in den Kalenden des Oktobers, im fünften Jahre seiner Regierung ein Edikt, von dem die einen behaupten, es sei nur dem Hasse des Königs gegen Rom entflossen, die andern wiederum, sein müßiger Geist allein sei Vater dieser Entschließung gewesen. Das Edikt jedoch verbot bei Todesstrafe, über Werke von Künstlern, Gelehrten und Skriptoren in superlativischen Ausdrücken zu reden oder zu schreiben, es werde geboten, von jetzt an nur den Positiv oder Komparativ zu verwenden. Die da sagen, der König habe aus alter Feindschaft gegen Rom dieses Edikt von den Herolden verkünden lassen, berufen sich darauf, daß es ja lateinische Sitte sei, aus Höflichkeit den Positiv um den Komparativ zu vermehren, demnach den Superlativ immer dort anzuwenden, wo von den Eigenschaften eines Mannes die Rede sei. Aber sie irren vielleicht.

Die Wirkung dieses so außergewöhnlichen Ediktes jedoch war eine ganz gewaltige. Denn als am ersten Tage fünfzig von den fünfhundert geköpft wurden, bemächtigte sich der Stadt eine große Verwirrung. Auch am nächsten Tage wurden fünfzig enthauptet, am zweitnächsten nur mehr neunundvierzig, am drittnächsten war die Zahl der Hingerichteten schon auf fünfundvierzig gesunken. Von da an wurden nur noch wenige dem Prätor überliefert. Aber es geschah etwas viel Seltsameres. Denn als einer von denen, gegen die sich das Edikt wendete, sein Leben durch einen Sprung vom Timonium ins Meer endete, da folgten viele seiner Genossen in ihrer Ratlosigkeit. Ihrer wurden immer mehr. Es ist begreiflich, daß unter solchen Umständen das Volk in Aufregung geriet, die sich zur Erbitterung gegen den König stei-



Digitized by Google

gerte, als verschiedene Bedrohte das Edikt als einen Schritt gegen die allgemeine Wohlfahrt auslegten, weil dadurch weniger Fremde nach Alexandreia kämen, um die Leuchten der Kunst und Wissenschaft zu bewundern. Wegen fünfzig großer Männer mache niemand eine so weite Reise, wohl aber wegen fünfhundert, sagten sie. So wurde das Volk aufgewiegelt, zur Nachtzeit in der Nekropolis. Und als wiederum nach längerer Pause zehn hingerichtet werden sollten, weil sie den Superlativ als Kritik genommen hatten, da rottete sich das Volk zusammen und zog teilweise vom Museion, teilweise vom Serapeion unter der Führung der noch überlebenden Zierden gegen die Basilika, wilde Drohungen ausstoßend. Ptolomäus, der Führer der königlichen Leibwache, trat auf die Seite der Empörer, welcher Schritt, wie man sagt, ihm später das Gift ins Haus brachte, an dem er jung gestorben ist. Sostratos mußte erscheinen, das Edikt zurückziehen, zehntausend Denare an die Armen verteilen lassen und ein großes und glänzendes Spectaculum in Aussicht stellen. Solches riet ihm sein kluger Ratgeber Pharonomos und dieses geschah in den Iden des Dezembers, im fünften Jahre der Regierung Sostratos I. So kurze Monate also hatte die superlativlose Zeit gedauert, und so hatte der König seinen Scherz oder seinen Römerhaß büßen müssen. Bald waren wieder an fünfhundert ganz einzige und ganz unersetzliche Männer in der üppigen Stadt Alexandreia. Aber noch heute sagt das Volk, wenn es einen Skriptor necken will: »Geh! Denn der Superlativ kann dir noch den Hals kosten!«"

O. M. Fontana

## Jux-Poesie

Für den mit Verlaub zu sagen Hahnebüchenen Jux, sind wir für den wirklich zu „fein" geworden? Einer, wie der alte Vischer, hat ihn bekanntlich noch weiblich geschätzt, nicht nur theoretisch, wovon seine „Asthetik" zeugt, sondern auch praktisch, wovon die Gesänge Schwartenmayers singen und sagen. Die kreuzfidele Narretei, die sich austollte, weil ihr eben unbändig wohl war, und die ansteckte, ob man wollte oder nicht, sie ist jetzt selten geworden. Wir verlangen, eben mit Vischer zu sprechen, nicht mehr Kirschen, sondern Kirschengeist. Was genau besehen besagt: Zutat, die von irgendanderswoher nicht einmal auf die Früchte, sondern bloß auf ihre Kerne gegossen ist und höchstens ein Schmäcklein nach ihnen bekommt. Urwüchsiges Behagen am Leben, das sich unbekümmert auszuchzt und ausjuxt, ist nun etwas Rares in der Papierwelt geworden. Auch beim Scherz herrscht fast überall die Grimasse des Spaßes, die künstlich nachahmende, übertreibende Mache, der doch alles Auftragen nicht zu dem verhelfen kann, woraus echter Scherz ungezwungen sprudelt, zu dem natürlichen Frohsinn: „Leben, wie bist du schön!"

Christian Morgensterns „Galgenlieder" (Berlin, Cassirer) gehören zu dem Allerlustigsten, was seit langer Zeit erschienen ist, aber auch sie werden wohl nur für wenige sein. Wenigstens beim Selberlesen, ein guter Vortrager freilich wird sehr viel aus ihnen machen können. „Machen", wie er sich einbilden mag, der Ausdruck „wecken" träfe den Sachverhalt besser. Wecken aus dem Schlaf in den stummen Buchstaben



Digitized by Google

zu der Munterkeit des lauten Wortes als Ausdruck. Die besten Morgensternschen Sachen rufen nach Vortrag wie manche Gedichte nach Musik:

In der Bahnhofhalle, nicht für es gebaut,
Geht ein Huhn
Hin und her . . .
Wo, wo ist der Herr Stationsvorsteh'r?
Wird dem Huhn
Man nichts tun?
Hoffen wir es! Sagen wir es laut:
Daß ihm unsre Sympathie gehört,
Selbst an dieser Stätte, wo es — „stört"!

Das ist keine unwichtige Sache, mein Herr Vorleser, du darfst nicht so tun, als ständest du gleich darüber! In deinen Worten muß sich die Überraschung malen, als du dieses Tier dort gehen siehst, das Zugeständnis, daß es, allerdings!, eigentlich nicht dorthin gehört. Als einem Deutschen kommt dir dann sofort die Frage nach der hier obrigkeitlich eingesetzten Autorität, aber trotzdem du das Unpassende des Huhn-Aufenthalts an dieser Stelle zugibst, siegt doch deine als eines wohlwollenden Mannes Sorge um dieses im Grunde immerhin gute Tier. So beginnt das Aufwachsen der Humanität in dir bis zu ihrem Triumph in dem unentwegten vollen und ganzen Bekenntnisse zu seinen Gunsten. Und bis zu dem geläuterten Freigefühl, das bis zu dem — „stört"! am Schlusse aufwächst, dieses aber bedeutet: bis zur ironischen Verneinung der im Anfang immerhin noch anerkannten Ungehörigkeit.

Wer nimmt sich zu derartig behaglichem Vertiefen in ein Nichts die Zeit? Und doch — zum Humor gehört nun einmal ein Dabeisein, das auch im Wassertropfen noch die Welt spiegeln sehn kann. Und das die Sache, je kleiner der Wassertropfen ist, je mehr nicht nur als nett, sondern auch als drollig fühlt.

Morgenstern gibt übrigens in diesen Grotesken noch viel „tolleren" Unsinn, ganz „reinen" Unsinn, solchen, dessen irdische Daseinsmöglichkeit sich vermittels jeglichen Naturgesetzes bestreiten läßt. Zum Beispiel die Geschichte von dem Knie, das einsam durch die Welt geht, weil der Mann drum herum weggeschossen ist. Mitunter hat er urlustige Einfälle für den, der auf sie eingehen kann: „Die Möwen sehen alle aus, als ob sie Emma heißen" — wer unsre kleineren Möwensorten wirklich kennt, wird bestätigen, daß das geistreich ist. Mitunter ist solch ein Bildchen aber auch sehr stark in der Anschauung, wie „Himmel und Erde". Das beste Stück von allen ist vielleicht „Der Würfel", in dem eine humoristische Symbolisierung ganz künstlerisch geglückt ist, weil die beteiligten symbolischen Gegenstände ganz zu individuell belebten Wesen geworden sind:

Ein Würfel sprach zu sich: „Ich bin
Mir selbst nicht völlig zum Gewinn:
Denn meines Wesens sechste Seite,
Und sei es auch Ein Auge bloß,
Sieht immerdar, statt in die Weite,
Der Erde ewig dunklen Schoß."

Als dies die Erde, drauf er ruhte,
Vernommen, ward ihr schlimm zumute.
„Du Esel," sprach sie, „ich bin dunkel,
Weil dein Gesäß mich just bedeckt!
Ich bin so licht wie ein Karfunkel,
Sobald du dich hinweggefleckt."

Der Würfel, innerlichst beleidigt,
Hat sich nicht weiter drauf verteidigt.

Meint man nicht, man höre die cholerische „Erde" den melancholischen Würfel im ostpreußischen



Digitized by Google

Dialekte anfahren, für dessen Faustisches sie so gar kein Verständnis hat, und der immer die Würde eines so durchaus geregelten Gebildes bewahrt? Das ist etwas wie eine Verfeinerung und Weiterentwicklung des Buschischen Stils. A

## Berliner Theater

Seit bald zehn Jahren ist uns Herbert Eulenberg der Benjamin der neuen Dramatik. Er ist es und er wird es bleiben, wenn die Kritik nicht etwa allmählich vorzieht, ihn nach dem Söhnchen der Genoveva Schmerzensreich zu nennen. Sie würde damit in engerm Anschluß an seine augenblickliche Passion bleiben, so sich der deutschen Romantik und ihrer bis in unsre Tage fortgepflanzten Nachblüte in die Arme geworfen hat. Aus den zärtlichen Liebschaften mit der Literatur kommt der Dichter des „Münchhausen", des „Blaubart" und des „Waldeck" nun mal nicht heraus. Auch in seinem bürgerlichen Lustspiel „Der natürliche Vater" nicht, dessen sich die Kammerspiele des Deutschen Theaters annahmen, um einmal wieder ihrem idealen Beruf als eines Asyls theatralischer Hoffnungslosigkeiten zu entsprechen (Buchausgabe bei Erich Reiß, Berlin-Westend). Denn daß die Bühne von diesen Schlinggewächsen einer krausen Poetenlaune keine nahrhaften Früchte, nicht einmal eine Handvoll Lorbeerblätter pflücken würde, wird ein so gescheiter und theaterkundiger Direktor wie Reinhardt lange vor der ersten Probe gewußt haben. Ein Nichts von Handlung, ein paar flatternde Schatten von Menschlein in einer Nußschale von Idee auf gut Glück in das offene Meer abenteuerlicher Ein- und Zufälle hinausgestoßen — wie soll solch glückhaft Schiff je an die rettende Küste kommen?...

In Anselm, dem „reichen Mann", wie Eulenberg seinen bürgerlichen Helden nennt, wird man unschwer einen Stiefbruder seiner früheren halben und viertel Helden erkennen: ihm sitzt derselbe Stachel gegen die geordnete menschliche Gesellschaft im Fleische, auch er bäumt sich auf gegen Herkommen und sogenannte gute Sitte. Doch tut er's nicht mehr heroisch-tragisch wie der Mann mit den vier Frauen oder wie Ulrich, der junge Waldecker, der sich vor Frau und Kind wie ein Tier in das Dickicht des Waldes flüchtet, und nicht mehr unter dem pathetischen Beifall des Dichters, sondern mehr wie ein wütender Stier, den der Kapeador mit einem übermütig geschwungenen Mantel reizt. Anselm war einmal in aller Form verheiratet, war Ehemann und Vater, aber er hat's nicht lange ausgehalten: seit zwanzig Jahren schon hat er Haus und Herd den Rücken gewendet und vagabundiert in der Welt herum, ein vollendeter Selbstling und Genüßling, dem Tag und Nacht die Furcht im Nacken sitzt, „als Ehemann ausgestopft zu werden". Daß er trotzdem just beim Aufgehen des Vorhangs dabei ist, sich mit einem elternlosen Schloßkind, arm wie eine Kirchenmaus und bleich wie Mondschein, kopulieren zu lassen, das ist nur der Vorreiter einer langen Kavalkade von Widersprüchen und Ungereimtheiten, die man um Gottes willen mit guter Miene hinnehmen soll, will man sich nicht von vornherein und gründlich alle gute Laune verderben lassen. Nicht er, der rodomontierende Prophet der Ehescheu, nein, Beate, das mimosenhafte Pflänzchen, ist es, das kurz vor dem bindenden Ja





Digitized by Google

den Ring vom Finger streift, um ihr bißchen Freiheit zu retten. Der in zwölfter Stunde Entwischte sollte, dünkt uns, Luftsprünge machen vor Vergnügen; statt dessen verschafft er sich von seinem pudeltreuen Freunde, dem Apotheker Düsterich, ein Giftfläschlein und führt damit verliebte Tänze auf, bis er erfährt, daß seine Frau, die plötzlich in aller Leibhaftigkeit wieder vor ihm steht, gar nicht daran denkt, sich ihm von neuem an den Hals zu werfen, sondern sich inzwischen rechtens von ihm hat scheiden lassen, und daß sein leiblicher Sohn, ein verliebter Schwärmer, der weit vom Stamme gefallen, sich so über die Ohren in die kleine Beate verliebt hat, daß er sie vom Fleck weg heiraten will. Da bezahlt er wie der Onkel aus Amerika all ihre Schulden, streut dem jungen Paare die Quittungen und Hypotheken auf den Hochzeitspfad und verduftet mit einem Juchheirassa in den Nebeldunst, aus dem er gekommen.

Man spürt ja ungefähr, was Eulenberg mit diesem entwurzelten Wildling der menschlichen Gemeinschaft, der ihr schließlich doch den Teppich unter die Füße breiten muß, hat sagen wollen: Sträub dich gegen Pflicht und Vaterschaft, gegen Kind und Ehe so viel du willst, am Ende zwingt dich die Gewalt der Natur doch, deinen Bückling davor zu machen. Das etwa ist die Intention dieses wie ein Feuerwerkschwärmer nach allen Richtungen der Windrose versprühenden Stückes. Sie wäre humoristisch, und wir dürften uns gerade im Hinblick auf Eulenbergs bisheriges überhitztes Wollen ihrer sich selbst befreienden Überwinderkraft freuen, wenn ihr Humor aus den Menschen oder auch nur aus den Dingen hervorwüchse. Aber er steckt einzig und allein in dem Nebenwerk, in den Ornamenten und Arabesken, die eine noch immer unerzogene Phantasie drum herumgeschnörkelt hat. Und woraus nährt sich diese Phantasie? Aus der Erfahrung, aus der Welt- und Menschenkenntnis, aus der Anschauung oder aus sonst einer der Dichterquellen, die mit dem Leben in lebendiger Verbindung stehen? Nein — und das gerade ist es, was den Fall Eulenberg aus dem Problematischen ins Hoffnungslose hinüberzudrängen anfängt: sein Humor erweist sich bei Licht besehen gerade so literaturentstammt wie seine Tragik. Diese sprang, schnellte und schnappte nach Shakespere; seine Komik schnobert zu gleicher Zeit auf den Spuren eines ganzen Dutzends literarischer Ahnen. Von Arnim und Brentano über E. T. A. Hoffmann und Raimund bis auf Wilhelm Raabe, Jean Paul nicht zu vergessen — alle haben sie ihre Gastgeschenke dalassen müssen, und so königlich war der Segen, daß dem „reichen Mann“ die Taschen platzen, daß sich Gold und Silber, aber auch Kupfer und Blei in Strömen rings über den Erdboden ergießen. O ja, Eulenberg weiß ganz genau, wie der Humor aussieht, er kennt seine ganze Naturgeschichte und all seine Spielarten — aber hat man je schon erlebt, daß aus einem Herbarium eine lebendige, organische Pflanze hervorgesproßt ist? Der fleißige, verständnisvolle und treubehutsame Sammler und Pfleger all dieser erlesenen Humorhaftigkeiten hat neulich mit einer zeitgemäßen Philippika gegen die zimperliche Prüderie der deutschen Dichter und des deutschen Publikums geeifert: warum heutzutage die saftigen Schwank- und Narrenmeister, an



Digitized by Google

denen unsre Vergangenheit so reich, gar keinen Nachwuchs hätten, warum Till Eulenspiegel, die Schildbürger, Hans Sachs und Münchhausen keine Geschwister mehr bekämen. Weil man sich in falscher Vornehmheit vor jeder Natürlichkeit und Handgreiflichkeit scheue, ohne die es doch kein gesundes komisches Behagen geben könne! Vortreffliche Worte — nur eins ist dabei vergessen: daß man mit allen Formeln und Theorien keine einzige dieser Gestalten aus der Literatur heraufbeschwört, daß sie aus dem Schoße des unmittelbaren Lebens entspringen müssen, sollen sie den Lebenden etwas sein und geben. Eulenberg hat rings um den „natürlichen Vater" und seinen in jungverliebter Seligkeit erbebenden Sohn einen ganzen Reigen von „humoristischen" Gestalten geschlungen, darunter eine angezechte Köchin, zwei faulenzende Schlingel von Hausknechten und einen Schmachtlappen von todgetreuem Magister, dem man das Vaterunser durch die Backen lesen und den Rosenkranz an den strohblonden Haarsträhnen abbeten kann, und was dergleichen handgreifliche Scherzhaftigkeiten mehr sind. Es fällt mir nicht ein, darüber vornehmtuerisch die Nase zu rümpfen. Im Gegenteil, ich freue mich dieses Mutes zur sinnlichen Augenfälligkeit derbgeschnitzter Schwankfiguren. Wenn nur nicht auch sie die Bewußtheit und Gemachtheit so deutlich an der Stirne trügen und jeden Augenblick auf ihren litterarischen Stammbaum pochten. Auch so 'n bißchen Gauklerspaß und Bierulk soll im germanischen Lustspiel gern sein Heimatsrecht behalten. Wenn man aber das Räder- und Pumpwerk so dabei knarren läßt wie im „Natürlichen Vater", so kann man's den Blumenthal, Kadelburg und Skowronek am Ende nicht übelnehmen, wenn sie sich in die Brust werfen, da sie doch das tatsächlich aus dem Handgelenk schütteln, was Eulenberg mit Zehnpferdekraft mühsam und auch dann nur halbwegs zutage fördert . . .

Ich könnte nun hier statt der drei Pünktchen drei Sterne hersetzen, meine frühern Eulenberg-Kritiken aufschlagen und all das wiederholen, was ich da Hoffnungsvolles und Rühmendes über ihn gesagt habe. Könnte seine bald körnige, bald schmeichelnd weiche, immer bildkräftige und anschauunggesättigte Sprache loben, könnte von der Musik sprechen, die durch all den Wirrwarr ihre leisen Fäden zieht, von dem Duft, der alle Dinge liebkosend umhüllt, auch von der dramatischen Ausdruckskraft, die manchmal blitzartig aufzuckt — aber von all diesen Juvenilitäten ziemt es sich zu schweigen, dünkt mich, wenn einer eben vierunddreißig geworden ist und die erste Dekade seiner Dramen hinter sich hat. Jetzt heißt es entweder das Instrument des Dramas und der Bühne meistern oder — meinetwegen! — es in Grund und Boden zerschlagen, um aus dem Chaos eine neue Welt zu schaffen.

Das Deutsche Theater wußte wohl, was es tat, als es das Eulenbergsche Stück den Kammerspielen überließ und sich selbst das Lustspiel vom „Guten König Dagobert" an die Brust heftete, das der Franzose André Rivoire weiß Gott welch altem Schwankbuch nachgedichtet und Felix Salten, der Wiener, für die deutsche Bühne übersetzt und für den modernen Geschmack bearbeitet hat. Der vierte Akt, sagt man, wo der gute König sein eben-



Digitized by Google

bürtiges, aber bloß repräsentatives Tagliebchen endgültig und rechtens für sein unebenbürtiges, aber ach so holdes und so ehrlich verliebtes Nachtliebchen austauscht, so sehr nun auch der andern Eifersucht darauf erpicht ist, auch im Dunkeln das zu sein, was sie bisher nur im Hellen war, dies und noch einiges andre unsern demokratischen oder theatralischen Instinkten Schmeichelnde rührt, sagt man, von dem selbstherrlichen Bearbeiter her. Ob Original oder Zutat — es macht nicht viel aus. Spiel bleibt Spiel, Tändelei bleibt Tändelei, auch wenn der Wiener es sich und uns schuldig zu sein glaubt, die Mehlspeis in der Tomatensauce der Selbstironie zu servieren. Wir bekommen so manchmal wenigstens Verse zu schmecken, die mit ihrem pikanten Widerspruch zwischen sinnig-süßem Inhalte und biderb-eckiger Form angenehm den Gaumen kitzeln. Friedrich Düsel

Musik

## Pfitzners „Armer Heinrich"

Auf Hans Pfitzners Kunst hat der Kunstwart schon oft mit voller Wärme hingewiesen, schon oft hat er auch Notenbeilagen nach ihm gebracht, und insbesondere vom „Armen Heinrich" hat Batka (im zweiten Oktoberheft 1899) hier schon ausführlich gesprochen. Die Aufführung dieses Werkes jetzt im Leipziger Stadttheater hinterließ aber einen so gewaltigen Eindruck, daß wir trotzdem und trotz unsrer Gewohnheit, sonst nur bei Uraufführungen zu sprechen, doch wieder einmal auf den „Armen Heinrich" hinweisen möchten. Bei dieser Schöpfung handelt es sich um höchste und ernsteste Kunst, die vom Tagesgetriebe der Oper weit abliegt. Es sind weder Zugeständnisse an die früher beliebte Gefälligkeit noch solche an die neueste Orchesterkitzelei darin. Der Dichter James Grun hat Hartmanns alte Legende nicht mit „modernem" Mantel umhangen, sondern dramatisch versinnlicht. Ein zeitloses, rein menschliches Problem ist auf ergreifende Art von beiden, dem Dichter und dem Komponisten, behandelt: das Mitleid bis zum Selbstopfer. Pfitzner ist zwar durch Wagner hindurchgegangen, hat sich aber schon mit diesem vor fünfzehn Jahren entstandenen Werke als der selbständigste und bedeutendste unter allen unsern jüngeren Komponisten erwiesen. Eine Kassenoper wird der „Arme Heinrich" schwerlich irgendwo werden. Aber wer das Modernste im besten Sinne (nach meinem Empfinden die bedeutendste Seelenmalerei in der dramatischen Musik und nur noch dem dritten Tristanakt vergleichbar) kennen will, muß sie gesehen, öfter als einmal gesehen haben. Er erwarte eine tiefste Erschütterung, aber beileibe keine Sensation. Friedrich Brandes

## Berliner Musik

Es gibt Zeiten, wo eine veränderte künstlerische Tendenz oder Geschmacksrichtung sich schnell und deutlich bemerkbar macht. Das war in der Musik der Fall, als der halb gefürchtete, halb belächelte Richard Strauß plötzlich in Mode kam; als eines Morgens alle Gebildeten als Brahmsverehrer erwachten, und als die französischen Impressionisten und Koloristen für ihre harmonischen Probleme in Deutschland Verständnis fanden. Man kann nicht behaupten, daß wir gegenwärtig in einer solchen Zeit lebten. Von neuen Impulsen ist nichts zu spüren; selbst die ohnehin keinem inneren Bedürfnis entsprungene Begeisterung für die Jungrussen ist wieder verflogen.



Digitized by Google

Mit einer gewissen Resigniertheit wird bei dem schwindenden Interesse des Publikums weiter musiziert, und der Mangel eines bestimmten Ideals kennzeichnet sich äußerlich in dem bunten Allerlei unsrer Konzerte. Nichts wird unversucht gelassen, die Hörer herbeizulocken; nur an die Erwerbung einer besseren Literaturkenntnis, die das Gros der Klavierspieler und Sänger vor den bis zum Überdruß abgenutzten Programmschablonen bewahren könnte, denkt leider niemand. Als einziges Merkmal allgemeineren Charakters wäre allenfalls zu verzeichnen, daß wir, wie es scheint, doch mit Vorliebe wieder zu einer mehr innerlich wirkenden Musik zurückkehren. Vielleicht liegt der Zeitpunkt nicht fern, wo man an grob-äußerliche Programmusik und ihre sinnlichen Eindrücke als an eine unbegreifliche Verirrung zurückdenken wird.

Anfang des Winters trat Max Reger merklich in den Vordergrund. Mit seinem Es-dur-Quartett, der Klarinett-Sonate und dem vielbesprochenen Violinkonzert hat er die Befürchtungen derer Lügen gestraft, die in ihm bereits einen erschöpften Vielschreiber erkannt haben wollten. Jetzt hat Max Schillings, gleichfalls mit einem Konzert für Violine und Orchester, aufs neue die Diskussion über moderne Musik in Fluß gebracht. Mit dem Regerschen hat dies Werk die anspruchsvolle, den Hörern wenig entgegenkommende Haltung, den ausgedehnten und komplizierten Bau, die technische Schwierigkeit, aber auch den Mangel an tiefen und plastischen Gedanken, von Originalität in höherem Sinne gemein. Seinen Charakter bestimmt ein sehr lebendiges Pathos, das im letzten Satze einem etwas trüben Humore weicht. Durchweg innerlich vornehme Musik, ist das Konzert, eine offenbar langsam gereifte Frucht, mit vollendeter Kenntnis der orchestralen Klangwirkungen (auch im Verhältnis zur Solovioline) geschrieben und birgt in sich viel des Neuen und Geistreichen, insbesondere in formeller und harmonischer Beziehung. Den stärksten Eindruck macht der langsame Satz, weil er auch der Wärme der Empfindung nicht entbehrt. Der Einfluß Richard Straußens ist in Einzelheiten unverkennbar. Ob durch seine geringen Erfolge auf der Bühne entmutigt, oder aus dem Streben, nicht einseitig sich zu betätigen — jedenfalls wendete sich Schillings neuerdings der Konzertmusik zu. Den „Glockenliedern“ ging die Umarbeitung seines E-moll-Quartetts voraus, in der er wie in dem Violinkonzert gezeigt hat, daß er sich mit Glück auch in den Formen der absoluten Tonkunst auszusprechen vermag.

Auf Werke, wie Friedrich Kochs Oratorium „Von den Tageszeiten“, braucht hier, wo wir die Dinge gleichsam aus der Vogelperspektive betrachten, nicht näher eingegangen zu werden. Man wird solchen ernstgemeinten Arbeiten ehrlicher und begabter Künstler seine Sympathie nicht versagen, aber Spuren in unserm Musikleben hinterlassen sie nicht. Dem momentanen Charakter der Entwicklung entspricht es auch, daß unter den Reproduzierenden neue Persönlichkeiten von ausgeprägter Eigenart oder überragender Bedeutung nicht aufgetaucht sind. Von unsern großen Pianisten erweckte hier nächst Sauer, der seine Zuhörer eines Abends wahrhaft faszinierte, Busoni das meiste Interesse, freilich auf eine recht eigentümliche Weise. Sein schier unbegrenztes Können läßt ihn immer neue



Digitized by Google

Schwierigkeiten, neue Probleme aufsuchen. Darüber hat er in gewissem Sinne den Respekt vor dem Kunstwerk verloren. Es schlicht und einfach wiederzugeben, wie es ist, reizt ihn nicht mehr. Er muß es „bearbeiten“; und wo er der äußern Zutaten sich enthält, bildet er es doch innerlich um und paßt es rücksichtslos und unbedenklich seiner subjektiven Auffassung an. Sein jüngstes Programm lautete: Bach-Busoni, Mozart-Busoni, Beethoven-Busoni usw. So ist er, ein echtes Kind seiner Zeit, der typische Vertreter einer immer weiter einreißenden Kunstrichtung. O heiliger d'Albert, warum hast du dich aus dem Konzertsaal zurückgezogen!

Die Misere der Berliner Theater (in künstlerischer wie finanzieller Hinsicht) ist längst ein öffentliches Geheimnis. Auch für die Oper ist der Verlauf dieses Winters nicht fruchtbringend gewesen. An der Spitze der Hoftheater steht ein Mann, der für die deutsche Kunst nicht das geringste übrig hat. Neueinstudierungen des „Don Juan“ und „Maskenball“ von sehr fragwürdigem Werte waren das bisherige Ergebnis einer viermonatlichen Arbeitszeit, und für den Rest der Saison sind eine Indianeroper und ein in Rom durchgefallener Leoncavallo in Aussicht genommen. Pfitzner, Friedrich Klose, Schillings und andere deutsche Komponisten bleiben in der Reichshauptstadt unaufgeführt, und wer weiß, wie es um Richard Strauß stände, wenn er nicht erster Kapellmeister des Instituts wäre! Auch der Bestand an Künstlern, für die man sich interessieren könnte, geht Jahr für Jahr zurück. Die besten weiß man nicht zu fesseln; sie gehen ganz oder zeitweise nach Amerika, und kein jüngerer Nachwuchs wird herangezogen, der die Verluste wettmachte. Die komische Oper wendet sich aus Existenzsorgen neuerdings wieder der Operette zu, dem einzigen Artikel, mit dem in Berlin noch Geschäfte zu machen sind. Direktor Gregor ist nicht ohne ideales Streben; aber er experimentiert nicht glücklich, es fehlt ihm auch der musikalische Überblick und ein Haus, in dem er zu mäßigen Preisen durchweg Gutes bieten könnte.

Unter diesen ungünstigen Umständen, sollte man meinen, läge der Plan, alle Kräfte auf einen Punkt zu sammeln, nahe. Statt dessen wächst die Zahl der auftauchenden Operprojekte. Die herannahende Zeit des „freigewordenen“ Wagner beunruhigt die Köpfe und ermutigt den stets bereiten Spekulationsgeist. Als gesichert darf der Bau eines Operntheaters am Kurfürstendamm gelten. Zum Direktor ist Angelo Neumann aus Prag erwählt. Neumann, dessen Geschäftspraktiken nicht weniger als seine Verdienste und seine Erfahrung bekannt sind, steht an der Schwelle des Greisenalters. Da die Lage des Theaters im äußersten Westen für eine zweite Oper wenig geeignet erscheint, sieht man in weiten Kreisen dem Unternehmen nicht ohne Besorgnis entgegen.

Bei alledem ist es kein Wunder, daß die wahren Musikfreunde mehr und mehr die stilleren, häuslichen Genüsse schätzen, hie und da eine weihevolle Stunde miterleben oder ihren Konzertbesuch auf die intimere Gattung der Kammermusik beschränken, in der zurzeit das Reifste und Feinste geboten wird. Erst kürzlich wieder lernte man in dem Wiener Fitzner-Quartett eine Genossenschaft von Künstlern kennen, die gleich bei ihrem Erscheinen in einem Lilli-Lehmann-



Digitized by Google

Abend sich durch die Vermittlung auserlesener Genüsse die Sympathien im Sturm eroberten.

Leopold Schmidt

## Faschingskultur

Jetzt, wo die Zeit der Bälle angeht, wäre es wohl am Platz, seine Aufmerksamkeit öfters der Musik zuzuwenden, die bei dieser Gelegenheit im Dienste des Tanzvergnügens verbraucht wird. Es würde gar nichts schaden, wenn die Veranstalter oder jemand von den Ausschüssen sich das Programm der aufzuspielenden Tänze zeigen ließe und deren Auswahl nicht ganz allein in das Belieben des betreffenden Kapellmeisters stellt. Gewöhnlich sucht dieser „das Neueste" zu bieten, aber man sehe doch einmal zu, ob dadurch nicht mit der Zeit vieles Vortreffliche aus den älteren Beständen in Vergessenheit gerät. Diese Erscheinung wäre nämlich durchaus nicht gleichgültig und wäre sie erwiesen, so müßte auf Mittel gesonnen werden, ihr entgegenzuwirken. Vielleicht ließe sich, um den Verlust unsrer älteren Schätze an Tanzmelodien zu verhindern, eine Abmachung treffen, derzufolge die Neuheiten, die wir ja keineswegs verbannen wollen, grundsätzlich erst im zweiten Teil der Unterhaltungen anzusetzen wären. Wohlbemerkt, es handelt sich nicht um „historische Tänze", sondern um Lebendiges, Lebenswürdiges, das der Zug der Mode in den Hintergrund geschoben hat. Daß sich Tempo und Temperament der Tänze mit jedem Geschlecht verändert haben, ist ja richtig, aber das bildet noch keinen Grund, die meisterhaften Schöpfungen früherer Tage beiseitezustellen, man kann, von ihnen ausgehend, den Vorteil einer Steigerung bis auf die jüngsten Erzeugnisse wahrnehmen, die der schnellebigen und darum auch schnelltanzenden Gegenwart entsprechen. Jedenfalls wäre es keine unerhörte Zumutung, daß Leute von Geschmack ihn auch im Tanze bewähren und daß es ihnen nicht ganz gleichgültig ist, wonach sie tanzen, und so wäre hier wieder ein hübsches Stück ästhetischer Kulturarbeit zu leisten. Und die Schwierigkeiten, die sich ergeben, dürften kaum von den Kapellen ausgehen, die das eine so gern oder ungern spielen wie das andre und sich einfach nach der vorhandenen Nachfrage einrichten. Eher wird die Trägheit der Veranstalter ein Hindernis sein, und dagegen hilft nichts, als das gute Beispiel — der Konkurrenz. Je mehr Tanzunterhaltungen mit guter Gebrauchsmusik stattfinden, desto mehr werden die andern angespornt, nicht dahinter zurückzubleiben, und warum sollte man die schlechte Mode nicht durch eine bessere zu verdrängen suchen?

R B

## Die Stätte des Kunstwerks



Durch die Zeitungen ging ein Gerücht, daß man beabsichtige, die Fresken Hans von Marées' aus dem Bibliothekssaal der zoologischen Station in Neapel nach Deutschland zu übertragen. Klang die Nachricht an sich schon bedenklich, so taten das die Begleitäußerungen der Freude und Zustimmung und die Ratschläge für die künftige Aufstellung noch mehr. Dagegen schien auch nicht eine Stimme einen Protest gegen die Absicht zu erheben.

Ehe ich mit wenigen Worten auf den Einzelfall selbst eingehe, ergibt sich also die leidige Notwendigkeit, ganz selbstverständliche Grundsätze der Kunstpflege wie eine neue Mahnung und Warnung



Digitized by Google

einer begeisterten Barbarei entgegenzuhalten.

Je gesunder die bildende Kunst im Volke und in ihrer Zeit wurzelt, um so mehr wird sie ein Bestandteil des allgemeinen Lebens, wird sie dieses zu durchdringen streben und in diesem Sinne angewandte Kunst sein. Die Kunst diente in allen starken Kunstzeiten den Bedürfnissen des Lebens und konnte dennoch dem schaffenden Künstler weiten Spielraum der Persönlichkeit gewähren. Freilich, die Tradition trat früher stärker hervor als jetzt. Ein eigen Ding aber ist es mit dem Selbstzweck der Kunst, dem „l'art pour l'art". Vielleicht lag hier eine Art Freiheit vor, die aus der Fülle geboren wurde, eine Folge des Überflusses und Reichtums an Kunstgebilden bei nicht in gleichem Maße gesteigertem Bedürfnis der praktischen Verwendung.

Durchaus im Zusammenhang mit dieser Lösung vom Zweck steht die Lösung von der örtlichen Bestimmung des Kunstwerkes. Aus den Götterbildern bestimmter Kultstätten wurden Statuen, die „für sich" geschaffen wurden, neben den Fresken der Kirchen und Paläste entstand das Tafelbild. Gewiß errang sich hier die Kunst etwas, was auf den ersten Blick allgemein wie Befreiung aussieht, und was für gewisse Bestrebungen auch sicher eine Befreiung und eine Bereicherung war. Aber diese Loslösung von einer vorbestimmten Heimstätte des Kunstwerkes hat auch ihre großen Nachteile, in dem Verzicht auf den bestimmten Platz lag gleichzeitig ein Aufgeben einzigartiger Wirkungsmöglichkeiten — gar nicht zu sprechen von dem Verlust solcher Kunstwerke für die Gesamtäußerung des öffentlichen Lebens. Die Heimatlosigkeit dieser Gebilde nimmt ihnen auch die Bodenständigkeit und die Lebenswärme des Zusammenhangs. All dies trifft allerdings mehr zu auf Schöpfungen größerer Art und einer gewissen Monumentalität, während die Eingebungen eines rein privaten Empfindens und einer mehr augenblicklichen Inspiration örtlich ungebunden sind.

Aber selbst im Tafelbild nahmen die großen Künstler, wenn es auf Bestellung geschaffen wurde, jederzeit Rücksicht auf den geplanten Standort. Wer das weiß, muß auch zugeben, daß eine vielleicht notwendige oder erzwungene Verlegung des Kunstwerks an einen andern Ort mit einem solchen Vorbedacht rechnen sollte. Das ist aber meist sehr wenig der Fall. Was ist nicht bei der Versetzung von Altarbildern in Museen gesündigt worden oder bei der Aufstellung von — nennen wir einen: Michelangelos Werken! Hat jemand an dies Problem gedacht, als man die Geschmacklosigkeit beging, die Kopie von Michelangelos David frei mitten auf einen Platz in Florenz zu stellen? Wie viele Denkmäler werden heute blindlings entworfen, ohne daß man an die künftige Umgebung denkt! Es handelt sich hier nicht um eine Fessel, die das Kunstwerk durch eine solche Rücksichtnahme tragen muß, sondern um eine Möglichkeit, durch das Gegen- und Miteinander von Monument und Umgebung beider Wirkung zu erhöhn. Wer sich da mit Phrasen beruhigt, daß „ein schönes Kunstwerk überall schön" sein müsse, oder mit ähnlichen Einwendungen über den „absoluten Wert" solcher Werke, der hat noch nie über das Problem des Erscheinungsbildes nachgedacht, welches Problem doch jedes Werk der Malerei oder Skulptur stellt.



Digitized by Google

Um auf den Fall zurückzukommen, von dem wir ausgingen: es sollte doch wohl über jeden Zweifel erhaben sein, daß wenigstens die Werke guter Freskomalerei vom Künstler in Einheit gedacht sind mit dem Ort, wo sie entstehen. Eine solche Einheit, wie sie ideal gedacht sein sollte, geht viel weiter als auf die Rücksicht auf Beleuchtung, Format oder Standpunkt des Beschauers. Die Übertragung und Versetzung von Freskobildern, die heutzutage technisch (ich möchte fast sagen: leider!) ja durchaus möglich ist, könnte also überhaupt nur in Betracht kommen im Zustand äußerster Not: etwa, wenn es sich um Gefährdung oder Zerfall des Gebäudes handelt. Dann entsteht immer ein Kompromiß zwischen zwei Übeln. Denn selbst die Konstruktion des neuen Ortes ganz mit Rücksicht auf die alten Bedingungen ist eine Utopie. Ist gar eine Übertragung in ein Museum geplant, so ist abermals ein Stück Kunst aus dem lebendigen Getriebe des Tages herausgerissen und in einem Kunstspeicher sozusagen kaltgestellt.

Wie steht es nun mit den Fresken von Marées in Neapel? Sie befinden sich dort an den Wänden des Bibliothekſaales der zoologischen Station. Ihre Schöpfung wurde veranlaßt durch Marées' Freund, den kürzlich verstorbenen Geheimrat Dohrn. Dieser und der künstlerische Freundeskreis jener Tage sind ebenso in die Bildnisse jener Fresken verwoben, wie das ganze Leben mit dem Meere und dem Lande Italiens, kurz, die Bilder sind innerlich und äußerlich ihrer ursprünglichen Stätte durchaus eingepaßt. Ferner: sie befinden sich nicht nur in einem guten Zustand an einem vorläufig ganz ungefährdeten Ort, der außerdem nicht einmal abseits von der Heerstraße liegt, sondern ihre Stätte ist auch noch sozusagen deutsches Gebiet.

Unter dem großen Eindruck der letzten Marées-Ausstellungen ist es begreiflich, wenn ein Bedauern auftauchte, daß das ausgeglichenste, wenn auch vielleicht nicht höchste Werk des Künstlers sich dauernd in einem immerhin fernen Lande befindet, an einer Stätte, die wohl zugänglich ist, aber doch nicht von gar zu vielen aufgesucht wird. Schon vor dem Fragment der Ruderer, das die Marées-Ausstellung zeigte, konnte der Wunsch auftauchen, das Ganze zu schauen und leicht erreichbar zu wissen zur Vervollständigung des Kunsturteils über Marées und zum Genuß einer Monumentalschöpfung, wie unsre deutsche Wandmalerei deren wenige aufzuweisen hat.

Sollte die Idee der Übertragung der Fresken nach Deutschland aus solchem Begehren entsprungen sein, so kann man also die Unüberlegtheit der Begeisterung zugute halten. Steckten geschäftliche Absichten hinter der Notiz, was ich nicht glauben kann und will, so könnte ein Protest gar nicht scharf genug sein. Wäre die Nachricht aber auch noch so falsch, so wäre die Erinnerung dennoch nötig, denn die Tatsache bleibt, daß an soundso viel Stellen der Presse der Mangel klaren Kunstempfindens grell zutage trat in der kritiklosen Zustimmung zu diesem Projekt.

Thassilo von Scheffer

Angewandte Kunst

## Von „würdigen" Denkmälern

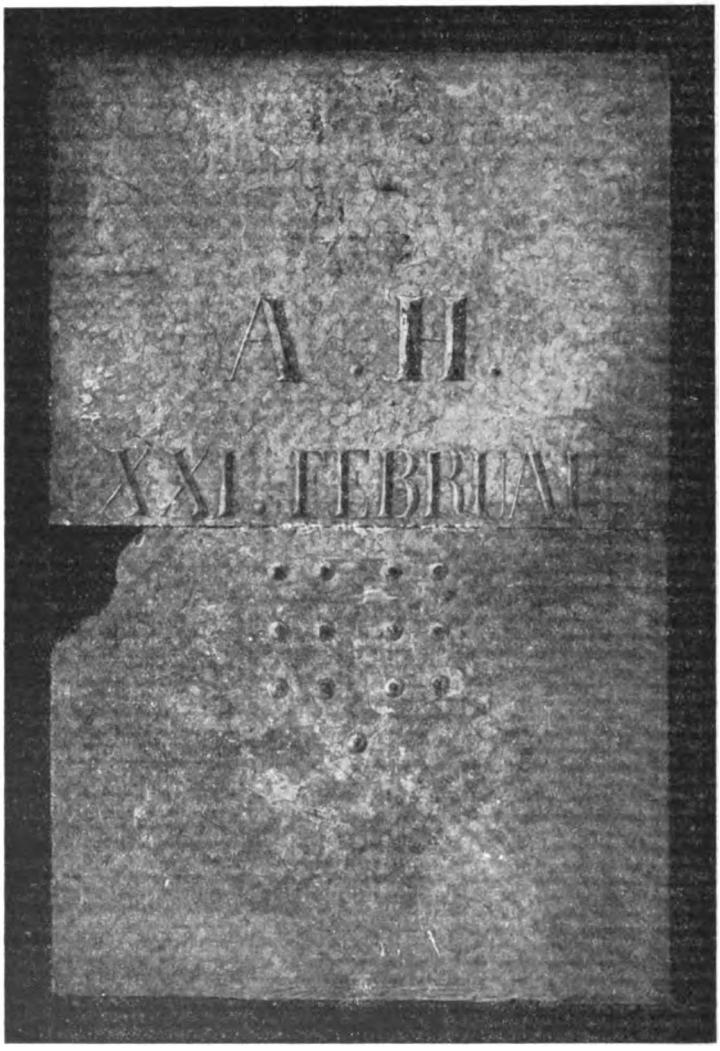
### Zu dem Grabsteine Andreas Hofers

Hundert Jahre nach Andre Hofers Todestag — das ist ein Gedenktag, denn wahrlich, wenn diesen



Digitized by Google

Mann sein Leben nicht groß gezeigt hat, sein Sterben hat ihn so gezeigt. Es ist von ergreifender Erhabenheit, wie dieser schlichte Mensch, der während seiner letzten Handlungen „fürs Landl“ des Allerbesten fand. Bis er selbst zu Mantua das Feuer kommandierte und nach den zwölf Kugeln des Peletons — „wie schießt ihr schlecht!“ — der dreizehnten erst erlag.




sich nicht mehr zu raten wußte, verbittert war, tobte, auch wirklich schier von allen verlassen ward von seinen Freunden bis zu seinem Kaiser, — wie angesichts des Todes dieser Bauernwirt die Würde

Sehn wir den alten Mantuaner Grabstein, den die Leser hier abgebildet finden, ist es dann nicht, als spräche und verzittere aus ihm das Weh, das, die ihn errichteten, fühlten? Wie Schmerz,



Digitized by Google

der vor Innerlichkeit am Verstummen ist. A. H. — den Namen braucht man nicht auszuschreiben! Auch das Jahr, da das geschehn, vergißt man nie, den Tag nur, den präge dir ein: XXI. FEBRUAR. Und dann die simple Anschauung ohne Worte. Kugeln: Sechs und noch einmal sechs — die dreizehnte erst, die letzte da, die machte den Schluß.

Diese Tafel steht nicht mehr auf ihrem Platz. Man hat gefunden, daß sie dieses Platzes nicht „würdig" sei. Es steht jetzt eine viel schönere Gedenktafel da, die viel mehr gekostet hat.

So treibt man's, und so wird man's wohl noch eine Weile weiter treiben. Wie man ja auch desselben Hofers Weib an Stelle ihres alten Eisenkreuzes nun eine nagelneue Steinmetzgabe aufs Grab gesetzt hat (Kw. XXII, 23). Hofers Adjutanten, Kajetan Sweth, dem Getreuesten seiner Getreuen, soll, wie zu lesen steht, auch „ein neues würdiges Grabdenkmal errichtet werden". Wo über dem Staube eines Edeln eine Stätte zu fein in Stimmung spricht, als daß es die Narren verständen, da glauben sie, mit ihrem Geld für den Denkmal-Lieferanten und mit ihrem Festreden beim Einweihen müsse einem Mangel abgeholfen werden. Und jagen so mit ihrer Zudringlichkeit den Genius der Stätte weg.

A

## Der Wohnhausbau

Es handelt sich um ein Buch, das der Architekt Heinrich Tessenow verfaßt hat, ein Buch, in dem feingezeichnete Bilder abwechseln mit scharfdurchdachten Grundrissen, und dem auf 32 Seiten ein wohltuend-nüchterner Text vorangestellt ist.

Der Inhalt behandelt Arbeiter- und Kleinbürgerwohnungen, zum Teil ausgeführte, zum Teil geplante Sachen, und alles ist betrachtet, beobachtet, und innig empfunden aus dem Gesichtswinkel reiner Sachlichkeit heraus. Aber was wir sehen, ist doch voll von Poesie, Idylle, Innigkeit, Wärme, Frische, Gesundheit — und Schönheit!

Seltsam, dieser Tessenowsche Gesichtswinkel! Dieser Nüchternheitsstandpunkt, von dem aus man soviel Kunst zu sehen bekommt! Und gar die Behauptung, daß „uns so im allgemeinen diese herzliche Fröhlichkeit, ein gewisses ruhiges »Dreinsehen«, ein gewisses großes Denken fehlen, so daß uns eigentlich immer wieder alles mißlingt, was wir über das Niedrig-Praktische hinaus unternehmen"! — In das Hasten nach neueren Formen, lauteren Reklamen, in das Wettbewerbs- und Konkurrenzwesen, in das gewaltige Aufgabensuchen, den Warenhaus- und Schloßstil, in das Materialprotzen- und Surrogatleben mitten hinein tönt Tessenows: „Halt! Wozu der Lärm?" Seht her — wenn ihr wissen wollt, wie „gut" gebaut wird, seht her, wenn ihr lernen wollt, wie das Erkennen der einfachen Lebensnotwendigkeiten den Grundriß entstehen, wie das Eingehen in die Gewohnheiten der Persönlichkeit, in die Forderungen des Berufs die Mauern, Fenster, Giebel und Dächer wachsen läßt, und wie am Ende ein Haus dasteht, von dem der Bewohner mit Freude und Recht sagen darf: hier bin ich Mensch — hier darf ich's sein.

Ein stiller, romantisch-altertümelnder Ton klingt durch Text und Bilder. Auch der selige Ludwig Richter liebte die Ruhe in seinen vier Pfählen, stille, fast



Digitized by Google

leere Wände, die das Denken nicht stören. Aber ein tieferes Eingehen auf Vergleiche zwischen Tessenows Arbeiten und Anno Tobak ist gar nicht am Platze. Da treten einem viel zu scharf die „niedrig-praktischen“ Gesichtspunkte entgegen, nach denen der Verfasser sich in allem richtet. Dieses zeitgemäß-nüchterne Denken im Baustoff — oder in den Erfordernissen der Lebensweise, vermählt sich nur gleichsam mit einer ruhigen Beschaulichkeit zu jenen Bildern, die an die Großväterzeit gemahnen — und die überaus liebliche, feine Darstellungsweise in Federmanier ohne jedes Drum und Dran, ohne jede „Manier“, trägt wohl zu diesem wärmelnden Eindruck wesentlich bei. —

Heimatpflege

Liest man den Text, und sieht sich darauf die Bilder an, die sowohl im Texte verstreut sind, wie auch auf 45 Volltafeln (drei davon farbig) verteilt, dann kommt man zu der Erkenntnis: Also das wird daraus, all dies Schöne, wenn man so vernünftig denkt, plant und baut wie Tessenow geschrieben hat! Die kälteste Nüchternheit, die trockenste Erwägung, die bei jedem Teil des Hauses, bei Fenstern, Türen, Fußböden, Wänden, Decken, Öfen, Möbeln (und zwar für jeden Raum besonders) die erste Stimme spricht, hat zur Folge eine schier unermeßliche Anzahl von Schaubildern — Innen- und Außenansichten —, deren jede ein kleines Volkslied ist!

Ganz besonders eingehend hat sich Tessenow mit der Behandlung der Wohnungsausstattung abgegeben. Sein Gedanke, daß wir gleichsam erst durch die Fabrik hindurch zur Handarbeit kommen müssen, ist einleuchtend, seine Ansicht: „unsre Haushaltungsgegenstände werden in Zukunft noch in viel höherem Maße Fabrikarbeit sein als bisher“ ist jedem klar und verständlich, der sich auch nur einigermaßen im Gewerbe umsieht. Das Herauslösen des schlechterdings Gewerblichen aus dem Kunstgewerblichen, das im Grunde der wesentlichste Teil der Tessenowschen Absichten ist, ist vor allem auf dem Gebiet der Arbeiter- und Kleinbürgerwohnungen geradezu notwendig, das Abstoßen der sogenannten Kunst- und Stilformen sollte hier auch die Hauptaufgabe für jeden entwerfenden Architekten sein. Wieviel Poesie trotz allem aus dem Gebäude sprechen kann, wenn es auch nur eine Arbeiterwohnung ist, — eben dies lehrt Tessenow.

Paul Klopfer

## Heimatschutz in der Kleinstadt

Die Angriffe, die vor einiger Zeit in der Württembergischen II. Kammer gegen unsern neugegründeten Bund für Heimatschutz gerichtet worden sind, haben ein interessantes Streiflicht auf die Gefühle geworfen, mit denen einige unsrer Stadtverwaltungen der Heimatschutzbewegung gegenüberstehen. Leider herrscht bei uns vielfach die Sitte, gemeinnützige Bestrebungen, wenn sie etwas kräftiger als bisher einsetzen, mit dem Einwande abzutun, so etwas hätten wir ja in Württemberg längst, man stoße offene Türen ein, wenn man glaube, es neu einführen zu müssen. Es ist deshalb immer nützlich, den Blick einmal über die Grenzen der engeren Heimat hinauszurichten, um sich klarzumachen, wie man anderwärts diesen Fragen gegenübersteht.

Zu den norddeutschen Städten, die durch strenge Ortsbaustatute ihre alten historisch interessanten



Digitized by Google

## ZU DEM BEITRAGE: DER WOHNHAUSBAU

H. TESSENOW

KW

Digitized by Google

Gebäude und ihre malerischen mittelalterlichen Stadtbilder vor der Zerstörung geschützt haben, ist vor kurzem auch Goslar getreten. Man mag in der Kaiserstadt am Harz das Bedürfnis besonders stark empfunden haben, eine alte Scharte, nämlich die ganz überflüssige Niederlegung des romanischen Doms im Jahre 1820 auszuwetzen. So hat denn der Magistrat der Stadt auf Grundlage des preußischen Gesetzes von 1907 gegen die Verunstaltung von Ortschaften und landschaftlich hervorragenden Gegenden ein Ortsstatut erlassen, in welchem — natürlich nach Anhörung von Sachverständigen — bestimmt wird, daß an allen Straßen und Plätzen die baupolizeiliche Genehmigung zur Ausführung von Bauten und baulichen Anderungen zu versagen ist, wenn dadurch die Eigenart des Stadtbildes oder Straßenbildes beeinträchtigt werden würde. Das Ortsstatut zählt die Bauwerke genau auf, die eine geschichtliche oder künstlerische Bedeutung im Sinne des Gesetzes von 1907 haben. Es befinden sich darunter natürlich alle Überreste der ehemaligen Stadtbefestigung mit Mauern, Wällen, Gräben, Türmen und Toren; diese werden nicht etwa nur generell erwähnt, sondern einzeln benannt. Ferner alle Kirchen, Kapellen, Klöster und Hospitäler, auch die Ruinen auf dem Petersberge und Georgenberge und am heiligen Grabe. Vor allem natürlich das Kaiserhaus mit der Ulrichskapelle und der Domkapelle (dem letzten stehengebliebenen Rest des Domes), das Rathaus, das Stadthaus, das ehemalige Münzamtsgebäude, die ehemaligen Gildehäuser der Kaufleute, Bäcker und Schuhmacher, die alte Münze und der Marktbrunnen. Dazu kommen endlich beinahe hundert Privathäuser, die genau mit Straßennamen und Nummern aufgeführt sind.

Wenn an diesen Gebäuden bauliche Veränderungen vorgenommen werden sollen, so ist die baupolizeiliche Genehmigung in allen den Fällen zu versagen, „wo ihre Eigenart oder der Eindruck, den sie hervorrufen, durch die Bauausführung beeinträchtigt werden würde. Auch in der Umgebung dieser Gebäude wird unter den genannten Voraussetzungen die Genehmigung zur Ausführung von Bauten und baulichen Veränderungen nicht erteilt. Ferner bedarf die Anbringung von Reklameschildern, Schaukästen, Aufschriften und Abbildungen der Genehmigung der städtischen Polizeiverwaltung, die immer dann zu versagen ist, wenn das Stadtbild oder die künstlerische Wirkung einzelner Bauten darunter leidet.

Aber nicht nur die alten Bauten Goslars werden durch das neue Ortsstatut geschützt. Auch für gewisse neuere Stadtteile, die als Villenquartiere ausgebildet werden sollen, gibt es bestimmte Anweisungen. So wird zum Beispiel vorgeschrieben, daß die Gebäude hier einen landhausartigen Charakter haben müssen, daß sie nicht höher als zwei Stockwerke und ein Dachgeschoß sein, nicht durch ungefällige Bauformen oder Farben das berechtigte Schönheitsgefühl verletzen oder die Einheitlichkeit und Ruhe des Gesamtbildes stören dürfen. Die Einfriedigungen bebauter Grundstücke müssen im Einklang mit den Gebäuden stehen, jeder Bauplatz darf nur bis zu einem Drittel seiner Grundfläche bebaut werden, die Häuser müssen von der Grenze des Nachbargrundstückes mindestens drei Meter entfernt sein, Doppelwohnhäuser dürfen nur erbaut



Digitized by Google

werden, wenn sie architektonisch in Stil, Farbe und Material ein einheitliches Bild darbieten usw.

Hier liegt also wieder einmal einer der erfreulichen Fälle vor, daß eine Stadtverwaltung in richtiger Würdigung der neuerdings immer energischer einsetzenden Heimatschutzbestrebungen freiwillig Bestimmungen trifft, die auf die möglichst intakte Erhaltung des alten Stadtbildes und die möglichst schöne Gestaltung der neuen Stadtteile abzielen. Natürlich kann ja durch derartige Bestimmungen des zwanzigsten Jahrhunderts nicht mehr alles geschützt werden, was des Schutzes bedurft hätte. Vieles ist eben längst unwiederbringlich dahin. Das weiß man in Goslar ganz genau. Um so anerkennenswerter ist es, daß man wenigstens das, was noch gerettet werden kann, auch tatsächlich zu retten sucht.

Offenbar teilt der Magistrat von Goslar durchaus nicht die Befürchtung anderer Stadtverwaltungen, wie zum Beispiel derjenigen von Eßlingen, daß durch derartige Einschränkungen die Weiterentwicklung der Stadt und die Blüte von Handel und Gewerbe leiden könnten. Man wird sich dort längst klar darüber geworden sein, daß ein großer Teil der Fremden, welche die Stadt besuchen, lediglich um ihrer historischen Erinnerungen willen kommen, daß also die Erhaltung der historischen Bauten und des historischen Stadtbildes, soweit sie überhaupt noch möglich ist, schon an sich ein erhebliches Kapital repräsentiert, nicht nur im Sinne der Ästhetik, sondern auch im Sinne des Fremdenverkehrs, das heißt des Geldumsatzes.

Goslar ist nicht die erste und nicht die einzige Stadt, die ein solches Ortsstatut besitzt. Auch andre nord- und süddeutsche Städte wie Lübeck, Hildesheim, Braunschweig, Nürnberg, Rothenburg o. T. usw. tun, was in ihren Kräften steht, um das Alte, was sie noch haben, zu retten, wenn auch immer wieder Mißgriffe vorkommen, die in dieser Beziehung eine gewisse Unsicherheit des Urteils verraten und gleichzeitig den Beweis liefern, daß eben doch das Kapital, der Zug der Industrialisierung zu mächtig ist, um das, was man theoretisch als richtig erkannt hat, immer auch praktisch durchzuführen. Es wäre interessant, einmal zu ermitteln, wieviel Hunderttausende jährlich nach Rothenburg o. T. fließen zum Lohne dafür, daß die Stadt sich von moderner Großmannssucht fernhält und ihr altes schönes Kleid möglichst aufzutragen sucht.

Das Verdienst dafür, daß unsre einsichtigen Stadtverwaltungen immer mehr in diese gesunde Richtung einlenken, darf ohne Zweifel zum großen Teil der Wirksamkeit der Heimatschutzorganisationen zugeschrieben werden. Es ist nämlich ein großer Irrtum, zu glauben, der Staat oder die Kommunen gingen bei derartigen Kulturbewegungen voran. Den Anfang machen immer einzelne, die mit ihrer Person für das, was sie verfechten, einstehen, und die unerschrocken genug sind, Angriffe, denen sie sich dadurch aussetzen, mit Ruhe zu ertragen. Ich erinnere an Rudorff, Schultze-Naumburg, die übrigen Männer des Kunstwarts u. a. m. In zweiter Linie kommen dann die Vereine und ähnliche Organisationen — man denke an den Dürer-Bund, den deutschen Bund Heimatschutz, den Denkmalpflegetag, die Trachtenvereine, den Bund für Vogelschutz usw. Erst ganz zuletzt, wenn die Volksstimmung übermächtig geworden ist



Digitized by Google

und sich nicht mehr eindämmen läßt, folgt auch der Staat nach. Das soll kein Vorwurf für ihn sein, es liegt eben im Wesen der ganzen Entwicklung.

Bei uns in Württemberg haben schon früher einzelne Vereine, besonders der Verein für ländliche Wohlfahrtspflege in Württemberg und Hohenzollern und der Schwäbische Albverein Heimatschutzarbeit getan. Aber erst der Württembergische Bund für Heimatschutz, der am 12. März v. J. gegründet worden ist, stellt eine zentrale Organisation dar, die diese Tendenzen zusammenfaßt und mit Entschiedenheit vertritt. Man sollte denken, daß ein solcher gemeinnütziger Verein, der keinen andern Zweck verfolgt als den, die Schönheit unsres schwäbischen Landes möglichst intakt zu erhalten, von allen Seiten nur Zustimmung finden könne. Seltsamerweise hat aber gerade er in der zweiten Kammer wie gesagt heftige Anfeindungen erfahren. Was dort die Abgeordneten von Gauß, Liesching und Mülberger gegen ihn vorgebracht haben, ist zwar, wie schon die offizielle Erklärung des Vorstands ausgeführt hat, völlig aus der Luft gegriffen. Es ist aber doch sehr charakteristisch, daß es gerade einflußreiche Stadtväter und Gemeinderäte sind, die sich zum Organe dieser Angriffe gemacht haben. Während eine Stadt wie Goslar sich mit Freuden den von den Heimatschutzorganisationen vertretenen Anschauungen anpaßt, scheint man bei uns vielfach zu fürchten, daß die kleinen oder alten Städte in ihrer Weiterentwicklung durch eine starke Heimatschutzbewegung gehemmt werden könnten. Und das Schlagwort von der Übertreibung dieser Bewegung scheint wirklich auf manche Menschen suggestiv zu wirken. Ob der Bund für Heimatschutz sich bisher solche Übertreibungen hat zu schulden kommen lassen, kann er getrost dem Urteil derer überlassen, die seine W. B. H. Korrespondenzen und das erste Heft seiner Mitteilungen gelesen haben. Ich glaube, daß er in keinem Punkte über das hinausgegangen ist, was heutzutage jeder einsichtige Naturfreund und Denkmalpfleger für selbstverständlich hält. Wenn aber einige Stadtverwaltungen befürchten sollten, er werde der Entwicklung der ihnen anvertrauten Städte entgegentreten, so möchten wir sie auf das Vorbild Goslars und der andern oben genannten Städte verweisen. Die bloße Förderung der Industrie ist nicht immer das, was die Blüte einer Stadt bedingt. Es gibt auch Städte, die sich zur Sommerfrische, zur Niederlassung für Pensionäre, als Ziel für Reisende eignen, und es fragt sich im einzelnen Falle sehr, ob eine Stadt gut tut, die Entwicklung mehr im einen oder im andern Sinne anzustreben. Es wäre sehr verfehlt, die Dinge hier über einen Kamm scheren zu wollen.

Gerade wir in Württemberg haben eine Menge Städte, die sich durch ihre schöne Lage, ihre waldige Umgebung, ihren altertümlich-malerischen Charakter sehr viel mehr zur Sommerfrische und zur Fremdenstadt als zur Industrie- und Handelsstadt eignen. Die Verwaltungen solcher Städte sollten sich sehr genau überlegen, ob sie gut tun, dem Vorbild der andern kleinen Industriestädte zu folgen, deren Ehrgeiz auf die Gewinnung einer möglichst hohen Gewerbesteuer gerichtet ist oder dem Vorbild der kleinen berühmten Städte unsres Vaterlandes, die aus ihrer landschaftlichen Schönheit



Digitized by Google

und ruhmvollen Geschichte Kapital schlagen. Die Folge einer einseitigen Entwicklung zur Industriestadt ist eine äußerliche Uniformierung des Stadtbildes, bei der alles Charakteristische und Historisch-Traditionelle verloren geht. Reservate von Naturschönheiten und historischen Erinnerungen zu schaffen ist natürlich nicht leicht, weil es nur unter stetem Kampfe gegen das andringende Kapital und die Bauspekulation möglich ist. Wer kann wissen, wie hoch man solche Reservate in fünfzig oder hundert Jahren einschätzen wird, und ob sie nicht einmal bestimmt sind, Ausgangspunkte einer neuen gesunden Kultur für unser Volk zu werden! Konrad Lange

## Nützlicher und schädlicher Luxus

Ob Luxus schädlich oder nützlich sei, darüber zerbrechen sich Gelehrte und Ungelehrte schon lange die Köpfe. Zur unbedingten Verdammung des Luxus kamen viele und bestimmten in früherer Zeit die regierenden Herren zu Luxusverboten aller Art; andere lobten ihn unbedingt, weil er Geld rollen mache; die Mehrzahl der Beurteiler aber unterscheidet zwischen nützlichem und schädlichem Luxus.

Heute regt sich die Frage wieder mehr als sonst, ob wir nicht gegenwärtig in Luxus verweichlichen, ob wir nicht für unnütze oder gar schädliche Dinge das Geld aufwenden, das dann für wichtigere fehlt und besser angelegt werden könnte. Eine Selbstbesinnung auf ethische Grundwerte soll sich anbahnen, die einem Dekadententum steuern und zu der Sparsamkeit unsrer Altvordern zurückführen soll.

So hat bekanntlich auch Graf Posadowsky es für zweckmäßig und zeitgemäß gehalten, auf dem letzten Evangelisch-sozialen Kongreß über „Luxus und Sparsamkeit“ zu sprechen. Luxus und Sparsamkeit sind freilich gar nicht die Gegensätze, um die sich's hier handelt, wie das auch Graf Posadowsky gelegentlich betont. Denn sparsam sein heißt im allgemeinen: weniger ausgeben als man einnimmt, so daß etwas erspart wird. Gewiß wird der wirklich Sparsame sehr wenig für Luxusausgaben aufwenden, aber viele Leute, die da sparen, schalten den Luxus keineswegs aus. Selbst wer etwas erübrigt, kann innerhalb dieses Rahmens Luxusausgaben machen, die schädlich sind und die er besser durch andere Ausgaben ersetzt.

Dies aber ist die Frage, die vielen nicht gleichgültig sein wird: welcher Luxus denn als schädlich und welcher als nützlich zu gelten hat? Eine Frage, die uns interessieren muß, wofern wir nach ethischen und rechten wirtschaftlichen Grundsätzen unsre moderne Lebensführung einrichten und nicht lediglich materiell und nur rechnungsmäßig Ausgaben und Einnahmen balancieren lassen.

Diese Frage ist aber nicht ganz leicht zu beantworten, weil wir im allgemeinen gar nicht wissen, wo der Luxus überhaupt anfängt und aufhört. Denn jedermann weiß wohl konkrete Beispiele von Luxus zu nennen, aber die Grenze zu ziehen wird selbst den nationalökonomischen Theoretikern schwer. „Luxus ist Übermut“, definierte einst Christian Wolff ebenso bündig wie irrig. Er hatte noch keine Ahnung davon, daß man Luxus nicht durchaus verurteilen dürfe. Wenn Th. Sommerlad im „Handw. d. Staatswissensch.“ sagt: „Trägt der Luxus zur Veredelung, zur wirtschaftlichen und sittlichen Hebung des einzelnen wie der Gesamtheit





Digitized by Google

bei, so hat er volle Berechtigung, im entgegengesetzten Falle nicht", so sagt er damit nicht viel; denn hieraus kann man nicht viel mehr herauslesen als: nützlicher Luxus ist nützlich, schädlicher ist schädlich, — weil die Begriffe Veredelung, wirtschaftliche und sittliche Hebung des einzelnen und der Gesamtheit zu unbestimmt und deshalb für Erklärungen des zu Erklärenden unbrauchbar sind. Mit Recht betont Posadowsky, daß der Begriff des Luxus kein unbedingter, sondern ein nach Ort, Zeit und Individuum verschiedener ist. Und so werden wir auch nur mit einer relativen Erklärung sagen können, wie das Ding aussieht, von dessen Nützlichkeit und Schädlichkeit wir reden wollen. Luxus ist das, was dem „normalen Empfinden" als unnötige Kostspieligkeit von Aufwendungen erscheint. Das Unnötige aber braucht nicht immer schädlich, sondern kann auch nützlich sein, das „normale" Empfinden aber ist der einzige — wenn auch etwas unbestimmte — Richter, da wir als Einzelmenschen bekanntlich leichter den Splitter in des andern als den Balken im eignen Auge erkennen.

Für schädlich wird man ohne weiteres denjenigen Luxus erklären müssen, dessen Kostspieligkeit nicht harmonisch zu der übrigen Lebensführung des betreffenden Menschen paßt. Nützlich kann nur der Luxus sein, bei dem diese Harmonie gewahrt ist. Für das Harmonische aber haben gerade die wenig komplizierten Menschen, denen wir „normales Empfinden" beimessen dürfen, ein gutes Urteil. Im wesentlichen beruht in dieser Harmonie das Wesen der Unterscheidung.

An einem Beispiel wollen wir es näher betrachten.

Wenn Frau Soundso, die „sich's leisten kann", in der Sommerfrische in Samt und Seide geht und dabei nicht richtig deutsch spricht, so redet der unbeteiligte Dritte mit Recht von Protzentum und verurteilt den Aufwand, der da vertan wird — schmählich vertan wird, weil er doch nicht zu dem Ergebnis führt, eine vornehme Erscheinung herbeizuführen. Geht Ihre Exzellenz in gleicher Kleidung dort, wo die Eleganz hingehört, und ruht auf dieser Erscheinung der unverkennbare Glanz von persönlichem Schliff, so sieht der normale Betrachter mit Wohlgefühl darauf, stellt fest, daß sie die Eleganz mit Anstand zu tragen weiß, und meint, daß wenn „diese Leute" es nicht können, es dann eben niemand kann. Solch ein normaler Beurteiler hat ganz recht, obschon er sich nicht Rechenschaft darüber gibt, wie er zu seinem Urteil kommt. Denn wenn der kostspielige Aufwand wirklich immer Geld unter die Leute bringt, Industriearbeiter ernährt usw., so müßte ja dieser Aufwand *immer* nützlich sein, ganz gleich, ob Frau Soundso oder wer sonst die Kleider trägt, wie denn auch der griechische Philosoph Herakleides Pontikos den Luxus als Ansporn zu allen menschlichen Tugenden und Fortschritten ansah, und wie zum Beispiel Thiers sagte, daß der Luxus der Reichen die Armen ernähre. Wäre aber unnötiger oder übertriebener Aufwand unter allen Umständen für das Gedeihen der Allgemeinheit schädlich, so wäre zunächst nicht einzusehen, warum es einen Wesensunterschied machen soll, ob die Protzin oder die Aristokratin ihn treibt.

Diese Zwickmühle muß noch geöffnet werden.

Sie öffnet sich nur, wenn wir



Digitized by Google

das Psychologische dabei nicht vergessen. Nicht bloß, daß die Reichen das Geld für den Aufwand ausgeben und unter die Leute bringen, gibt den Ausschlag; — unser Wirtschafts- und Kulturleben hat glücklicherweise noch eine ethische und psychologische Seite: auch wie sie den Luxus zur Schau tragen, verwenden und der Psyche der Öffentlichkeit vor die Nase halten, macht viel mehr aus, als wir gemeinhin annehmen. Lösen wir mit dem Zurschautragen des Luxus angenehme Gefühle des normalen Betrachters aus, so dürfen wir von einem freudigen Empfinden der Menge reden, das sozialpolitisch wertvoll ist, weil es zum Schönen erzieht, die Achtung vor den gebildeten und führenden Klassen hebt. Lösen wir Neid, Ärgernis — kurz Gefühle des Unharmonischen aus, so wirkt das störend auf das Gleichgewicht der Menge, macht Unzufriedene, nährt den Klassenhaß, der nirgends stärker als gegen die rein materielle (Geldsack-)Klassenbildung reagiert, züchtet anderseits Schmeichler und Bettler und alle jene sozialpolitisch schädlichen psychischen Bewegungen, um derentwillen man schon so oft gegen den Luxus zu Felde zog.

Die Harmonie bei dem Gebrauch des Luxus, das ist eine aus Geistes- und Gemütsbildung hervorgehende Kunst. Die Dame — um bei unserm Beispiel zu bleiben — ist ja kein Kleidergestell, sondern die lebendige Person mit den und den Manieren, mit den und den repräsentativen Aufgaben im heutigen Staat, mit dem und dem Namen und Stand. Solche Standesunterschiede lassen sich, wie die Dinge liegen, nicht wegdisputieren. Die misera und contribuens plebs, soweit sie nicht aufgehetzt ist, erkennt auch die Notwendigkeit der Verschiedenheiten durchaus an und verlangt mit oftmals feinem Instinkte nur, daß ihr eben durch jene Geistes- und Gemütsbildung, die auch im Äußeren sich kundtut, imponiert wird. So sind sie alsbald mit ihrem Urteil da, ob sich dies oder jenes für den betreffenden Menschen paßt oder nicht, und alsbald wissen sie, ob sie es neidlos als das traditionell Berechtigte ansehen oder ob sie über den Emporkömmling, der nichts Besseres ist als sie und sie nur verletzt, geringschätzig und doch neidisch die Nase rümpfen.

In ein Schloß gehören Prunkmöbel; die stillose Einfachheit der Fürsten, wie man sie zum Beispiel auf dem Schloß Burgk an der Saale sieht, wirkt nicht nur ernüchternd, sondern so unharmonisch, daß man sich geradezu versucht fühlt, dem Besitzer mit irgendeiner Dedikation unter die Arme zu greifen. Besät der protzige Mäzen seine Wände so mit guten Gemälden, daß auf der also gepflasterten Wand kein Beschauer das einzelne mehr würdigen kann, so schadet er dem Meister, der die Bilder malte, selbst wenn er ihn fürstlich bezahlt, während man auf eine große leere Wand eines reichen Herrn den nützlichen Luxus eines guten Gemäldes hinwünschte. Über den Mann, der zu solcher Harmonie kein Verständnis zeigt, denkt man geringschätzig und neidet ihm dann die andern Ausgaben.

Dieser durch das Unharmonische entfachte Neid und andre sozialpolitisch unvorteilhafte Stimmungen sind es, die den durch die Geldausgaben gestifteten Nutzen des Luxus oftmals gänzlich aufwiegen, weil sie das Gleichgewicht der beurteilenden Volkspsyche stören und an der Verteilung der Güter offensichtlich irre werden lassen, und



Digitized by Google

mit Recht. So sieht die eine, die persönliche Seite des schädlichen Luxus aus.

Er hat aber noch eine sachliche. Gleichgültig, wer etwas ausgibt, fragt man auch mit Recht, ob das „normale Empfinden" den ungeheuren Preis für eine bestimmte Sache berechtigt findet. Harmonie nicht im Rahmen des Individuums, sondern der Güterwelt! Ein reicher Mann, der gern schießt, pachtet, wie das jetzt oft genug vorkommt, zu unverhältnismäßig hohem Preise eine Jagd, die ein Offizier oder jemand, der infolge Berufes Förderung und Übung durch die Jagd finden könnte, gern gepachtet hätte. Oder — was auch durchaus aktuell ist — für Forellen werden Luxuspreise bezahlt, die so hoch sind, daß sie die Besitzer von Forellenwässern zum Raubbau und damit zur allmählichen Ausrottung der Forellen treiben. Auch hier die Störung des Gleichgewichts der Volksseele, die da zusehen muß, wie für manche Dinge Liebhaberpreise bezahlt werden, wie das Geld entwertet wird. So wird der Durchschnittsmensch irre an der gerechten Verteilung der Güter, da hier unverhältnismäßiger Aufwand für im wesentlichen nichtige Dinge möglich ist, während auf der anderen Seite das Geld für den notwendigen Lebensunterhalt mangelt. Und das alles geht zugleich einher mit der besonderen Schädigung wirtschaftlicher Güter.

Was aber ist gegen all das zu machen? Nur der einzelne kann zur Gesundung wirtschaftlicher Mißverhältnisse hinwirken, indem er wirtschaftlich richtig denkt und den Wert der Waren richtig abmißt, das heißt die Einzelausgabe sowohl zu seinen Gesamtausgaben wie auch zu der Gesamtheit seiner Lebensführung in Harmonie setzt, und auch die Harmonie mit den Volksgenossen nicht außer acht läßt.

Mit Verboten, wie es in manchmal recht interessanter Weise früher versucht wurde, ist wenig oder gar nichts zu erreichen. Als im Mittelalter die kuriose Mode der Schnabelschuhe aufkam, sah sich die Obrigkeit genötigt, das Höchstmaß der Schuhschnäbel beim Adel auf zwei Fuß, beim Bürgerstand auf ein Fuß Länge festzusetzen, und in ähnlicher Weise bestimmte man später polizeilich die Weite der Hüftpolster und anderes, namentlich aber — und zwar nicht aus hygienischen Rücksichten — die Länge der Schleppen, wozu in Modena zum Beispiel ein Modell der zulässigen Länge in Stein gehauen öffentlich aufgestellt wurde. Das alles war auf die Dauer ebenso unwirksam, wie es etwa heutzutage ein Gesetz gegen den Luxus zu großer Damenhüte sein würde. Den Luxus kann man damit nicht beschneiden; denn sobald man für die Breite der Hüte ein Höchstmaß setzte, würden die Modistinnen das hier Beschnittene an der Höhe zusetzen, wie ähnliches früher infolge der Kleiderordnungen jedesmal geschah.

Nicht Verbote also, sondern wirtschaftliche Einsicht und persönlicher Takt nur können schädlichem Luxus steuern; sie zu heben gilt es, wenn bei der Bekämpfung des schädlichen der nützliche Luxus nicht mit erdrosselt werden soll.

Im ganzen bleibt es bei der Stufenleiter des alten Nationalökonomen Rau, der den Luxus in diese drei Stufen teilt: die grobsinnlichen Genüsse, die Genüsse der Zierlichkeit, die Genüsse von Kunst und Wissenschaft. Wenn Geld für Luxusausgaben vorhanden ist, darf und soll die kulturell höchste Stufe,



Digitized by Google

die der Kunst und Wissenschaft, zunächst bedacht werden. Nach der Lage der Sache schaden hier selbst unharmonische Aufträge des Mäzens am wenigsten, weil die Ausführung in den Händen von Künstlern und Gelehrten liegt, die als geborene Gegner des Unharmonischen es in ihre modelnde Bearbeitung nehmen. Der geistige Luxus sollte also immer vor dem der äußeren Erscheinung kommen. Viel seltener schon wird die zweite Stufe, der Luxus der Zierlichkeit, berechtigt sein, obschon gerade dies das frequenteste Gebiet des Luxus ist. Über diese Dinge — reiche Wohnungsausstattung, kostbare Kleidung und so fort — haben wir oben schon unser Urteil formuliert. In erhöhtem Maße treffen die Verurteilungen der Auswüchse noch mehr auf die primitivste Stufe, den grobsinnlichen Luxus, zu. Das Gold, das durch solchen Aufwand „unter die Leute" kommt, wiegt bei weitem nicht den Schaden auf, der durch den Anblick der Schlemmerei und ähnlicher Äußerungen von grobsinnlichem Luxus an sozialschädlichen Gefühlen ausgelöst wird, — ganz abgesehen davon, daß gerade diese Art Luxus den, der ihn sich verschafft, sittlich und physisch erniedrigt und ungesund macht, statt den einzelnen zu fördern und für die Allgemeinheit nützlicher zu machen.

Der Schlemmer will das Theater in Klubsesseln genießen, wo der Normale schon froh ist, den Luxus sich so zu leisten, daß er am Ideellen allein Freude hat. Aus diesem — zeitgemäßen — Beispiel ergibt sich noch die letzte Antwort auf unsre Frage: *das gewünschte Luxusergebnis soll mit dem möglichst geringen Aufwand erreicht werden.* So wäre ein schönes Kleid durch Farbe und Formgebung, die der Persönlichkeit des Tragenden entspricht, zu komponieren, statt durch Kostbarkeit des Stoffes und reichen Aufputz, wenn durch das einfachere Mittel ein ästhetisch vollkommenes Bild erzielt wird. Kann durch die hier ersparten Kosten um so eher wieder ein neues Kleid gekauft werden, so haben Fabrikant und Arbeiter durch den erhöhten Umsatz im ganzen genommen vermutlich mehr Nutzen davon; doch läßt sich dies im einzelnen schwer nachweisen. Auch die höchst anfechtbare Gepflogenheit der Wohltätigkeitsfeste gehört hierher, da auch bei diesen zur Erreichung des Endeffektes viel schädlicher und schmählich vertaner Luxus mit unterläuft. Es würde der Inhalt eines neuen Aufsatzes sein, dies näher zu untersuchen.

Harmonisch zum Ganzen und zu sich selbst — das Gebot des delphischen Apoll: „Erkenne dich selbst" ist auch hier der Schlüssel zur Lösung des Problems.

Alexander Elster-Jena

## „Die Dorfkirche"*

**Gesellschaft**

Aus den Kreisen derer, welche die religiöse Notlage des Volkstums an ihrem eigenen Leibe erfuhren, hat sich eine Anzahl zusammengeschlossen, um in gemeinsamer Arbeit Ausweg und Hilfe zu suchen. Denn Suchende sind sie alle. Für den Austausch ihrer Erfahrungen und Vorschläge gründeten sie einen Mittelpunkt in der „Dorfkirche". Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit, in welch großem

* „Die Dorfkirche". Monatsschrift zur Pflege des religiösen Lebens in heimatlicher und volkstümlicher Gestalt. Herausgeber Pfarrer von Lüpke in Thalbürgel bei Jena. (Verlag der Deutschen Landbuchhandlung, Berlin SW 11, Dessauerstr. 14. Jährlich Mk. 6.—.)



LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Umfang man ein Bedürfnis nach gemeinsamer Arbeit empfand. Die „Dorfkirche“ verdient aber eine Verbreitung über diesen engsten Kreis hinaus um ihres Inhaltes willen, der schon jetzt erkennen läßt, welch reiche Schätze des Volkstums hier ans Licht gebracht werden. Sie lassen sich nicht von jedem heben: weder der wissenschaftliche Forscher noch der volkskundliche Dilettant können in diese Tiefe dringen. Darum erwächst auch der Volkskunde als Wissenschaft an diesem Mitarbeiterkreis ein sehr wertvoller Bundesgenosse. Und wenn das jetzt noch nicht sollte zugestanden werden, so wird sich diese Arbeit ihre Anerkennung auch vor dem Forum der Wissenschaft schon erringen. Es ist auch nötig, daß die „Dorfkirche“ ihre Arbeit nicht im Verborgenen treibt, sondern daß alle die von ihr Kenntnis nehmen, welche eine Erstarkung und Erneuerung unsres Volkstums wünschen. Wegen des ganzen Problems verweisen wir auf den Aufsatz „Vom religiösen Volksleben“ in diesem Heft.

**Vom Recht**

## Sachverständige

Ein lebhafter Streit hat sich in den letzten Jahren über die Frage der Vernehmung von Sachverständigen vor Gericht entsponnen. Jeder größere und etwas eigenartig gelagerte Prozeß, in dem dazu Stellung genommen werden muß, entrollt dieses Thema von neuem. Die einen bestehen darauf, daß der Richter, wie ihm das Gesetz ermöglicht, in kluger Auswahl und mit gebotenem Maßhalten von diesem Beweismittel Gebrauch machen soll, um Verhältnisse zu beleuchten, über die er Aufklärung bedarf. Die andern gießen das Kind mit dem Bad aus und schütteln unwillig den Kopf, wenn überhaupt noch von Sachverständigen gesprochen wird. Einzelne haben geradezu das Wort „Sachverständigen-Unfug“ gefunden. Ganz besonders stürmisch wird der Streit hin und wieder durch die Ergebnisse der Begutachtung in sogenannten „Sittlichkeitsprozessen“ entflammt, das heißt: in Gerichtsverhandlungen, welche Anschuldigungen wegen Verletzung der Sittlichkeit, begangen durch Wort oder Bild, zum Gegenstand haben. Die von Künstlern und Schriftstellern geäußerten Meinungen begegnen zuweilen Bedenken. Auch Leute ohne Prüderie, denen bei Betrachtung eines Bildes, eines plastischen Werkes oder beim Lesen eines Buches jeder Nebenzweck fremd ist, empfinden manchmal Neigung zum Widerspruch, wenn sie dieses oder jenes als sittenrein, als hochkünstlerisch eingeschätzt sehen, was nach ihrer Auffassung niederer steht. Hier bildet man den Satz: „Kunst kann nie unsittlich sein — was künstlerisch ist, kann deshalb nicht gegen die Sittlichkeit verstoßen!“ Dort heißt es: „Das Unsittliche kann nicht durch die Kunst geadelt werden — es gibt keine Kunst außerhalb der Grenzen der Sittlichkeit.“ Zu dieser vielumworbenen Frage Stellung zu nehmen, die noch oft und oft in unserer gärenden Zeit diskutiert und von Fall zu Fall entschieden werden wird, liegt außerhalb des Rahmens der heutigen Betrachtung. Aber das eine darf wohl als richtig bemerkt werden: In Fragen der Sittlichkeit, des Anstandes, der Ehre sollte der Richter eigentlich keinen Sachverständigen brauchen. Jeder normal empfindende, mit gesundem Menschenverstand begabte Gebildete, der an seiner Zeit nicht mit Scheuklappen vorübergeht, sollte



Digitized by Google

imstande sein, zu sagen, was die Sitte erlaubt, was nicht, was den Anstand gefährdet, was ihn unberührt läßt, was der Ehre zuwiderläuft, was sie nicht verletzt, und dergleichen mehr. Wessen Urteil ruhig, klar, von keiner Parteilichkeit getrübt ist, der kann in allen solchen Fragen getrost — auch als Richter — seiner eigenen Meinung folgen und braucht sich nicht von den Anschauungen anderer abhängig zu machen, selbst wenn diese derartigen Angelegenheiten nach ihrer Lebensaufgabe näher stehen. Aber welcher Richter ist selbst beim allerbesten Willen *sicher*, daß alle jene Voraussetzungen bei ihm zutreffen? Welcher Mensch *kennt* sich denn so gewiß? Und auch wenn das der Fall wäre, dürfte man es nicht tadeln, daß ein Gericht es für vorsorglich und zweckmäßig erachtet, auch in solchen Dingen die Auffassung andrer kennen zu lernen, sie zu hören und, ohne sich ihnen von vornherein unterzuordnen, doch dankbar das entgegenzunehmen, was sie als Frucht ihrer Erfahrungen gesammelt haben. Es wird das kaum je ohne Vorteil geschehen. Auch der Richter lernt nicht aus. Gar oft freilich werden ihm bei Gutachten aller Art Anschauungen entgegentreten, die er, der Unbefangene, leichter als der Beteiligte als einseitige erkennen kann. Wer sich immer mit dem Gleichen befaßt, verbohrt sich ja mitunter gern in eine Idee, rennt sich in einem bestimmten Gedankengange fest. Es bilden sich Extreme rechts und links — und der Sachverständige sollte doch eigentlich immer in der Mitte stehen. Er sollte gleich dem Richter stets vollkommen objektiv und unparteiisch bleiben können. Anderseits mag gerade um deswillen, weil er von vornherein eine bestimmte Richtung vertritt, sein Gutachten von Interesse sein. Es ist nicht selten wertvoll, zu hören, was diese „Richtung" denkt, was jene und welches die äußersten Grenzen der Anschauungen hierhin und dorthin sind — man wird dann ein Urteil über das Recht in der Sache oft um so leichter bilden können. Von den Prozeßparteien hört man nicht selten: „*Mein* Sachverständiger" sagt so oder so. An sich sollte der Sachverständige *keinem* gehören; er sollte *gemeinsam* sein. Aber was ist gemeinsam im Leben? Was ist ohne Färbung, ohne Neigung nach hüben oder drüben?

Kein Richter kann alles wissen. Je genauer er sein Amt nimmt, desto öfter wird er daher in den hunderten von Spezialfragen, die an ihn herantreten, Leute mit Fachkenntnis rufen und hören, ehe er sich sein Urteil bildet. Wenn man ihn davon abzubringen versuchte, so hieße das einen gefährlichen Eigendünkel in ihm großziehen wollen, der glaubte, mit dem Amt käme tatsächlich der Verstand, alles besser zu kennen. Damit schneidet sich von selbst eine andre Frage an, nämlich die der *allgemeinen Bildung* des Richters. Sie kann nach dem Gesagten nicht reich und umfassend genug sein. Wenn der Bildungshunger heutzutage schon jeden andern ergreift, so darf vor allem der Richter nun und nimmer ermüden, vorwärts zu streben, sich umzuschauen, nicht bloß das *Recht*, das er anwenden soll, sondern auch das *Leben* kennen zu lernen, dessen Verhältnisse er daran zu messen hat. Es gibt wirklich wenig an Wissen, was der Richter nicht brauchen könnte. Die mannigfaltigsten Dinge stellen sich



Digitized by Google

vor ihn; die verschiedensten Berufe drängen, bitten und fordern: „Entscheide du zwischen uns!“ Der „verknöcherte Jurist“, der ja — Gott sei Dank — immer mehr verschwindet, ist auf dem Richterstuhl der größte Schädling für seine Mitwelt. Der Richter muß die Augen offen haben; er muß sich in jede Lage finden können. So muß seine ganze Vorbildung wie seine gesamte Praxis darauf angelegt sein, den Geist elastisch und beweglich genug zu erhalten, um sich schnell und vollkommen in fremde Verhältnisse zu versenken.

Deshalb ist es höchst begrüßenswert, daß in neuerer Zeit die Justizverwaltungen darangehen, im Zusammenwirken mit den verschiedenartigsten Behörden und Privatunternehmungen den Richtern Einblick in alle möglichen Institute, Etablissements, Einrichtungen und Verhältnisse zu gewähren. Es ist sehr angebracht, daß man den jungen Juristen heutzutag nahelegt, neben ihrer speziellen Fachausbildung auch in Banken, Fabriken, Industrien, in Zeitungsredaktionen usw. zu arbeiten. Besonders das Vertrautwerden mit der Tätigkeit der Presse ist wichtig, weil sie mehr als irgendein andrer Beruf den Menschen in ununterbrochener Fühlung mit allen Tagesfragen, mit allen Bedürfnissen des Lebens hält und ihn lehrt und zwingt, rasch, knapp, klar zu denken, zu entscheiden, seine Meinung niederzulegen.

Freilich dürfte der Richter, dem man Gelegenheit gibt, diese und jene Betriebe arbeiten zu sehen, nicht etwa glauben, nun verstünde er die Sache auch schon vollkommen. Das allgemeine Bild, das man da erwirbt, wird ihm erleichtern, in das Verständnis der Einzelfragen, die jeweils zur Entscheidung stehen, einzudringen — es wird ihm aber die weitere Information darüber nicht entbehrlich machen. Das Gericht braucht Sachverständige; es braucht Gutachten und wird sie immer brauchen. Der Richter soll zwar alles entscheiden, aber er kann nicht alles wissen. Jene jedoch, die gerufen werden, um ihm ihr Wissen zur Verfügung zu stellen, müssen darüber klar sein, daß sie die Beiräte des Richters sind, nicht der Parteien, daß sie die Unterlagen bilden müssen zunächst nicht zum Siege des einen oder andern, sondern zum Siege des Rechtes.

W. Mayer-München

Zu den Tageskämpfen

## Zeitungsleute und Orden

In den Zeitungen wird besprochen, daß von den Tausenden von Ehrenzeichen, die im Januar aufs preußische Volk niedergeschwebt sind, kein einziger im Knopfloch eines Publizisten genistet hat. Vorgeschlagen zwar seien welche gewesen, aber Seine Majestät liebe die deutschen Journalisten nicht und habe sie deshalb in der Liste gestrichen.

Schade, daß sie erst drauf gesetzt worden sind! Denn ganz gleichviel, ob ein Journalist zur Rechten oder zur Linken steht: seine Berufspflicht sollte ihm das Annehmen von Orden und Ehrenzeichen verbieten. Ob er hochkonservativ oder sozialdemokratisch denke: seine Berufspflicht gebietet ihm, die Maßnahmen der Regierung nach eigner Einsicht und nach eignem Gewissen zu besprechen. Er kann das nur, wenn er äußerlich und innerlich von ihr unabhängig ist, das aber wird beeinträchtigt, wenn ihn die Regierung mit Geld oder irgendwie sonst „bezahlen“ oder „auszeichnen“ kann. Man sollte meinen, dieser Gedankengang läge so klar,



Digitized by Google

daß ihn jeder erkennen müßte. Aber was ist so hell, daß es nicht durch Eitelkeit vernebelt werden kann? A

## Verkäuferinnen

Mann und Weib

Die Osterzeit ist nicht nur für junge Männer, von Jahr zu Jahr mehr ist sie auch für junge Mädchen eine ganz besonders wichtige Zeit: die Zeit der Berufswahl. Deshalb kommen die folgenden Zeilen wohl gerade jetzt zur rechten Stunde.

Bei dem allgemeinen Streben, der Frauenarbeit möglichst viele Berufe zugänglich zu machen, fällt es auf, daß oft gerade solche Erwerbsarten, die den Frauen am besten angepaßt sind, vernachlässigt werden. So fehlt es allenthalben an gebildeten Verkäuferinnen, die den Anforderungen dieses vielfach unterschätzten Berufes völlig gewachsen wären. Daß das Verkaufen nicht ein mechanisches Übermitteln einer gleichgültigen Ware an den Käufer sein soll, diese Erkenntnis beherrscht ja doch schon den einsichtsvollen Geschäftsmann vor allem der besseren Branchen. Dennoch ist die Kunst des Verkaufens verhältnismäßig selten. Sie erfordert ein verständnisvolles Eingehen auf die Wünsche des Käufers, aber auch Kenntnis der Ware, des Materials, der Herstellung und ein gesundes Urteil, das dem Echten und Gediegenen den Vorzug vor prahlerischer Marktware und schlechten Nachahmungen gibt, ein Urteil, das wie das Zweckmäßige so das Schöne zu erkennen und zu würdigen weiß. Die rechte Kunst des Verkaufens kann von großer Kulturbedeutung werden; sie kann der Qualitätsarbeit das Absatzgebiet, das ihr heute noch fehlt, verschaffen. Voraussetzung dazu ist zunächst eine gediegene fachliche, dann aber auch eine allgemeine Bildung, die dem Verkaufenden das interessierte Zuhören und damit den Einfluß auf den Käufer sichert. An gebildeten Verkäuferinnen ist aber großer Mangel. Die Frauen aus den gebildeten Ständen scheuen sich noch davor, sich diesem Berufe zu widmen.

Man hat in „besseren Kreisen“ immer noch ein herzhaftes Vorurteil gegen diesen Teil der kaufmännischen Tätigkeit. Hauptsächlich wohl deshalb, weil ungelernte Kräfte, die meist nur sehr niedriges Gehalt und ebenso oft nicht einmal anständige Behandlung fordern durften, den Beruf der Verkäuferin überschwemmt und den Respekt vor ihm herabgedrückt haben. Der Aufschwung des deutschen Handels verlangte eben viele und immer mehr; man griff, aus Mangel an gelernten Kräften, zum Teil auch aus falsch angebrachter Sparsamkeit zu ungelernten und ihrer Vorbildung nach minderwertigen Bewerberinnen. Die einsichtigeren Ladenbesitzer erkannten freilich bald, daß die am billigsten entlohnten Verkäuferinnen in Wahrheit für sie die teuersten waren, man begann, den ungelernten Anfängerinnen tüchtige Verkäuferinnen mit besserer Allgemein- und guter Fachbildung vorzuziehen. Jetzt schon so sehr, daß nirgends mehr das Angebot der Nachfrage entspricht. In den Stellenvermittlungen der kaufmännischen Vereine für weibliche Angestellte fehlt es überall an tüchtigen Bewerberinnen für die gemeldeten guten Stellen, selbst in der wirtschaftlichen Krise der letzten Zeit. Die Frauen scheuen sich wie gesagt vor dem mit einem Vorurteile belasteten Berufe. So treten auch die Absolventinnen von Handelsschulen (und



Digitized by Google

wäre diese Schule auch nur eine sogenannte „Presse“ gewesen, in der sie lediglich einen flüchtigen Kursus in Buchführung und Stenographie durchgemacht haben) lieber in ein Kontor, als daß sie Verkäuferinnen würden — und doch kann gar kein Zweifel darüber sein, daß die einseitige Kontorarbeit der weiblichen Natur meist viel weniger zusagt, als die abwechslungsreiche Tätigkeit hinter dem Ladentisch. Überdies drückte das starke Angebot von Kontoristinnen den Gehalt bis zu einem Minimum herab, während auf die Gehaltsverhältnisse beim Verkauf der Mangel an gebildeten Bewerberinnen günstig einwirkt. Es ist also dringend zu wünschen und liegt im Interesse der Geschäftsherren, des Publikums und der weiblichen Berufstätigen selbst, daß mit jenem Vorurteil gegen die Verkäuferinnentätigkeit gebrochen wird und sich Mädchen auch aus den gebildeten Ständen, denen die Möglichkeiten zu einer gediegenen Vorbildung leichter offenstehen, sich regelrecht auf diesen Beruf vorbereiten. Er dürfte in körperlicher und geistiger Hinsicht immer noch einer der gesündesten unter den Frauenberufen sein, und er gibt echt weiblichen Eigenschaften Gelegenheit zur Entfaltung: Ordnungsliebe, Freundlichkeit, Gefälligkeit, sehr oft Übersicht, Organisationsgeschick, Phantasie, Schönheitssinn im großen und kleinen, wirtschaftlich praktischer Sinn müssen sich in ihm entwickeln, sobald er in unserm Sinne aufgefaßt wird. Es ist erfreulich, daß man in kaufmännischen Kreisen bereits für die Hebung dieses empfehlenswerten Berufs zu arbeiten beginnt. Der deutsche Werkbund versucht bei den Verkäuferinnen durch Unterrichtskurse und Vorträge das Interesse für kunstgewerbliche und überhaupt für Qualitätsarbeit zu wecken, und der deutsche Verband für das kaufmännische Unterrichtswesen hat sich mit dem Werkbund in diesem Bestreben vereinigt. Die geistig strebenden, ehrlich lernenden Mädchen und Frauen der bemittelten wie der unbemittelten Kreise haben hier ein Arbeitsgebiet, auf dem sie zur eignen Befriedigung wie zum Segen unsrer Kultur höchst achtenswert auf das Nützlichste wirken können.

Johanna Wäscher

**Bildung und Schule**

## Zum Streit um die Methode

Im vorigen Herbst hielt Heinrich Scharrelmann in der „Paedagogia“ zu München einen Vortrag über die moderne Pädagogik. Hauptangelegenheit war ihm die Klarstellung der neuen Methode: Die alte Methode schrieb nach Scharrelmanns Ansicht genau den Weg vor, teilte die Lehrstoffe in hundert oder tausend Unterziele und behandelte in jeder neuen Unterrichtsstunde ein scharf umgrenztes Pensum. Das Kind hatte kein Recht, Lehrgang und Stoffauswahl irgendwie mitzubestimmen; es mußte hinnehmen, was ihm vorgesetzt wurde. Im Gegensatz hierzu sucht die neue Methode das Kind zum Selbstschaffen anzuregen und sich den jeweiligen Stimmungen und Neigungen der Kinderseele anzupassen. Früher bestimmte ausschließlich der Lehrer, was und wie gelernt wurde; nun liegt diese Aufgabe in der Hauptsache dem Kinde ob. Das Jahrhunderte hindurch verkürzte Recht des Kindes kommt endlich zur Geltung.

Wie sich Heinrich Scharrelmann diese neue Methode denkt, das erläuterte er an mehreren Beispielen,



Digitized by Google

an Gesprächen, an Erzählungen, auch an einer großen Zahl von Wandtafelzeichnungen, die er auf kleine Kartons gemalt und im Saale aufgehängt hatte. Als er auf diese Bilder zu sprechen kam, sprach er unter anderm etwa folgendes:

Dr. Weber bitte ich, diese Zeichnungen nicht anzuschauen. Er würde sich darüber entsetzen. Überhaupt möchte ich jeden, der zeichnen kann, ersuchen, diese Bilder hier nur aus der Ferne zu betrachten; denn ich bin kein Zeichner. Ich bin nie einer gewesen und werde auch niemals ein Künstler werden. Aber ich habe trotzdem mit meinen Schülern gezeichnet. Wie ich dazu gekommen bin? Nun, eines Tages stand ich plötzlich vor der Wandtafel und sagte meinen Schülern, ich wolle ihnen einmal eine Kuh zeichnen. Und als ich die Kuh fertig hatte, da lachten sie mich aus und meinten, das wäre ja gar keine Kuh, sondern ein Swin; denn die Hörner fehlten und Schwanz und Beine seien bei einer Kuh ganz anders. Darüber ärgerte ich mich und meinte, wenn sie's besser verstünden, dann sollten sie's besser machen. Und nun wurde das Schwein zur Kuh gemacht; die fehlenden Hörner wurden ergänzt, der Kuhschwanz wurde angebracht, und am Ende sah das Swin wirklich mehr einer Kuh ähnlich als einem Schwein."

„Beim nächsten Versuch an der Wandtafel sagte ich: Ich möchte eine Windmühle zeichnen; aber ich weiß nicht, wie ich's machen soll. Ihr könnt mir dazu helfen. — Und dann sagten sie mir, was ich zeichnen soll: ein Dach, die Windmühlflügel, die Türe und den Stein davor, bis die Windmühle fertig war. Diesmal lachten die Kinder nicht; denn sie hatten ja selbst angegeben, wie's gemacht werden sollte."

„Da kam ein Kollege zu mir herein, ein guter Zeichner, und dem zeigte ich unsere Windmühle. Da lachte er und sagte: So sieht keine Windmühle aus! und zeichnete mit ein paar glatten Strichen eine schöne Windmühle an die Tafel. Ah! riefen die Jungens; aber nachzeichnen wollte sie keiner. Sie sehen: *echte Kunst ruft wohl Bewunderung hervor, aber sie reizt nicht zur Nachahmung.* Sie macht mutlos; dagegen diese schlechten Zeichnungen hier haben meine Schüler zum Nachschaffen angeregt."

Mir scheint: diese Behauptung Heinrich Scharrelmanns enthält eine Wahrheit und einen Irrtum zugleich. Eine *Wahrheit*: der Lehrer soll unter seinen Schülern als ein Mitsuchender und Mitstrebender stehen. Er soll ihnen keine fertigen Ergebnisse, keine abgeschlossenen Stücke zur gedächtnismäßigen Aufnahme oder zum mechanischen Kopieren vorlegen. Die Schüler müssen das Werden und Entstehen sehen; denn Werdendes regt die nachschaffende Kraft mehr an als Fertiges. Auch muß das Gebotene ihrer eigenen Kraft entsprechen. Es muß ihnen verständlich und erreichbar sein. Niemand wird die Berechtigung dieser Forderung leugnen.

Aber die Scharrelmannschen Ausführungen bergen auch einen verfänglichen *Irrtum*: nicht *der* Lehrer ist der beste, dessen Wissen und Können von dem Wissen und Können seiner Schüler möglichst wenig verschieden ist, sondern jener, der sich einzuleben versteht in die Bedürfnisse und das Vermögen des mitschaffenden Kindes, und zwar *bei größtmöglicher Distanz*



Digitized by Google

der eigenen Leistungsfähigkeit.

Wohin der Scharrelmannsche Gedanke führen würde, das wird am klarsten werden, wenn man ihn auf andre Unterrichtsgebiete überträgt.

Ist in den Unterklassen wirklich jener Lehrer der beste, dessen Rechenfähigkeit nicht über den Zahlenraum von 1 bis 10 hinausreicht, dessen orthographisches und stilistisches Vermögen die eines achtjährigen Kindes sind, der nur über mechanische Lesefertigkeit verfügt? Kann nur der wissenschaftlich und technisch ungebildete Pädagoge den Eindruck des Mitsuchenden, Mitringenden hervorrufen?

Diese Ausdeutung macht den Eindruck des Absurden, und doch wäre sie die notwendige Folgerung obengenannter Meinung.

Demgegenüber vertrete ich die direkte Gegenforderung: ein Lehrer kann nie zuviel wissen, nie zuviel können. Inwieweit er fähig ist, trotz seiner höheren Entwicklungsstufe kindlich in seinen Förderungen und in seiner gestaltenden Tätigkeit zu bleiben, das ist Sache der psychologischen Anlage und der pädagogischen Kunst. Nicht der schlechteste und nicht der beste Zeichner ist der beste Zeichenlehrer, sondern der künstlerisch gebildete Pädagoge, der bei aller wissenschaftlichen und technischen Vollkommenheit sich den Sinn für das Kindliche bewahrt hat und sich dem Standpunkte des Kindes anbequemen kann.

Auch Scharrelmann konnte nur da fördern, wo er über seinen Schülern stand, und er selbst wurde zeichnerisch ebenfalls nur durch Höherentwickelte gefördert; denn die gelungensten unter seinen Bildern waren Kopien oder wurden doch durch Vorbilder angeregt. Das war auf den ersten Blick erkennbar.

Darum behaupte ich: weder in der kindlichen Naivität, noch in der technischen Ausbildung gründet die pädagogische Kunst ausschließlich, sondern in der Vereinigung beider. Nicht nur das Kind, sondern auch der Lehrstoff hat seine innern Gesetze, die gekannt und berücksichtigt werden wollen, wenn die pädagogische Tätigkeit ihre volle Wirkung entfalten soll. Ernst Weber-München

## Lebende Worte

### Der Mensch im Staat

Mußten darum so viele eins sein, damit der einzelne nichts sei? So war es nicht im Anfang, so sollte es nicht sein, als Völker und Staaten wurden. Nein, damit durch Sicherheit und Gesetz würde, was der einzelne nicht schaffen und erhalten konnte, damit das Edelste und Größte, was der einzelne dachte und empfand, durch Begeisterung vieler als Tat und Werk aufgehen könnte, damit große Kräfte, große Tugenden vieler herrlicher und göttlicher erscheinen, damit das Gesetz des Allgemeinen, Schönheit und Gerechtigkeit, als die leuchtende Sonne der Menschheit aufginge, darum sind Staaten gestiftet. Bürger, der du in einem Ganzen stehst, fühle zuerst den Menschen; was ihn erniedrigt, erniedrigt den Staat; der Mut, die Kraft, die Tugend, wodurch der einzelne herrlich ist, verherrlicht auch das Volk. Aber so sind wir, wessen der einzelne sich schämt, des schämt er sich in dem Volke nicht, was der einzelne nicht ohne Rache dulden darf, duldet knechtisch das Volk, was den einzelnen mit Schande brandmarkt, ist im ganzen Volke nur Unglück oder Torheit. Dies ist es, ihr Europäer, alles ist in den dicken Leib



Digitized by Google

der Masse gefahren und meint, daß das Schändliche sich darin vor Schande retten könne, man hat den Sinn, die Freiheit, die Tugend des einzelnen verachtet, man hat das Tote als Maschine des Staats über den Menschen gestellt, — der Mensch ist verschwunden, und der elende Bürger kann die Maschine nicht bewegen.

Ernst Moritz Arndt (Wahrheit und Versöhnung)

# Unsre Bilder und Noten

Das „Gebet nach der Schlacht am Berg Isel“ von Egger-Lienz mag zur Erinnerung an Hofers Tod das Stück aus Kranewitters Dichtung und die Abbildung seines in höchster Einfachheit so monumental ausdrucksvollen alten Totensteins begleiten. Egger malt jetzt anders — wir werden auch davon Proben zeigen und darüber sprechen —, aber die tiefe Beteiligung an diesem frühen Werk spricht wahrlich eindringlich genug. In seiner neuen Kunstart würde Egger das Gefühl der Masse noch stärker zum Ausdruck bringen, das Gefühl dessen, was, allen diesen Kämpfern da gemeinsam, wie eine einheitliche Flutwelle von ihnen zu uns herüberkommt. Man muß sich länger als bei seinen neueren Bildern vertiefen, um auch das zu empfinden. Mittlerweile aber werden eine Menge einzelner Menschen-Typen und Persönlichkeiten lebendig. Wer Tirol kennt, wird auch alle diese Männer da kennen, denen es so bis ins Tiefste heiliger Ernst ist.

Plastik bilden wir im Kunstwart selten ab, weil von der körperhaften Form bei der Projektion auf die Fläche meist so viel verloren geht, daß sich noch wesentlich mehr „Fälschung“ als sonst in die Wiedergabe mischt. Nur Skulpturen, die ganz klar auf eine Ansicht berechnet sind, eignen sich einigermaßen zu solcher Reproduktion. Das gilt von Hugo Lederers Büste Hans Pfitzners, deren Abbild wir nicht nur wegen ihrer großen Schönheit sondern auch deshalb vor das Heft setzen, weil wir Professor Brandes' Worten in der heutigen Rundschau gern besondern Nachdruck geben möchten. Auch Eduard Zimmermanns Mädchengestalt kommt bei der Übertragung auf die Fläche noch leidlich zur Geltung. Wie weit ist dieser herbe Stil, der den Stein als Stein behandelt und auf jegliche Süßung verzichtet, an Kraft und Schönheit den einst fast allgemein und immer noch so vielfach üblichen „anmutigen“ und „reizenden“ glatten Arbeiten überlegen, die nicht nur aus etwaigem praktischen Zwange, sondern auch dem weichlichen Geiste nach Nachbildungen von Ton in Marmor waren und sind!

Besonderes Vergnügen werden unsre Leser an den architektonischen Zeichnungen Tessenows haben, die uns übrigens nicht nur wegen der Baugebilde, sondern auch an sich als Zeichnungen ungemein reizvoll scheinen. Es freut uns, mitteilen zu können, daß Tessenow auf unsre Einladung in die Reihe der ständigen Mitarbeiter des Kunstwarts und zugleich in den Arbeitsausschuß des Dürerbundes tritt.

Der Fasching tollt, und so gewinnt der Satz res severa verum gaudium, auf den Kopf gestellt, einen besonderen Sinn, nämlich: daß ein wahres Vergnügen auch eine ernste Sache ist. In dieser Zeit mag es erlaubt sein, unsern Lesern eine musikalische Schnurre vorzulegen, die nicht bloß um ihres Autors willen, sondern auch ob des prächtigen, naiven Humors



Digitized by Google

Beachtung verdient, der aus den Tönen mehr noch als aus den Worten quillt.

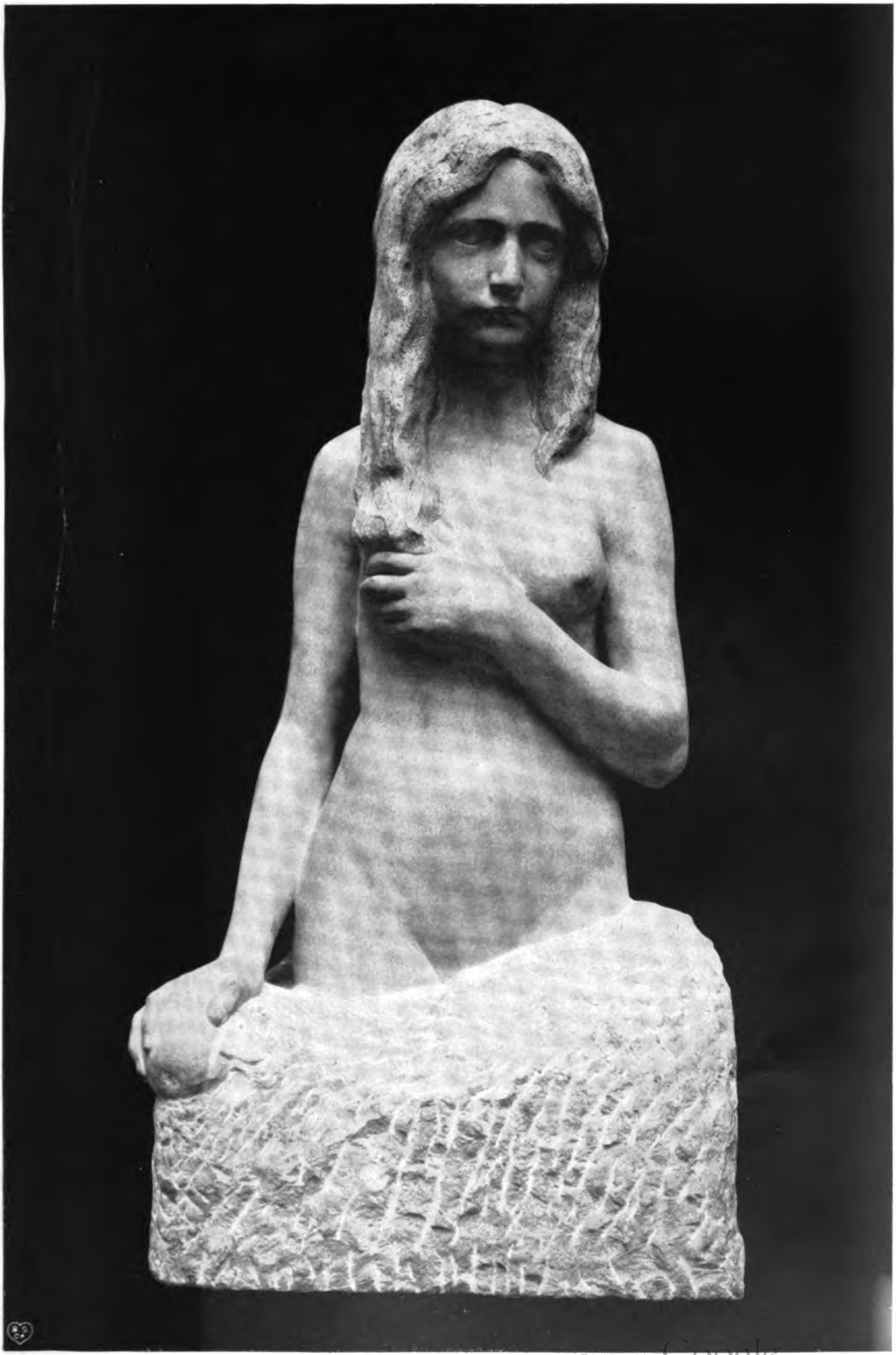
Mozart hat für die fröhlichen Gesellschaften im Hause seines Freundes Gottfried von Jacquin humoristische Terzette und Quartette komponiert, von denen das sogenannte „Bandlterzett" das bekannteste ist. Ebendahin gehörte auch das Quartett „Caro mio" (aus dem Anfang des Jahres 1789), das lange Zeit als verschollen galt und erst in der großen Gesamtausgabe nach einer alten Kopie veröffentlicht wurde. Doch fehlt die Klavierbegleitung, die Mozart darum nicht aufgezeichnet hat, weil er sie selbst am Klavier zu improvisieren pflegte. Mozarts Witwe hatte seinerzeit keinen Geringeren als Beethoven ersucht, eine solche Begleitung hinzuzukomponieren, sich aber dann eines anderen besonnen und gemeint, das Stück könne auch bloß vokal, ohne Klavier wirken. Worin sie sich allerdings getäuscht hat.

Die Idee des Quartetts ist, daß M(ozart) und C(onstanze) zärtlichen Abschied nehmen, da er wieder eine Kunstfahrt antreten muß. Zwei lustige Freunde (F. und H.) kommen dazu und schelten das Paar mit humoristischer Übertreibung, weil es ihnen die Abreise verschwiegen hat. Mozart und Constanze bitten um Entschuldigung. Die Musik entwickelt sich wie ein Opernensemble. Sie persifliert den Trennungsschmerz mit einer überzärtlichen, echt Mozartschen Melodie, und der Text wirft sich, immer mit einer italienischen Opernphrase beginnend, in der zweiten Periode in eine drastische, sehr unpoetische, deutsche Dialektwendung. Nach diesem Andante stürmen unter aufgeregter Sechzehntelbewegung die Freunde herein. F. schimpft und tobt. H. sucht ihn zu beruhigen. Mozart und Constanze entschuldigen sich, H. gewährt Gnade und auch der polternde F. gibt sich mit einer Prise schließlich zufrieden. — Einige Stellen klingen geradezu an Mozartsche Opern an (S. 3 T. 5/6 an „mir klingt der Muttername süßer" aus der Zauberflöte). Die komische Wirkung des Quartetts ist bei einigermaßen lebendiger Ausführung unwiderstehlich. Stimmen und Partitur sind jetzt in der „Hausmusik" des Kunstwarts für den praktischen Gebrauch jedermann zugänglich. Theodor Veidl hat zu diesem Zwecke im Stile Mozarts eine Klavierbegleitung hinzugefügt. (Das „trala" ist Zutat. Im Original fehlen die Konsonanten, und es erübrigt ein nicht ganz zimmerreiner Ausdruck der österreichischen Kindersprache, der mit der Verdauung zusammenhängt.) B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz verantwortlich der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien III; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien III, Arenbergring 16 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I



Digitized by Google

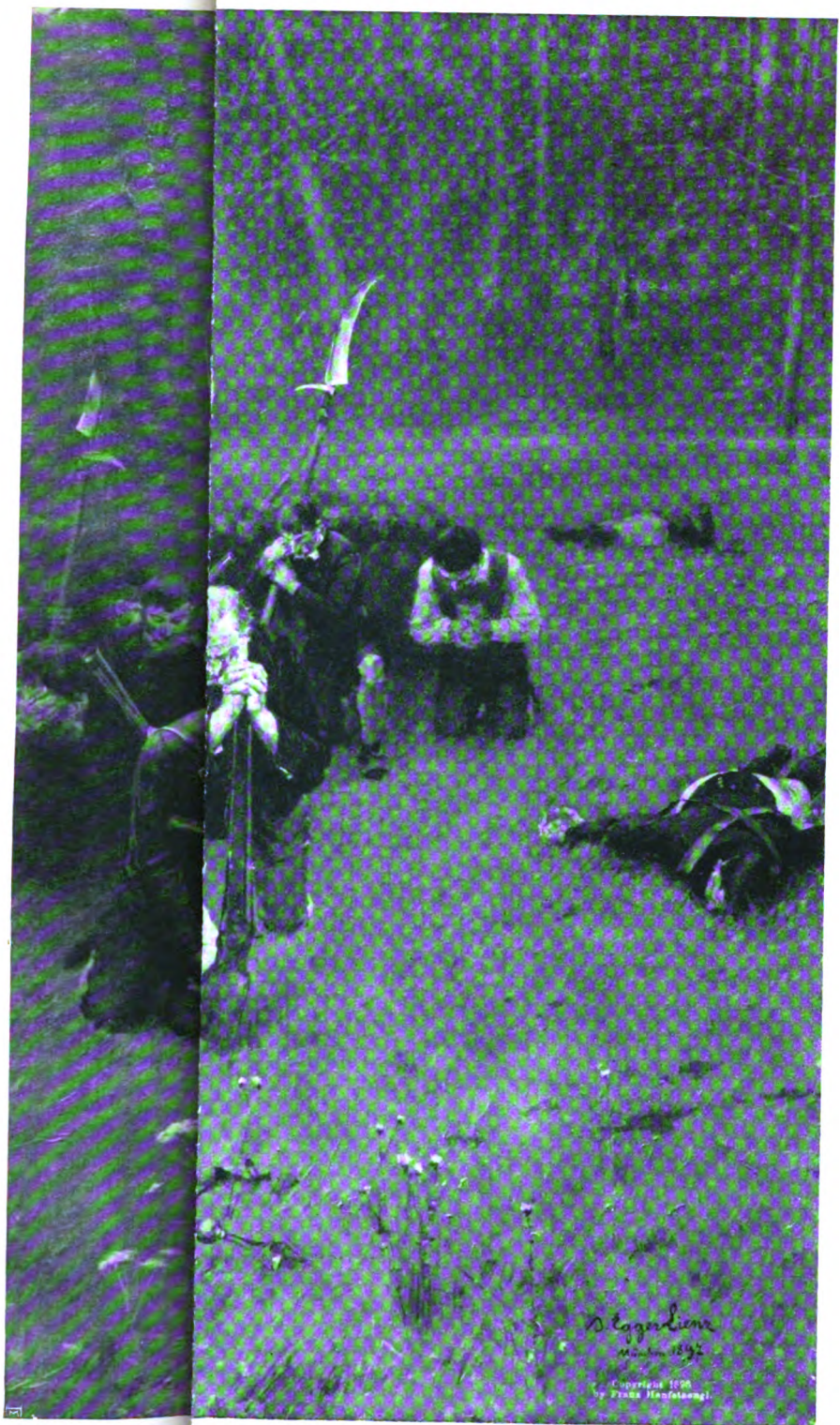


EDUARD ZIMMERMANN

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google



ALBIN EGGER-LIENZ

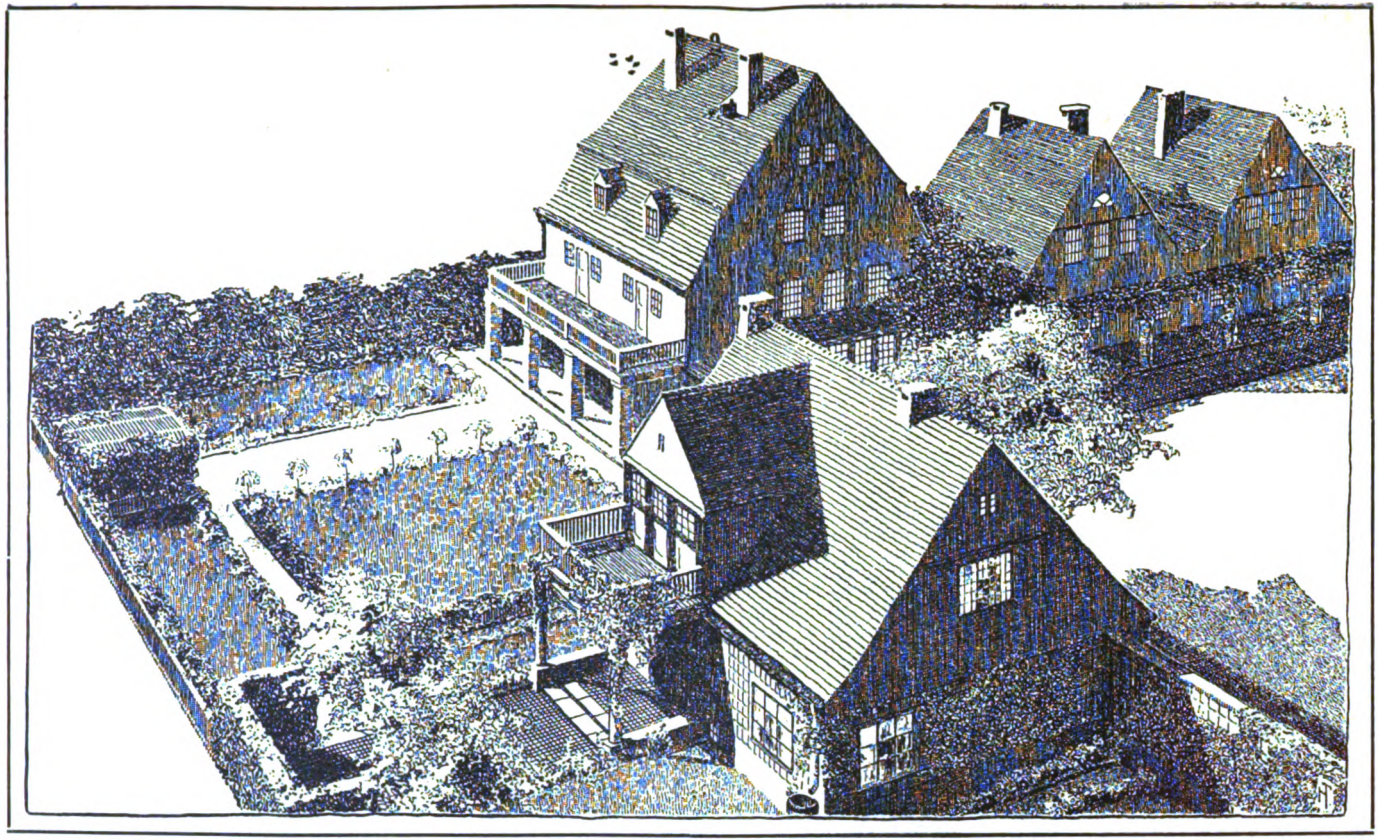
KW

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

## ZU DEM BEITRAGE: DER WOHNHAUSBAU

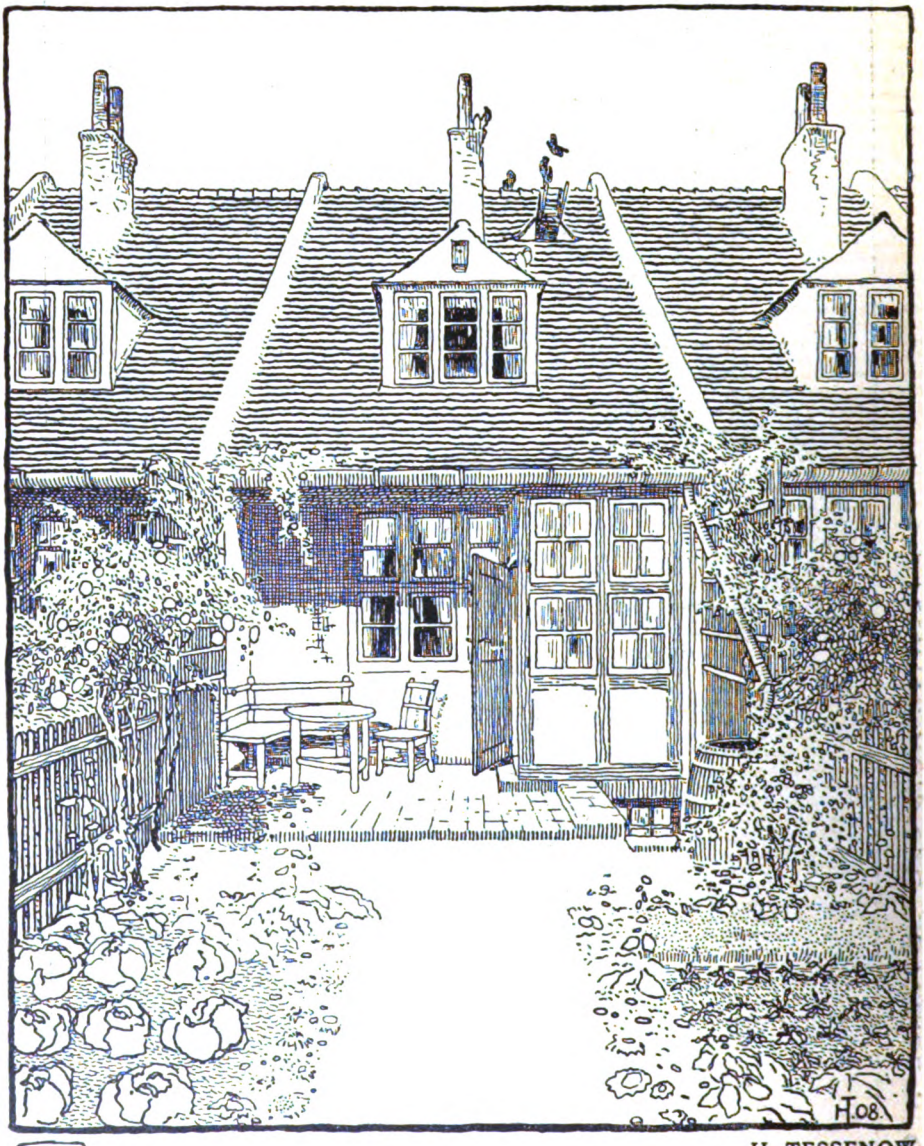


KW

H. TESSENOW

Digitized by Google

## ZU DEM BEITRAGE: DER WOHNHAUSBAU



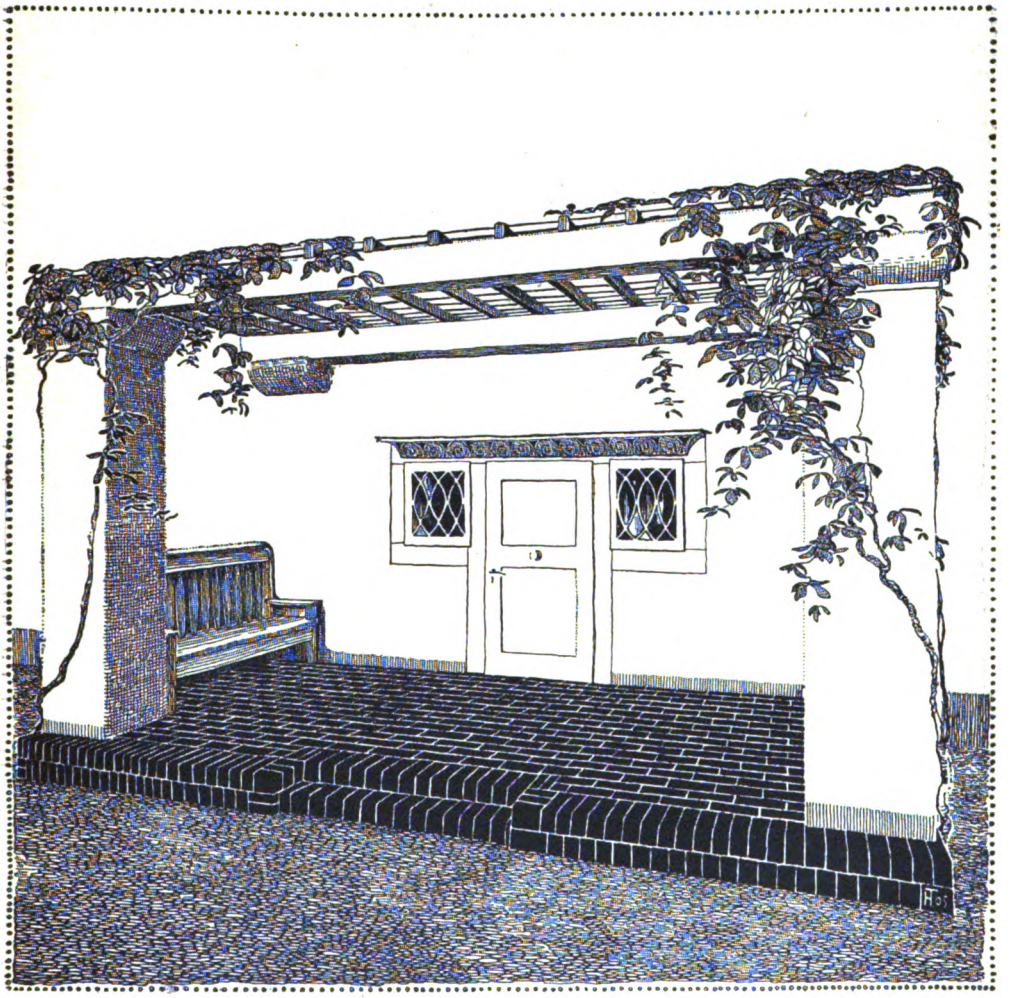

KW

H. TESSENOW

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

## ZU DEM BEITRAGE: DER WOHNHAUSBAU

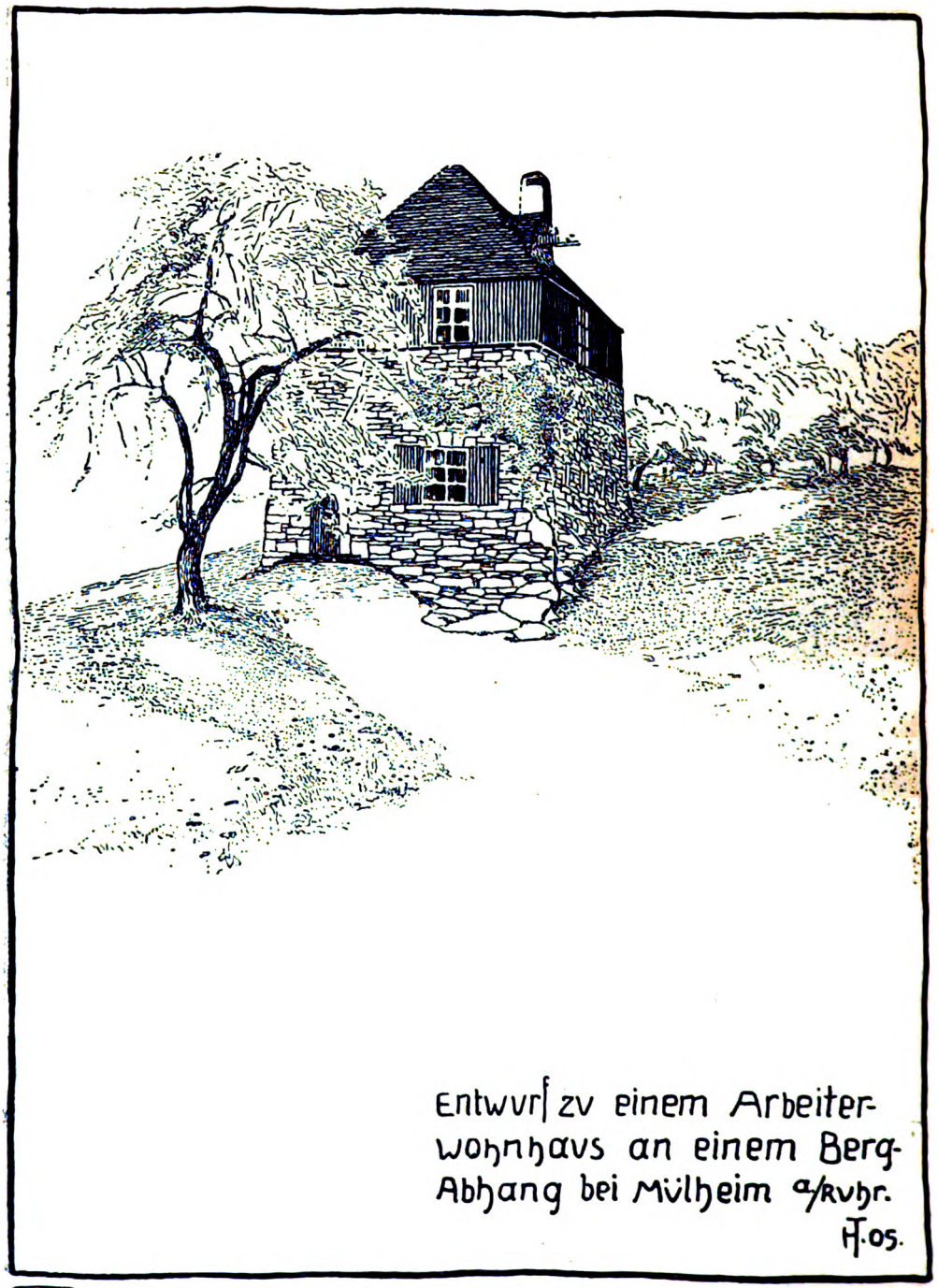


H. TESSENOW

KW

Digitized by Google

## ZU DEM BEITRAGE: DER WOHNHAUSBAU



Entwurf zu einem Arbeiter-
Wohnhaus an einem Berg-
Abhang bei Mülheim a/Ruhr.
H. Tessenow

KW

H. TESSENOW

Digitized by Google

BEILAGE ZUM KUNSTWART

# W. A. MOZART

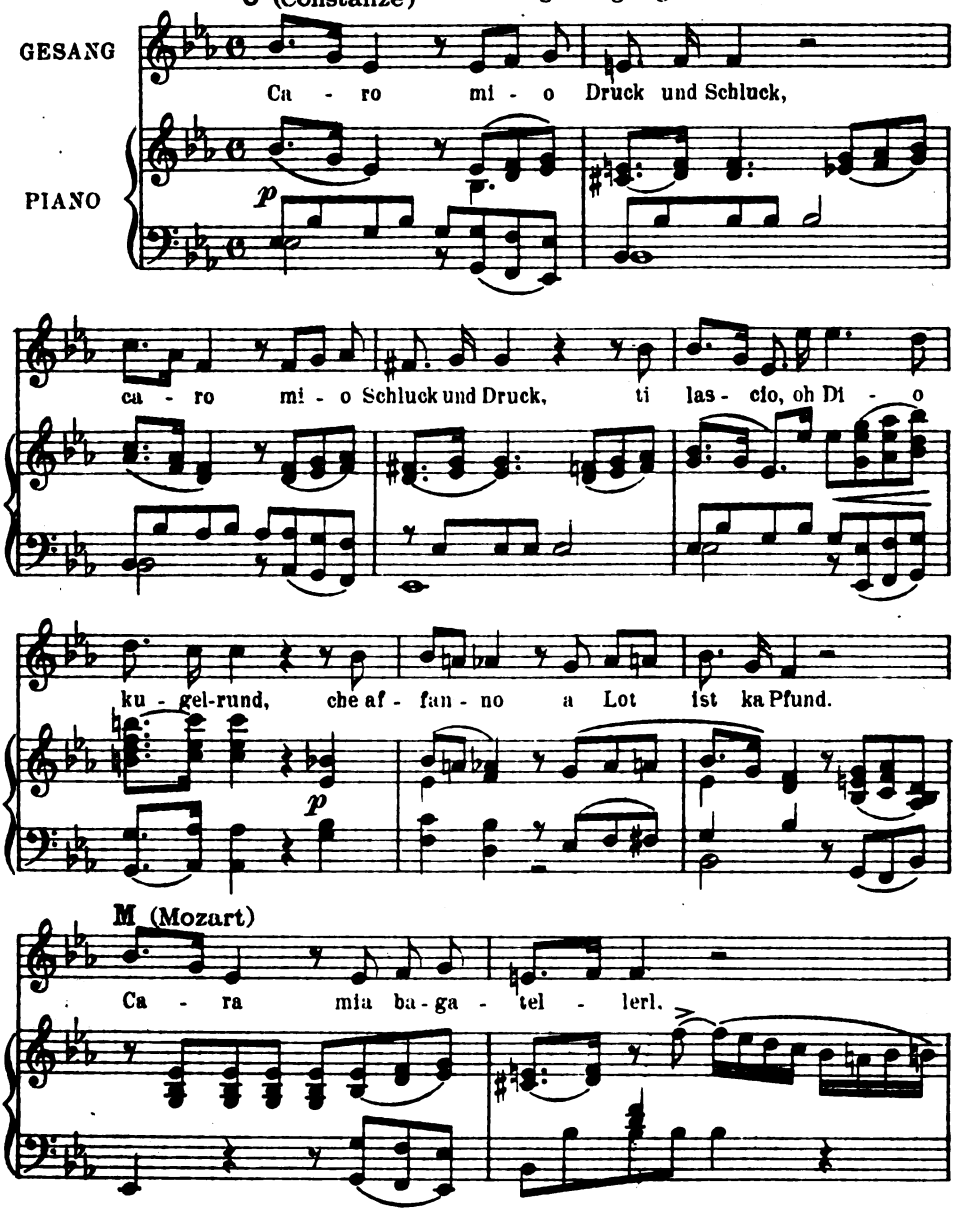
## CARO MIO

Andante

C (Constanze)

Gemischtes Quartett

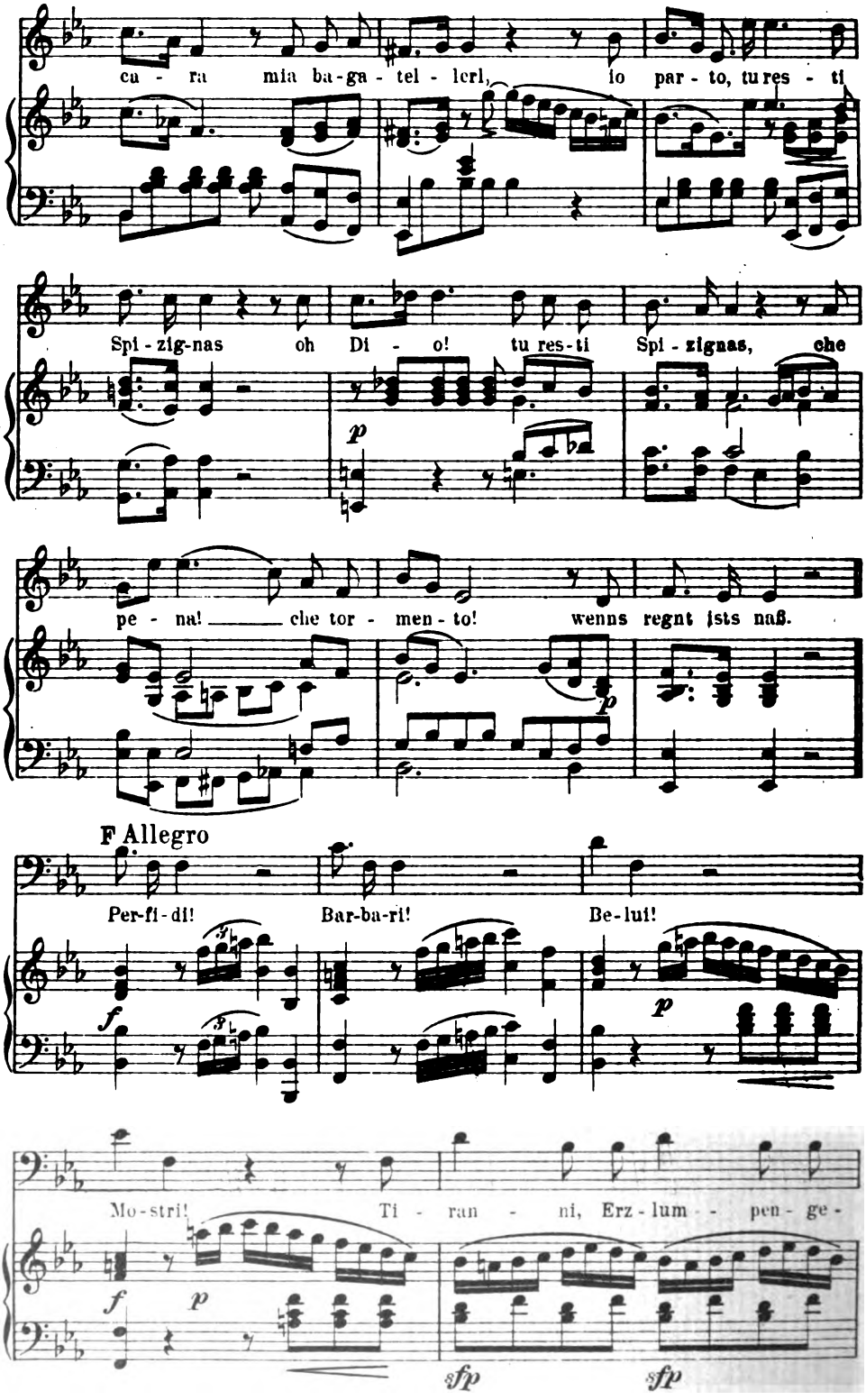
Klavierbegleitung ergänzt von Theodor Veidl



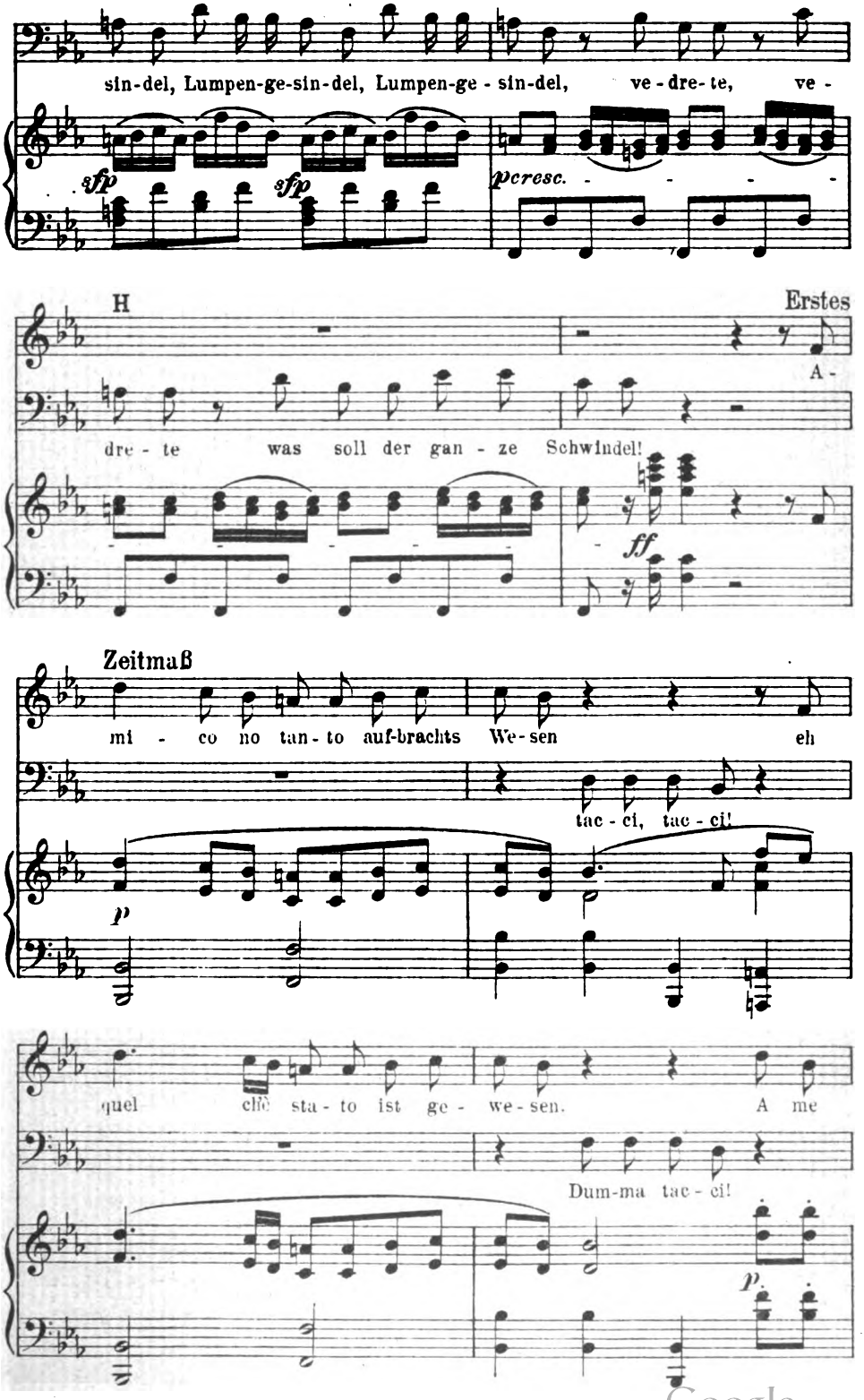

Die Bearbeitung ist Eigentum von Theodor Veidl

Verlag von GEORG D.W. CALLWEY, München
Alle Rechte vorbehalten

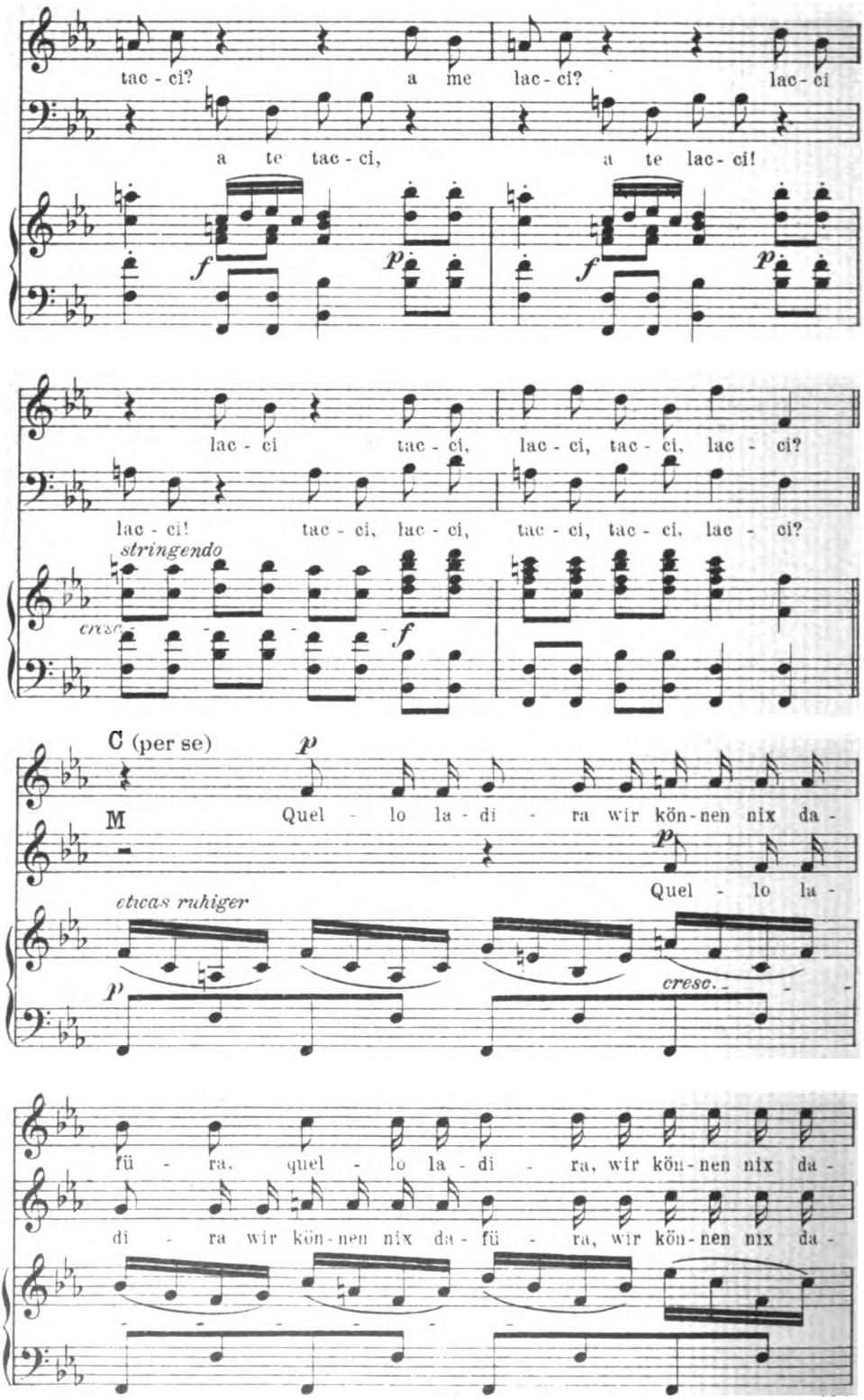
Digitized by Google



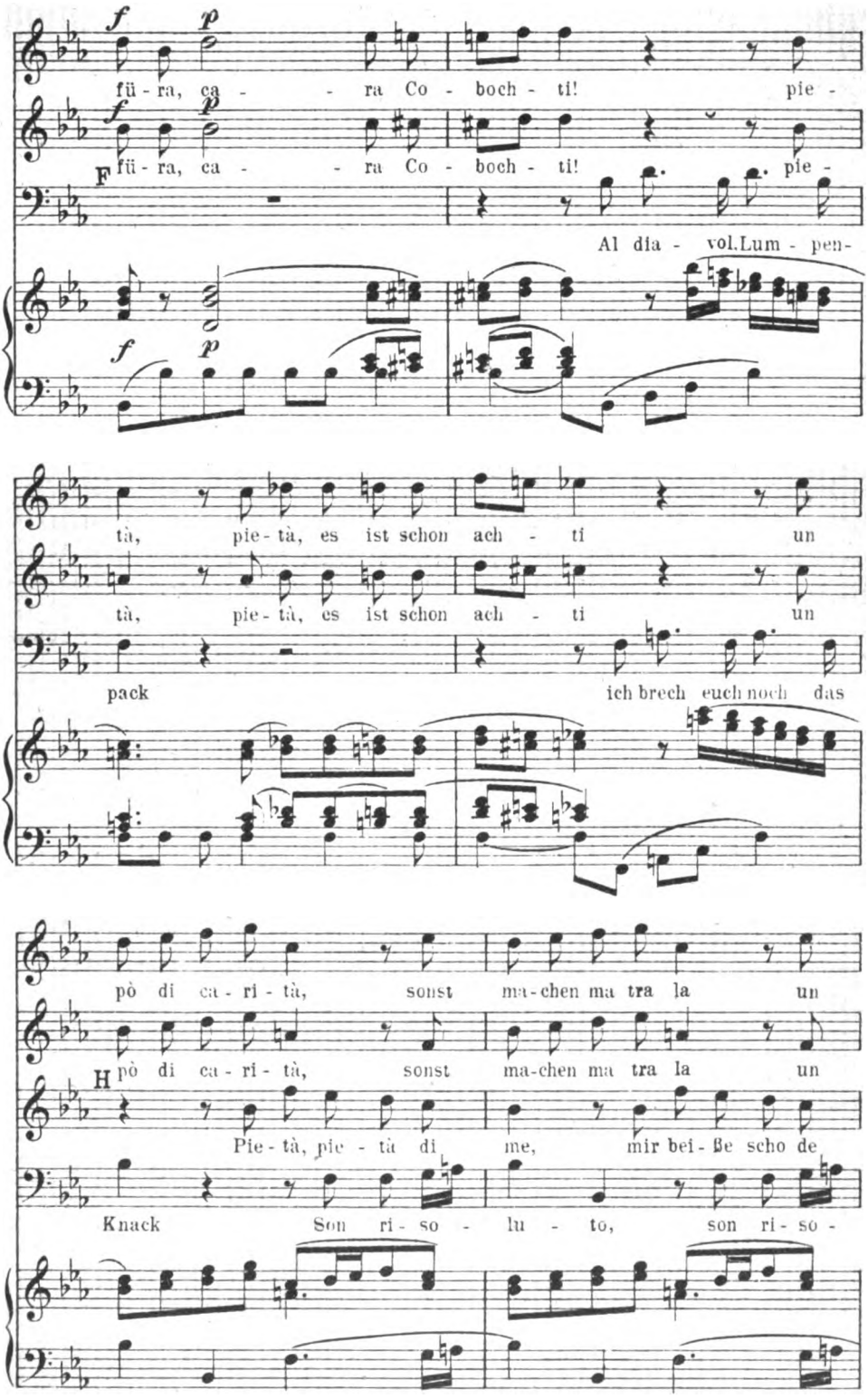

Digitized by Google



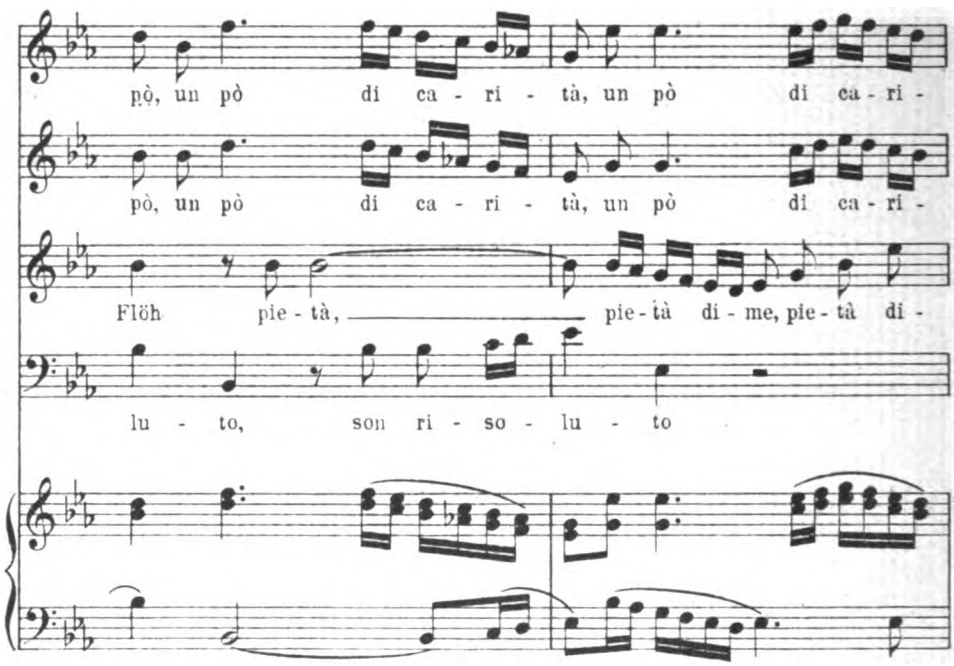

Digitized by Google

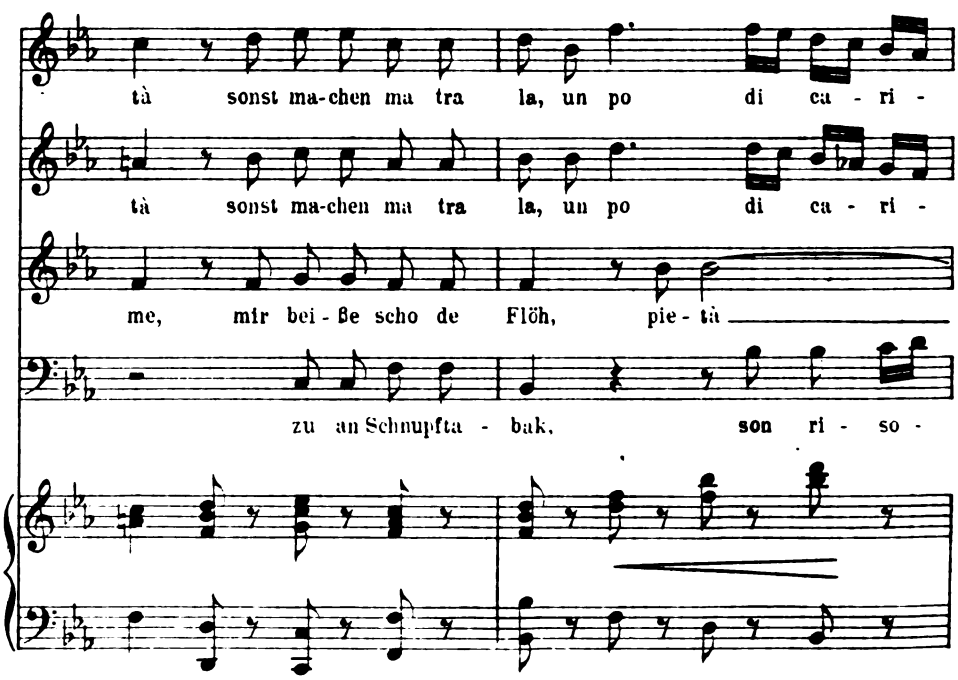



Digitized by Google

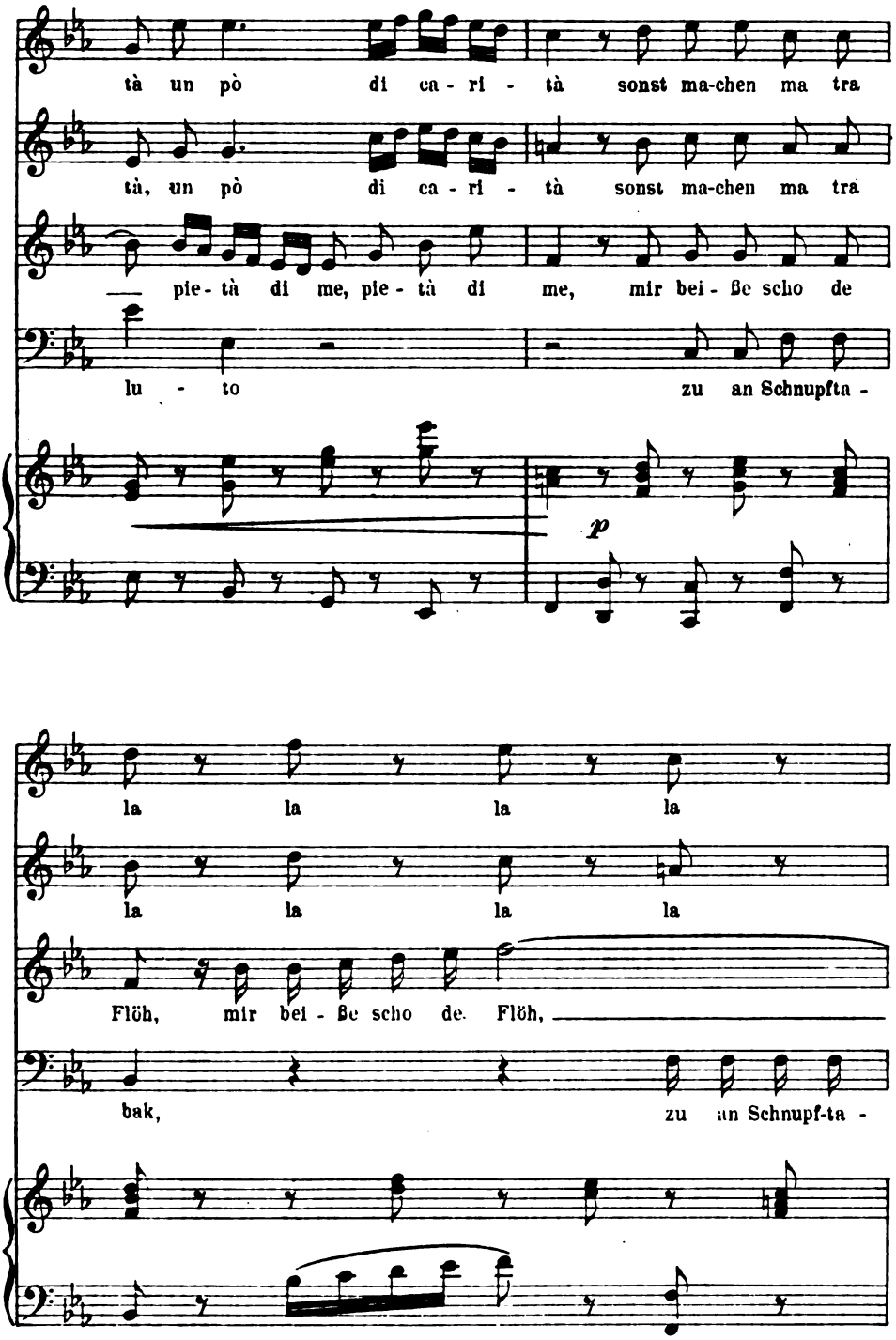



Digitized by Google

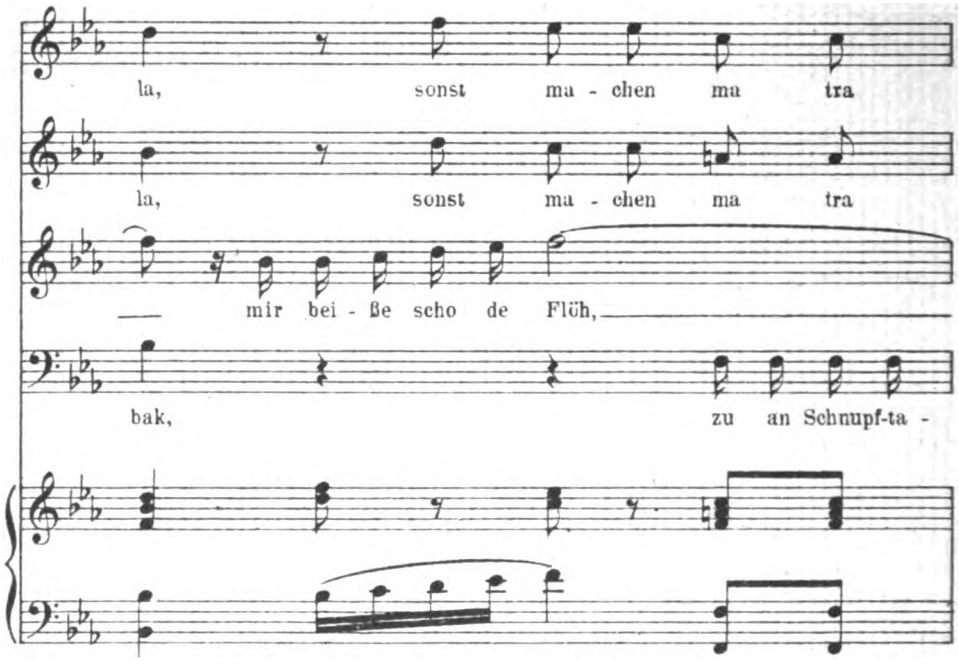


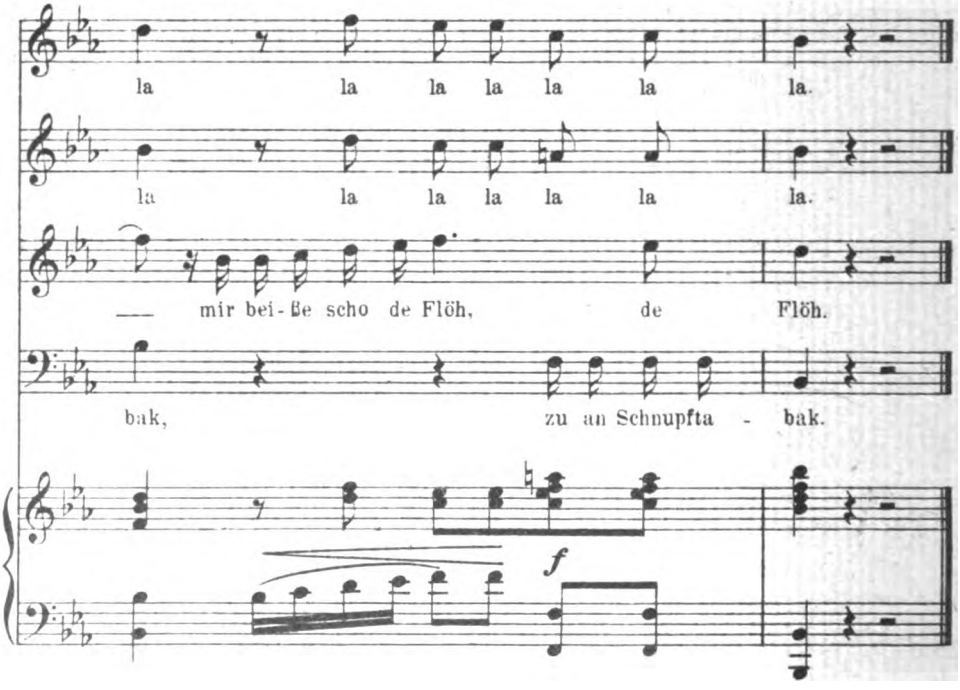




Digitized by Google




Digitized by Google




Stich u. Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Hans Thoma

Digitized by Google

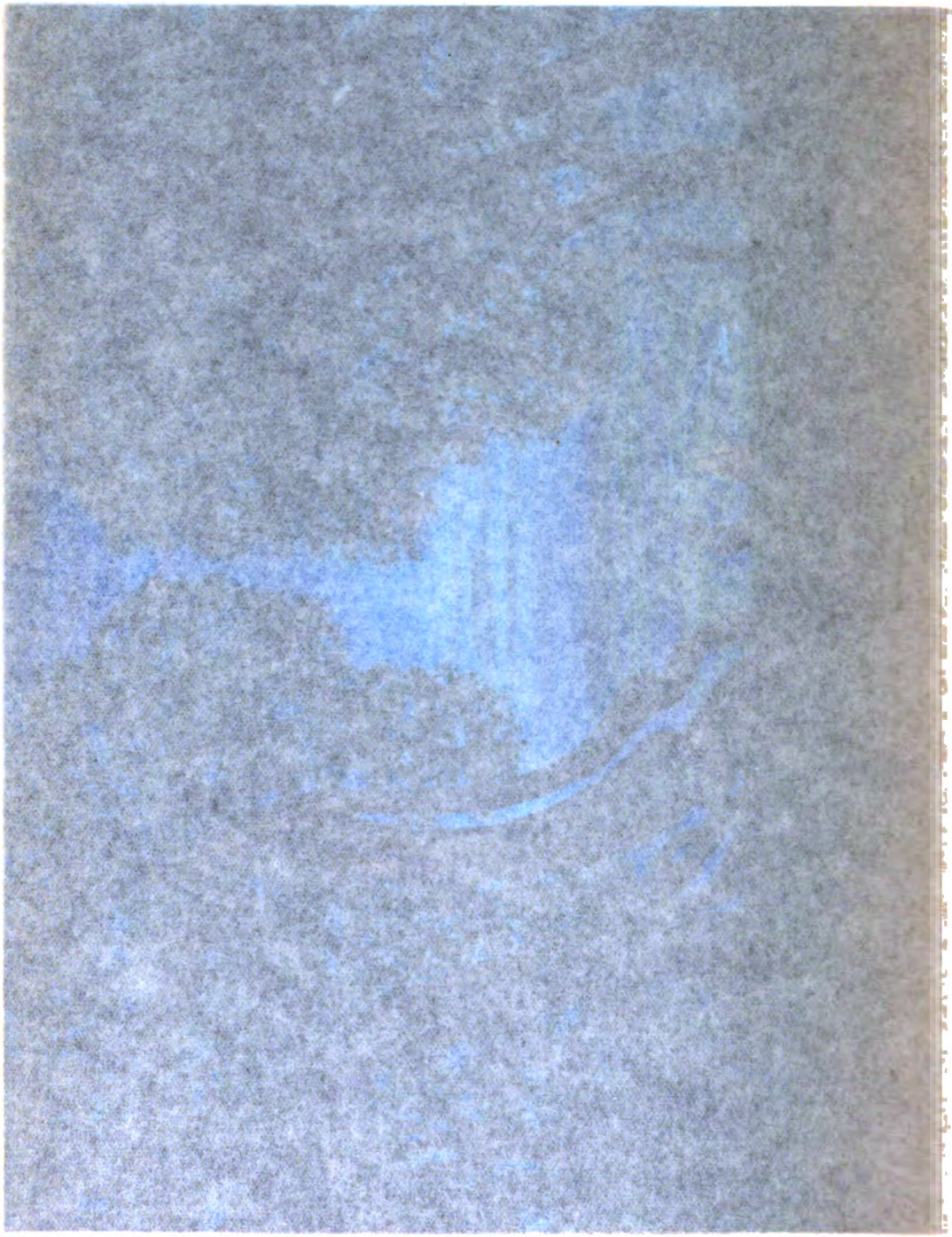
# Mißwirtschaft mit Geist

Wenn ich von der großen [illegible] Kunstwart an[illegible]be, wird mir immer [illegible] er [illegible], weil ich im Herzensgrund meine, [illegible] sei nichts dran; es ist, Gott sei Dank, was dran [illegible] der Selbstverständlichkeit stehen die vielen [illegible] Nachdruckung von Kunstwart-Aufsätzen, die nur mit [illegible] Arbeit ordentlich entdeckt werden können, durch [illegible] Schmarotzerei. Ganz besonders oder [illegible] wieder Neuheit. Seit bald zwanzig Jahren [illegible] Vorschrift des Gesetzes, der unser Urheberrecht [illegible], von einem [illegible] sonst bezahlt ich mich immer wieder, die Gedanken [illegible] lernen, daß alle [illegible] der [illegible] der Sozialdemokraten, hier auf einer [illegible] und, der nach [illegible] unsre ganze [illegible] verrecht, ist so ungeheuerlich, daß es [illegible] wenn die deutsche Bühne, sich [illegible] Das tut sie aber nicht. Bei dem, [illegible] wichtigste Manuskript-Kapital [illegible] zur Begründung einer [illegible] gutern vorbereiten möchte, steht [illegible] dann meint, das brauche nur [illegible] der Bühne mit messingenen [illegible] Das Manuskript schneidet.

Jetzt soll das Urheberrecht [illegible] es ist von einer Verlängerung [illegible] dreißig Jahre über den Tod hinaus [illegible] vorsieht in Ruhe, ein wie [illegible] Sonderrecht vom Tode des Verfassers [illegible] fünfundzwanzig, und das Honorar [illegible] sind etwa schon erworben [illegible] in sinnlosesten Spekulationsobjekt [illegible] Erbin, und Neid, Streit und Ent[illegible] viel größeren Ertrag seiner Lebens[illegible] so viel länger getan hat, profitieren noch zehn Jahre über deine Nachkommen [illegible] Ja bekommt ferner gerade die [illegible] also am langsamsten [illegible] früheren Tod, vielleicht erst drei [illegible] werden, haben nicht nur selber vor [illegible] sondern sie hinterlassen auch ihrer [illegible] Witwen, Mutter [illegible], [illegible] noch auf Ertrag haben sie nicht mehr [illegible] das Urheberrecht als solches? Verwandte [illegible] für den Nachlaß zu pfänden [illegible]



Digitized by Google



Digitized by Google

Jahrg. 23 Erstes Märzheft 1910 Heft 11

## Mißwirtschaft mit Geist

Wenn ich von der großen Wirkung höre oder lese, die der Kunstwart ausübe, wird mir immer süßsäuerlich zumut. Nicht etwa, weil ich im Herzensgrund meinte, das sei nur Gerede, es sei nichts dran; es ist, Gott sei Dank, was dran. Jedoch im Behagen der Selbstgefälligkeit stören die vielen Mißverständnisse und stört die Ausnutzung von Kunstwart-Anregungen, die nur mit gründlicher Arbeit ordentlich ausgeführt werden könnten, durch fingerfertige Schnellgeschäftmacherei. Ganz besonders aber lehrt mich etwas andres Bescheidenheit. Seit bald zwanzig Jahren schreibe ich gegen die Alleinherrschaft des Geistes, der unser Urheberrecht regiert, seit einem Jahrzehnt bemüh ich mich immer wieder, die Erkenntnis davon zu verbreiten, daß alle Kreise der deutschen Bildung, einschließlich sogar der Sozialdemokraten, hier auf einen kapitalistischen Leim gekrochen sind, der nachgerade unsre ganze Kultur überschleimt. Was hier besteht, ist so ungeheuerlich, daß es keine drei Jahre mehr leben könnte, wenn die deutsche Bildung sich einmal gründlich damit beschäftigte. Das tut sie aber nicht. Bei dem, was mir je länger je mehr als die wichtigste Kunstwart-Arbeit überhaupt erscheint, bei allem, was ich zur Begründung einer vernünftigen Volkswirtschaft mit Geistesgütern vorbereiten möchte, steh ich noch immer so gut wie allein. Man meint, das brauche nur die „Fachleute“ zu kümmern, was unsrer Kultur mit metallenen Seilen die Bewegung hemmt und in die Muskeln schneidet.

Jetzt soll das Urheberrecht wieder einmal „ausgebaut“ werden. Es ist von einer Verlängerung der Schutzfrist die Rede. Sie gilt dreißig Jahre über den Tod hinaus, sie soll fünfzig gelten. Beachten wir zunächst in Ruhe, ein wie wundersam logisches Ding in sich diese Schutzfrist vom Tode des Verfassers ab ist. Sie bedeutet: Stirb mit fünfundzwanzig, und das Wenige an Rechten, was du für Weib und Kind etwa schon erwerben konntest, wird ihnen zur Feier deines fünfundfünfzigsten Geburtstages konfisziert. Dagegen: Stirb mit achtzig, und Kind, Enkel und Enkelkind profitieren von dem ohnehin soviel größeren Ertrag deiner Lebensernte, nachdem du das selber soviel länger getan hast, profitieren auch von deinen Jugendwerken noch zehn Jahre über deine Jahrhundertfeier hinaus. Die Schutzfrist bedeutet ferner: gerade die tiefsten Schöpfer, deren Verständnis also am langsamsten durchdringt, deren Werke demnach, zumal bei frühem Tod, vielleicht erst dreißig Jahr später überhaupt rentabel werden, haben nicht nur selber von ihrem Urheberrechte sehr wenig, sondern sie hinterlassen auch ihrer Familie viel weniger. Als Hebbel, Ludwig, Mörike lukrativ wurden, lebten ihre Witwen noch, aber ein Recht auf Ertrag hatten sie nicht mehr. Das sagt die Schutzfrist, und das Urheberrecht als solches? Verwerte bloß, popularisiere, schlachte für den Kaufladen zu Pfundstücken aus, was jene organisch gestaltet



Digitized by Google

haben, verdünne ihren Geist zu Bettelsuppen und siede aus ihrem Gemüt Zuckerstangen, komme den Modeinstinkten oder komme dem Tier im Menschen entgegen, kurz: gib den Leuten nicht, was sie nährt und wachsen macht, sondern wonach ihnen der Gaumen lüstelt — dann hast du deine Bezahlung bar und profitierst vom Urheberrecht 10 bis 10 000 mal mehr als ein wirklicher Ur-Heber. Das Urheberrecht kann ja nur nach dem Tages-Marktwerte entschädigen.

Sollen wir daraus schließen, daß die Schutzfrist verlängert werden müsse? Nichts weniger als das!

Aber der Urheberschutz ist auch sonst noch ein sonderbares Ding. Das Geringste, was man von ihm verlangen könnte, wäre doch eigentlich, daß er zum größten Teil, wenn nicht den eigentlichen Schöpfern neuer Werte, so doch wenigstens den Verfassern neuer Werke zugute käme, den Poeten, Schriftstellern, Komponisten, Malern selber und ihren Angehörigen. Und nicht einmal das trifft zu. Sondern der geschäftliche Ausnutzer gewinnt mit seinen Nachkommen durch das Urheberrecht meist mindestens ebensoviel, wie die Autoren, und sehr oft wesentlich mehr, denn meist bleibt das Urheberrecht ja gar nicht in den Händen des Verfassers oder seiner Familie. Immer noch mehr: bei bedeutenden Werken, deren Wert langsam zur Geltung kommt, macht nicht einmal der Verleger selbst das Hauptgeschäft, der das Verdienst hat, es mit dem „schwierigen" Autor gewagt zu haben, sondern die machen's, die soundso viel Jahrzehnte später gerade im Besitze seiner Anstalt sind. Wer's nicht glaubt, prüfe einmal nach, wie viele der Urheberrechte, deren Verlängerung um weitere zwanzig Jahre man jetzt wünscht, auch nur dreißig nach dem Tode der Autoren tatsächlich noch Eigentum ihrer Erzeuger oder nur ihrer ersten Erwerber sind. Das Ergebnis wird ihn nicht erstaunen, sondern verblüffen, zugleich aber auch sehr nützlich aufklären und zu großer Fröhlichkeit über die Behauptung anregen, man wünsche die Verlängerung der Schutzfrist aus Gerechtigkeit gegen die geistig Schaffenden und ihre Kinder.

In Wahrheit ist das moderne Urheberrecht einseitig im Sinne des kapitalistischen Unternehmertums gebildet worden. Das ist ganz natürlich und besagt für keine Menschenklasse einen Vorwurf. Der Gedanke, daß auch das Eigentum an geistigen Werten geschützt werden müsse, tauchte auf und wuchs, während man im wirtschaftlichen Leben noch gar keine andern Analogien zum Schutz dieser Werte sah, als solche an materiellen Gütern: also nahm man sich diesen Schutz materieller Güter zum Vorbilde. Dazu kam, daß die wirtschaftlich Schwächeren, die Verfasser, sich mit den wirtschaftlich Stärkeren, den Unternehmern, bei dieser Auffassung verbünden konnten und so mehr Aussicht hatten, wenigstens etwas zu erreichen. Der Unternehmer ward auch deshalb der natürliche Führer, weil er von wirtschaftlichen Dingen mehr als die Autoren verstand. Unter den Autoren anderseits waren die Ausnutzer von Tagesmarktwerten größer an Zahl als die Schöpfer von geistigen Dauergütern, und so führten im Kreise der Autoren wiederum die Geschäftemacher. Weiter: Die eigentlichen Ur-Heber waren, wenn sie überhaupt aus ihrer Wohnung beim Zeus auf die Erde hinabstiegen, geschäftlich höchst harmlose



Digitized by Google

Leute, sie ließen sich willig von dem Schimmer von Idealismus blenden, der in dem schönen Worte vom „Schutz der Geistesgüter“ lag. Schließlich: die alte Freibeuterei war nachgerade wirklich ein unhaltbarer Skandal geworden, mit ihr verglichen war das moderne Urheberrecht in seinen Anfängen tatsächlich ein Fortschritt. So kam alles zusammen, um die Entwicklung in die Richtung der kapitalistischen Auffassung zu leiten, in die Richtung, die schließlich mit dem wundervollen neuen Urhebergesetz für bildende Kunst und Photographie sogar dem Abphotographierer von Abphotographiertem nicht nur Technikerschutz, sondern ganz richtigen Ur-Heber-Charakter zusprach. Ich wiederhole: unter dem einhelligen Beifall aller Parteien, auch der sozialdemokratischen. Erst in der letzten Zeit kommt langsam Zeichen nach Zeichen dafür, daß es nicht nur in den Autoren- und Künstlerköpfen bei Betrachtung dieser Art von Urheberrecht heller wird, nein, daß man auch den Schaden zu ahnen beginnt, den man dadurch unsrer Kulturentwicklung zufügt. Ausnahmen immer zugegeben, verhält es sich ja so: erst wenn neue Geisteswerte dreißig bis hundert Jahre *abgestanden* sind, können sie im Volke ohne geschäftliche Hemmungen genutzt werden. Bis dahin verfügt über Verbreitung oder Zurückhaltung der geistigen Erwerbungen der Nation der Besitzer des Urheberrechts, d. h.: in neunzig von hundert Fällen fördert oder hemmt unsre Geisteskultur nach rein kaufmännischen Erwägungen ein Geschäftsmann. Wie die Dinge liegen, darf er das nicht nur, muß er's oft.

Fragen wir uns: welche Faktoren kommen rein *aus der Sache heraus* für ein gutes Urheberrecht in Betracht? Erstens: die Interessen der Allgemeinheit. Zweitens: die der Urheber. Drittens: die der Gewerbe und Industrien, die bei der Ausnutzung dieser Werte beteiligt sind.

Die Interessen der *Allgemeinheit* sind die wichtigsten. Sie haben, wie bei jedem vernünftigen Rechte andrer Art das Privateigentum zu *beschränken* und zu *ergänzen*. Im Interesse der Allgemeinheit liegt, daß bedeutsame neue Werte mit möglichst geringen Hemmungen schnell aufgenommen, schnell *verarbeitet* werden. Anderseits: daß Urheber von besonderen nützlichen Fähigkeiten diese Fähigkeiten möglichst wenig behindert zur Erzeugung von Werten *betätigen* können. An Werten, wie sie zuhauf entstehen und ebensogut durch andre ersetzt werden können, an Dutzend- und Großwerten besteht nur das Privatinteresse ihrer Besitzer. Daraus geht hervor: es liegt im Interesse der Allgemeinheit, daß über den allgemeinen Verfasserschutz hinaus die Schöpfer wichtiger geistiger Werte nach Möglichkeit und Menschenein sicht unabhängig gemacht werden vom Tages-Marktwert.

Die Interessen der *Urheber* sind, vor allem, nicht schlechthin dieselben wie die der *Besitzer* der Urheberrechte. Abgesehen von dem Unterschiede zwischen Tages- und Dauerwert: es kommen bei den Urhebern für die bessere oder schlechtere Verwertung Fähigkeiten oder Unfähigkeiten geschäftlicher Art in Betracht, die bei Denker- und Künstler-Naturen ganz außerhalb ihres geistigen Zentrums liegen und jetzt doch oft genug über die Entlohnung der Denker



Digitized by Google

und Künstler und damit über die Sicherung und Förderung ihrer wesentlichen Arbeit entscheiden.

Die Interessen der beteiligten Gewerbe und Industrien schließlich sollten nicht, wie bisher, vorzugsweise nach den Wünschen derer auf die Gesetzgebung wirken, die heute schon mit Urheberrechten beteiligt sind, sondern nach den gemeinsamen Interessen aller, die bei der Verwertung geistiger Güter sich beteiligen könnten. Es liegt auf der Hand, daß die Möglichkeit freierer Verwertung von Urheberrechten im Interesse dieser Gewerbe und Industrien liegt, wie zum Beispiel von den Werken jedes bedeutenden Mannes bei ihrem „Freiwerden" statt der bisherigen einen mehrere Ausgaben und in größeren Auflagen als vorher zu erscheinen pflegen. Gäbe es überhaupt keine Urheberrechte (was uns natürlich nicht etwa erstrebenswert schiene), so verhielte sich's bei den einzelnen Buch-, Bild-, Noten-Ausgaben, wie jetzt zum Beispiel bei den Werken der Klassiker: Güte, Schönheit und Preis der Ausgabe würde sich durch eine nirgend privilegierte Konkurrenz um die Nachfrage allein regeln können; es gäbe billige und teure verschiedener Art.

So tut meiner Meinung nach nicht ein Ausbau des Urheberrechts not, sondern ein Umbau. Das Schönste ergäbe ja vielleicht von Grund auf ein Neubau. Aber historisch Gewordenes von so tiefgreifender Bedeutung kann schon der Übergangszeit wegen nicht einfach abgerissen werden. Immerhin dürfen wir versuchen, uns einen hemmungslos entstandenen Neubau vorzustellen, um den Umbau mehr und mehr so einzurichten, daß er ihm ähnlich werde.

Ich bitte nun: die folgenden Gedanken zu Ende zu lesen, ehe man sie beurteilt, da manches einzelne ohne seine spätere Ergänzung unverständlich oder unverständig erscheinen wird.

I. Das Urheberrecht wird nicht bis zu einem bestimmten Zeitpunkte nach dem Tode des Verfassers geschützt, sondern eine bestimmte Zeit vom Erscheinen des Werkes ab.

Damit wird auf den Urheberschutz auf unsern Gebieten übertragen, was bei dem Patent- und Musterschutz schon längst gilt. Wie verwunderlich würde es dem Ingenieur vorkommen, wenn ein Patent bis zu dem und dem Jahre „nach dem Tode des Erfinders" geschützt werden sollte! Es ist nur ein Zeichen für das Gesetz der Trägheit und die Macht der Gewohnheit, daß wir die Schutzfrist der Privilegien auf urheberrechtlichem Gebiete nicht nach denselben natürlichen Grundsätzen regeln wie auf dem des Patentrechts. Beim Rechnen der Schutzfrist vom Erscheinen des Werkes ab wird der Urheberschutz in Zusammenhang mit dem Wirken dieses Werkes und seiner Ausbreitung im Kulturganzen gehalten, während der frühere oder spätere Tod des Urhebers hierzu ja in gar keiner inneren Beziehung steht, also in der Kulturentwicklung nur „Zufall" ist. — Neue Fassungen und Veränderungen desselben Werkes würden als solche natürlich wieder von ihrer Veröffentlichung ab geschützt. — Unter vielen andern Vorteilen ergäbe sich aus dieser grundsätzlichen Änderung auch die: daß die Urheberrechte nach dem Tode der Verfasser ihren



Digitized by Google

Besitzern nicht mit einem Schlage, sondern erst nach und nach entzogen würden.

2. Das Urheberrecht kann nicht dauernd übertragen werden, sondern nur auf einen beschränkten Zeitraum.

Bei dem Anthologieparagraphen des jetzigen Urheberrechts für Werke der Literatur ist auf meine Eingabe hin noch in der dritten Reichstagslesung eine Bestimmung aufgenommen worden, daß der Urheber persönlich eine Genehmigung zu erteilen habe, nicht also der Inhaber des Urheberrechts. Ich schlage nun eine weitere und wichtigere Beschränkung des Urheberrechts gerade im Interesse der Urheber selber vor. Analogien gibt es auch zu ihr, zum Beispiel im Erbpachtrecht, nur daß sich's da natürlich meist um weit längere Zeiträume handelt. Künstler und Gelehrte sind selten Geschäftsmänner, und wenn sie es sind, so pflegen sie, zumal im Anfange ihrer Tätigkeit, unter wesentlich ungünstigern wirtschaftlichen Verhältnissen zu stehen, als die geschäftlichen Verwerter ihrer Tätigkeit: sie pflegen dann, um überhaupt publiziert zu werden, „auf jeden annehmbaren Vorschlag" einzugehen. Es gibt zum Beispiel Kunstverleger, die Kapitalien aus Urheberrechten schöpfen, die sie ihrer Zeit gegen ein paar Mark, ja gegen ein paar Abzüge von Photographien erworben haben. Diese Übelstände würden wesentlich verringert, wenn ein Urheberrecht überhaupt nicht dauernd, sondern nur auf eine angemessene Zeit vergeben werden könnte, kurz vor deren Ablauf erst eine Verlängerung zulässig wäre. Ich würde etwa fünfzehn Jahre für die erste, zehn Jahre für weitere Abmachungen als Maximum vorschlagen. Fünf Jahre betrug früher die Schutzfrist der Photographie, und diese Zeit schien den Unternehmern genügend, um große Veröffentlichungen, wie beispielsweis die Museal-publikationen von Braun und Hanfstängl, auf sie zu gründen. Setzen wir diese Schutzfrist auf das Doppelte oder Dreifache an, so läßt sie eine geschäftliche Ausnutzung sicher schon in sehr großem Umfange zu — auch jetzt wird schwerlich ein Verleger bei Übernahme eines Werkes mit noch längeren Fristen kalkulieren. Nach ihrem Ablaufe aber gäbe das Erlöschen des alten Vertrages eo ipso dem Autor die Möglichkeit, vom Käufer und Verwerter seiner Urheberrechte auf Grund der bisherigen persönlichen Erfahrungen und des nunmehr erreichten „Marktwertes" zu verhandeln.

3. Es wird von Reichs wegen ein Urheberamt errichtet, dessen Zweck es ist, die Wirkungen des Urheberrechts zu ergänzen.

Das hätte, wie vorhin angedeutet, nach zwei Seiten hin zu geschehen. Einerseits: den Urhebern größerer Werte als solcher, die mit der Bezahlung zum Tages-Marktpreis ihren Lohn dahin haben, müßte sorgenfreie Arbeit mit ihren besten Kräften ermöglicht werden. Anderseits: Werte, welche die Gegenwart geboren hat, müßten von den Hemmungen befreit werden, die jetzt ihre Verbreitung hindern, bis sie verblaßt, gealtert und erlahmt sind. Ankauf von Urheberrechten zum Freigeben an die Allgemeinheit (bis auf eine noch zu erwähnende Beschränkung), Renten an Geistesarbeiter usw. wären die Mittel dazu. Bescheidene Ansätze



Digitized by Google

zu solchen Einrichtungen haben wir schon, sehr bescheidene allerdings. Auch zu dem Erwerben und Freigeben von Urheberrechten sind die ersten Analogien in dem Erwerben und Freigeben allgemeinnützlicher Patente schon da.

Aber: wer soll außer dem allgemeinen Urheberschutz noch die besondere ergänzende Förderung der Nation genießen? Nichts wäre falscher, als von irgendeinem „Kenner"-Standpunkte aus die Werte zu messen. Die Aufgabe ist, die nützlichen Begabungen *jeder* Art und Richtung zu fördern und geeignete gute Werke für *jede* Bildungsschicht verbreiten zu helfen. Wo das zutrifft, darüber werden die Meinungen in den allermeisten Fällen weit auseinandergehn. Ich denke für das Urheberamt *nicht* an eine Reichstagskommission, behalte mir vielmehr vor, über seine Berufung und Organisation zu sprechen, sobald man dem Gedanken überhaupt näher tritt. Nehmen wir aber einmal an, das „Urheberamt" *sei* eine Reichstagskommission. Mag man über ihre „Intelligenz" dann so viel spötteln, wie das die Gegner irgendwelcher Kommissionsbeschlüsse über die Intelligenz der betreffenden Kommission immer so gern tun, eins ist doch mindestens sicher: sie besteht aus einer Anzahl älterer Männer von einer Bildung, die immerhin *über dem Durchschnitt* steht, sie wird also besser beurteilen als der freie Markt mit seiner Mehrheit von Kindern, Unmündigen und an Bildung Ärmsten, wird also die Geldverteilung durch den Markt immerhin mit höherer Intelligenz ergänzen. Die eigentliche Schundliteratur zum Beispiel würde auch kein Reichstagsausschuß je auszeichnen. Dann: es müßte für *Minoritäten*-Vertretung gesorgt werden. Vielleicht derart, daß die verfügbaren Gelder *proportional* den Stimmen zur Verwendung kämen, vielleicht in andrer Weise. Ruft man: fürchtest du keine Cliquen?, so frage ich: welche menschliche Einrichtung kann *nicht* klüngelmäßig mißbraucht werden? Ich habe trotzdem noch nicht gehört, daß man keine Stücke aufführen und keine Ausstellungen machen, keine Bauten vergeben und keine Preise ausschreiben, ja, keine Lehrer, Pfarrer, Beamte, Offiziere ernennen, keine Rechtsanwälte, keine Ärzte zulassen solle, weil bei all dem Unsachliches vorkommen kann. Ist eine Einrichtung alles in allem nützlich, so ist sie zu schaffen und dabei so gut gegen Mißbrauch und „Gemenschel" zu schützen, wie man's halt kann. Bei jeder Zusammensetzung werden Irrtümer und Mißgriffe vorkommen. Aber die Irrtümer können hier am heutigen Zustande *nichts verschlechtern*, während ein jeder Beschluß, der Gutes förderte, einen Fortschritt über den Zustand von heute hinaus bedeuten würde.

4. Die Geldmittel zu solcher Urheberpolitik werden bereitgestellt vom „*Urheberschatz*".

Wir stellen heutzutage für Ausgrabungen, die also dem *Wissen* von einer *fremden* Kultur der *Vergangenheit* dienen, bereitwillig (und mit Recht) hohe Summen zur Verfügung. Wir wendeten zum Beispiel in dem einzigen Jahre 1899 über eine halbe Million Mark (und mit Recht) allein an das preußische Kunstgewerbemuseum in Berlin. Mir schiene es ein Zeichen ungeheuerlichen Unterschätzens der Aufgabe, wenn das ganze Deutsche Reich



Digitized by Google

zur Stärkung, Sicherung und Ausnutzung der Urheber-Tätigkeit auf allen Gebieten seiner Kultur jährlich nicht einmal halb soviel aufbringen wollte, wie Preußen für ein einziges Kunstgewerbemuseum. Kommt hier doch auch die materiell wirtschaftliche Stärkung unserer Kraft in der Gesamtheit der Völker, also unsre Konkurrenzfähigkeit im Auslande für jeden Weitblickenden in sehr hohem Maße in Betracht. Aber vielleicht wäre solche Zahlung nur teilweis und nur zunächst erforderlich, denn wenn die Lebenden versagen, können die Toten helfen. Man besteuere zugunsten des Urheberschatzes jede Neuausgabe und jede Aufführung eines bis jetzt „freien" Werks mit einem ganz kleinen Prozentsatze vom Reingewinn. Ist einmal Reingewinn erzielt, so kann dann jeder Verleger und jedes Theater zusteuern; und doch ergäben schon zwei Mark von jedem Hundert, die mit freigewordenen Werken verdient werden, Summen, die recht weit reichen würden.

Ich komme zum Anfang zurück. Was ich hier gesagt habe, ist der kurze Auszug aus Gedanken, mit denen ich mich seit mehr als zwei Jahrzehnten beschäftigt und von denen ich in einem Dutzend von Kunstwartaufsätzen und in wohl einem halben Dutzend von Eingaben an Reichstag und Bundesrat gesprochen habe. Beachtet hat man's nur bei Einzelheiten. Wo ich irre, zeige man mir's, wo man bessere Vorschläge weiß, da mache man sie. Wollen wir Deutschen die ersten sein, die die rein kaufmännische Wirtschaft mit Geistesgütern brechen oder wollen wir als einzigen Regulator den Tages-Marktpreis, wie bei Schmalz und Schweinefleisch, so auch bei Geistesschöpfungen belassen?

Wer mehr über den Gegenstand zu lesen wünscht, kann das in einer Dürerbundflugschrift „Urheberschutz und Urheberschatz", welche eine Anzahl meiner Kunstwartaufsätze aus diesem Gebiet zusammenfaßt. Zum Schlusse für heute zwei Bitten. Schöne Literatur, Tonkunst, bildende Kunst sind ja immerhin einigermaßen wichtige Dinge. Dennoch: die heute wieder erwähnten Bedenken und Wünsche berühren nicht etwa eine Volkswirtschaft mit „ästhetischen" Gütern allein, sondern sie erstreben eine Reformation unserer Volkswirtschaft mit allen geistigen Neuwerten, die sich irgendwie sichtbar ausdrücken, also auch die aller Wissenschaften und Techniken. Zweitens: auf Kritik sind meine Gedanken nicht nur gefaßt, sondern sie bitten darum, wie sie das schon seit zehn Jahren getan haben. Ohne bis jetzt mehr als Bedenken über irgendein Stellchen von irgendeinem Interessentenstandpünktchen aus zu erlangen. Nicht, ob man diese oder jene Tür, auch nicht, ob man dieses oder jenes Zimmer so oder so bauen will, ist vorläufig die Frage, sondern vor allem: ob man überhaupt bauen will. A



Digitized by Google

# Paul Heyse

## Zu seinem achtzigsten Geburtstag*

Das erste Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts, in Paul Heyses Leben das achte, hat dem Lebenswerk des unermüdlichen Dichters noch eine Anzahl neuer Arbeiten angereiht; dem Charakterbild seines Schaffens konnte es jedoch, begreiflicherweise, neue Züge nicht einfügen. Trotzdem darf die Würdigung Heyses heute von anderm Gesichtspunkt ausgehen, als vor zehn Jahren. Er selbst brauchte sich nicht zu ändern; die Zeitstimmung tat es. Im einzelnen hat noch alles seine Geltung, was eine unparteiische Betrachtung seiner Werke zur Zeit seines ersten Alters-Gedenktages in ihnen fand. Nur wird der andere Ausgangspunkt wenn nicht zu einem wesentlich andern Endpunkt, doch zu einer helleren Schlußbeleuchtung führen.

Mit siebenzig Jahren stand Paul Heyse noch mitten zwischen doppelter Verkennung. Der älteren Generation galt er noch vielfach als ein Dichter größten Stils, als eine Art Goethenachfolger, von etwas kleinerer Statur zwar, doch immerhin als eine nah verwandte Natur. Den Jüngsten aber war er, der ja seinerseits auch kräftig gegen Jüngstdeutschland gefochten hatte, eine allbereits vollkommen überwundene Größe, bestenfalls noch ein Gegenstand grimmigen Literatenspottes. Wer unbefangen urteilte, für den ergab sich aus beidem die Pflicht, der beiderseitigen Übertreibung zu wehren.

Heut, vor Heyses Achtzigstem, ist der Kampf der Meinungen längst vorüber. Die „Moderne“ ist schon fast genau so tot wie die Epigonendichtung. Des greisen Dichters Persönlichkeit trat ganz in den Hintergrund, und zwar nur zum Teil durch den Kursrückgang seiner Arbeiten bei der deutschen Bücherbörse, zum andern Teil durch die außerordentliche Zurückhaltung, deren er seit Jahren persönlich sich befleißigt. Die meiste Zeit wohnt er an seinem geliebten Gardasee. Und wenn nicht gerade einmal ein Plagiat an ihm verübt wird oder verübt scheint oder ein alter Anhänger ihn, wie es jüngst geschah, für den Nobelpreis vorschlägt, so wird die Öffentlichkeit kaum mehr an ihn erinnert. Dabei fühlt er sich offenbar so wohl, wie das hohe Alter irgend erlaubt, und manchmal, beispielsweise wenn die Kunde von hysterischen Büchern „der Saison“ zu ihm dringt, ist er vielleicht ganz zufrieden, daß in diesen Zeitläuften seine Werke nicht sehr à la mode sind.

Da die alte schädliche Überschätzung, die schließlich vor zehn Jahren doch verhältnismäßig am nachdrücklichsten abzulehnen war, nun nicht mehr im Schwang ist, werden die Vorzüge dieser Kunst nach der nötigen Eingrenzung jetzt wieder eher hervortreten.

Elementares darf man bei Paul Heyse nicht suchen: dies bleibt

---

* Wir haben Heyse schon zweimal die „Losen Blätter“ eines Kunstwartheftes gewidmet (XI, 5 und XIII, 11). Nur aus diesem Grunde unterlassen wir das diesmal. — Alle Bücher Heyses sind jetzt im Cottaschen Verlage vereinigt.



Digitized by Google

das wichtigste Gebot an den, der ihm gerecht werden will. Seine einst viel gerühmte „Abgeklärtheit“ ist nicht durch Kampf erworbene, sondern angeborene, durch den Mangel an elementarer Düsternis oder goethisch: Dämonie bedingte Klarheit. Sein Lebenswerk handelt allenthalben von einer wohl-arrangierten Menschenwelt, darinnen (ungeachtet des freigeistigen Wesens) eine schöne, freundliche Ordnung herrscht. Sie läßt im Leser nie ganz ernstlich ein mitfühlendes Bangen um das Schlimmste aufkommen, erhält ihm vielmehr dauernd eine geheime Zuversicht, daß allemal alles sich noch zum besten, mindestens zum Glimpflichen wenden werde.

In einer Auseinandersetzung mit moderner Gegnerschaft lehnt der Dichter die freilich höchst anfechtbare Forderung ab, daß die Dichtung sich in den Dienst der Zeit stellen solle, und fährt fort: „Nein, werte Herren, das Höchste, was der Dichter tun kann, um an den großen Aufgaben der Kultur mitzuhelfen, wird immer nur die Klärung und Vertiefung der sittlichen Begriffe sein, die Erziehung des Herzens, mit welchem der einzelne sich an den Kämpfen der Zeit beteiligt.“ Die Anschauung wird man gern gelten lassen. Man wird sogar mit Freuden anerkennen, daß Heyses Dichtung vielfach an der verdienstlichen Erziehung des Herzens mitarbeitete. Nur kann darin von einer Vertiefung der sittlichen Begriffe nichts Bemerkenswertes gefunden werden. Oft genug wird ein Herzenskonflikt auf vielversprechende Weise aufgestellt und auch eine Strecke weit innerlich fortentwickelt; früher oder später aber, sobald die Angelegenheit der elementaren Gegend nahe kommt, pflegt der Spielleiter in den Organismus seines Spieles einzugreifen, um es zu einem befriedigenden Ende hinzuschieben. Was ernst begonnen, wird oft launig abgeschlossen.

Der dreißigjährige Heyse spricht mit Überzeugung gegen die weiche Schönseligkeit des mißverstehenden Idealismus, gegen dessen „Abkehr von der kalten und unsanften Wirklichkeit der Dinge“. In der dichterischen Tat jedoch berücksichtigt er diese unsanfte Wirklichkeit nur selten und dann meist nur im Hintergrund oder in eingelegten Gesprächen, statt in den wesentlichen Schicksalen seiner Menschenkinder. Mit einer gewissermaßen großartigen Einseitigkeit überschätzt er die Bedeutung der Geschlechterliebe für die Ganzheit des menschlichen Lebens. Liebe, Liebe bildet den wahren Gegenstand all seiner Werke. Auch großgedachte Prosadichtungen wie der Münchner Künstlerroman „Im Paradies“ oder der Weltanschauungsroman „Kinder der Welt“ stellen sich ihrer Handlung nach als reine Liebegeschichten dar.

Gelegentlich tritt eine sentimental-platonische Liebe auf, die trotz kluger Einkleidung des Sentimentalen den unmännlichen Zug dieser ganzen idealisch-erotischen Einseitigkeit verräterisch beleuchtet. Und innerhalb dieses einen Stoffgebietes wird nicht eben in die tiefsten Problemtiefen gegraben. Die äußere Vielgestaltigkeit der Fälle hindert nicht, daß durchweg eine ziemlich gleichartige Liebe herrscht, ein unzerlegbares, maßvoll verklärtes Gefühlsphänomen, das auch in den unrastigsten Herzen, in den kritischsten Köpfen jahrelange Trennung unerschüttert überlebt. Liebe wie Gegenliebe wird in Heyses Paaren



Digitized by Google

gemeiniglich sehr rasch entzündet. Liebende, die scheinbar hoffnungslos auseinander gerieten, werden sehr oft glücklich wieder zusammengeführt. Die Frauen müssen bei Heyse, unbeschadet ihrer sittlichen Tüchtigkeit, mit ihrer Neigung leichter und öfter der angreifende oder der entscheidende Teil sein, als gewiegte Kenner des ewigen Kampfspiels für erweislich oder nur wahrscheinlich halten. Und der Zufall, der liebenswürdige, hilft viele Male das Getriebe regieren, des Schicksals Niedertracht korrigieren.

Man muß sich vergegenwärtigen, was Paul Heyse von der Dichtkunst wollte und nach Anlage und Erfahrungen von ihr wollen konnte; dann wird man in dem wohlumgrenzten Raum die Berechtigung seines Werkes nicht verkennen. Für persönliches Gedeihen, Ausbildung, Erfolg des Schaffens waren ihm von Haus aus glückliche, unverwickelte Lebensumstände gegönnt. In erster Linie bestimmte natürlich die angeborene Natur, die nichts Titanisches haben konnte, seinen künstlerischen Weg; doch wirkten diese günstigen Vorbedingungen und die herrschende Kunstanschauung der literarischen Epigonenzeit gewichtig mit, daß sein Schaffen sich so gestaltete, wie wir es kennen.

Die epigonische Kunst setzte stillschweigend voraus, daß die Illusionswilligkeit des Lesers gleichsam nach einem geheimen Abkommen vornehm über die Lücken in der Lebenswahrscheinlichkeit hinweggehe, da das Ziel der „Schönheit“ ohne solches Opfer nicht erreichbar schien. Als der junge Heyse vor nunmehr sechzig Jahren mit seinen ersten Werken an die Öffentlichkeit trat, stand das Epigonentum, für die heutige Anschauung nur unwesentlich gespalten als Klassizismus und Nachromantik, in verhältnismäßig bester Kraft. Das mißverstandene Klassikerideal — Form- oder Gefühlsharmonie um jeden Preis, auch um den Preis der Wahrheit — mußte auf die bildsame Jünglingsseele einwirken. Doch wurde sie durch die eigne Natürlichkeit und durch das bleibende Vorbild Goethe vor der Erstarrung wie vor der Entartung bewahrt. So hat Heyse dazu beigetragen, das Erbe der Klassiker, das er nicht umformen und mehren konnte, zu popularisieren. Er ward der repräsentierende Erzähler, im besondern der Novellist des wohlhabend gewordenen deutschen Bürgertums zwischen der Revolution und dem deutsch-französischen Krieg und wußte sich auch darüber hinaus noch lange Gehör zu verschaffen.

Als den Vertreter einer geschmackvollen und keineswegs gefühlsarmen Gesellschaftskunst, als einen Novellenerzähler von viel Erfindung und teilweise (in jüngeren Jahren) auch von nicht geringer Lebensfrische, von heilsamer Heiterkeit des Wesens, von anmutiger Vollendung der äußeren Form, als einen idealistischen Bildungsdichter, der namentlich der Frauenwelt noch manches zu geben hat, dürfen wir den Hochbejahrten noch heute anerkennen. Eine Auswahl seiner Novellen, dazu ein paar erlesene Proben seiner zarten Lyrik werden gewiß ihn und uns überdauern. Willy Rath



Digitized by Google

# Lose Blätter

## Aus Charles de Costers „Tyll Ulenspiegel und Lamm Goedzak"

[Haben wir uns ein letztes Mal von einem modernen Niederländer, von Maarten Maartens, in die modernen Niederlande führen lassen, so folgen wir heute einem toten in das Flandern, das seine Freiheit von den Henkern der spanischen Inquisition erficht. Da der Name unseres heutigen Führers, Charles de Coster, sowohl in der neuesten Auflage des Meyerschen wie der des Brockhausschen Konversationslexikon noch fehlt, so werden einige Daten über sein Leben am Platze sein. Coster war geboren am 20. August 1827 in München. Er siedelte dann mit seiner Familie nach Brüssel über, studierte, und lebte nun, schlecht genug, von seiner Feder. 1858 hatte er einen bescheidenen Erfolg mit seinen „Légendes Flamandes" und zehn Jahre später mit den „Contes Brabançonnes". Der Ulenspiegel ist im Jahre 1867 erschienen. Coster hatte, um sich ganz den Vorarbeiten zu diesem, seinem Lebensbuche widmen zu können, eine Stellung an den Staatsarchiven aufgegeben. Da er sich derart seiner Einnahmen begeben hatte, und da ein materieller Erfolg des „Ulenspiegels" ausblieb, so geriet Coster in Schulden und starb, von seinen Gläubigern gehetzt, am 7. Mai 1879. In diesem armen Leben aber wuchs eine Perle, die wie man ja sagt, von Tränen lebt und nur durch Tränen schön wird: eben der Ulenspiegel.

Ein französischer Novellist hat einer Sammlung gedrängter Skizzen eine eigentümliche Einteilung gegeben; er vereint eine charaktergleiche Menge von Skizzen zu einer Gruppe und überschreibt solche Gruppen: spanische Schule, deutsche Schule usw. In dieser Art der Charakterisierung wäre Costers Buch zu bezeichnen als: niederländische Schule, Glanzzeit, jedoch zeigen die Bilder nicht eine einheitliche Manier, sondern erinnern an die Art gar vieler Meister. Hier ist Rubens, „der Blut unter seine Farben mengte"; hier ist Rembrandts Geisterdunkel; dieser freundliche Hausdurchblick, dieses Pferd, das sich vom Himmel abhebt, gehören Pieter de Hooch und Wouwerman; auch Teniers ist vertreten, der den Blick in die Tiefendimension seines Bildes durch kleine Unanständigkeiten zu ziehen liebt; dieses friedvolle Städtebild hat man bei dem unvergänglichen Vermeer van Delft schon einmal gesehen, und diese ungeheuerliche Fresserei bei Jordaens. Wie man eine Galerie ansieht, so wolle man das Buch lesen: hier einige zwanzig Seiten und da einige zwanzig Seiten, aber nie zu viel auf einmal.

Da der Gegenstand so ganz und gar deutsch ist, so gibt die Übersetzung aus dem Französischen ins Deutsche dem Ulenspiegel sein natürlich Gewand zurück, und das ist verdienstlich. Wir empfehlen von den beiden — es sind gleich zwei auf einmal gekommen — die bei Diederichs in Jena erschienene, der wir auch unsre Probe entnehmen.

Wenn man jetzt lobt, lobt man immer im Superlativissimus; so hat man auch den Ulenspiegel „die flandrische Bibel" genannt. Das ist geschmacklos und erdrückt den Ulenspiegel. Muß denn schon verglichen werden, dann vergleiche man diesen Sang von Not und Sieg der Flan-



Digitized by Google

dern mit der niederländischen Volkshymne, der Belagerung von Bergen op Zoom. Wie diese beginnt es als Tanzmusik, schreitet fort zum klingenden Spiel der Männerschlacht und verklingt in die Unendlichkeit. — Die beigegebene Probe wiederholt als Teil diese Struktur des Organismus. Ulenspiegel und sein dicker Genosse, Lamm Goedzak, die als Boten für den Oranier im Lande werben, sind in eine Falle der Spanier geraten. Aber die Spanier sind betrogene Betrüger: sieben von einem Glaubensgenossen heimlich zur Hilfe herbeigerufene Metzger erwärmen ihre langsam aufkochende Flandernwut an dem eintönigen Klingerliede und hauen die Freunde heraus. Auch dieser, wie eine abgeschlossene Novelle wirkende Ausschnitt beginnt in Tanzrhythmen und endet in Sturmmusik. Friedrich Kuntze]

In Harlebeke schaffte Lamm neuen Vorrat von Ölkuchen an, aß deren siebenundzwanzig und tat dreißig in seinen Korb. Ulenspiegel trug seine Käfige in der Hand. Gegen Abend kamen sie nach Kortrijck und stiegen in der Herberge „zur Biene“ ab, bei Gillis van den Ende, der sogleich an die Tür kam, als er den Lerchensang hörte.

Da war alles eitel Zucker und Honig für sie. Nachdem der Wirt des Prinzen Briefe gesehen, übergab er Ulenspiegel fünfzig Karolus für den Prinzen und wollte weder für die Truthenne, die er ihnen vorsetzte, noch für den Doppel Klauwaert, mit dem er sie tränkte, bezahlt sein. Auch warnte er ihn vor den Spionen des Bluttribunals, die in Kortrijck wären, derhalben er seine und seines Gefährten Zunge wohl im Zaum halten solle.

„Wir werden darauf achten“, sprachen Ulenspiegel und Lamm.

Und sie verließen die Herberge.

Die untergehende Sonne vergüldete die Giebel der Häuser. Die Vögel sangen unter den Linden, die Gevatterinnen schwätzten vor ihren Türschwellen, und die Kinder wälzten sich im Staube.

Ulenspiegel und Lamm streiften aufs Geratewohl durch die Gassen.

Plötzlich sagte Lamm:

„Martin van den Ende sagte mir auf meine Frage, ob er eine Frau ähnlich der meinen gesehen habe — ich machte ihm ein Bild meiner Liebsten — daß bei der Stevenyne auf der Brügger Landstraße vor der Stadt im „Regenbogen“ eine große Zahl Frauen seien. Sie vereinigten sich dort alle Abende. Ich gehe flugs dorthin.“

„Ich werde sogleich nachkommen“, sprach Ulenspiegel. „Ich will mir die Stadt anschauen; so ich deiner Frau begegne, werde ich sie dir alsbald schicken. Du weißt, daß der Wirt dich ermahnt hat, zu schweigen, wenn anders dir deine Haut lieb ist.“

„Ich werde schweigen“, sprach Lamm.

Ulenspiegel strich nach Belieben herum. Die Sonne ging unter, und der Tag ging schnell zur Rüste. Ulenspiegel kam in die Pierpot Straetje, das Steintopfgäßchen. Allda hörte er melodisch die Laute spielen. Näher tretend, erblickte er eine weiße Gestalt, die ihn lockte, ihn floh und auf der Laute spielte. Und wie ein Seraph sang sie ein sanftes, langsames Lied, indem sie stehenblieb, ihn lockte und wiederum floh.

Aber Ulenspiegel rannte hurtig; er holte sie ein und wollte zu ihr reden; da legte sie ihm ihre nach Benzoe duftende Hand auf den Mund.

„Bist du ein Bauer oder ein Edelmann?“ fragte sie.



Digitized by Google

„Ich bin Ulenspiegel."

„Bist du reich?"

„Genug, um ein groß Vergnügen zu bezahlen, aber nicht genug, um meine Seele loszukaufen."

„Hast du keine Rosse, daß du zu Fuße gehst?"

„Ich hatte einen Esel, aber ich hab ihn im Stall gelassen."

„Wie kommt es, daß du allein bist, ohne Freund, in einer fremden Stadt?"

„Dieweil mein Freund seinerseits herumstreicht, wie ich für mich, du neugierig Schätzlein."

„Ich bin nicht neugierig", sagte sie. „Ist dein Freund reich?"

„An Fett", sagte Ulenspiegel. „Bist du bald fertig mit Fragen?"

„Ich bin fertig," sagte sie, „laß mich nun."

„Dich lassen?" sagte er. „Ebensogut könntest du Lamm, wenn ihn hungert, heißen, ein Gericht Fettammern stehen zu lassen. Ich will dich kosten."

„Du hast mich ja gar nicht gesehen", sprach sie. Und sie öffnete eine Laterne, die plötzlich einen Schein warf und ihr Antlitz erleuchtete.

„Du bist schön", sprach Ulenspiegel. „Hei, die goldige Haut, die sanften Augen, der rote Mund und der reizende Leib. Alles wird mein sein."

„Alles", sagte sie.

Sie führte ihn zur Stevenyne in den „Regenbogen" an der Landstraße nach Brügge. Ulenspiegel sah allda eine große Zahl Dirnen, die am Arm Rädlein von anderer Farbe als ihre Barchentkleider trugen. Diese trug ein Rädlein von Silberstoff auf einem Kleid von Goldstoff. Und alle Dirnen blickten sie eifersüchtig an. Beim Eintreten machte sie der Wirtin ein Zeichen, aber Ulenspiegel sah es nicht. Sie setzten sich zueinander und tranken.

„Weißt du," sagte sie, „daß wer mich geliebt hat, für allezeit mein ist."

„Schönes, duftendes Weiblein," sagte Ulenspiegel, „es wäre mir ein köstlicher Schmaus, allzeit von deinem Fleisch zu zehren."

Auf einmal erblickte er Lamm in einer Ecke; der hatte ein Tischlein mit Talglicht, einen Schinken und einen Krug Bier vor sich und wußte nicht, wie er sein Bier und Schinken zwei Dirnen streitig machen sollte, die mit aller Gewalt mit ihm essen und trinken wollten.

Da Lamm Ulenspiegel gewahrte, stand er auf, sprang drei Schuh hoch in die Luft und rief:

„Gelobt sei Gott, der mir meinen Freund Ulenspiegel wiedergibt! Zu trinken, Wirtin!"

Ulenspiegel zog seine Börse und sagte: „Zu trinken, bis dies alle ist." Und er ließ seine Karolus klingen.

„So wahr Gott lebt", rief Lamm und riß ihm behend die Börse aus den Händen. „Ich zahle, und nicht du. Diese Börse ist mein."

Ulenspiegel wollte ihm seine Börse mit Gewalt wieder abnehmen, aber Lamm hielt sie gut fest. Wie sie so miteinander rangen, der eine, um sie zu behalten, der andere, um sie zu entreißen, raunte Lamm ganz leise, in abgerissenen Worten: „Horch. Schergen drinnen ... vier ... kleines Gemach mit drei Dirnen ... Zwei draußen ... für dich, für mich ... Wollte rausgehen ... gehindert ... Frauenzimmer in Brokat ... Spionin ... Stevenyne Spionin!"



Digitized by Google

Derweil sie sich schlugen, hörte Ulenspiegel wohl zu und schrie: „Gib mir meine Börse, Taugenichts."

„Du wirst sie nicht bekommen", sprach Lamm.

Und sie packten sich beim Hals und bei den Schultern und wälzten sich auf dem Boden, dieweil Lamm Ulenspiegel seinen guten Rat gab.

Plötzlich trat der Wirt „zur Biene" herein und hinter ihm sieben Männer, die er nicht zu kennen schien. Er krähte wie ein Hahn, und Ulenspiegel trillerte wie eine Lerche. Da er Ulenspiegel und Lamm sich prügeln sah, sprach der Wirt zur Stevenyne: „Wer sind diese beiden?"

Die Stevenyne antwortete: „Taugenichtse, so man lieber trennen sollte, anstatt sie hier so großen Lärm aufführen zu lassen, ehe sie zum Galgen gehen."

„Er soll nur wagen, uns zu trennen," sagte Ulenspiegel, „o so werden wir ihn das Pflaster fressen lassen."

„Ja, wir werden ihn das Pflaster fressen lassen", sagte Lamm.

„Der Wirt, unser Retter", sagte Ulenspiegel Lamm ins Ohr.

Ein Geheimnis ahnend, stürzte sich der Wirt mit gesenktem Kopf in den Kampf.

Lamm warf ihm diese Worte ins Ohr: „Du unser Retter? Wie?"

Der Wirt gab sich den Anschein, Ulenspiegel an den Ohren zu schütteln, und sagte ganz leise zu ihm: „Sieben für dich . . . starke Männer, Metzger . . . muß gehen . . . zu bekannt in der Stadt. Wenn ich fort bin, 't is van te beven de klinkaert . . . Alles zerbrechen . . ."

„Ja", sprach Ulenspiegel, erhob sich und gab ihm einen Fußtritt.

Der Wirt schlug ihn seinerseits, und Ulenspiegel sprach zu ihm: „Deine Schläge fallen dicht, Dickwanst."

„Wie Hagel", sagte der Wirt, indem er Lamm behend die Börse fortriß und sie Ulenspiegel zurückgab.

„Spitzbube, zahle jetzt einen Trunk für mich, da du wieder im Besitz deines Vermögens bist."

„Du sollst trinken, schändlicher Taugenichts", entgegnete Ulenspiegel.

„Sehet, wie frech er ist", sagte die Stevenyne.

„So sehr wie du schön bist, Herzchen", sagte Ulenspiegel.

Nun war die Stevenyne gut sechzig Jahre alt und hatte ein Gesicht wie eine Mispel, doch ganz gelb von galligem Zorn. In der Mitte saß eine Nase gleich einem Eulenschnabel. Ihre Augen waren voller Habgier und ohne Liebe. Zwei lange Hauer stachen aus ihrem fleischlosen Munde und auf ihrer linken Backe hatte sie einen großen, dunkelroten Fleck.

Die Dirnen lachten, indem sie sich über sie lustig machten, und sagten: „Schätzchen, Schätzchen, gib ihm zu trinken. Er wird dich umarmen. Ist es lange, daß du deine erste Hochzeit hieltest? Hüte dich, Ulenspiegel, sie will dich fressen. Sieh ihre Augen, sie glänzen nicht von Haß, sondern von Liebe. Man könnte meinen, daß sie dich totbeißen will. Sei ohne Furcht. So machen's alle verliebten Frauen. Sie will nur dein Bestes. Sieh, wie sie zum Lachen wohl aufgelegt ist."

Und wahrlich, die Stevenyne lachte und zwinkerte der Gilline, dem Frauenzimmer im Brokatkleide zu.

Der Wirt trank, zahlte und ging fort. Die sieben Metzger schnitten den Häschern und der Stevenyne Fratzen zum Zeichen des Einverständ-



Digitized by Google

nisses. Einer unter ihnen deutete durch eine Gebärde an, daß er Ulenspiegel für einen Dummkopf hielte und ihn trefflich vexieren würde. Und dieweil er der Stevenyne, die lachend ihre Hauer fletschte, spöttisch die Zunge herausstreckte, sagte er Ulenspiegel ins Ohr: „'t is van te beven de klinkaert." (Es ist Zeit mit den Gläsern zu klirren.)

Dann ganz laut und auf die Häscher zeigend: „Hochedler Reformierter, wir halten alle zu dir; zahle uns Essen und Trinken."

Und die Stevenyne lachte vor Vergnügen und streckte auch Ulenspiegel die Zunge heraus, da dieser ihr den Rücken wandte. Und die Gilline im Brokatkleid streckte desgleichen die Zunge heraus.

Und die Dirnen sprachen ganz leise: „Sehet die Spionin, die durch ihre Schönheit mehr denn siebenundzwanzig Reformierte zu grausamer Tortur und noch grausamerem Tode geführt hat. Gilline schwelgt in dem Gedanken an den Lohn ihrer Angeberei: die ersten hundert Karolusgulden vom Nachlaß der Opfer. Aber sie lacht nicht, gedenkend, daß sie sie mit der Stevenyne wird teilen müssen."

Und alle Häscher, Metzger und Dirnen streckten die Zunge heraus, um Ulenspiegel zu höhnen. Und Lamm schwitzte große Tropfen; er war rot vor Zorn wie ein Hahnenkamm, doch er wollte nicht reden.

„Traktiere uns mit Essen und Trinken", sagten die Metzger und Häscher.

„Wohlan," sagte Ulenspiegel und ließ von neuem seine Karolus klingen, „gib uns zu essen und zu trinken, o reizende Stevenyne, aus Gläsern zu trinken, die klingen."

Darob lachten die Dirnen abermals, und die Stevenyne fletschte ihre Hauer.

Gleichwohl ging sie in Keller und Küche und trug Schinken, Würste und Eierkuchen mit Blutwürsten auf, nebst Klingegläsern, also genannt, weil sie mit einem Fuß versehen waren und wie ein Glockenspiel klangen, wenn man sie anstieß.

Darauf sprach Ulenspiegel: „Wer Hunger hat, der esse; wer Durst hat, der trinke."

Bei dieser Rede schlugen Häscher, Dirnen, Metzger, Gilline und Stevenyne mit Händen und Füßen Beifall. Dann suchte sich jeglicher einen guten Platz; Ulenspiegel und Lamm und die sieben Metzger am großen Ehrentisch, die Häscher und Dirnen an zwei kleinen Tischen. Und sie aßen und tranken mit lautem Krachen der Kinnbacken, selbst die beiden Schergen, so draußen waren und von ihren Kameraden hereingeholt worden, um an dem Schmause teilzuhaben. Und aus ihrem Ranzen sah man Stricke oder Handfesseln herausgucken.

Da streckte die Stevenyne die Zunge heraus und sprach hohnlachend: „Keiner wird hinausgehen, der nicht bezahlt."

Und sie ließ alle Türen verschließen und steckte die Schlüssel in ihre Taschen.

Gilline erhob ihr Glas und sagte: „Der Vogel ist im Käfig, laßt uns trinken."

Drauf sagten zwei Mädchen, Gena und Margot, zu ihr: „Ist wieder einer da, den du umbringen lassen willst, schlechtes Weib?"

„Ich weiß nicht", sprach Gilline. „Laßt uns trinken."

Aber die drei Mädchen wollten mit ihr nicht trinken.

Und Gilline nahm ihre Laute und sang auf Französisch:



Digitized by Google

„Zum Klang der Mandoline
Sing ich Nacht und Tag.
Ich bin die lose Gilline,
Feil jedem, der mich mag.

Astarte lieh mir Lenden,
Drinnen Feuer loht.
Meine weißen Schultern blenden,
Mein schöner Leib ist Gott.

Von blanken Gülden mache
Die Säckel ich euch leer.
Von blankem Golde lache
Zu Füßen mir ein Meer.

Des Teufels Tochter bin ich;
Frau Eva mich gebar.
Dein Traum sei noch so minnig —
Durch mich nur wird er wahr.

Kalt bin ich, sprühe Funken,
Bin zärtlich untertan,
Bin lau, bin heiß und trunken
Nach deinem Willen, Mann.

Sieh, ich verkaufe Reize,
Die Seele, Augen blau,
Glück, Lachen, Tränentau!
Selbst Tod: mit nichts ich geize.

Zum Klang der Mandoline
Sing ich Nacht und Tag.
Ich bin die lose Gilline,
Feil jedem, der mich mag.“

Und während sie also sang, war Gilline so schön, so hold und so minniglich, daß alle Männer, Häscher, Metzger, Lamm und Ulenspiegel stumm, gerührt und lachend dasaßen, vom Zauber gebannt.

Plötzlich brach Gilline in Gelächter aus, und Ulenspiegel anblickend, sagte sie: „So sperrt man die Vögel in den Käfig.“ Und ihr Zauber war gebrochen.

Ulenspiegel, Lamm und die Metzger blickten einander an.

„Gelt, werdet Ihr mich bezahlen,“ sagte die Stevenyne, „werdet Ihr mich bezahlen, Junker Ulenspiegel, der aus dem Fleische von Predigern so gutes Fett gewinnt?“

Lamm wollte reden, doch Ulenspiegel hieß ihn schweigen und sagte zur Stevenyne: „Wir bezahlen nicht im voraus.“

„So werde ich mich hernach aus deinem Nachlaß bezahlt machen“, sagte die Stevenyne.

„Die Hyänen leben von Leichen“, entgegnete Ulenspiegel.



Digitized by Google

„Ja," sprach der Häscher einer, „diese beiden da haben das Geld der Prediger genommen, mehr denn dreihundert Goldkarolus. Das ist ein guter Batzen für die Gilline."

Diese sang:

„Wo fändest du solche Reize?
Nimm alles, Augen blau,
Lust, Küsse, Tränentau —
Auch Tod: mit nichts ich geize."

Dann sagte sie hohnlachend: „Laßt uns trinken!"

„Laßt uns trinken", sprachen die Häscher.

„Bei Gott," sagte die Stevenyne, „laßt uns trinken! Die Türen sind geschlossen, die Fenster haben starke Eisenstäbe, die Vögel sind im Käfig. Laßt uns trinken."

„Laßt uns trinken", sagte Ulenspiegel.

„Laßt uns trinken", sagte Lamm.

„Laßt uns trinken", sagten die Sieben.

„Laßt uns trinken", sagten die Häscher.

„Laßt uns trinken", sagte Gilline und ließ ihre Laute erklingen. „Ich bin schön, laßt uns trinken. Ich werde den Erzengel Gabriel in den Schlingen meines Liedes fangen."

„Wohlauf, zu trinken," sprach Ulenspiegel, „Wein, um das Fest zu krönen, und vom besten. An jedem Haar unserer durstigen Körper soll ein Tropfen flüssigen Feuers hängen."

„Laßt uns trinken," sagte Gilline; „noch zwanzig Gründlinge wie du, und die Hechte werden aufhören zu singen."

Die Stevenyne brachte Wein. Alle saßen trinkend und schnaufend, die Büttel und Dirnen zusammen. Die Sieben, die mit Ulenspiegel und Lamm am Tische saßen, warfen Schinken, Würste, Eierkuchen und Flaschen von ihrer Tafel an die der Dirnen, die sie im Fluge auffingen, wie Karpfen, die an der Oberfläche eines Teiches nach Fliegen schnappen. Und die Stevenyne lachte und fletschte ihre Hauer und wies auf Päcklein von Kerzen, fünf aufs Pfund, die über dem Zahltisch baumelten. Es waren die Kerzen der Dirnen. Dann sagte sie zu Ulenspiegel: „Wenn man zum Scheiterhaufen geht, trägt man eine Unschlittkerze; willst du jetzt eine?"

„Laßt uns trinken", sprach Ulenspiegel.

„Laßt uns trinken", sprachen die Sieben.

Die Gilline sagte: „Ulenspiegel hat so glänzende Augen wie ein Schwan, der verscheiden will."

„Wenn man sie den Schweinen zu fressen gäbe?" meinte die Stevenyne.

„Das würde für sie Lichtmeß sein. Wohlauf getrunken", sprach Ulenspiegel.

„Möchtest du," sprach die Stevenyne, „daß man dir auf dem Schafott die Zunge mit einem glühenden Eisen durchbohrte?"

„Dann wäre sie besser zum Pfeifen. Laßt uns trinken!" antwortete Ulenspiegel.

„Du redetest weniger, wenn du gehenket wärest und deine Liebste dich anschauen käme."

„Ja," sprach Ulenspiegel, „aber dann wöge ich mehr und fiele dir auf dein niedliches Maul. Laßt uns trinken."



Digitized by Google

„Was würdest du sagen, wenn du gestäupt und auf der Stirn und der Schulter gebrandmarkt würdest?“

„Ich würde sagen, daß man sich im Fleisch geirrt hat,“ entgegnete Ulenspiegel, „und daß man den Eber Ulenspiegel abgebrüht hat, anstatt die Sau Stevenyne zu rösten. Laßt uns trinken.“

„Da du von alledem nichts magst,“ sprach die Stevenyne, „so wirst du auf des Königs Schiffe geführt und allda verdammt werden, von vier Galeeren geviertelt zu werden.“

„So werden die Haifische meine vier Gliedmaßen bekommen und du kannst fressen, was sie nicht wollen“, sprach Ulenspiegel. „Laßt uns trinken!“

„Was issest du nicht eine dieser Kerzen?“ fragte die Stevenyne. „Sie würden dir in der Höllen dienlich sein, deine ewige Verdammnis zu erhellen.“

„Ich sehe deutlich genug, um deinen leuchtenden Rüssel zu betrachten, du schlechtgebrühete Sau. Laßt uns trinken!“ sprach Ulenspiegel.

Plötzlich pochte er mit dem Fuß seines Glases auf den Tisch, derweil er mit den Händen das Geräusch eines Tapezierers nachmachte, der im Takte ein Polster klopft, doch ganz ruhig, und dazu sprach er: „Tis (tydt) van te beven de klinkaert.“ Es ist Zeit mit dem Klinger zu klirren.

Das ist in Flandern das Zeichen für die Zecher, Händel anzufangen und die Häuser mit roter Laterne zu plündern.

Ulenspiegel trank, dann ließ er sein Glas auf dem Tisch klirren und sprach: „Es ist Zeit mit dem Klinger zu klirren.“

Und die Sieben taten es ihm nach.

Alle blieben ruhig. Die Gilline erbleichte, die Stevenyne blickte verwundert. Die Büttel sprachen: „Halten die Sieben es mit ihnen?“

Aber die Metzger beruhigten sie, mit den Augen zwinkernd; doch zugleich riefen sie lauter und lauter mit Ulenspiegel: „Es ist Zeit mit dem Klinger zu klirren. Es ist Zeit mit dem Klinger zu klirren.“

Die Stevenyne trank, um sich Mut zu machen.

Da schlug Ulenspiegel mit der Faust auf den Tisch, im Takt der Tapezierer, die Polster klopfen. Die Sieben taten wie er: Gläser, Krüge, Näpfe, Schoppen und Becher huben langsam zu tanzen an, fielen um, zerbrachen, standen an einer Seite auf, um an der andern wieder hinzufallen. Und immer dräuender, ernster, kriegerischer und eintöniger erklang es: „Es ist Zeit mit dem Klinger zu klirren.“

„Wehe,“ sprach die Stevenyne, „sie werden alles zerbrechen.“

Und vor Furcht fletschte sie ihre beiden Hauer noch mehr denn gewöhnlich.

Und vor Wut und Grimm entzündete sich das Blut in der Seele der Sieben und in Ulenspiegels und in Lamms Seele.

Da ergriffen alle, so an Ulenspiegels und Lamms Tisch saßen, ihre Gläser, ohne mit dem eintönigen, dräuenden Sang aufzuhören, und zerbrachen sie im Takt auf dem Tisch, dieweil sie auf Stühlen ritten und ihre Dolchmesser zogen. Sie vollführten ein so großes Lärmen mit ihrem Sang, daß alle Fensterscheiben des Hauses erzitterten. Alsdann machten sie gleich einer Rotte toll gewordener Teufel im Gemach und um alle Tische die Runde und schrien dabei ohne Unterlaß: „Es ist Zeit mit dem Klinger zu klirren.“



Digitized by Google

Da standen die Schergen vor Furcht zitternd auf und ergriffen ihre Stricke und Ketten. Aber die Metzger, Ulenspiegel und Lamm steckten ihre Hirschfänger wieder in die Scheiden, standen auf, packten ihre Stühle, schwangen sie gleich Knütteln, liefen behend durch das Gemach, schlugen nach rechts und nach links, nur der Dirnen schonend, und zerbrachen alles übrige, Hausrat, Scheiben, Truhen, Geschirr, Schoppen, Näpfe, Gläser und Flaschen. Sie schlugen die Büttel ohn Erbarmen und sangen immerfort im Takt der Tapezierer, die Polster klopfen: „Es ist Zeit mit dem Klinger zu klirren." Derweilen hatte Ulenspiegel der Stevenyne einen Faustschlag aufs Maul gegeben, ihr die Schlüssel aus der Tasche genommen und zwang sie, ihre Lichte zu essen.

Die schöne Gilline kratzte mit ihren Nägeln an den Türen, Läden, Fensterglas und Rahmen und schien sich durch alles durchdrängen zu wollen wie eine furchtsame Katze. Dann kauerte sie sich leichenblaß in einen Winkel, mit verstörten Augen, bläkte die Zähne und hielt ihre Laute, als wollte sie sie beschützen.

Die Sieben und Lamm sprachen zu den Dirnen: „Wir werden euch kein Leids antun", und mit ihrer Hilfe banden sie die Büttel, die in ihren Hosen zitterten, mit Ketten und Stricken. Sie wagten nicht Widerstand zu leisten, maßen sie fühlten, daß die Metzger, die der Bienenwirt unter den Stärksten auserlesen, sie mit ihren Messern in Stücke gehackt hätten.

Bei jedem Licht, das die Stevenyne essen mußte, sprach Ulenspiegel: „Dies ist fürs Henken, dies fürs Stäupen; dies andere fürs Brandmarken; dies vierte für meine durchbohrte Zunge. Hier sind zwei treffliche und gar fette für des Königs Schiffe und das Vierteilen durch vier Galeeren; dies da für deine Spionenhöhle, dies für dein Weibsbild im Brokatkleid, und alle andern für mein Ergötzen."

Und die Mädchen lachten, da sie sahen, wie die Stevenyne sich vor Grimm wand und ihre Kerzen ausspeien wollte. Aber vergebens, denn sie hatte den Mund zu voll davon.

Ulenspiegel, Lamm und die Sieben ließen nicht ab, im Takt zu singen: „Es ist Zeit mit dem Klinger zu klirren."

Dann ließ Ulenspiegel ab und winkte ihnen, den Reim leise zu murmeln. Solches taten sie, derweil er den Dirnen und Häschern diese Rede hielt: „So einer unter euch um Hilfe schreit, wird er auf der Stelle getötet."

„Getötet", sagten die Metzger.

„Wir werden schweigen," sprachen die Mädchen, „tu uns kein Leids an, Ulenspiegel."

Aber die Gilline, so mit herausgetretenen Augen und vorstehenden Zähnen in ihrem Winkel kauerte, war keines Wortes fähig und preßte ihre Laute an sich.

Und die Sieben murmelten immer im Takt: „Es ist Zeit mit dem Klinger zu klirren."

Die Stevenyne wies auf die Kerzen, so sie im Munde hatte, und machte ein Zeichen, daß sie gleichermaßen schweigen würde. Die Häscher gelobten wie sie.

Ulenspiegel redete weiter: „Ihr seid hier in unserer Gewalt. Die dunkle Nacht ist gekommen, wir sind nah bei der Leye, in der ihr leicht



Digitized by Google

ertrinkt, wenn man euch hineinstößt. Die Tore von Kortrijck sind geschlossen. So die Nachtwächter den Lärm vernommen haben, werden sie sich nicht vom Fleck rühren, maßen sie zu faul sind und wähnen, daß es gute Blämen sind, die beim Klang der Schoppen und Flaschen lustig singen. Also verhaltet euch ruhig vor euren Bezwingern."

Dann redete er zu den Sieben: „Gehet ihr nach Peteghem, zu den Geusen zu stoßen?"

„Bei der Kunde deines Kommens haben wir uns dazu angeschickt."

„Von da werdet ihr aufs Meer gehen?"

„Ja", sagten sie.

„Kennet ihr unter diesen Häschern einen oder zwei, die man loslassen könnte, um uns zu dienen?"

„Zwei," sprachen sie, „Niklas und Joos, die niemals die armen Reformierten verfolgten."

„Wir sind getreu", sagten Niklas und Joos.

Sodann sprach Ulenspiegel: „Hier sind zwanzig Karolusgülden für euch, zweimal so viel als ihr gekriegt hättet, wenn ihr den schändlichen Judaslohn empfangen hättet."

Plötzlich schrien die fünf andern: „Zwanzig Gülden! Wir dienen dem Prinzen um zwanzig Gülden. Der König zahlt schlecht. Gebt jedem von uns die Hälfte davon, und wir werden dem Richter alles sagen, was du willst."

Die Metzger und Lamm murmelten dumpf: „Es ist Zeit mit dem Klinger zu klirren! Es ist Zeit mit dem Klinger zu klirren!"

„Auf daß ihr nicht zu viel redet," sagte Ulenspiegel, „werden die Sieben euch gebunden bis Peteghem zu den Geusen führen. Ihr sollt zehn Gülden bekommen, wenn ihr auf dem Meere seid. Bis dahin sind wir gewiß, daß die Feldküche euch bei Brot und Suppe festhalten wird. So ihr tapfer seid, sollt ihr euren Anteil an der Beute haben. So ihr versuchet zu desertieren, werdet ihr gehenket werden. So ihr entwischet und also dem Strick entgeht, werdet ihr das Messer finden."

„Wir dienen dem, der uns bezahlt", sagten sie.

„Es ist Zeit mit dem Klinger zu klirren! Es ist Zeit mit dem Klinger zu klirren", sagten Lamm und die Sieben und schlugen mit den Scherben der zerbrochenen Töpfe und Gläser auf den Tisch.

„Desgleichen werdet ihr die Gilline, die Stevenyne und die drei Frauenzimmer mit euch führen. Wenn eine darunter entwischen will, so sollt ihr sie in einen Sack nähen und in den Fluß werfen."

„Er hat mich nicht getötet", sprach die Gilline, sprang aus ihrem Winkel auf und schwang ihre Laute in der Luft. Und sie sang:

„Blutiges hatt im Sinn ich:
Ein schlimmer Traum fürwahr!
Des Teufels Tochter bin ich;
Frau Eva mich gebar."

Die Stevenyne und die andern machten Miene zu weinen.

„Fürchtet nichts, ihr Schätzchen," sprach Ulenspiegel, „ihr seid so lieblich und sanft, daß man euch allerorten lieben, feiern und hätscheln wird. Bei jeder Prise werdet ihr euren Anteil an der Beute haben."

„Und mir, die alt ist, wird man nichts geben", greinte die Stevenyne.

„Einen Sou pro Tag, Krokodil," sagte Ulenspiegel, „denn du sollst die



Digitized by Google

Leibeigene dieser vier schönen Mädchen sein, du wirst ihre Röcke, Leintücher und Hemden waschen.

„Ich, Herr Gott!“ sagte sie.

Ulenspiegel entgegnete: „Du hast sie lange Zeit gemeistert und vom Ertrag ihrer Körper gelebt, sie aber arm und hungrig gelassen. Du magst greinen und plärren, es wird geschehen, wie ich gesagt habe.“

Darob lachen die vier Mädchen, spotten der Stevenyne und sagen zu ihr, die Zunge herausstreckend: „Jede kommt in dieser Welt an die Reihe. Wer hätte das von der Stevenyne, der Geizigen gedacht. Sie wird als Leibeigene für uns arbeiten. Gesegnet sei Seine Gnaden, Herr Ulenspiegel.“

Darauf sprach Ulenspiegel zu den Metzgern und zu Lamm: „Leert die Weinkeller, nehmet das Geld; es soll zum Unterhalt der Stevenyne und der vier Mädchen dienen.“

„Sie knirscht mit den Zähnen, die Stevenyne, die Geizige“, sagten die Mädchen. „Du warest hart, nun ist man es gleicherweise gegen dich. Gesegnet sei Seine Gnaden, Herr Ulenspiegel!“

Dann wandten sich alle drei gegen Gilline: „Du warst ihre Tochter, ihre Ernährerin. Du teiltest die Frucht der schändlichen Angeberei. Wirst du es wohl noch wagen, uns zu schlagen und zu beschimpfen in deinem Brokatkleid? Du verachtetest uns, weil wir nur Barchent trugen. Nur vom Blute der Opfer bist du so reich gekleidet. Laßt uns ihr das Kleid ausziehen, auf daß sie uns dadurch gleich sei.“

„Ich dulde es nicht“, sagte Ulenspiegel.

Und die Gilline flog ihm an den Hals und sprach: „Gesegnet seist du, der mich nicht getötet hat und nicht will, daß ich häßlich sei!“

Und die eifersüchtigen Mädchen blickten Ulenspiegel an und sagten: „Er ist in sie vernarrt wie alle.

Die Gilline sang zur Laute.

Die Sieben zogen gen Peteghem und führten die Häscher und Dirnen an der Leye entlang. Im Wandern murmelten sie: „Es ist Zeit mit dem Klinger zu klirren! Es ist Zeit mit dem Klinger zu klirren!“

Bei Tagesanbruch kamen sie ins Lager, sangen wie die Lerche, und Hahnenschrei antwortete ihnen. Die Mädchen und die Häscher wurden scharf bewacht. Dessen ohngeachtet fand man am dritten Tag um Mittag die Gilline tot, das Herz von einer langen Nadel durchbohrt. Die Stevenyne wurde von den drei Mädchen bezichtigt und vor den Hauptmann der Kampanie, seine Rottenmeister und Sergeanten geführt, die zu Richtern eingesetzt waren. Allda bekannte sie ohne peinliche Frage, sie habe die Gilline getötet, aus Eifersucht auf ihre Schönheit und aus Wut darob, daß die Dirne sie ohne Gnade als Leibeigene behandelte. Und die Stevenyne ward gehenket und dann im Walde begraben. Auch die Gilline ward begraben, und über ihrem reizenden Leib wurden Sterbegebete gesprochen.

## Sonderbare Geschichten
### von Otto Julius Bierbaum

[Zu Bierbaums Ehren geben wir aus seinen bei Georg Müller in München erschienenen „Sonderbaren Geschichten“ ein selbständiges Stück-



Digitized by Google

lein und ein Bruchstück wieder. Die „Pointe“ des selbständigen, das an zweiter Stelle kommt, „Kindsschnabelweisheit“, (sehr) „frei nach Balzac“ erzählt, ist in Form einer kleinen Anekdote sogar mit politischer Tendenz und dann natürlich als eben geschehene richtige Wahrheit schon durch viele Blätter gegangen — wer es liest, wird die Bierbaumsche Kunst des sprachlichen Formens hier an einem ungemein liebenswürdigen Beispiel genießen können. Das Bruchstück, das wir „Der ewige Jude auf Marzaun“ überschreiben und in dem außer diesem auch E. T. A. Hoffmann umgeht, ist derjenigen Geschichte des nun Entschlafenen entnommen, die im Kennerkreise wohl am meisten gerühmt wird: „Schmulius Cäsar oder die marzauner Kunstepoche“. Einer sehr geistreichen und ausreichend „freien“ Burleske, in der wirkliche Wirklichkeit und scheinbare Wirklichkeit, scheinbarer Spuk, der sich aber sehr realistisch aufklärt, und scheinbarer Nicht-Spuk, der aber Spuk ist, unbefangen einen bald gemütlichen, bald etwas ungemütlichen Reigen sprechen und abschreiten. Auf dem aus altem Gemäuer dreier Bauepochen zusammengesetzten Schlosse Marzaun bei Bozen haust „der König“, zum mindesten seiner Meinung nach das größte Künstlergenie, so man hat, Francesco, im vertraulichen Kreise Franzl genannt, mit seiner Gattin Olympia, genannt Limpi, aus Venedig (mit einem Rasse-Einschlag vom Pommerschen her), seinem Bruder, dem Lyriker Joseph-Beppino, der Magd Nandl, der Köchin Sylvia, vor allem aber: mit Schmulius Cäsar, als welcher ein gedankenlesender und glossierender Papagei ist. Diese Gesellschaft hat zur Zeit der Begebenheit einen großen modernen Kunstkritiker sowie seine Gattin aus Paris zu Besuch, geboren allerdings ist er in Kattowitz, sie, das Zerlineken, in Nordberlin. Als unser Bruchstück beginnt, spukt es gerade wieder, aber man ist dessen einigermaßen gewöhnt.]

**[Der ewige Jude auf Marzaun]**

„Wenn das so weitergeht, werden wir heute abend koscher essen“, meinte der Kattowitzer, der wahrhaftig keinen Grund hatte, anderen Leuten Scherze zu verbieten.

Da ging die Türe auf, und eine ganz merkwürdige Stimme, eine Stimme wie aus einer Kehle von altem, wurmstichigem Holze, erklang, indem gleichzeitig ein Geruch von Kampfer, Weihrauch und Knoblauch sich verbreitete: „Doch nicht meinetwegen? Oh, ich bitte recht sehr: ja nicht meinetwegen! Ich möchte in keiner Weise der Anlaß dazu sein, daß sich die Herrschaften irgendwie in ihren Gewohnheiten stören lassen.“

Alle erhoben sich ehrfurchtsvoll, ja erschauernd, wie wenn eine Majestät das Zimmer betreten hätte. Und niemand wagte zu reden.

„Aber so behalten Sie doch Platz!“ sagte der Alte. „Sonst müßte auch ich stehenbleiben. Und ich bin müde. So . . müde! Ach! Niemand weiß, was müde sein heißt. Nur ich.“

Er sank auf einen Stuhl. Das Kerzenlicht lag wie gelbe Lasur auf seinem grünlich-grauen Gesicht, in dem mehr Furchen waren, als der alte Denner jemals gemalt hat. Er hatte unglaublich dichtes, lockiges, graues Haar: einen Wulst von Haaren, aber dieser Wulst saß gleichsam verschoben sehr weit hinten auf dem Kopf, so daß die ohnehin hohe Stirn noch gewaltiger erschien. Seine Augenbrauen, hätte man annehmen mögen, waren gefärbt, denn sie bestanden aus tiefschwarzen, sehr starken



Digitized by Google

Haaren, während der Bart, ungepflegt, wie ineinander verfilzt, gelblichgrau aussah. Seine Nase war sehr schön, obgleich etwas lang und vornüberhängend, wie es das Alter mit sich bringt. Vielleicht war sie es, die dem Gesichte das Trotzig-Verächtliche gab. Doch lag das auch in den Augen, obwohl deren erster Eindruck müde, ironische Melancholie war. Überhaupt wechselte der Ausdruck oft. Aber eines blieb ihm immer gleichsam als Hintergrund: etwas Unheimliches, Unnahbares, ja Grauenhaft-Gespenstisches: Wahnsinn mit Klarheit, lebendiges Totsein, feindselige Freundschaft: Spiegel und Fratze.

Der Papagei saß auf seiner linken Schulter. Er sah aus wie immer. Aber unheimlich im höchsten Grade war es, daß die beiden, die keinen Zug miteinander gemeinsam hatten, sich ähnlich sahen, sobald sie einander, wie jetzt, nahe waren. Entfernten sie sich voneinander, so war es, als ob die Ähnlichkeit abnähme.

Die Hände des Mannes waren wie aus ganz altem, grau vergilbtem Pergamente, schlaffhäutig, aber glänzend, und mit feinen, langen, weißen Haaren überflaumt, die an den Spitzen dunkler waren. Was er eigentlich anhatte, ließ sich nicht definieren. Es war kein Mantel und kein Rock, nicht antik und nicht modern. Es war — unwesentlich. Man sah es und sah es nicht. Es hatte auch keine Farbe. Man hätte wohl am ehesten sagen mögen, daß es grün-grau-gelblich war wie Baumflechte. Aber der große Farbenanalytiker hat später erklärt, daß er es auf Momente als violett, dann wieder als chamois gesehen und einmal als das gewisse Rot-Blond definiert habe, das bei Foxterriern häufig ist. (Nun: er hat später viel gesagt. Wer will es kontrollieren?)

Die Fünf saßen immer noch auf dem Sofa nebeneinander wie Parkettpublikum und sahen den sonderbaren Mann erwartungsvoll an.

— Merkwürdig! dachte sich der Kattowitzer, was doch auf einem Tiroler Schlosse alles möglich ist. Irgendein Mensch kommt, nimmt einen Papagei auf den Schoß und spricht mit ihm polyglott: Uhrzeiger verlassen ihren gewohnten Beruf und vertiefen sich in allerhand Lektüre; Schabbesleuchter stellen sich auf Küchentische; der Fremdling tut, als wenn er zu Hause wäre; und wir, statt ihn wenigstens zu fragen: Was wünschen Sie? sitzen ganz einfach da wie Leute, die ein Freibillett fürs Theater gekriegt haben, und wundern uns im Grunde über alles das nicht mehr, als wie wir uns im Theater wundern, wenn die Herrschaften auf der Bühne sich in Versen unterhalten. In Paris wäre ich schon lange verrückt geworden, während ich hier nicht übel Lust habe, dem alten Herrn eine Zigarette anzubieten.

„Tun Sie's nicht," sagte der Alte; „ich habe mir im Laufe der Zeit zwar alles mögliche angewöhnt, aber das Rauchen ist mir immer unsympathisch geblieben. Es ist ohnehin genug blauer Dunst in der Welt. Auch erinnert es mich an Opferqualm, Scheiterhaufen und andere religiöse Angelegenheiten, die nun einmal nicht nach meinem Geschmacke sind."

Es läßt sich nicht genau angeben, wer erstaunter war: der Kattowitzer, weil er seine Gedanken erraten sah, oder die übrigen, weil sie durchaus nicht erraten konnten, worauf sich diese Worte bezogen.

„Sie sind ein Freigeist?" fragte der König, weil er auf diesem Wege zu erfahren hoffte, was der sonderbare Gast sonst noch wäre.

„Ein Freigeist?" antwortete der Alte, „wenn ich mir das Lachen nicht



Digitized by Google

seit beinahe zweitausend Jahren abgewöhnt hätte, würde ich jetzt ein Gelächter erheben, vor dem alle Ihre Bücher da sofort zu dem werden müßten, was ohnehin ihr Schicksal ist: zu pulverisiertem Dreck."

Schmulius wollte seine berühmte Lachserie produzieren und begann mit dem Beppino-Gemecker. Aber der Alte hielt ihm den Schnabel zu und sagte: „Schäm dich, alter Freund! Hast du die gute Erziehung ganz vergessen, die ich dir gegeben habe? Pfui! Wie kannst du dich so erniedrigen, zu lachen! Laß das den Zweibeinigen ohne Federn!"

Schmulius versenkte seinen Schnabel in des Alten Haarwulst und flüsterte kläglich: „Culpa, culpa, maxima culpa. Pater, paccavi!"

„Schon gut!" sagte der Alte und fuhr, sich zu Franzl wendend, fort: „Ach nein, mein Herr, ich bin kein Freigeist. Dazu bin ich zu ungläubig. Ich bin — wie heißt es doch gleich? Richtig: — »der alte Unglaube, der stets irrefährt«."

Ein schwirrendes Geräusch wurde hörbar. Alle blickten auf und sahen gerade noch, wie der kleine Uhrzeiger sich in einen Band Lenau spießte.

„Wenigstens hat mich so auf seine etwas direkte und darum nicht hinlänglich differenzierte Manier Ihr verstorbener Kollege Lenau charakterisiert", wandte sich der Alte an Joseph Beppino. „Du lieber Gott: Ihr Dichter ahnt ja mancherlei, doch ahnt Ihr meist nur um die Sachen herum. Ich habe mir damals den Scherz nicht versagen können, den guten Herrn Nimbsch von Strehlenau aufzusuchen, unter dem Vorwand, daß ich alte Kleider bei ihm erhandeln wollte. Und habe zu ihm gesagt: »Wissen Euer Gnaden vielleicht einen alten Glauben, der nicht irrefährt? Es interessiert mich, weil ich mit alten, von Kavalieren abgelegten Sachen handle.« »Jud!« hat er geantwortet, »du solltest ein Kritikus werden.« »Bin's schon,« habe ich gesagt, »und habe andere Gedichte kritisiert als gedruckte: geblutete! Waren auch nicht viel mehr wert als die in Goldschnitt, haben aber mehr Effekt gemacht. Nun ja: halt Blut! Aber beweisen tut Blut so wenig wie Tinte, Euer Gnaden. Wer kalt ist: kalt, Euer Gnaden, und das heißt: verdammt, die Wahrheit zu wollen, ohne an ihre Existenz zu glauben, der bleibt in alle Ewigkeit kalt, und wenn ihn das Blut aller Heiligen, Helden und Dichter badete. Ich bin die Kälte, die nicht leben und nicht sterben kann, — halten zu Gnaden. Hier ist der Gulden für die Nankinghosen.« Da hat der liebe Herr in seinen dunkelbraunen Augen ein Fünkchen Gold aufglimmen lassen, daß ich mich später nicht gewundert habe, wie ich hörte, er sei verrückt gestorben."

Dieser literarhistorische Exkurs war in seiner persönlichen Einkleidung gewiß dazu angetan, etwas ungemütlich zu wirken, aber Berlin N. unter den Anwesenden fand ihn nur langweilig.

Zerlineken gähnte. Sie hatte sich an das Erstaunliche, da es scheinbar nicht lebensgefährlich war, bereits gewöhnt und dachte sich einfach: Oller Quatschkopp.

„Sehr richtig, Madame!" wandte sich der Alte an sie, „ich rede unverantwortlich viel und zweifellos nicht so amüsant, wie es eine Dame aus den geistreichsten Kreisen der Gegenwart gewöhnt ist . . ."

Er wollte noch etwas sagen, aber Zerlineken wußte, was sich gehört, und sie fiel ihm ins Wort: „Mais non, Monsieur, mais non! Certainement, vous êtes un homme d'esprit!"



Digitized by Google

Da entblödete sich der impertinente Papagei nicht, zu plärren:

„So'n bisken Französisch,
Das ist doch ganz wunderschön!"

und prompt flog der andere Uhrzeiger in David Kalischs „Lustige Werke", wo er mit großer Sicherheit den Gebildeten Hausknecht fand.

Nun konnte der Kattowitzer viel vertragen: nur nicht, daß man seinem Zerlineken zu nahe trat. Er trommelte den Generalmarsch der Nervosität auf der Tischplatte und rief herausfordernden Tones: „Sagen Sie mal, alter Herr: wie machen Sie das eigentlich mit dieser Zitiermaschine? Daß Sie ein geschickter Bauchredner sind, habe ich erfaßt, und daß Sie Gedanken lesen können, auch: aber das mit den fliegenden Uhrzeigern ist mir ein völlig neuer Trick. Telepathie? Was? Ich glaube, Sie könnten einen alten Hut voll Geld damit verdienen. Bülow engagiert sie sicher!"

Da lächelte der Alte, und das war so schauderhaft anzusehen, daß der Kattowitzer seinen Fürwitz intensiver bereute, als je ein unüberlegtes Wort, wieviele seinem allzu raschen Geiste auch schon entflohen waren. Dieses Lächeln, das wie ein Blitzschein kam und verschwand, machte aus dem Gesichte des Alten eine männliche Medusenmaske der Menschenverachtung, in der der Mund, nur einen Augenblick geöffnet, nur einen Augenblick die gelben, spitzen Zähne, die lederartig verrunzelte, trockene Zunge zeigend, wie ein Leviathanrachen drohte, der imstande war, alles Leben an sich, in sich zu saugen. Die Haare der Augenbrauen stellten sich dabei wie Speere auseinander, und die unzähligen Falten des Gesichtes schienen ebenso viele bewegliche Molluskenfäden zu sein, die fähig waren, sich zu lösen und vorzuschnellen. Sie erschienen in diesem Momente heller als das übrige Gesicht, so daß dieses wie ein transparentes Adernpräparat aussah.

Zum Glück dauerte das fatale Schauspiel längst nicht so lange wie der Augenaufschlag einer sentimentalen Liebhaberin in der Szene, wo sie ihr Herz entdeckt, und der Alte selber schien zu wünschen, daß der atembeklemmende Eindruck nicht hafte.

Er sagte, beinahe mit einem Tone von Menschenfreundlichkeit: „Es scheint, mein Herr, daß Sie ein Freigeist sind. Sie glauben an Erklärungen und würden, gesetzt den Fall, daß jenes Wesen existierte, von dem die Theologen und alle Herrscher überhaupt leben, auch hinter dem feurigen Busche und seiner Gewitterstimme einen Bauchredner vermuten. Sehen Sie: das unterscheidet Sie von mir. Ich würde in einem solchen Falle von der Freiheit, mir Erklärungen zurechtzulegen, keinen Gebrauch machen und ruhig zugeben, daß die Sache außerordentlich, wunderbar, erhaben ist. Und dennoch würde ich nicht daran glauben als an etwas, das über mir stände, würde mich nicht davon ergreifen lassen, würde nicht anerkennen, daß das Wunder mehr ist als eine besonders effektvolle neue Lüge der plumpen Kräfte um uns herum, die, wer weiß aus welchem Antriebe, sich bemühen, uns ein Irgendetwas hinter diesem sinnlosen Mechanismus glauben zu machen. — Aber Madame wird gleich wieder, und wieder mit Recht, gähnen. Das Alter macht schwatzhaft. Doch dürfen Sie nicht glauben, daß ich immer so viel rede. Es hat Zeiten gegeben, in denen ich ganz stumm war. So schwieg ich, als Luther sprach, und schwieg, als Napoleon regierte. Damals wanderte ich auch weniger, denn die Zeit rauschte schneller an mir vorüber, als sonst! Aber



Digitized by Google

jetzt? O ja: es gibt mehr Novitäten als früher, und der alte Schelm in Weimar, der mich wohl gekannt hat von Jugend an, und dem ich es nie vergessen werde, daß er mir, aus nationaler Verwandtschaft, den braven deutschen Faust vorgezogen hat: er hat, wie immer, Recht behalten: die Welt ist velozipherisch geworden. Und dennoch dürft Ihr es mir glauben: die Menschheit war, so lange ich sie kenne, nie so langweilig wie jetzt. Sie ist so langweilig, daß selbst Potentaten sich der Langenweile nur durch Reden, Reden, Reden zu erwehren wissen, obwohl es für einen Souverän gewiß nichts Gefährlicheres gibt, als zu plaudern. Bei welcher Gelegenheit ich übrigens bemerken möchte, daß mir mein Lebtag kein so eigentümlicher Monarch begegnet ist, wie . . ."

„Pscht!" machte Schmulius, und der große Uhrzeiger flog mit deutlichem Schreck auf und bohrte sich ins deutsche Reichsstrafgesetzbuch ein.

Der Alte schlug sich auf den Mund und sagte zum Papageien: „Halten wir's also wie zur Zeit des fetten Caligula, wo wir auch in fremden Zungen miteinander sprachen, wenn wir von S. M. handelten. Schawa lampa fudango pschudor Bismarck, eschedem dscho willi."

„Hähähä!" lachte Schmulius, „nix zu machen!"

Franzl, der es schon als König von Marzaun nicht gerne hörte, wenn man andere Souveräne kritisierte, überdies aber auch die Neigung hatte, in jedem Potentaten einen möglichen Auftraggeber und somit ein Wesen zu sehen, das jeder Hochachtung und Verehrung würdig war, empfand diese Entgleisung des Alten auf ein so schlüpfriges Gebiet mit Unbehagen und warf ein: „Aber ich bitte Sie! Wie kann man eine Zeit langweilig heißen, die die X-Strahlen, das Radium, die Telegraphie ohne Draht entdeckt und den lenkbaren Luftballon erfunden hat?"

„Kein Zweifel!" entgegnete der Alte, „Ihr erfindet erstaunliche Sachen. Aber Ihr erfindet eigentlich ohne Genie. Ihr tastet systematisch die Natur ab und habt ausgezeichnete Methoden dabei, denen nichts entgeht. Experiment folgt auf Experiment, und schließlich kommt eins, das auf einen Punkt trifft, der ein Heureka verdient. Bravo! ruft Ihr und bucht eine neue Errungenschaft mit Befriedigung, aber ohne daß in Euch besonders viel vorginge. Sie ist ohne Intuition gefunden und wird ohne Inspiration praktisch ausgeschlachtet. Diese Sinnesart sollte mir eigentlich sehr sympathisch sein, denn sie ist gottlos. Ich konstatiere sie auch wirklich mit einer gewissen Befriedigung. Aber sie muß ein Wesen wie mich langweilen, das verdammt ist, die Drehorgel des Lebens über alle Gebühr lange anzuhören, und das begreiflicherweise die dramatischeren und geistreicheren Passagen bevorzugt. Was war, wenn ich ihn mit Euren großen Meistern der erfolgreichen Methoden vergleiche, mein kleiner, buckeliger Freund Lichtenberg in Göttingen, der alles ahnte, aber nichts fand, für ein prachtvoller Kerl. Ehe Ihr nicht wieder solche hervorbringt, bleibt Ihr elende Kleber, und wenn Ihr gleich an allen Ecken Luftfahrpläne anheftet."

Der Alte schwieg. Nandl kam und meldete, die Suppe sei im Saale aufgetragen.

„Darf ich Sie bitten, mit uns zu essen?" fragte der König.

„Danke, nein", war die Antwort. „Von dieser langweiligen Funktion bin ich zum Glücke dispensiert. Ich nehme nur etwa alle hundert



Digitized by Google

Jahre ein Stückchen Mazzes, wenn ich zufällig nach Jerusalem komme, und auch das mehr aus sentimentaler Erinnerung."

„Und dabei wird Ihnen nicht schwach?" fragte erstaunt Zerlineken.

— „Nein, Madame: wenigstens nicht schwächer, als ich mich überhaupt fühle. Denn, freilich, angenehm ist mein Zustand nicht. Oh, diese Müdigkeit! Denken Sie: immerzu müde sein und nie schlafen können! Es ist wirklich unangenehm, und man gewöhnt sich durchaus nicht daran."

„Immerhin hat es seine Vorteile, möchte ich glauben," meinte der Kattowitzer; „es vereinfacht die Lebensführung und macht Sie unabhängig vom Gelde. Sie sind, sozusagen, der einzige freie Mensch."

„Allerdings," antwortete der Alte, „und darin liegt die raffinierte Grausamkeit meines Schicksals. Denn der Mensch verträgt die Freiheit nicht. Sehen Sie . . . ., aber nein, ich halte Sie vom Essen ab."

Die Gesellschaft erklärte einmütig, keinen Appetit zu haben.

„Mit andern Worten: Ihre Neugierde ist größer als Ihr Hunger. Sie hoffen auf eine Enthüllung. Sie möchten vor allem wissen, warum ich da bin. Und im Grunde fragen Sie sich immerzu, ob Sie nicht vielleicht träumen, ob nicht vielleicht das alles nur ein Spuk ist."

Indem er dies sagte, sah er Zerlineken groß an, und Zerlineken lehnte ihr Köpfchen auf die Schulter des Gatten und schlief mit offenem Munde ein, ganz leise schnarchend. Und aus dem Munde der Berlinerin kam ein dünnes graues Räuchlein, wie aus einer Kaffeekanne; ein Geruch wie von sehr dünnem Kaffee und Berliner Kartoffelpuffern verbreitete sich, diskret ein leises Gedüfte von trocknenden Windeln kaschierend, und während dessen bildete sich aus dem Rauche die Figur des ewigen Juden von Eugen Sue, wie sie auf billigen deutschen Übersetzungen dieses Romans zu sehen ist. Diese Figur setzte sich gemütlich zu Zerlineken auf den Schoß, während die zwei Uhrzeiger hastig suchend die Bücherregale abflogen, um sich schließlich, da Eugen Sue beim König von Marzaun nicht hoffähig war, an den Ort ihrer wirklichen Bestimmung zu begeben: zur Uhr, die sofort sonor zu tacken begann.

„Schon um acht!" sagte Zerlineken erwachend, und rieb sich die Augen. Die Figur von Sue war in dem Momente verschwunden, wie sie die Augen geöffnet hatte.

„Na, Lineken!" rief der Gatte die Gattin an, „gut geschlafen?"

„Ja," antwortete sie, „und denke dir: ich habe von Kartoffelpuffern und dem ewigen Juden geträumt. Wie ich bloß auf den gekommen bin?"

„Ja. Ja," meinte der Alte, „man träumt oft sonderbar, und ich denke, die verehrten Anwesenden sind nun überzeugt, daß sie *mich nicht* träumen."

„Daran ist nicht der mindeste Zweifel erlaubt", sagte der Kattowitzer, riß sich aber doch ein Büschel Haare aus, um ganz sicher zu gehen.

„Wie angenehm, daß die Uhr wieder tack macht", sagte Olympia.

„Förmlich gemütlich wird's", meinte Joseph Beppino.

„Sie bleiben doch zur Nacht, Herr . . .?" fragte Franzl.

„Das dürfte für Sie mit Unbequemlichkeiten verbunden sein", erwiderte der Alte. „Die mir zur Ruhe bemessene Frist ist bald vorüber, und so würde ich die ganze Nacht durchs Schloß spazieren müssen."

„Nein, nein!" rief Zerlineken aus; „ich habe schon mit der vergangenen Nacht genug. An Gespenster glaube ich ja nun nicht mehr, aber . . ."



Digitized by Google

„Wie?“ rief der Alte aus, „Sie glauben nicht an Gespenster und haben gestern doch welche gespürt?“

Zerlineken lachte: „Mumpitz. Das Filet war reell.“

„Wirklich?“

„Na ja doch!“ erklärte Zerlineken; „hoffentlich kriegen wir heute nicht den Rest davon.“

„Erlaube mal!“ rief Olympia beleidigt.

„Kß! Kß!“ machte Schmulius.

Aber der Alte ließ es zu keinem Amazonenkampfe kommen.

„Madame,“ sagte er, „Sie sollten sich auf Realitäten nicht zu sehr verlassen: in dem Filet war vielleicht mehr Geist als Sie glauben. Und was Zottel, den Kater, betrifft, so gebe ich Ihnen mein Wort, falls Sie auf das Wort eines alten Juden etwas geben, daß er zu den satirischsten Dämonen gehört, die mir noch begegnet sind. Ich möchte fast meinen, daß der Geist meines sehr geliebten alten Freundes Goldoni in ihm lebt. — Ah! Er ist vor der Türe!“

Richtig: man hörte ein deutliches „Miriminiau, miniau, miriau, miau“ draußen.

Olympia sprang auf und öffnete. Es war eine richtige Ahnung, die sie auf die Beine brachte, denn Zottel erschien mit Zerlinekens falschen Haaren im Maule und legte sie der rechtmäßigen Herrin auf den Schoß.

Die Berlinerin kniff den Kater in den Schwanz, der Kater gab der Berlinerin eine Ohrfeige.

„Da capo!“ schrie Schmulius und krähte ohne Rücksicht auf die Ermahnung des Alten vor Lachen.

„Schmeißt doch endlich das eklige Biest hinaus!“ rief Zerlineken, „oder ich ziehe mich zurück!“

„Um Gottes willen, nein, Madame!“ sagte der Alte, „tun Sie das nicht! Sie sind schon als Farbfleck hier von der größten Wichtigkeit, ganz zu schweigen von Ihrem Geiste, Ihrer Liebenswürdigkeit und dem Umstande, daß nie Damen genug da sein können.“

„Es geht positiv nichts über das weibliche Geschlecht“, fügte er nach einer Weile sehr ernsthaft hinzu. „Selbst ich habe Momente gehabt, wo es mir beinahe so schien, als ob man doch vielleicht einen göttlichen Verstand als Erfinder dieser Fasson, selig zu werden, annehmen sollte. Andererseits freilich wird das plumpe Mechanische der Weltordnung nirgends so klar, als bei Betrachtung dieser Mausefalle. Aber lassen wir dies ewige Problem, dessen Opfer ich bin. Ich muß ohnehin weiter. Weiter.“

Er stöhnte, wandte sich aber gleich wieder an Zerlineken: „Sie brauchen auch deswegen nicht zu gehen, weil mein alter Freund gehen wird, der leider eine Antipathie gegen Berlinerinnen hat, weil er vor vierhundert Jahren so unglücklich war, einer Berliner Hofdame zu gehören, die, wie Sie, Madame, viel Geist, aber nicht wie Sie, Madame, auch viel Gemüt besaß. Er wird gehen,“ wandte er sich nun an Olympia, „wenn Signora, die er sehr liebt, es gestattet.“

„Was?“ rief die Königin von Marzaun schmerzlich aus, „Du willst mich verlassen, Schmulius? Weißt du nicht, daß ich dich liebhabe, wie ein Kind?“

Schmulius war zu ergriffen, um etwas zu sagen. Er schluchzte bloß. Große, himmelblaue Tränen rannen ihm über die grauen Backen.



Digitized by Google

„Er weiß es", antwortete für ihn der Alte. „Aber es muß sein. Auch um Ihretwillen. Er ist jetzt in das Alter gekommen, wo es ihm auf die Dauer unmöglich sein wird, zu verhehlen, daß er, ich bitte um Verzeihung, zu begabt ist für eine gemein-menschliche Umgebung. Er müßte jetzt, trotz seiner großen Liebe zu Ihnen, meine sehr geschätzte und dieser Liebe durchaus würdige Signora, damit beginnen, alles das, was er in beinahe zweitausend Jahren gesehen, erlebt, gefühlt hat, aus sich heraus zu projizieren in Erscheinungen, die Ihnen gespenstisch und also unangenehm vorkommen müßten. Um nur einiges anzudeuten: Er war unter anderm in einem Nonnenkloster zur Zeit Karls des Großen; in einem Bordell zu Venedig zur Zeit Carpaggios (der ihn gemalt hat); Katharina die Zweite hat ihn besessen, und er war dabei, wie Aurora von Königsmark den Marschall von Sachsen gebar; einer seiner Herren war Hurenwaibel unter Georg von Frundsberg, ein anderer war Erasmus von Rotterdam; welche Szenen hat er erlebt, als er mit Olivier von Köln des heiligen Ludwigs Zug nach Damiette mitmachte; welche Art Menschenkenntnis hat er sich angeeignet, als er bei einem Malatesta in Rimini lebte; und, was auch nicht unwichtig ist: von welcher Höhe müssen seine Kunstanforderungen sein, da er zu den wenigen Besitztümern gehörte, die Giorgione hinterlassen hat?"

„Dann gebe ich ihn um keinen Preis her!" rief Franzl.

Der Alte schüttelte den Kopf: „Nein. Nein. Die Vergangenheit ist ohnehin eine furchtbare Last für die Malerei. Und übrigens" (er nahm einen strengen Ton an): „er gehört nicht Ihnen, wie er niemandem vor Ihnen gehört hat: er gehört mir."

„Können Sie das beweisen?" rief der König herausfordernd aus.

„Ja," sagte der Alte: „hier ist die Quittung. Ich habe ihn von einem römischer Legionär gekauft, demselben übrigens, der den berühmten Rock erwürfelt hat, von dem jetzt eine ganz schlechte Kopie in Trier zu sehen ist. Da sehen Sie: es steht auch der Name unseres Freundes darauf: »Julius Cäsar«. Der Soldat nannte ihn aus Patriotismus so. Ich erlaubte mir, ihn, gleichfalls aus Patriotismus, Schmulius Cäsar zu nennen. Der Cäsar ist im Laufe der Jahrhunderte abhanden gekommen. Aber der Schmulius hat sich erhalten. Sie wissen es ja: Alles vergeht, Juda besteht. Ich selber bin ein durchaus überflüssiges Symbol." Er stöhnte nochmals.

„Und wenn wir Ihnen von alledem kein Wort glauben?" warf der Kattowitzer ein.

„So lasse ich Ihnen meinen Vogel hier und hole ihn erst ab, wenn Sie im Gefühle Ihrer Insuffizienz den Rest Ihres Verstandes verloren haben", sagte der Alte und stand auf.

Schmulius aber flog auf den Tisch, löschte mit seinen Flügeln die Kerzen auf dem Schabbesleuchter aus und erhob sich mit ausgebreiteten Fittichen bis dicht unter die Kreuzung des Gewölbes, wo er gleich einem ausgestopft dort hängenden Raubvogel bewegungslos verharrte. Bewegungslos, aber in allen Farben transparent leuchtend und einen Wirbel von bunten Lichtern durch den Raum jagend, unter dem das Leblose lebendig, die Lebenden aber starr wurden.

Schon begannen sämtliche Autoren, die Franzl gemalt hatte, sich von der Wand zu lösen und leibhaft um die fünf herum zu gestikulieren, die



Digitized by Google

wie Fladen an der Sofalehne klebten, da fand Franzl noch die Kraft, zu schreien: „Nehmen Sie um Gottes willen den gräßlichen Vogel weg! Mir ist, als müßte ich in Staub ersticken. Dieses bunte Licht ist glänzendes Pastellmehl und es riecht nach Moder."

„Hilfe!" schrie Zerlineken fast gleichzeitig, „der Mensch da greift mich unanständig an!" (Es war Casanova, der sich soweit vergaß, nachsehen zu wollen, ob Zerlinekens Strumpfbänder in der Farbe zu ihrem Moosgrünen paßten.)

Ein Glück, daß der Kattowitzer das nicht sah, denn auch er hatte zur gleichen Zeit eine Attacke auszustehen: Diderot schlug ihm seine gesammelten Salon-Berichte aufs heftigste um die Ohren.

Der Alte sagte: „Sie sehen: die Vergangenheit ist ein Pastell, das man lieber fixiert lassen soll. Ihre Farben sind Gift, wenn sie lebendig werden."

Und er rief: „Senke dich, Schmulius, Genosse meines Fluches; komm, du ewiger Papagei der Weltgeschichte, Echo der Leere! Wir wollen fürderhin zusammenbleiben, bis der Schatten des Kreuzes von der Erde verschwunden ist. Es wird nicht mehr lange währen. Schon steht die Sonne der Wiedergeburt: die Sonne unseres endlichen Todes, hoch; bald wird sie im Zenit stehen, und mit dem Schatten des Kreuzes werden wir, des Schattens Schatten, vergehen. Dann wollen wir auf Golgatha, der Schädelstätte, wo der Glaube seine Hochzeit mit dem Tode gefeiert hat, während der Unglaube zum Leben verflucht wurde, uns unser wohlverdientes Grab graben, du mit deinem Schnabel, ich mit meinen Fingern, und es wird kein Tempel mehr sein, nicht in Jerusalem und nicht anderswo, dessen Vorhang zerreißen könnte."

Schmulius ließ etwas Grünliches fallen: erfreulicherweise aber nicht das übliche, sondern etwas Festes, Leuchtendes: einen großen grünen Diamanten vom herrlichsten Schliffe. Trotz der Färbung war sein Wasser so rein und klar, daß es das Zimmer erleuchtete. Vor diesem Glanze erbleichte und erstarb der gleißende Pastellstaub der Vergangenheit. Die unerlaubt lebendigen Autoren der früheren Zeiten zogen sich in die Unsterblichkeit zurück, die ihnen Franzls Kunst al fresco im Kalke angewiesen hatte, und die mit Recht lebendigen Genieverwalter der Gegenwart genossen das große Glück, wieder unter sich zu sein.

Zerlineken schien dieses Glück am intensivsten zu spüren, denn sie wurde gleich wieder keck und fragte: „Sie, alter Herr, ist der Stein da auch echt?"

„Ja," antwortete der Alte, „aber er gehört nicht Ihnen, Madame, sondern der Signora. Schmulius schenkt ihn ihr zur Erinnerung und als Zeichen seines Dankes dafür, daß sie ihm sein altes Herz so oft durch Heiterkeit, Güte und Sanftmut aufgemuntert hat. Er stammt aus der Krone der letzten Königin von Cypern und führte den Namen: la gemma dell' umiltà. Schmulius hat ihn der Königin gestohlen, als sie einmal die höchste weibliche Tugend vergessen hatte: heiteres Sichfügen aus Liebe. Durch seinen Magensaft ist er mit der Kraft imprägniert worden, diese zwar unmoderne, aber, glauben Sie es mir, meine Damen, natürlichste und reizendste Tugend in seiner Besitzerin zu konservieren und zu stärken. Ich beglückwünsche Sie, Signora, zu diesem Edelstein, und auch Sie, Herr Graf."



Digitized by Google

„Wieviel ist er denn ungefähr wert?“ fragte Zerlineken, auf die Gefahr hin, einen Gelbsuchtsanfall zu bekommen.

„Trösten Sie sich, Madame,“ antwortete der Alte; „man kann ihn nicht in Geld umsetzen. Aufs Versatzamt gebracht wird er mit Hohn als böhmisches Glas zurückgewiesen werden, obwohl er, solange ihn Signora an sich trägt, tatsächlich echt und von viel größerer Kostbarkeit ist, als der indische Kohinur. Es hängt dies mit seiner magischen Eigenschaft und der Absicht zusammen, aus der ihm diese verliehen worden ist. Denn, nicht wahr, meine Herrschaften, es gibt im Menschenleben Augenblicke, wo Umiltà, da sie kein Jude und Christ als Pfand nimmt, geringer geschätzt wird, als ein Diamant. Schmulius wünscht aber, daß sich Signora niemals, auch nicht auf kurze Zeit, von ihm, das heißt von ihr, trennen soll, denn er weiß, daß in Wahrheit neben dieser Tugend alle Edelsteine der Welt nichts sind, als ein Haufen Kiesel.“

— Was ick mir davor koofe, dachte sich Zerlineken und atmete erleichtert auf, während Olympia den leuchtenden Stein küßte.

Wie wunderhübsch sie da aussah! Jung, strahlend, heiter, sanft, gut, verliebt.

Franzl fiel ganz einfach auf die Knie vor ihr, und da es für ihn nichts Höheres gab, als dies, so rief er: „So mal ich dich, Limpi! Ich mal überhaupt nur noch dich, du entzückendes Scheusal!“

„Also können wir wohl gehen, Schmulius!“ sagte der Alte. „Die marzauner Kunstepoche ist soeben angebrochen.“

Er erhob sich mühsam, nahm den Papageien, der noch eine Kußkralle zu Olympia schickte, auf den Arm und ging langsam zur Türe hinaus, die sich lautlos vor ihm öffnete, während das Auge Gottes im Fenster ironisch zu zwinkern schien.

⧈

**[Kindsschnabelweisheit]**

Bey meynes lieben Haushahns gedoppletem roten Kammb und bey dem gedoppleten hellrosfarbenen Futter des schwartz kraus peltzenen Pantöfelchens meyner lieben Kammergesellin! Beym Saint Cocu (steht nit im deutschen Kalender — der Heilig!) und allen Hörnern derendter, so disen Stirnzierrat mit Anstand tragen! Nit minder aber auch bey der ansehnlichen Tugendt derer lieben Frauen, so es sich fleißig angelegen seyn lassen, bemeldte Hörndlein auf bemeldte Schedtel zu setzen! —: das Best und Schönst und kostbar Lieblichst, das eyn Mann zu werke bringen mag: nit etwan eyn Reimgedicht ists, oder eyn Lainwand mit viel edel Farb und Liniatur, oder eyn wolgesetzt Stück Musika, oder eyn Schloßgebäu gar hoch und vielfalt, oder ein Bildgeschnitz auß Holtz oder Stain, oder eyn stoltz Schiff, fahrend dahin mit Segelwerk oder Ruderschlag, — nit das, nit das! —: eyn K i n d l e i n ists!

Die Kindlein seynd das Anmutigst, so zwischen denente Blumen und Bäumen des großen Erdgartens herumbvigilieret, ob auch offtmalen rotznaset. Aber merket wohl auff, wie ichs meyn! Bis zum zehenten Jahr, nit weiters, gilts mit der Kindschafft! Alsdann wird Bub und Bübin sachte Mann und Frau, und werden, Gott seis geklagt, gar vernünftig und siebengescheidt, und keyns ist weiters mehr wert, was es gekostet hat. Nur an denen Ungeratenen erlebt der liebe Gott, wenns gut geht, manchmal eyn Freud.



Digitized by Google

Aber die rechten Kindlein, so noch Kindlein seynd, — schauet sie euch wohl an, wie sonderbar lieb und labsälig sies treiben! Haben noch keyn Arg und Harm und also auch keyn Respekt, vor was auch immer es sehe, und gilt ihnen alles eyn Spielwerk, und seyend eben darumb weise ohne Vernunft. Des Vaters Hausschuch dunket ihnen ein paßlich Ding, Löchlein dareyn zu bohren mit vielem Fleiß; der Mutter Hausrat tragen sie ohn Ermüden die Kreuz und die Quer, dahin und dorthin, wo es ihnen wohl scheint, daß Scheer und Knaul und Nadelbüchse recht zuhause wären in Winkeln, da sie keyn Seel nit vermuten möcht; was ihnen aber just nit behagt, seht, das lassen sie fein liegen, denn die kindisch Hand langt nur nach dem, das ihr behagt (also weise ist sie!). Wo Gutselen seynd und wohl eyngekocht Mus und resch Knuspergebäck mit Rosindtlein, spüret das näschig Völklein wohl, findts und frißts auf (wenn nur die Zähndlein in den lieben Goschen erst durchs rosinfarbene Flaisch seynd!), und alleweil lachts und jubilierts dabei, — das süße Völklein, das ausbündig süße. Gelt, ihr heißt mich nit eyn Narren, so ich wiederumb laut aufruf und sag: außer Maaßen lieb seynds und tausendmal mehr wert, als wir Alten. Könnt wohl auch nit gut anderster seyn! Seynd ja Blust und Frucht in Eynem! Frucht vom Eynanderliebhaben und das blühend Leben selber.

Darumb, so sie den Schnabel aufthun, kommt nichts heraus als hell eitel kostbar Red und Gesprüch, maaßen ihr Zünglein noch nit beschwert ist vom arg schweren Steine der Bedachtsamkeit, aber auch noch nit umgetriben vom bösen Winde derer Spekulation. Seynd heilige Wort, vergnüglich heilige Wort, so die Kindlein plappern in ihrer Unschuld, lieben Leute! Schad, daß man sie „naiv" heißt, als welches verbum adjectivum ärgerlich in Mißbrauch stehet in disen Tagen. Aber ich sag euch: verstopfet eure Ohren flugs mit Wacks (wie weiland Herr Ulysses bei denen Menschern mit denen Hühnerbeinen), so eyn Mannsbild den Schnabel süße zieht und thud in Worten als ein Kindlein, das naive ist. Ist immer ein übel Rüchlein Vernunft und Calculation bei. Riecht nach dem Fuchs, sothane Mannsmaulnaivetät. (Kenn beßre Gerüche, gelt, Schatz?) Kindsschnabelnaivetät aber riecht frisch wie Erdraich im Mayen, lieblich und herbe, wie ein gesund, rein, munter Kind selber. Sela!

Und nun merket wohl auf, was ich zu deme Thema weiß!

Es war umb die Zeit, als Kathrin, die später' Königin in Frankreich, noch nit Königin war, sondern noch Frau Kronprinzessin geheißen ward, oder wie's die in Franzmannsland nennen: Madame Daulphine. War aber ihr Herr Schwiegervater, der König, ein bresthaft Mann und hatte wenig Freud an Krone und Thron, maßen er nit gar offte auf deme Throne saß, vielmehr in seyme königlichen Bette lag, alswo es auch nit kurtzweiliger zu liegen ist, als in eyme andren Bette (wohlgemerkt, wann Eyns alleine drin liegen muß). Die gut Kathrin aber war eyn gar höflich Frauenzimmer und wußt wohl, was sich schickt für eyn rechtschaffen Schwiegertochter. Wohl wissende, daß der alte König eyn sonderbar Gelüsten hätt für die gar lieblichen und kunstraichen Schilderey'n, so die Malersleut im Lande Italia aus der Maaßen schön zu werken verstehen, recht meisterliche Leut und gar hoch angesehen bei Kayserrn und Königen dazumal, (wie denn bemeldter König in Frankreich es nit für eyn Raub



Digitized by Google

hielt an seyner hohen Kron, daß er mit etlichen von denen Meistern in Welschland guter Freundschaft pflog und nit gar klaine Beutlein voll eitel Dukaten zu ihne schickt über die Berg, als zum Exempel an den Herrn Raffaeln aus Urbin und an die Herren Primatiz und Leonhardn von Vintsch) — dieß, sag ich (und's hat mir schier den Athem verschlagen), wohl wissende, hat die gut Kathrin manch groß und klaine Tafel von denen welschen Hexenmeistern für gut Geld gekaufft (Gott gesegn es ihr noch heut!) und deme königlichen Schwiegervater an seyn Bette gestellt. War ihr aber nit immer not, ihrn Seckelmeister zu rufen, denn manch kostbar Malerey ward ihr selber zum Geschenk, sintemalen sie Eyne aus dem hochedlen Hause derer Medici war, die recht eigentlich an der Quelle saßen, wo die Farben gleich auf die grundiert Lainwand laufen, im gesegneten Land Toskanien, da die Malersleut wild wachsen, Edle und Bürgerliche aber daran noch nit genug haben, vielmehr mit vielem Fleiße und nit weniger Geld auch noch von der Fremde her Meister und Gesellen der preislichen Kunst zu kommen heißen und, wann die nit wöllen, zum mindest ihre schönst Gemäld und Bildwerk. Also begab es sich, daß Frau Kathrin aus der über alle Städte schönen Stadt Florenz (das heißt die blümig Stadt) eyne gar köstlich Malerey zum Angebinde kriegte, die von keym geringern gemalen war, als Meister Tizianen selber, dem Könige derer Malersleut in der ruhmraichen Stadt Venedig und Kayſers Karln, des fünften seynes Namens, Leib- und Lieblingsmaler. War aber das Gemäl ein dopplet Bildnus, fürstellende Herrn Adam und Frau Evan in Lebensgröß und gantz nach der Mode ihrer Zeit gekostumieret, als über die sich alle Gelehrten eynig seynd, maaßen männiglich weiß, daß die Zwei wandleten im Garten Eden angethan mit ihrer Unschuld und verzierartiert mit nichts als lauter Anmutigkeit, die ihnen der HErr selber um Schulter, Brust und Lenden gelegt hat mit seyner liebraichen Hand. Wollet aber nit etwan vermeynen, daß dieß himmlisch Kleid leichtlicher zu malen seye, als Sambt und Seid und gülden Spangenwerk! Fragt, wenn ihr eynen habt in eurer Bekanntschafft, der mit Pinsel und Farb handtieret, ob's nit vielmehr das schwierigst sey der gantzen Kunst, umb der Farb willen nit minder als von wegen der bös tückischen Anatomia, als welche voll eitel Fährlichkeit steckt und tausend Hinterlist. Für unsern Herrn Tizian aber war just das das rechte Fressen und nit mehr als freundliche Erlustierung. Hats halt gekunnt, der Herr aus Venedig. Stellte also Frau Kathrin das maisterlich Bild dem Herren König ans Bette, dem dazumalen das Wehtumb, daran er später hat sterben müssen, sonderlich grimme that, und war der arm König recht froh darob. Und liebte es, gar wie man eyn lebendig Wesen lieb hat, daß er nit eyn Augenblick seyn wollt ohn Herrn Adam und Frau Evan. Mußten, so lang er Athem hatte, an seym Bette stehn, und die Herren Kämmerling und schönen Weibsleut bei Hof, die auch gar gerne gewußt hätten, wie die Zwei herschauten, mußten sichs Maul wischen.

War aber doch eyn groß Wesen und Geredt umb das Bild im gantzen Schloß, dermaaßen, daß auch Frau Kathrins Kindlein, der klein Franz und die klein Gret, davon hörten, (maaßen Kinder eyn gut Gehör haben, auch wo die Alten vermeynen, sie höreten besser nit), und wollten justament Herrn Adam und Frau Evan sehn. Tormentierten drumb ihre



Digitized by Google

gut und zärtlich Frau Mutter gar sehr mit „Bitt gar schön“ und „Sei doch lieb“ und „Mammele“ hin und „Mammele“ her und „Warum denn nit?“ und „Was ist denn dran?“ und, kurz und gut, Frau Kathrin wußt sich gar nimmer zu retten vor denen Plappergoschen, bis daß sie die Kindlein an die Hand nahm und zum Herrn König führte. (Hätt's freilich doch nit than, wenn sie nit gar wohl inne gewesen wär, daß der königlich Herr Großvater das klein Enkelgesind gar gerne zuweil umb sich hatte, ohngeachtet es nit so stille war, wie Herr Adam und Frau Eva.)

Und sprach Frau Kathrin zu ihren Kindlein, indeme sie die zwei Ausbünd vor Herrn Tizians bunte Lainwand stellt: „Da, ihr Neugier miteinand! Habt Herrn Adam und Frau Evan schlechterdings sehen gewöllt, — wohl, so sehet sie auch recht an!“

Das junge Blut stund still vor lauter Gestaun und that Herrn Tizian rechte Ehre an mit gar andächtigen, aber munteren Blicken, indeß Frau Kathrin sich zu dem Könige ans Bette setzte, den es recht lieblich dünkte, zu sehn, wie die Kindlein sich nit rühreten und regten und schier stumm wurden vor dem Geleucht der Farben des venedischen Meisters.

Da vernahmen sie ein Gewisper. Der klein Franz wars, der seinem Schwesterlein, recht als es der Knaben Art ist, einen Puff gab und sprach: „Du, Gret, sag: wer von den Zweyen ist denn der Herr Adam?“

Das Gretlein aber, nit faul, antwortete flugs: „Wie kann ich das denn sehn, du Dummrian, wo doch keins Kleider anhat von dene zwey?“

Diese Antwort freute den armen kranken König baß, daß er seiner Krankheit eine Weile nimmer Acht hatte, und auch Frau Kathrin entzückte sich drob in ihrem mütterlichen Hertzen gar sehr, daß sie hinging und ihr Mäglein recht aus dem Grunde küßte. Aber der Bub ging auch nit leer aus.

Dann aber lief Frau Kathrin gar eilig in ihr Schreibgestühl und vermeldete gen Florenz die Schnabelweisheit der kleinen Margret dem andern Herrn Großvatern. Gott lohn der guten Frau Kathrin das glücklich Mutterbrieflein heut noch! Denn, wie hätt ich euch dies wahre Märlein berichten können, lägs nit zu Florenz bei anderen Documentpapieren (die aber beileib nit all so lustig und Aufsehens wert seynd!) im Archivio?

Nimmt mich wunders, daß noch keyn Historiographus sichs hat beifallen lassen, es ans Licht zu stellen. Seynd doch sonsten hurtig hinter jedem Quarck her, so er nur alt und schimmlig ist. Aber ich kenn die Knasterbärt wohl: Deucht ihnen zu gering, was nit aus bärtigem Maul kommbt. Seynd Leimsieder, — mit Verlaub zu sagen.

Darumb solls hier stehn unter denen guten alten Schwänk, als ein zwar unscheinbar Blümlein und nit gar so bunt wie die andern, ohngeachtet es auch nit gar eyn Schwänklein eigentlichen ist. Stimmt aber doch zur Grundlehr aller pantagruelischen Weisheit. Denn, und das frag ich euch itzt ernsthaffte: Wie wollt ihr so hold und sinnreich Geschwätz aus Kinderschnäbeln vernehmen, wenn ihr nit allzeit munter und fleißig seid, Kinder zu machen?



Digitized by Google

KW

Aus dem Abreisskalender „Kunst und Leben“ (Berlin, Fritz Heyder) E. FOHN

Digitized by Google

Digitized by Google

# Rundschau



## Kometenfurcht

war ehedem eine allgemein bekannte Sache: sobald ein Schweifstern am Himmel auftauchte, fühlte man das Vertrauen in des Erdbodens Zuverlässigkeit erschüttert und zitterte. Ehedem, vor langen Jahren, in den bewußten „finstern“ Zeiten, versteht sich, — jetzt weiß man ja, daß ein Zusammentreffen der Erde selbst mit dem Kern solch eines Weltenwanderers vielleicht für ihn gefährlich werden kann, nicht aber für uns. Nicht einmal von der „Blausäure“ haben wir etwas zu fürchten. Wenn wir im Mai durch den Schweif des Halleyschen Kometen rollen, werden wir gar nichts davon merken, oder aber: es wird ein Schauspiel für unsere Augen werden. Das versichern uns die Zeitungen, die ja alles wissen, und so weiß man's auch im Volk. Weiß man's wirklich? Was man weiß, dessen ist man doch sicher. Es gibt aber Beobachter, die behaupten, dies Wissen fühle sich im Volk durchaus nicht vor allen Kometenbomben fest: eine geheime Furcht schleiche tatsächlich wieder ziemlich bänglich durch abertausend Gemüter. Wer bedenkt, an was alles man heutzutage glaubt, von den Wahrsagerinnen aus Kaffeesatz bis zu den neuen „Astrologen“, der kann es trotz aller Helle in der Öffentlichkeit nur für wahrscheinlich halten, daß diese Zeitgeistdeuter in den Dämmerungen und Dunkeln richtig sehen. Es werden tausend Dinge geglaubt, die wirklich nicht wahrscheinlicher aussehen, als ein gefährliches Zusammentreffen mit dem erwarteten Kometen.

Nehmen wir also an: alle Astronomen verstünden von ihrer Sache, ehrlich zu sagen, einen Quark, und es sei höchst wahrscheinlich, daß der Halleysche Komet die Erde zerschmettere, schmelze, zerstäube, oder wenigstens vergifte.

Dann geschieht jedem von uns, was einem jeden von uns ganz ohne Zweifel auch sonst geschieht: er stirbt. Für den Christen kann es kein Unheil sein, wenn sein Gott ihn zu sich nimmt, für den Ungläubigen keins, wenn sein Dasein aufgehoben wird, denn er weiß ja dann nichts davon. Aber wir wollen in diesem Zusammenhang nicht von der Torheit der menschlichen Todesfurcht überhaupt sprechen. Christen oder Heiden, wir sind eben Menschen. Und was wir denken oder glauben mögen, der Trieb zum Leben rumort je mehr, je sensibler unsre Nerven werden. Der Wilde weiß „anständiger“ zu sterben, als der Durchschnittseuropäer von der großartigen Zivilisation. Aber so oder so, um dieses Sterben kommen wir ja nicht herum. Was ist besondres dabei, wenn wir wissen: im Mai 1910 geht es durch einen Kometen zu Ende?

Zugegeben: etwas, wie wir nun einmal sind, sehr Unangenehmes: wir wissen dann eben unsern Todestag vorher. Aber auch etwas ohne Beispiel Großes. Keine Sorgen um hinterlassene Lieben brauchen uns mehr zu quälen, keine Selbstvorwürfe um nicht erfüllte Pflicht, keine Schmerzen mehr um unser Volk. Das Schicksal, das viel tausendfach gewaltigere Sterne aufflammen und erlöschen läßt, Sternsonnen, um deren Mittelpunkt vielleicht unsre Erde in Sonnenabstand zu kreisen Raum hätte, immer noch umschlossen von ihrer Kugel — das Schicksal mischte dann auch unser Kügelchen Erde zu einem



Digitized by Google

neuen Gebilde im Ganzen ein. Für uns Menschen bedeutete das: wir würden sterbend Zeugen des gewaltigsten Ereignisses, das in all den Jahrmillionen, seit unser Erdball der Sonne entrollte, ihn je betroffen hat. Wir wären begnadet, in unsern letzten Tagen noch das Erhabenste, das sich für die Erde überhaupt ausdenken läßt, zu erleben. Während wir's mit nichts weiter bezahlten, als mit demselben Tribut, den noch ein jedes der Quinquilliarden Lebewesen seit Erkeimen des organischen Lebens bezahlt hat. Könnte man das teuer nennen? A

Literatur

## Zu Bierbaums Tode

Nein, zwiespältig und unharmonisch kann man wohl kein einziges seiner Bücher nennen. Und wenn es einen gab, dessen literarische und persönliche Erscheinung stilisiertes Behagen war, so war das ja Otto Julius Bierbaum. Im üblichen Wortsinn „zwei Seelen in der Brust" hatte er schwerlich. Und doch glaube ich, daß die Literaturgeschichte sozusagen zwei Bierbäume wird unterscheiden müssen, wenn sich auch nicht nur ihre Äste und Zweige zusammenschlingen, sondern sogar ihre Stämme bis zum Anwachsen eng aneinanderlegen.

Der eine war der Mann, der zu allem, was neu war und ihm gefiel, voll Feuer und Flamme sagte: „Machen wir!" und es dann wirklich bis zum Flackern und Rauchen „machte". Kein Fundamentierer, aber einer, dessen schnelles Zugreifen, frisches Drauflosgehn und gefälliges Arrangieren das Ungewohnte ansehnlich „aufmachte" und in Umgang setzte. So war guten Teils der Kunstschriftsteller Bierbaum; er hat kaum je neue Werte als ein erster erkannt, ist aber mit höchstem Eifer für Größen ins Zeug gegangen, die erst wenige verstanden. So war gutenteils der Unternehmer Bierbaum, der praktisch und mobil für junge Ideen immer wieder Zahlende auftrieb und sehr geschickt anstellte — man denke nur an „Pan" und „Insel". Und so größtenteils war auch der Poet Bierbaum. Liliencron, Hartleben oder wer sonst gerade „dran" war, im persönlichen und literarischen Verkehr, für den gab's ein Schwärmen, und aus dem Schwärmen ward ein Mit-Pfeifen in seinem Ton. Daneben wurden in den Gebüschen des Naturalismus die allerhand Vierfüßler, in den Wäldern der Romantik die singenden grauen und prangenden bunten Vögel belauscht, bis ein gedämpfteres Brüllen der Bestien und ein noch zwitschigeres Zwitschern der Vögelein in die eigenen Verse überging. Bierbaum war auch in seinen lieblichen Sachen talentvoller und er hatte mehr Geist als die Singsangsänger der Baumbach-Ebers-Wolff-Zeit, aber dem Wesen nach kam das Archaisieren und Verzierlichen doch diesen Vielverspotteten recht nahe. Nur an der feinen Rhythmik, mit der man die Pirouetten tänzelte, und an der saubern Sprachschneiderarbeit all der Tändelkostümchen konnte man das Bierbaumsche Atelier erkennen. Übrigens gab er sich ja gelegentlich auch ernst und innig, denn bis zum ehrlichen Claudius reichten die, denen er seine Lyrik nachempfand.

Es gab aber noch einen andern Bierbaum. In seinem „Pankrazius Graunzer" regte er sich, im „Stilpe" und in noch einigen so oder anders genannten „Sonderbaren Geschichten". Der war kräftig genug, sich mit gemütlicher Handbewegung das Vorgemachte aus den Augen zu wischen. Dann sah er sich gesund ernüchtert um, steckte sich eine Zigarre an,



Digitized by Google

griff wieder zur Feder und schmunzelte: „Auch gut, so nehme ich euch Kunden mal so!“ Dann sah er recht scharf in Sonn- und Wochentage, hatte aber jederzeit bei sich ein in unsrer von Ernstmeierei so durchsäuerten Zeit doppelt schätzenswertes feinschmeckerisches Behagen. Darf man's Humor nennen? Wenn man bei Humor an Tiefe denkt, an die große Liebe denkt, an das große Wärmen aus dem vierkämmerigen Zentralheizofen in der Brust heraus, wie wir's von Jean Paul und Raabe her kennen, dann war es keiner — darüber wollen wir uns dieses X nicht in ein U machen lassen, weil Bierbaum im künstlerischen Formen seiner Heiterkeit gerade von Jean Paul gut gelernt hat. Er nahm das Menscheln seinerseits weder mit Worten noch Werken als Jochanaan, nahm's lächelnd wie's war, fand es auch gar nicht übel wie's war, lebte und war über sich und über die andern vergnügt — zum Bohren bis zu den heißen Gründen hin trieb ihn nichts. Dieser „Humor“ rieselt nur, er quillt nicht. Ich glaube aber trotzdem, es wird an den Stellen solchen humors eine ganze Weile feucht bleiben. Zunächst mal, weil sein Verfasser mit seinem Besten doch ein Künstler von eigner Art war. Es sind immerhin eine Menge Stachelkastanien, Nüsse und Reben dicht an seinem eignen Lebenswege gewachsen und das Auspflücken und Straußbinbinden verstand er immer gut. Dann: trotz allem und immerhin — er war doch auch als Mensch ein feiner Kerl. „Bürgerlichen“ Moraleigentümern genügt er ja nicht immer, auch freieren nicht, und nicht nur jungen Mädchen ist anzuraten, einfach gar nichts von ihm zu lesen. Ich rate es auch der imponierenden Majorität all derer, die nur mögen, was sie „billigen“ können. Nur meine ich: wir sind nachgerade an einen Punkt gekommen, wo wir mit dieser Anmaßung der Urteilsberechtigung über alles, der Anmaßung eines Denkens, dem nichts mehr zweifelhaft, eines Sehens, dem nur die uns zugekehrte Seite zulässig scheint, einem nationalen Verphilistern zusteuern. Durch das Klagen über den Simplizissimus usw. wird es nicht schöner, sondern nur scheinheiliger, da man dergleichen ja doch bis in die „höchsten Kreise“ in Hunderttausendauflagen konsumiert. Bierbaum war kein Pornograph, so höchst zweifelhafte Damen und Herren er oft ohne entrüstete Gebärde vorstellt, der Stoff tat's ihm nicht, sondern das Wie, also das Vergeistigen des Stoffs. Sehr zuzugeben ist: manchmal verließ ihn dabei, was z. B. mir als guter Geschmack erscheint. Oft ward er auch aus Weitschweifigkeit langweilig. Sehr oft ward er zerfahren. Ein sehr gescheiter Mensch war er immer. Auch in seinen kunst-, literatur- und kulturkritischen Schriften späterer Jahre. Er hat in Feuilletonform manchen Aufsatz geschrieben, der schon mehr als ein Feuilleton war. Mir schien es im letzten Jahrzehnt, als sei er als „Hirn“ nun so sehr im Reifen und Klären, daß wir im nächsten Bierbaum einen der Besonnenen unter den Kunst- und Literaturschreibern erhoffen durften.

Wie geschah es, daß dieser bessere Bierbaum immer nur bruchstückweise zum Durchbruch, daß er so selten nur zur Vorherrschaft kam?

Es ist doch eigentlich zum Staunen, wie schnell manche gealtert sind, die vor kurzem noch unsern Heranwachsenden als Verkörperungen der Jugendkraft erschienen. Menschen, von denen Hoffende



Digitized by Google

etwas wie eine neue Literaturära freier Heiterkeit erwarteten! Stimmte etwas in diesen Hoffnungen nicht? Den Vertrauenden schien's, als wenn sich bei diesen Männern Studentenfrohsinn und Nietzsches „fröhliche Wissenschaft" verbündet hätten. Aber Nietzsches Geist war einer für Einzelmenschen, nicht für Konkneipanten, und Studentengeist ist Werdegeist und deshalb allein im Studentenalter an der Zeit. Bunte Mützen passen auf graue Alte-Herren-Häupter nur zu gelegentlichen Fest- und Gedenkstunden noch. Nein, es stimmt etwas nicht in Scheffels Rat: „Wer's kann, der bleibt im Herzen zeitlebens ein Student." Ich fürchte: „Otto Julius" hat wie „Otto Erich" und viele andre darunter gelitten, daß sie zu lange glaubten, ein Mannesleben ließe sich auf Jugendstimmung aufbauen. Ihr Gehaben war zu lange das der Jugend, sie verbrauchten zu viel Kraft im Durchgang. Vom Gehaben her büßte vielleicht ein Stück Seelensein selbst an Kraft ein. Und die ganz simpel alkoholische Schädigung der „Feuchtfröhlichkeit" kam dazu, früh welk zu machen.

„Ich wünsche mir nichts so sehnlich als dies, daß es mir doch noch einmal gegönnt sein möge, eine ästhetisch-belletristische Zeitschrift ins Leben zu rufen und am Leben zu erhalten, die imstande ist, dem feinsten Genußsinne derer zu dienen, die jenseits aller ästhetischen und literarischen Schlagworte stehen und deren Welt- und Kunstauffassung sich in dem einen trifft: heiteres Menschentum harmonischer Bildung." So schrieb er, als „Pan" wie „Insel" versagt hatten. In demselben Satze, mit dem er alle Schlagworte ablehnte, rief er selbst das Schlagwort vom „heitern Menschentum harmonischer Bildung" an. Es ist eins, aber es ist freilich auch mehr, darin sind wir wohl alle eines Sinnes mit ihm. Und ich glaube, wir wären mit der Zeit auch darin eines Sinnes mit ihm geworden: daß das „heitere Menschentum harmonischer Bildung" nicht darin besteht, immer vergnügt zu sein oder gar: sich einzureden, man sei's. Auch dann schwerlich, wenn das Vergnügtsein sich mit den allerfeinsten ästhetischen Vergnügungen beschäftigt. Wir, die wir vom heitern Jugendland durch Vater Chronos einmal ausgewiesen und die wir sehend geworden sind zum Blick in die Tiefen und Weiten, wir gewinnen Ersatz für das, was wir aufgeben mußten, nicht durch rosige Brillen und lustig bemalte Scheuklappen. Wir tun wohl besser, die ernsten Dinge auch ernst ins Auge zu fassen, wie sie sind, und zwar so lange, bis wir unter all den Erscheinungen unten am Grund das heilige L e b e n sehn. Das ist schließlich, mag es sein wie es will, doch jedenfalls das Solideste, was man bekommen kann. Und da es unbestreitbar auch das Reichste auf der Welt ist, so wird es auch wohl für jeden ein Stück F r e u d e haben. Für jeden von uns, mein ich, denen die Jugend nicht deshalb als schönste Zeit erschienen ist, weil man in ihr das Samenkorn für die Manneszeit zum Verschwenden leicht zur Hand hatte. Wenn wir Deutschen uns erst dazu erzogen haben, nicht bei Traum und Spiel des Werdens, sondern bei der Betätigung unserer höchsterreichbaren Vollkraft den Gipfel unsres Lebens zu sehn, dann werden wir vielleicht auch im Werk von Männern wie diesem Entschlafenen neben der komischen Maske im Vordergrund die tragische zwischen den Vorhängen im Hintergrunde sehn. A



Digitized by Google

## Das Schiff in der Flasche

„Das Schiff in der Flasche“ von Heinrich Vogel wurde im Prospekt des Verlages Alfred Janssen in Hamburg in eine Beziehung zu Chamissos „Peter Schlemihl“ gebracht, was sich insofern anbot, als die Gestalt des Peter Schlemihl einmal flüchtig in dieser kleinen phantastischen Erzählung auftritt. Dennoch würden solche Anrufe eines Schutzheiligen, die immer irgendwie zum Vergleiche führen, besser vermieden. Wenn man an Chamisso und sein Märchen denkt, wird man gegen die sehr, sehr viel geringeren Vorzüge des hier gesponnenen „Garns“ ungerecht. Das ist eine Seemannsgeschichte oder besser die Geschichte einer Landratte, eines Lehrers, dessen Bruder Seemann ist und der im Küstenland wohnt. Seine Sehnsucht ins Weite wird vom Traum einer Nachmittagsstunde auf eine Weltreise geführt. Er hat auf einem der Holzplätze am Strom die Brigg Albatros, auf der einst sein verschollener Bruder gefahren ist, liegen sehen. Er besitzt von seinem Bruder ein kleines Modell des Schiffes in einer Glasflasche — eine jener Geduldsund Handfertigkeitsarbeiten, die uns in der Kindheit staunen machen und entzücken. Es ist nicht besonders gut erzählt, wie die Wirklichkeit in den Traum übergeht und der die Flasche Betrachtende plötzlich auf dem Schiffe in der Flasche zu fahren glaubt. Von Schilderungen dieses Überganges von Traum und Wachen, ihres Ineinanderfließens ohne Grenze besitzen wir so vollendete, daß man an dieser Stelle der Vogelschen Erzählung recht enttäuscht ist. Auch die Gestalt des Klabautermanns, der erst als ein alter Matrose des Albatros auf dem Holzplatz gesehen wird und dann die Weltfahrt leitet, ist als phantastische Figur nicht recht gelungen. Aber in der Reise selbst folgen einige hübsche Kapitel, und es liegt über dem ganzen Buche etwas von der Sehnsucht des Seemanns nach irgendeinem Glücklande, das hier „Tlapallan“ heißt. Eine Stelle der Erzählung hat die gewisse Großartigkeit der Sagen, die wie gigantische Wolkenspiegelungen des Menschenlebens erscheinen, in denen ein Zug von Schatten sich irgendeinem ungreifbaren Ziele zubewegt, wie die armen Seelen in der Quatembernacht auf dem Eise des Aletschgletschers. Das ist die graue Flotte, die Tlapallan, das Glückland, und die goldene Stadt sucht: „Ibn Batuta, der Maure, der Asien und Afrika durchwandert hatte, der große Genueser mit den drei Karavellen, Balboa und Grijalva, Magellan auf der Viktoria, Hudson auf arktischem Boot, Erik der Rote im hochgehörnten Drachen und so viele, viele, die ich nicht kannte.“ Zuletzt folgt diesen Scharen berühmter alter Seefahrer in einem kleinen Boot der verschollene Bruder des Helden — das ist dichterisch schön, wie dessen Traum den seinem Herzen nächsten, den einfachen Matrosen, im Zuge der Seekönige mitfahren läßt, wie hier der Traum seltsam mischt. „Wir sind nur Schemen und wandern ruhelos übers Meer, suchen und finden nicht“ — ruft der Schatten dem Bruder am Ufer zu und entschwindet. — Im ganzen blieb mir der Eindruck: daß die darstellerische Kraft für den Vorwurf nicht ausgereicht hat. Die Erzählung ist, schon ganz äußerlich, für den gefaßten Plan nicht breit, voll und lebendig genug geworden.

Wilhelm von Scholz



Digitized by Google

## Klänge von der Menschheit Höhen

vernimmt der Leser, wenn er sich Nr. 3 der „Schaubühne“ kauft und liest, was oder vielmehr: wie Theodor Lessing über Samuel Lublinski spricht. Ob man Lublinski für einen großen Forscher und Denker hält, ist dabei Nebensache; was mich anbelangt, so hab ich von ihm zweimal schriftlich die Mitteilung erhalten, er „hasse“ mich, sehr für ihn voreingenommen bin ich also schwerlich. Aber nun lese man Theodor Lessings Überschrift: „Samuel zieht die Bilanz“. Dann der Beginn: „Gott, ich entsinne mich mit Vergnügen, wie die kleine kugliche Gestalt zuerst vor mir auftauchte... ein gestikulierendes Entschuldigungs-Sermönchen purzelte ins Zimmer. Auf ein paar ganz kurzen fahrigen Beinchen ein fettiges Synagöglein, sein Bäuchlein wie die Apsis, in der die Bundeslade verwahrt ist, weit in die Außenwelt hineingestreckt. Gleichwie der Frosch sein Bäuchlein vorplustert, wenn er stolz tut und durch einen Tümpel schwimmt. Aber auf dem schwammigen Bäuchlein kurz aufgepfropft saß ein schwarz-rundes Köpfchen mit ein paar siebengescheiten Knopfäuglein, die durch eine Brille hindurch zweifellos gar nichts sahen und ahnten. Und wer das Männlein kommen sah, wußte sogleich: ach, lieber Gott, der sieht nicht, der hört nicht, der schmeckt nicht, der riecht nicht, der redet und schreibelt sich nur so durchs Leben! Aber das Männlein mauschelte sich gar naiv ins Zimmer und ließ Wortwürmlein fallen.“ So geht es weiter, immer so, acht Seiten lang. „Unmöglich!“ denkt der Leser. Also eine andere Stichprobe: „Als ich von Doktor Simon kam, saß der kleine Samuel durchaus nicht schweigend vor dem Spiegel. Er zog Bilanzen. Er weckte Weltanschauung. Mauschelte mit den Ärmchen seine Gedanken in die Luft. Erdolchte falsche Götter. Wanzte die ganze deutsche Literatur durch. Kurz, machte es wie Jehova am Posaunentage: die Böcke zur Rechten, die Schafe zur Linken. Er kollerte wie ein Streithähnchen: Kikiriki! Symbolismus, Neuromantik, Idealismus sagte er. Und sagte: differenziert, eigne Note und Persönlichkeit. Oder sagte auch Menschheit und Entwicklung des Menschengeschlechtes. Er kaute Literatur. Er spie Wortwürmchen aus und aß zwischenhinein an einer Kalbshaxe, denn — so sagte er — er sehne sich endlich nach Erdscholle, Wurzelständigkeit und Lokalkolorit. Und er sah nichts und hörte nichts und wußte noch viel weniger und ahnte nicht das Allermindeste ... Aber, o Gott, er redete. Er zog die Bilanz.“ Immer noch nicht genug? Also Stichprobe Nr. 3: „Dabei mauschelte er wieder mit seinen literarischen Beinchen und steckte die Bauchapsis mächtig vor, womit er den Stolz des Schaffenden markieren wollte und die tragische Höhe der ganz großen Literaten. Sehen Sie, Herr Lublinski, sagte ich, dort das Cafehausfenster, dahinter hat Ibsen jeden Nachmittag seinen Kaffee getrunken. Sofort hub er wieder das literarische Beinchen und ließ wieder Wässerchen ab.“ So geht's immer weiter, immer weiter mit „Klugschmusereien“ und „mit den Beinchen mauscheln“ und „mißratener Synagoge“ und „fettem Apsisbäuchlein“ und „Mißgebürtchen“ und „am Schabbes erzeugen“ und Pinne, Samter und Krotoschin. Das einzige sozusagen ernsthafte Wort in dem ganzen — um Theodor Lessingisch zu sprechen — Geseires



Digitized by Google

ist das: „espritjüdischer Typus“. Den vertrete Lublinski. Und welchen der neue Lessing?

Da hört doch wirklich alles auf! Theodor Lessing, der Anti-Lärm-Mann, der gleichzeitig seine eignen Synagogenerinnerungen aus Krakau streift, schreibt so über Samuel Lublinski wo? in Siegfried Jacobsohns „Schaubühne“! Was klagt man denn über Bartels, der ist ja der reine Philosemit gegen die Ahlwardtjünger Lessing und Jacobsohn! Hätte ein Nichtjude dergleichen je gewagt, würde flammende Entrüstung durch die gesamte Presse lodern, soweit sie nur irgendwie unterm Einfluß von „Juden und Judengenossen“ steht. Und zwar: durchaus berechtigter Entrüstung.

## Berliner Theater

Der Humor ist kein Frühlingsgewächs, die Komödie keine Jünglingsgabe. Es kommt wohl vor, daß auch Junge und Unfertige sich daran versuchen; dann wird es aber selten mehr als ein Zwittergebilde, das weder leben noch sterben kann. Soll die Traube süß werden, braucht sie Ruhe und Reife; dem stürmisch Erregten, dem leidenschaftlich Fordernden, dem ungeduldig Werdenden gestalten sich eher zehn Tragödien als eine gute Komödie. Und noch etwas andres verlangt diese Kunstgattung von ihrem Schöpfer: den Verzicht auf Extravaganzen, die Rückkehr zur Natürlichkeit, die resignierte Einkehr beim Rein- und Allgemeinmenschlichen. Ist für unsre jüngere Dichtergeneration, für die, die auf der Bühne die Naturalisten ablösten und alle mehr oder minder an die Romantik anknüpften, diese Zeit schon gekommen? Die „Zeit“ vielleicht nicht, aber die Sehnsucht ist da, unverkennbar, und sie schickt ihre ersten Boten ins Land: dem „Natürlichen Vater“ Herbert Eulenbergs folgt Hugo von Hofmannsthals erste Komödie „Cristinas Heimreise“ auf dem Fuße (Buchausgabe bei S. Fischer, Berlin). Möglich oder sogar wahrscheinlich, daß Reinhardts „Deutsches Theater“ damit ebensowenig einen Publikumserfolg erzielen wird wie mit Eulenbergs Stück; um so bemerkenswerter ist das Verdienst, das es sich mit der Aufführung gerade dieser problematischen Übergangsstücke erwirbt, die für die nächste Entwicklung unsrer Dramatik ungleich wichtiger werden können, als das erfolgreichste jener oberflächlichen Augen- und Ohrendramen, denen diese Bühne so oft den verführerischen Zauber ihrer Regiekünste geliehen hat.

Theater

Der Schauplatz auch dieses Hofmannsthalschen Dramas ist das Venedig des zur Neige gehenden 18. Jahrhunderts, doch ein ländlich-bäuerliches Milieu aus den nahen Bergen mischt sich ein, und diese Abschweifung bringt einen Gesundheitshauch in das Stück, der es deutlich von den früheren unterscheidet. Cristina, die verwaiste Nichte eines biedern Landpfarrers, die mit Glücksgütern gesegnete Wirtin und Postmeisterin in Capodiponte, hat drei Wochen in Venedig zugebracht, in der Hoffnung, dort einen braven Mann für sich selbst und einen tüchtigen Verweser für ihre Wirtschaft zu finden. Vergebens: keiner von denen, die sie hätten haben wollen, hat ihr gepaßt. Da, im Augenblick der Heimreise, als schon die Gondel auf ihre Passagiere wartet, gesellt sich ein junger Edelmann zu ihr, ein Liebesabenteurer von Profession, noch glühend von den nächtlichen



Digitized by Google

Umarmungen einer leichtfertigen Dirne. Das frische Blut vom Lande, so voller Ursprünglichkeit und Vergangenheitslosigkeit, ist eine unerhörte Lockung für Florindo: „Der erste, der einzige sein — ungeheuer!“ Wohl stutzt er einen Augenblick, als er als Echo seiner stürmischen Liebesworte etwas von einer „ordentlichen Trauung in der Kirche mit Zeugen und allem, was sich schickt“, vernimmt — doch der Reiz dieses Neuen, Nieerlebten packt ihn so mächtig, daß er mit einem kühnen Satz zu den Abfahrenden in die Gondel springt. Unterwegs in einem Gasthof, der ihm oft schon als Absteigequartier für seine zärtlichen Abenteuer diente, pflückt Florindo die Früchte seiner Erobererkünste, nachdem er alle Erfindungskraft seines ehrlich glühenden Herzens aufgeboten hat, das schöne Opfer seiner Begierde mit Musik, Wein- und Blumenduft bräutlich zu bekränzen. Und auch als der Tag erwacht, hält sein ehrlicher Wille, diesmal Ernst zu machen, noch an: so hingebend, so vertrauensvoll wie diese, hat sich ja noch keine je an seine Brust geschmiegt, mit so schöner Selbstverständlichkeit noch keine ihn zum Herrn ihres Lebens und Geschickes gemacht. Gewiß, er wird spornstreichs nach Venedig zurückfahren, um die Papiere zu besorgen, die zur „Trauung und allem, was sich schickt“, nötig sind! Da zeigt sich ihm eine neue schöne Unbekannte, eine blonde Sechzehnjährige, die rätselhafte Begleiterin eines abgelebten Edelmanns. „Weil ich liebe und geliebt werde, soll ich darum stumpf werden?“ Er fährt mit ihr zusammen in der Postchaise davon, nachdem er schnell noch seinen Freund, den ehrlichen Kapitän, der 35 Jahre lang unter Halbwilden in fernen Ländern zugebracht hat, zum Beschützer seiner Braut bestellt hat. Er kehrt nicht wieder. Die blonde Gräfin läßt nicht mit sich spotten; sie weiß ihn an straffem, festem Faden zu halten. Und Cristina? Sie vergeht nicht in Qual und Sehnsucht nach dem Ungetreuen, sie findet Trost und Vergessen in ihrer Arbeit, reich und reif geworden durch das Erlebnis jener Nacht, die sie aus einem „unschuldigen, selbstsüchtigen Mädchen“, das nichts von sich wußte, zum Weibe gemacht hat. Wohl zögert sie noch ein wenig, als der Kapitän, der „Mann von Seele und Ausdauer“, ihr sein braves Herz mit all seiner Heimatliebe und Familiensehnsucht auf der flachen Hand entgegenträgt — als sie ihn aber weinen sieht, ist ihr Widerstand gebrochen. Da regt sich das Mütterliche in ihr, das sich des Hilflosen erbarmt, da sagt sie Ja und Amen zu seiner Werbung. Als dann Florindo noch einmal vor ihr steht, da kann sie ihm mutig in die Augen sehen. Wie ein Reisender kommt er ihr vor, der immerfort unterwegs sein muß. Was hat der Mann ihr denn auch Böses getan, was hat er ihr weggenommen? Hat dem je etwas gehört von denen, die er besessen? Und was bleibt vollends von ihm, wenn er sich in seiner Windigkeit neben einen Mann wie den Kapitän stellt! Aber schließlich, war's nicht doch er, der dem zagen Freier die Zunge löste und das spröde Metall in Cristinas verschlossener Mädchenseele zum Klingen brachte? Erst seit der Begegnung mit Florindo weiß sie, „was ein Mann und auch was eine Frau ist“. Das brachte sie heim von ihrer Reise. Nein, niemand soll sie klagen hören. . . .

Aus Pedro, dem malaiischen Diener, der dem Kapitän in hün-



Digitized by Google

discher Treue anhängt und in seiner tölpelhaften, halbwilden Brunst das denkbar extremste Widerspiel zu der mannhaften Verhaltenheit seines Herrn bildet, spricht der Mund des Dichters selbst, wenn dieser „junge ausländische Europäer", mit seiner endlich erjagten Beute im Arm, den Dank dafür dem Herrn Florindo zu Füßen legt. Er war's ja, der Muntere, Behende, immer Leichtfertige, immer Liebenswürdige, der wie des Herrn so auch des Dieners Heiratsringe schmiedete. Und das enthüllt sich am Ende als der halb resigniert, halb überlegen lächelnde Sinn der Komödie: etwas von den abenteuerlichen Verschlingungen des Weltlaufs, etwas von dem aus Vergewaltigung, Unruhe, List, Betrug, Verblendung gemischten Wirrwarr des Lebens sucht sie zu gestalten und zu deuten, indem sie den Verführer zum Stifter ehelichen Glücks und den Sittenlosen zum indirekten Lehrer des Sittlichen macht. . . . Töne, wie sie bei Hofmannsthal noch nicht erklungen, werden laut: innige Dankesworte der Heimatliebe und des Heimatgefühls, ein Preislied auf die Glückseligkeit der Treue, eine Verherrlichung der Ehe und ihrer weise beruhigten Standhaftigkeit. Ist das echt, ist das geworden und gewachsen oder ist es nur so angeflogen, um vom nächsten Windhauch wieder davongetragen zu werden? Noch zögert die Antwort, denn solche Bekenntnisse, die bei Hofmannsthals Entwicklung für das Heraufdämmern einer sich selbst befreienden humoristischen Weltanschauung zeugen würden, stehen neben Redereien über Liebe und Liebesphilosophie, die ihre Künstelei vergebens hinter gesuchter Einfachheit zu verbergen suchen; und neben dem mit freigebigster Rhetorik ausgestatteten Worthelden nimmt sich sein Gegenbild, der Kapitän, der das Leben lebt, anstatt es bloß nachzuempfinden, nicht nur in der Zungenfertigkeit, — das wäre nur folgerichtig —, nein auch in seiner sonstigen menschlichen Gestaltung recht ärmlich aus.

Und was für Bogen, Zirkel und Schnörkel braucht dieser Komödiendichter, um zum simplen Ziele zu gelangen! Wie über alles Maß hinaus aufgeblasen ist die Neben-, Zwischen-, Parallel- und Kontrasthandlung mit dem burlesken Don Pedro als falschem Edelstein in der Mitte, diesem „ziemlich verunglückten Produkt eines überseeischen Europäers". Wie Eulenberg, so gerät auch Hofmannsthal in dem Bestreben, nur ja nicht den flinken Schwank- und Lustspieldichtern zu nahe zu kommen, in allerlei Schnitzeleien und Kräuseleien, die dem Aufbau sein Ebenmaß, der Idee ihre Durchsichtigkeit und Einfachheit rauben. Das Feinste und Schönste liegt nicht in den Wesenheiten des Stükkes, nicht in den markanten Zügen der Personen oder der Handlung; man muß es zwischen den Szenen suchen, neben den Worten zu erhaschen wissen, die davon manchmal — etwa in dem nächtlichen Gespräch zwischen Florindo und dem Kapitän (S. 118 ff.) — wie von einer heimlichen Melodie umschmeichelt werden. Doch darf man es anders erwarten? Wer sich verstiegen hatte, wie Hofmannsthal, der hat es gewiß nicht leicht, sich auf den Boden des Natürlichen und schlicht Menschlichen zurückzufinden. Er muß wie ein mühsam Genesender erst wieder von neuem gehen lernen. Es wird ihm sein, als habe er immer noch Stelzen unter den Füßen, und allein das trügerische Gedächtnis davon wird



Digitized by Google

ihn stolpern und straucheln lassen. Nichts ist so schwer wiederzuerlangen wie Einfachheit. Doch der „Cristinas Heimreise“ geschrieben hat, sehnt sich, scheint mir, und trachtet danach, gleich manchem andern der Strebenden. Und so entläßt uns der Abend mit Hoffnungen, nicht bloß für diesen einzelnen, dem das bisher in hitziger Verzückung angestaunte „Künstliche“ sich zu lichten beginnt, sondern als tröstliches Symptom für die jüngere Dramatikergeneration überhaupt, dem von hier und da schon ähnliches antwortet. Noch manchen sonst, der sich an Fremdes und bloß Artistisches verloren, könnte eine solche „Heimreise“ zur Genesung führen.

Friedrich Düsel

## Wiener Theater

Angesichts der neuen Stücke, die aus aller Herren Ländern tagaus und tagein über die Wiener Bühnen hasten, kommt man sich vor wie ein australischer Goldwascher. Wieviel Schwemmsand muß man an sich vorbeispülen lassen, um endlich auf ein Körnlein Gold zu stoßen!

Solch ein Goldkörnlein scheint mir Thaddäus Rittners neue Komödie „Der dumme Jakob“ zu sein. Ihre Stärke liegt nicht in der Führung der Handlung, sondern in der ungemein feinen und lebensechten Milieuschilderung. Diese läßt auch verheißungsvolle Ansätze zur psychologisch vertieften Charakterkomödie erkennen. Ein adliges Gut ist der Ort der Geschehnisse, und was geschieht, ist nicht viel mehr, als daß der Gutsherr, ein alter Hagestolz, das Opfer seines Johannistriebes wird und zum Ärger seiner Verwandten sich verheiratet. Seine besten Jahre sind darauf gegangen, um das verkrachte Gut seiner Ahnen wieder in die Höhe zu bringen. Nun aber, da er sich endlich des Genusses seines lastenfreien Besitzes erfreuen könnte, fühlt er sich verlassen und von den kalten Freuden eines Lebens ohne Arbeit angefröstelt. Auch die Verwandten, mit denen er sich umgibt, können ihm nicht über das Gefühl seiner inneren Vereinsamung hinweghelfen; im Gegenteil: sie steigern es nur durch ihre müßiggängerische Selbstsucht. Von ihnen rettet sich der Rest von Sympathien, die er für Menschen überhaupt noch aufzubringen vermag, zu Lisa, seiner jungen Vorleserin. In die ist aber auch Jakob verschossen, der junge Verwalter des Gutes, den sich der alte Herr als seinen unehelichen Sohn hat aufschwatzen lassen. Jakob ist so „dumm“, ihm zu gestehen, daß ein andrer sein wirklicher Vater ist, und Lisa hatte doch all ihr Hoffen auf den künftigen Erben des Gutes gesetzt! Nun diese Hoffnung zunichte, willigt die schlaue Abenteurerin endlich in die Werbung des Alten und tröstet sich damit, Jakob werde wenigstens ihr Geliebter bleiben. Der aber ist zu ehrlich, um seinen Herrn zu betrügen, er tritt aus dem Dienst und die zweimal um ihre Hoffnung geprellte Spekulantin muß in den sauren Apfel einer Ehe beißen, die durch keinen dritten im Bunde versüßt wird. Wohl weiß der alte Herr, daß Lisa die Sehnsucht nach einem andern im Herzen trägt und er ahnt auch, daß ihm dereinst das fatale Los eines Hahnreis nicht erspart bleiben wird. Dennoch nimmt er sie, um sich vor Torschluß noch einen Zipfel von dem Liebesglück zu retten, das er bisher versäumt hat.

Die Welt steckt voll Lug und Trug, und wenn ausnahmsweise einer wähnt, sich mit Offenheit und



Digitized by Google

Ehrlichkeit weiterzubringen, dann erreicht er in ihr nichts andres, als daß sie ihn für einen Dummkopf erklärt. Dies war offenbar der leitende Grundgedanke bei der Ausfahrt dieser stillen, feinen Komödie. Indem aber Rittner seinen dummen Jakob nur als konventionelle Episodenfigur auftreten läßt, verschiebt sich der Schwerpunkt des Stückes in den wunderlichen Gutsherrn mit dem verspäteten Johannistrieb, und aus der Tragikomödie der Ehrlichkeit wird eine des alten Junggesellen. Episodisch wie der dumme Jakob bleibt auch die schlaue Lisa. Nahe gebracht, wirklich nahe gebracht wird uns der verliebte Hagestolz, der alles beschattet und alles niederdrückt, was um ihn herum sich an unsre Teilnahme wendet. Auf ihn konzentriert sich Rittners Charakterisierungskunst. Die poetische Art, wie die geheimen Zusammenhänge seines närrischen Tuns mit den Verschwiegenheiten seines Innenlebens in Kontrastbildern aufgedeckt werden, zeugt von der gleich feinen und doch starken Gestaltungs- und Stimmungskraft, die hier (Kw. XXII, 10) schon an Rittners dramatischem Erstling „Das kleine Heim“ gewürdigt wurde. Mit einem symbolischen Dominospiel beginnt und schließt die zarte Komödie, deren Humor auf dem dunkeln Grunde einer leisen Tragik ruht. Anfangs ist die Schwester des Alten seine Partnerin, zum Schlusse ist es seine Braut. Da und dort blitzt die gleiche Gereiztheit aus der künstlich betäubten Langenweile und Entfremdung auf. So gewinnen wir aus Vergangenheit und Gegenwart einen ahnungsvoll-hellsichtigen Blick in die Zukunft. Wir haben augenblicklich über den komischen Parallelismus der Situation gelacht und fühlen uns hinterher ergriffen. Man muß seine Sinne nur schärfen und richtig einstellen, um die dichterischen Schönheiten zu erkennen, von denen diese Alltagskomödie ihren besondern Reiz empfängt.

Geräuschvoller geht es in dem an Spannungen und Entladungen überreichen Revolutionsdrama „Der Moloch“ her, das Leo G. Birinski, einen jungen Halbrussen, zum Urheber hat. Auch einem Milieustück. Aber die Zustandsbilder, die es aus dem Leben und Treiben terroristischer Studenten in Rußland bietet, sind auf die grellsten Effekte zugespitzt und auf jene in den heftigsten Superlativen von Resignation und Verzweiflung hin und her geschleuderte Trostlosigkeit gestimmt, die seit Jahr und Tag in stöhnenden Klagelauten über Rußlands Grenzen zu uns herübergellt. In den Blut- und Bombenwirbel seines Dramas stellt Birinski einen Skeptiker, der jeden Versuch, der Menschheit zu dienen, für Wahnwitz erklärt; denn die Menschheit, jenes mysteriöse Wir, dem sich seine Genossen opfern, ist für ihn der größte und gefährlichste Feind des Menschen, ein Moloch.

Man hat Birinskis Drama mit einem Jubel begrüßt, der zur Vorsicht mahnt. Ohne Zweifel verrät es eine starke Begabung für knallende Bühneneffekte. Zugegeben auch, daß das Milieu gut geschildert ist. Ob der Pessimismus, den der fünfundzwanzigjährige Verfasser zum besten gibt, groß oder klein gedacht, ob er aus eigenem Erleben und Erkennen geschöpft oder angelesen oder gar nur posiert ist, mag dahingestellt bleiben. Aber das ist richtig, was Grillparzer so formuliert: „Daß nicht in der Idee die Aufgabe der Kunst liegt, sondern in der Belebung der Idee; daß



Digitized by Google

die Poesie Wesen und Anschauungen will, nicht abgeschattete Begriffe; daß endlich ein lebendiger Zeisig mehr wert ist, als ein ausgestopfter Riesengeier oder Steinadler." Und eben an dieser Belebung fehlt es dem „Moloch".

Th. Antropp

## Gockelgeschrei

tönte jetzt durch alle unsre Zeitungen, Krehants Geschrei, „Chanteclair". Was war das für ein Referentengegacker, ehe Rostands neues Ei gelegt war, und wie hat man uns dann darüber unterhalten, daß, wieso, warum und weshalb es eigentlich kein Wunderei sei. Wer hat denn eins von Rostand erwartet? Ist denn, Hand aufs Herz, einer unter den Deutschen, die sich überhaupt ernsthaft mit französischer Literatur beschäftigen, der Rostand für einen Poeten von Weltbedeutung hält? Aber man hat mal seinen Korrespondenten in Paris, der kann gleich „mit" über ihn schreiben und so rauscht es wegen einer gleichgültigen Pariser Komödie in Germaniens Papierblättern, als hätten wir nichts Wichtigeres zu tun als mit den Parisern zusammen auf einen Modeschriftsteller hineinzufallen. Auch in Rom hat man einen Korrespondenten, also „berichtet" man d'Annunzio. Alle seine neuen Stücke geben denen recht, die schon vor zehn Jahren warnten: fallt auf diesen Gecken-Snob nicht hinein, aber sobald etwas Allerneuestes von ihm kommt, erhalten wir trotzdem soundso viel Voranzeigen, Inhaltsangaben, Aufführungsberichte, endgültige Kritiken: in der Tat, es sei wieder nichts gewesen. Ja, man schreibt uns Stimmungsberichte über die Meinungen, die man in Berlin über die Meinung hat, ob der große Gabriele und die Duse immer noch eine so schlechte Meinung voneinander haben wie seit damals, wo sie eine sehr gute voneinander hatten.

Ist das nicht nachgerade albern? Was würden sich die Franzosen um einen Rostand in Berlin, was die Italiener um einen Gabriele in Wannsee kümmern? Die Großgewachsenen anderer Völker gehen uns an, nicht die aus eignen oder fremden Blasebälgen Großgepumpten.

Musik

## Chopin

Die musikalische Welt beging am 22. Februar den hundertsten Geburtstag Chopins. Eines jener Genies, welche die übernommenen Elemente der Heimatkunst zur Weltkunst zu verfeinern wußten, ohne sie zu verwässern, eines jener Genies, die ihre natürliche Kraft durch die Konzentration auf ein besonderes Gebiet, hier der Klaviermusik, gesteigert haben. Als Sohn eines Franzosen und einer Polin, noch im Jünglingsalter aus der Heimat nach Paris verschlagen, dort bis ans Ende wohnend, dem Schicksal des Vaterlandes nachtrauernd, mitten im Strudel des gleichmachenden großstädtischen Lebens die nationale Eigenart bewahrend, ist er schon in dieser Hinsicht eine merkwürdige Erscheinung, typisch für den slawischen Menschen, der, so leicht er sich den äußeren Verhältnissen einer neuen Umgebung anpaßt, im Kerne seines Wesens davon unberührt bleibt. Chopins Stellung in der Musik ist durch den Lauf der Jahrzehnte nicht gemindert worden. Die große Umwälzung des Klavierstils im zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts ging von ihm aus. Das Feuer und der Reiz, nein, hier gilt das Fremdwort: der Charme, die Wehmut und der Schwung seiner Werke,



Digitized by Google

die klangliche Meisterschaft seines Klaviersatzes, seine kühne, sensitive, chromatische Harmonik — all das ist in seiner Art kaum wieder erreicht, geschweige übertroffen worden. Einem so Lebendigen braucht man keinen Nachruf zu halten. Seine Werke bilden den Besitz jedes Pianisten, freilich, auch so mancher höheren Tochter, die von der Feinheit und meisterlichen Abgewogenheit dieser Tonsprache meist keine Ahnung hat. Dem Deutschen, der sich über die Persönlichkeit und das Schaffen des polnisch-französischen Meisters näher unterrichten will, wird jetzt die sehr gediegene Biographie von H. Leichtentritt (Berlin, Verlagsgesellschaft „Harmonie") gute Dienste leisten. B

## Opernnovitäten

Es wird so viel über die Novitätenpolitik unsrer Operntheater geklagt. Die einen haben eine wahre Novitätenscheu, die andern, die Minderheit, scheint von einem Novitätenkoller besessen zu sein. Und dabei ist der wirkliche Zuwachs an bleibenden Werken geringer als je. Man schiebe das nicht immer auf die Beschaffenheit der Werke. Aus früheren Zeiten haben sich manche anspruchslose Schöpfungen — man denke an die Opern Flotows — bis in die Gegenwart hinein im Spielplan erhalten, wogegen heutzutage selbst das als bedeutend Erkannte und Anerkannte nur ein kurzes Leben führt. Hier liegt wohl eine Schwäche der modernen Theaterführung, die es bestenfalls versteht, Neuheiten herauszubringen, womöglich en suite abzuspielen, nicht aber, sie über die Saison hinaus zu bewahren. In früheren Jahren hat man keine Novitätenprotzerei gekannt. Aber wenn man sich entschloß, ein neues Werk anzunehmen, war man doch viel sorglicher bedacht, es einzubürgern und dem Repertoire zu gewinnen. Durch geschickte Postierung im Spielplan, durch lockende Gastspiele, die die Teilnahme stets neu belebten, durch Doppelbesetzungen, und vor allem dadurch, daß man die Rollen beim Wechsel im Personal sogleich nachstudieren ließ. Jetzt aber denkt man nur von einer Premiere zur andern: „Nach uns die Sintflut." Geht etwas im Betrieb nicht recht zusammen, so werden immer zuerst die Novitäten über Bord geworfen. Selbst die erfolgreichen sterben mit dem Ende der Saison, weil die Abgänge das Ensemble zerreißen. Wogegen sich die alten, mittelmäßigen Opern fortfristen, einfach darum, weil sie im Repertoire „stehen", weil ihre Partien schon auf den Konservatorien memoriert werden und man sie daher bei jeder Gelegenheit und Verlegenheit als Nothelfer wieder herausbringen kann.

Man hat Prämien für jene Direktoren und Institute beantragt, die innerhalb eines gewissen Zeitraumes die meisten Novitäten aufführen. Das würde zu einer nutzlosen Wettjagd führen. Ich würde einen Ehrenpreis lieber für die Theater stiften, welche die meisten Neuheiten durch mehrere Jahre hindurch im Spielplane gehalten haben. Denn dadurch erst wäre den Werken Gelegenheit geboten, sich einzuleben, wäre das Publikum gewöhnt worden, mit ihnen als gegebenen Faktoren des Opernlebens zu rechnen. Richard Batka

## Pergolesis „Stabat mater"

Eine sehr schöne Gabe zum zweihundertsten Geburtstage Pergolesis (10. Januar 1710) hat die Firma Breitkopf & Härtel den Musikfreunden beschert: die erste



Digitized by Google

authentische Partitur seines berühmten „Stabat mater", hergestellt nach der photographischen Aufnahme, die die italienische Regierung von dem Originalmanuskript hat machen lassen.

Der Leipziger Thomaskantor Prof. Dr. Schreck hat das Werk mit genauen Vortragszeichen versehen, neben dem lateinischen Text ist eine neue deutsche Übersetzung von Emmy Schreck den Noten sinnvoll untergelegt, Chor- und Orchesterstimmen sowie Klavierauszug sind hergestellt. Und nun harrt das Werk der dauernden Einbürgerung im öffentlichen Musikleben.

Kurz vor dem Tode des 1736 im Alter von 26 Jahren Dahingeschiedenen geschrieben, hat es den lieblichen Reiz jugendlicher Schönheit sich frisch bewahrt und bleibt ein Monument einer Künstlernatur, die die Gottheit liebte, indem sie sie früh aus der Not des Lebens erlöste.

Wenn man lange Zeit für solche Musik den Ausdruck süßlich brauchte, so haben erfreulicherweise jetzt die besten Kunstfreunde eingesehen, daß man sie aus ihrer Zeit und dem südländischen Musikempfinden heraus genießen muß, um ihr gerecht zu werden. Tut man dies, so gibt die Weichheit ihrer Linien und die Zartheit des Kolorits (zwei Frauenstimmen, Streichquartett und diskreteste Orgelbegleitung) ebenso wie die Wärme des Empfindens gerade uns Nordländern einen so wohltuenden künstlerischen Genuß, daß man die Sehnsucht aller der Musiker, Dichter und Maler, die es immer wieder über die Alpen zog, wieder unmittelbar nachfühlen kann. Möge das liebliche Werk, von schönen Frauenstimmen im Solo und Chor gesungen, überall, wo es erklingt, den Herzen wohltun wie Madonnen von Bellini.

Georg Göhler

## Berliner Ausstellungen

### Die Franzosen — Lechter

Das 18. Jahrhundert bildete für Frankreich den Gipfel seines Ruhms; in politischer (wenigstens in der ersten Hälfte) wie geistiger Hinsicht stand es an der Spitze von Europa. Französische Kultur war europäische Kultur, Frankreichs Kunst war Europas Kunst. Aber wie diese Kultur des 18. Jahrhunderts, so sehr sie auch ihr Gepräge von französischem Geist empfing, doch im Grunde nicht aus Frankreichs Boden stammte, so ist auch diese Kunst, aus deren Blüte alle Feinheit der amoureusen Grazie und espritvollen Galanterie Frankreichs strömte und als Extrakt an alle Höfe Europas verschickt wurde, doch kein autochthon französisches Gewächs. Frankreich war nur in allem der große Kultivator, der die fremden Wildlinge in seinen Boden verpflanzte, sie veredelte und — verschnitt. Die französische Malerei des achtzehnten Jahrhunderts stammt im Wesen von Rubens und Teniers ab, ist flämischen und holländischen Wurzeln entsprungen. Aber wie Größe in Frankreich nur als grandeur fortkommen konnte, so wandelte sich die leidenschaftliche leuchtende Gebärde Rubens' in die pomphafte Geste des roi Soleil, und sein vollblütiges Göttergeschlecht, das es gar zu üppig und unbekümmert getrieben, wurde hübsch auf den Kothurn gestellt, bekam die Allongeperücke aufgesetzt und mußte agieren als die Allegorien von Erhabenheit und Ruhm; oder es wurde auf arkadische Galanterie und Schäferamouren eingeübt, lernte die Kunst, sich geschickt halb zu verhüllen und für den Betrachter zu posieren. Und wie der ungenierte holländische Bauer nicht in den französischen Salon paßte, wo die Philosophie mit der



Digitized by Google

Frivolität ihr Schäferstündchen hielt, so wurde Teniers Kunst auch erst dressiert auf Schnürleib und Stöckelschuh, bekam eine rosig zarte Haut aufgeschminkt, lernte die Pas und Attitüden, das Schmachten und die verliebte Spielerei, bis, ja bis sie so ganz Theater geworden war, daß sie, als die Mode wechselte, und man „tugendhaft" wurde, sogleich auch gut bürgerlich gerührt und moralisierend sich gerieren konnte.

Boucher und Greuze sind ja gewiß nicht die ersten Repräsentanten dieser französischen Kunst, aber sie tragen so charakteristische Züge ihrer Zeit, daß sie uns bedenklich stimmen können gegenüber der Veredlung und Verfeinerung, die französische Kultur mit flämischem und holländischem Blut vorgenommen. Bouchers kalte glatte Sinnlichkeit auf Bestellung verrät, trotz der schöngeistigen Pose, einen erschreckenden Grad von Seelenlosigkeit, und in seiner ziemlich manierierten und oberflächlichen Behandlung zeigt er einen bedenklichen Mangel an malerischem Feingefühl. Und Greuze? der bald in koketter Lüsternheit macht, bald in bürgerlicher Sentimentalität oder anekdotischen Moralismen? Er hat einen Charme und eine Weichheit des Pinsels, — aber wie verletzend materiell ist dies Talent genutzt. Auch Fragonard, der reich begabte, so gern wir uns von seiner kecken Laune entzücken lassen, von seiner Phantasie und Grazie, und den Reichtum und die Feinheit seiner Palette immer bewundern werden, Offenbarungen hat auch er uns nicht zu vermitteln.

Es sind eigentlich nur zwei Maler aus diesem Geschlecht, die eine persönlichere, beseeltere Note haben und in dieser Kultur das Beste ihres Erbes lebendig erhalten: Watteau und Chardin. In dem Valencienner, dem gebornen Flämen, lebt echter Rubens weiter, in einer zartern, zärtlichern Nuance, in einer träumerischen Seele und einem kränklichen Körper. Aber echter Rubens. In diesem Duft und Schwung des Pinsels webt das Geheimnis einer Seele. Diese Anmut, dieses Lächeln, diese Zärtlichkeit und festliche Galanterie, alles lebt von dem Rhythmus einer Seele. So flüchtig, so improvisierend auch dieser Maler, der wohl ahnte, wie kurze Zeit ihm nur vergönnt war, und durch dessen Heiterkeit immer seltsam ein leises Sfumato der Melancholie weht, den farbigen Abglanz des Lebens auf die Leinwand warf, von welchem duftigen Reichtum der Farbe, von welcher natürlichen malerischen Feinheit ist das alles! Er ist auch der einzige unter diesem Geschlecht, dem die Natur mehr war als Staffage. Auch seine Landschaft lebt und atmet mit am rosigen Lichte der Zärtlichkeit, im Dämmer träumerischer Geheimnisse. Watteau bewahrte das Rubenssche Erbe so lebendig, daß er es wieder weiter vererben konnte auf die Corot und Constable und somit zum Stammvater der modernen intimen Landschaftsmalerei wurde.

Und neben diesem französierten Flämen steht Chardin. Er ist ein geborner Franzose, aber er mutet fast seltsam an in dem Kreise seiner zeitgenössischen Landsleute. Dieser Maler mit den stillen, sichern Augen, die sich nicht mit hineinwirbeln lassen in den Rausch der fêtes galantes, sondern in ruhiger, gesammelter Andacht und Freude vor Dingen weilen, die die andern nur mit den Händen sahen. Ein merkwürdiger Mensch in dieser lauten Zeit: er malt Stilleben. Und nicht auf Bestellung, aus reiner Freude am Sehen. Nicht üppige Arrangements



Digitized by Google

für den Gaumen der Zeit, er geht sparsam um mit seinen Blumen und Früchten, mit Fisch und Fleisch und Hausgerät. Es ist ja auch nicht das Materielle, was ihn reizt, sondern das heimliche Leben der Materie in Farbe und Licht, das nun so fein und andächtig gesammelt aus der stillen Freude seines Auges widerstrahlt. Als er später zu Genreszenen übergeht, sind es nicht die übeln bürgerlichen Rührstücke und die aufdringlich schwatzenden Anekdoten mit der moralischen Pointe, er gibt auch hier in seiner häuslich stillen Art eine feinere Nuance des Genres, eine mehr psychologische Art der Novelle. Nicht das Erzählende daran, nicht die Dinge selbst, sondern das Schweigende, das Schwebende zwischen den Dingen ist das Wesentliche, die Atmosphäre, das Licht, das die Szene wieder so gesammelt in das Geheimnis des malerischen Erlebnisses bannt. Chardin stammt aus der adligeren Linie der holländischen Malerei, der Delfter Vermeer und Pieter de Hooch sind die Stammväter dieser delikaten malerischen Behandlung des Interieurs, die mit ihren in Licht abgestimmten Valeurs schon auf unsre Impressionisten vorbeutet. Und man denke, dieser Chardin konnte sogar Kinder malen, richtige Kinder! In einer Zeit, wo diese Geschöpfe sonst nur als Allegoriechen und Amorettchen herumtanzten, die ihre nackten rosigen Beinchen mit vielem Verständnis für die Lüsternheit des Beschauers zu präsentieren wußten, malte er richtige Kinder, Kinderseelen in der feinen baunigen Verhülltheit ihres halben Lebens. Kinder, die nicht für den Zuschauer, die nur für sich da sind. Ja, dieser Maler war eben ein gänzlich Unmoderner. Er verstand so gar nicht den galanten, herrlich rauschenden Zug seiner Zeit, er war und blieb ein beschränkter Stillebenmaler. Er war nicht der Maler seiner Zeit, er war nicht der Maler der großen Welt. „Chardin", sagt Diderot, „n'est pas un peintre d'histoire, — mais c'est un grand homme." Es kommt in der Kunst wohl doch nicht so auf die Bedeutung ihrer Materie an. Unsre Augen, die in dem reizenden festlichen Strudel dieser galanten Ausstellung voll Lebhaftigkeit hinschwelgen, entzückt, aber doch ein bißchen leer, vor Chardins Bildern ist es, als besännen sie sich, es kommt eine Ruhe über sie, und langsam, langsam saugen sie sich voll an den Schönheiten dieser Kunst. Wenn die Ausbeute der französischen Ausstellung in der Akademie der Künste sein sollte, daß Chardin bei uns feiner gewürdigt und geliebt würde (Watteau erfreut sich ja auch hier schon der höchsten Schätzung und Popularität), so wird man gern verzeihen, daß diese Ausstellung mit so viel Tara zur Sensation aufgebauscht, daß ihr höfische Ehren erwiesen wurden, wie sie deutscher Kunst von gleicher und höherer Qualität in Berlin nicht zu werden pflegen.

Vor den Franzosen hatte Melchior Lechter sein neues großes Glasgemälde, das er für das neuerbaute Landesmuseum seiner Vaterstadt Münster i. W. geschaffen, in einem Saale der Akademie ausgestellt: ein Triptychon, dessen Hauptbild „In fonte sacro" flankiert wird von einer „Ars coelestina" und einer „Ars humana". Das Thema des Heiligen Quells ist bei Lechter nicht neu, er schlug es schon bei seinem andern großen Werk an, im Pallenbergsaal zu Köln. Eine Wiederholung kann mehr sein als bloße Variation, als bloße Umstellung des Arrangements, sie kann Entwicklung sein,



Digitized by Google

gedankliche Vertiefung und Bereicherung. Bei Lechter ist sie das kaum. Trotz aller Pracht der sprachlichen Gebärde, trotz des tiefen Klanges der Symbolismen seines Stils macht sich doch letzten Endes bei Lechter immer wieder eine gewisse Ohnmacht, ein gewisser Mangel an Tiefe und Fülle, eine geistige Armut bemerkbar. Dieser Quell der mystischen Verzückung, aus dem der Geist des Künstlers schöpft, so leuchtend und wunderbar er ist, aus dem tiefsten geheimnisvollen ewig zeugenden Grund des Lebens strömt er nicht. Darum ist auch die Mystik seiner Kunst nie von allgemeiner zwingender Kraft. Wenn die göttliche Gnade über den ekstatisch starren Aszetengesichtern dieser trinkenden Jünglinge noch so sichtbar als Flämmchen erscheint, wenn der erleuchtete Dom durch die Nacht erstrahlt mit so magischem Licht, daß ihm kein Sinn widersteht, wenn die süße Rose aufblüht und die Kerzen so feierlich leuchten, wenn die Nacht in unergründlich tiefem Blau vom Himmel strömt choralgleich und die Erde in inbrünstigem Verlangen blühend ihr entgegenwallt, — „welch Schauspiel! aber ach! ein Schauspiel nur!“ Die Offenbarung will nicht Leben werden: denn sie ist nicht aus Leben empfangen. Diese rosa mystica entspringt nicht aus dem strömenden Blut eines großen allgemeinen Geisteslebens (dem einzig möglichen Schoß einer echten Mystik, die darum auch nur in der Gotik lebendig war), sondern sie ist künstlich gezüchtet, abseits in den verschlossenen Gärten eines esoterischen Ästhetizismus (in denen auch die andre künstliche Nachblüte der Gotik, das Präraffaelitentum, erwachsen ist). Nicht aus dem Blut, sondern aus der Reflexion, nicht aus zentraler Gesamtheit, sondern aus den peripherischen Absonderungen: diese Mystik trägt in ihrer Konzeption schon ein stark artistisches Moment. Und so sagt sie der Allgemeinheit, ob sie auch an Stätten öffentlichen Kultes, in Kirchen und Kunsttempeln, erstrahlt, im letzten Grunde nichts. Sie wird ihr nicht Symbol, sie bleibt nur eine schwüle fremde Metapher. Und das ist um so mehr zu beklagen, als in Melchior Lechter der Glasmalerei als Handwerk (das Wort natürlich in der edlen, beseelten Bedeutung der Kunst verstanden) ein Meister lebt, wie wir ihn seit den Tagen der Gotik nicht finden. In ihm ist die alte, echte handwerkliche Begeisterung und Gewissenhaftigkeit zugleich. Lechter empfindet und erfindet noch ganz im Glase selbst. Aus dem Wesen seines Materials, aus dem Phänomen der Transparenz holt er seine Schönheitswirkungen und weiß sie erfinderisch bis zum höchsten zu steigern, ohne je in Vergewaltigungen zu verfallen. So enthüllt unter seinen Händen das Glas selbst seine lebendige farbige Seele, wir sehen sie atmen und die Flügel heben. Das ist aber letzten Endes auch die ganze Kunst Melchior Lechters: eine Mystik des Handwerks. Eine seltene Kunst der Sprache wie die seines Geistesverwandten Stefan George. Nicht mehr. Unsre Augen werden immer voll Bewunderung an dieser kristallnen Schale hängen, aber die letzten großen Erregungen trinken wir uns nicht aus ihr. Erich Vogeler

**Angewandte Kunst**

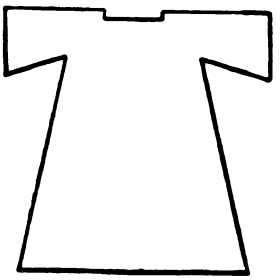
## Frauenkleider allereinfachsten Schnitts

wollen nun nicht nur mit der Frauentracht alter Art, sondern auch mit der Reformtracht in Wettbewerb treten, mit der korsettgepanzerten ewig gestrigen in feind-

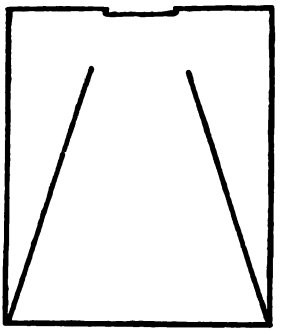


Digitized by Google

lichen, mit der vernünftigen Reformtracht in freundschaftlichen bei Verbündung gegen den gemeinsamen Feind. Das Wesentliche ist: die neuen Kleider haben ganz ungemein einfachen Schnitt, so einfachen, daß ihre Herstellung in dieser Beziehung ein Mindestmaß

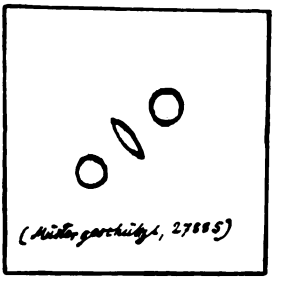


von Arbeit und Zeit verlangt. Das ist der allergrößte Vorteil dieser Reform; schon aus wirtschaftlichen Gründen wäre Toleranz gegen sie sehr zu begrüßen. Da das Mindestmaß an Schneiderwerk aber auch ein Mindestmaß an Künstelei bedeutet, so können die Stoffe hier wie bei der antiken Tracht weit mehr nach dem einfachen Gesetz der Schwere und



dadurch in gutem Faltenwurf fallen. Jedes künstlerisch gebildete Auge wird die höhere Schönheit dieser Stoffbewegungen bemerken. Und noch mehr: da das rein Technische der allgemeinen Formgebung „fast lächerlich“ beschränkt wird, so wird Zeit sowie Arbeit und dadurch Geld frei — wer das nicht anders anwenden will, kann es nun einerseits auf besseres Material, anderseits auf edlere Stoffe verwenden.

Auch diese Reform lehnt sich an alte, zum Teil an uralte Schnitte, von deren äußerster Einfachheit die hier in den Text gesetzten Schnittrisse zeugen mögen. Nur das dritte von ihnen ist gesetzlich geschützt. Bei allem wird einfach mit rechteckigen Stoffstücken, vom durchbrochenen Quadrat bis zur Bahn, gearbeitet. Ein paar Gürtel und Spangen helfen weiter. Einiges einzelne über die auf einer Illustrationsbeilage abgebildeten Kleider sagen wir im Bildertext.




Ein Mangel der uns vorgelegten Proben ist, daß sie sämtlich mit der Schleppe wirken; ein fußfreies Arbeits-, Sport-, Straßenkleid ist nicht dabei. Bei Verkürzung des Kleides werden die Falten kaum ebenso schön fallen. Ein ganz einleuchtender weiterer Vorteil dagegen ergibt sich aus der großen Variabilität dieser Tracht mit Ober- und Unterkleid, Stola oder Mantel. Jedenfalls fänden diejenigen unsrer Frauen, die selbständig und schönheitsfroh genug sind, um sich von dem Hinterherlaufen hinter den Geschäftsinteressen der Schneiderbranchen zu befreien, hier eine große Menge neuer Möglichkeiten. Die Tracht ist eingeführt von Hedwig Buschmann, Berlin W., Kurfürstendamm 31.



Digitized by Google

## Zur Heidelberger Schloß-Frage

bringt unsre Dürerbund-Korrespondenz einen geradezu verblüffenden Beitrag. Wir wollen ausdrücklich betonen, daß er nicht, wie unser vorriger, den Geheimrat C. Gurlitt zum Verfasser hat, wohl aber einen andern, ebenso angesehenen Fachmann, und dieser ist bereit, für seine Behauptungen einzutreten. Das Schwergewicht des Für und Wider wird in dem Gutachten über die Baufälligkeit des Otto Heinrich-Baues liegen, das der Geheime Oberbaurat Professor Dr. Warth in mühevollster Arbeit und mit seiner bekannten Gründlichkeit aufgestellt hat. Die Freunde der Erhaltung des jetzigen Zustandes könnten daraufhin getrost den Verlauf abwarten, denn Warths Untersuchungen werden sowohl für alle früheren, die einen Zusammenbruch herauskonstruierten, wie auch für die Kunstkommissionen, die diese früheren Aufmessungen, nach denen der Bau einfallen soll, gutgeheißen haben, vernichtend sein. Die Kammer kann und darf über diese Arbeit nicht hinweggehen, wenn dadurch Tatsachen bekannt werden, die ganz unbegreiflich erscheinen müssen. Man stelle sich das Ergebnis der früheren Messungen vor! Im ersten Jahr der Messungen fand man, daß gewisse Punkte und Flächen in der Schauseite nach außen standen, andre nach innen. Bei der nächsten Aufmessung aber hatten sich diese Punkte und Flächen derart verschoben, daß die früher nach innen stehenden nach außen standen und umgekehrt die nach außen stehenden nach innen! Danach also hätte sich die Schauseite ungefähr so bewegt, wie bei den orientalischen Bauchtänzen der Leib der Tänzerin: oben heraus, unten hinein, oben hinein, unten heraus usf. Daß etwas Derartiges bei einem im Zerfall befindlichen Bau ganz undenkbar ist, ist für jeden Fachmann eine feststehende Tatsache. Angesichts dieser Ungeheuerlichkeit muß man auf den Gedanken kommen, daß die folgenschweren Abmessungen jedesmal irgendeinem Polier übertragen worden sind, der sie einfach mit dem schwankenden Lot vorgenommen hat. Anders sind so unzuverlässige Ergebnisse nicht zu erklären. Warth hat die Ergebnisse der früheren Messungen graphisch nebeneinander dargestellt, so daß man die Ungeheuerlichkeit mit einem Blick überschauen kann. Man fragt sich vergebens, warum eine derartige selbstverständliche vergleichende Darstellung nicht nach jeder früheren Messung vorgenommen worden ist! Da es nicht geschehen, so muß jetzt unbedingt klargestellt werden, nach welcher Methode die Kunstkommissionen der „berufensten Männer des Baufaches“ sich ihr Urteil gebildet und ihre für das Schloß so vernichtenden Gutachten abgegeben haben. Sollte es wirklich wahr sein, daß für diese Gutachten, auf die ganz Deutschland mit Spannung sah, eine Zeit verwendet worden ist, die nur nach wenigen Stunden zählte? Da alle diese Gerüchte, die eigentlich keine sind, in Baden bei Eingeweihten und Nichteingeweihten von Mund zu Mund gehen, so ist es die Pflicht der badischen Regierung, dadurch Beruhigung zu schaffen, daß Warths Arbeiten und namentlich die graphischen Darstellungen sofort bekanntgegeben werden. Wir verlangen dabei nicht, daß man Warth sofort Glauben schenke; wir verlangen aber, daß dieses Gutachten nachgeprüft werde. Wenn es sich so verhält,



Digitized by Google

wie Warth dargelegt hat, so muß die Heidelberger Schloß-Frage ein für allemal begraben werden. Hat Warth recht, so müssen die Männer der früheren Abmessungen den Vorwurf ihres Versehens hinnehmen. Jedermann wird glauben, daß sie nach bestem Wissen und Gewissen gearbeitet und sich eben doch geirrt haben. Die Männer der Kunstkommissionen aber müssen es mit sich selbst abmachen, warum sie sich auf bloße Angaben verließen und nicht selbst nachmaßen. Die Einwendung, daß hierzu die Zeit fehlte, muß von vornherein als hinfällig bezeichnet werden. Wer für das Heidelberger Schloß nicht tagelang Zeit hat, wenn es sein muß, dürfte dieses verantwortungsvolle Amt nicht übernehmen. Auch daraus entsprießt vielleicht das Gute: daß Kunstkommissionen vorsichtiger werden.

## Ein Beispiel

### Zittau und die Zittauer

Ein meist verschlossenes großes Tor, hinter diesem ein halb von Buschwerk und Unkraut überwucherter Gang, — dort steht das bezeichnendste Wahrzeichen der modernen Kunstpflege der Stadt Zittau, um dessen Erhaltung wir zunächst bitten. Ein kunstfreundlicher Mann hat ein wertvolles, altes schmiedeeisernes Gitter in das Museum bringen lassen. Die Leitung der Anstalt hat erkannt, daß diese ohnehin überfüllt sei und hat es einstweilen draußen an einen kräftigen Holunderstamm anlehnen lassen. Dort steht es nun schon so lange, daß es in den Baum eingewachsen ist!

Man geht durch eine knarrende Türe in den Museumsbau: das Erdgeschoß ist feucht, kalt, unwirtlich. Auf allen Gegenständen, die wie Kraut und Rüben durcheinanderstehen, fingerdicker Staub. Verfall überall. Laut haben verständige Zittauer selbst den Ruf erhoben, das Museum befinde sich in „verwahrlostem Zustande", sei eine „große Rumpelkammer", nicht nur staubig, sondern „geradezu schmutzig". Ganz Zittau weiß, daß es so ist. Die Leitung des Museums, die guten Händen anvertraut wurde, ist außerstande, etwas zu tun: seit Jahrzehnten bittet sie um Änderung, um Mittel, um entsprechenden Raum. Die im selben Bau untergebrachte Stadtbibliothek kommt nicht weiter. Sie ist ungenügend mit Raum und Geld dotiert und muß sich mit den Verhältnissen begnügen, die vor Jahrhunderten, als Zittau noch Kunststadt war, die Bürger für sie schufen. Hin und wieder wird auch eine Kleinigkeit getan, Flickwerk, das hier nicht helfen kann. Im Grunde bleiben die Zustände dauernd die alten.

Wohl wäre es der Mühe wert, das Museum vorwärts zu bringen: es besitzt in seinem, jetzt meist ungeordneten und unter den gegenwärtigen Verhältnissen auch nicht ordnungsfähigen Bestande sehr wertvolle Stücke und eine außerordentlich reiche Sammlung von ortsgeschichtlichem Wert. So beispielsweise eine fast lückenlose Darstellung der Zittauer Keramik von ihren Anfängen an. Ein tüchtiger Museumsleiter würde, wenn er den nötigen Platz hätte, eine sehr interessante Aufstellung schaffen können. Wenngleich nicht ohne weiteres in Zittau an Materialbestand das erreicht werden kann, was das benachbarte böhmische Reichenberg zusammenbrachte, nämlich ein wirklich modernes Kunstgewerbemuseum, das reichen Segen und wertvolle Anregungen verbreitet: so könnte doch



Digitized by Google

wenigstens Ähnliches wie im benachbarten preußischen Görlitz geschaffen werden, ohne daß die Stadt zu größeren Ankäufen für Museumszwecke gezwungen wäre. Gibt es denn in Zittau nicht opferfreudige Männer, die hier eingreifen? An reichen Leuten fehlt es ja nicht!

Dazu hat die Stadt geeignete Räumlichkeiten. Seit zwölf Jahren hat man von Dresden aus sie darauf aufmerksam gemacht, ein wie prächtiges Museum das alte Franziskanerkloster bei geeignetem Umbau darbieten würde. Man hat Pläne ausarbeiten lassen, diese der Stadt vorgelegt, die Regierung hat einige Geldmittel in Aussicht gestellt, um wenigstens ihren guten Willen zu zeigen, sie hat Sachverständige nach Zittau gesandt, einen nach dem anderen, um mit der Stadtverwaltung über die Erhaltung der mit Verfall bedrohten Museumsgegenstände zu beraten. Es haben immer wieder neue Verhandlungen stattgefunden, in denen die Zittauer erklärten, daß sie den Vorschlägen, die ihnen gemacht wurden, sympathisch gegenüberständen. Aber geschehen ist bis heute in Sachen des Museumsumbaues nichts, für die Museumsgegenstände herzlich wenig.

Man erwartete, daß das Interesse wachsen würde, wenn erst der Reichtum Zittaus an Kunstdenkmälern den Bürgern zum Bewußtsein käme. Der Staat ließ ein Verzeichnis der Altertümer durch einen Fachmann aufstellen und dieses in Druck legen, ein Prachtwerk von 292 Seiten mit nahezu 300 Abbildungen. Es begann auch tatsächlich in der Bürgerschaft sich zu regen, in Vereinen und Kommissionen die Kunstliebe sich zu äußern: die Stadtleitung aber rührte sich nicht, um diesen Wünschen zu entsprechen, außer darin, daß sie einen Wettbewerb für moderne, nach Zittau passende Wohnhausfassaden ausschrieb, der an sich ja sehr erfreulich, für die geschichtlichen Altertümer der Stadt aber nicht bedeutungsvoll ist.

Die Vorschläge für Umgestaltung des Klosters zu einem Museum, die ohne zu große Kosten durchführbar wären, haben hervorragenden Fachleuten vorgelegen. Sie erklärten einstimmig, daß durch diese eine Sehenswürdigkeit allerersten Ranges geschaffen würde: „Ein kleines Germanisches Museum Nürnberger Art, aber wohl noch malerischer als dieses!“, sagte einer unserer ersten Kunstkenner. Der Bau besitzt in dem im 18. Jahrhundert erbauten Prachtsaal einen Vortragsraum erster Ordnung, er besitzt in seinem Ostflügel eine Kloseranlage mit den Zellen aus dem 15. Jahrhundert, die so gut erhalten und so charakteristisch ist, daß Gleiches in ganz Norddeutschland nicht gefunden wird; er hat in seinem Hof mit den prächtigen Barockgrüften ein Freiluftmuseum, um das die größten Kunststädte Zittau beneiden können. Aber all das liegt künstlerisch brach. Wie ein Zittauer selbst sagt, ist der Zustand, in dem sich das alles befindet, „haarsträubend“. Die Grüfte verfallen, die Figuren verschwinden und werden zerschlagen, die Gitter verrosten, der Anblick ist „grauenvoll“; der Kirchhof „die beste Propaganda für die Feuerbestattung“. All das hat man öffentlich in Zittau besprochen, die Klagen sind in Vorträgen und Zeitungsberichten laut vorgebracht worden. Aber die Stadtverwaltung tut nichts oder doch nicht genug. Immer wieder verlautet, dies oder jenes wertvolle Stück sei verschwunden oder zerstört worden. Im Rathaus zuckt man die Achseln.



Digitized by Google

Zittau hat schwere Schicksale durchgemacht. Im siebenjährigen Krieg ist es zu großem Teile niedergebrannt. Aber es war und blieb eine wohlhabende Stadt. Es hat heute eine mächtige Industrie und gewiß auch große Lasten. Unter dem tatkräftigen Bürgermeister Haberkorn hat es mancherlei wichtige und erfolgreiche Neuerungen eingeführt. So wurde ein neues Gymnasium gebaut und dadurch das alte überflüssig.

Heute dreht sich in Zittau ein lebhafter Streit um dieses alte Gymnasium, einen charakteristischen Bau des 16. und 17. Jahrhunderts, der eine kleine Straße mit einem $3^1/_2$ m weiten Torbogen überbrückt. Die Freunde des Alten, die Freunde des geschichtlich gewordenen Zittaus sind dafür, diesen Bau zu erhalten, wenn es für den Verkehr nötig ist, ein zweites solches Tor anzulegen, aber die geschlossene Wirkung des Platzes vor dem Gymnasium vor Verunstaltung zu schützen. Denn der Raum vor diesem Bau wird anderseits durch die Stadtkirche begrenzt, so daß durch ein Öffnen und Umgestalten des Platzes der Straßenlärm an diese herangerückt und der wertvollste alte Bau Zittaus in seiner Wirkung stark beeinträchtigt wird.

Zunächst fragt es sich, ob der Bau geschichtlich und künstlerisch wertvoll sei. Einer der bedeutendsten Historiker, die Zittau hervorbrachte, O. Kaemmel, erklärte ihn für historisch bedeutend; alle bisher befragten Künstler erklären ihn für künstlerisch wertvoll. Die Zittauer Machthaber kümmert das wenig; das verstehen sie besser: am alten Gymnasium ist „nichts dran!“ Das sehen sie auf den ersten Blick, und darum lassen sie sich nicht irremachen. „Ich verstehe zwar nichts von Geschichte und Kunst,“ heißt es da, „aber ich lasse mir auch nichts von den Leuten, die was davon verstehen, weismachen!“

Es handelt sich freilich auch nicht in erster Linie um Kunst, sondern um ein Geschäft. Dem Wunsch nach Erhaltung des Alten steht der gegenüber: durch bauliche Ausnutzung des Platzgeländes Vorteile zu erzielen. Hier sind nicht die technischen Einzelheiten zu erläutern. Nur ist zu bemerken, daß solche Voranordnungen, wie sie das alte Gymnasium bietet, in Zittau als „veraltet“ zerstört werden sollen, die in vielen andern Städten als wertvolle Errungenschaften modernsten Städtebaues erstrebt werden — weil eben die Zittauer Machthaber sich unverkennbar um die Fortschritte moderner Technik im Städtebau herzlich wenig kümmern. Ein so wichtiger Entschluß wie die Umgestaltung des Fluchtenplanes im Zentrum der Stadt sollte zweifellos nicht gefaßt werden, ehe ein wirklicher K ü n s t l e r gefragt würde, ein Mann, der auf der Höhe der Erkenntnis in diesen Dingen steht. In fortschrittlich gesinnten Stadtvertretungen hat man eben erkannt, daß Fragen des Verkehrs, der Grundstückaufteilung, der schönheitlichen Wirkung von Straßen und Plätzen nicht vom ersten besten Techniker gelöst werden können, sondern daß es dazu eines geschulten Städtebauers bedarf. In Zittau ist man noch nicht so weit. Dort entscheidet noch der „gesunde Menschenverstand“ in diesen Dingen, das heißt jener Verstand, dessen Einspruch in sein Wirkungsgebiet jeder einzelne sich verbittet: vom Backen der Semmeln oder von den besten Spulen versteht natürlich nur der Bäcker und der Leiter einer Weberei etwas. Aber alle die vielseitigen Möglichkeiten in der Planung eines Stadtbildes zu finden und zu beurteilen — das



Digitized by Google

versteht man einfach kraft seines „gesunden Menschenverstandes“ ebenso gut, sobald man in der Stadtvertretung sitzt. Das alles ist ja einfacher als Teig anrühren oder Leinwand weben.

Was aber hilft ein Gesetz gegen Verunstaltung von Stadt und Land, wie es Sachsen seit einem Jahre besitzt, wenn die Aufsichtsbehörden nicht eingreifen, wo unverkennbar ein „Straßen- oder Ortsbild verunstaltet“ werden soll? Da fehlt erst der Nachweis, daß durch eine im Sinne des Gesetzes einwandfreie Plangestaltung ein „unverhältnismäßiger wirtschaftlicher Nachteil“ für die Stadt entstehen würde, wobei freilich der Grundgedanke des Gesetzes maßgebend bleiben müßte, daß es eben Pflicht einer Stadtverwaltung ist, selbst wenn das Kosten verursacht, das alte Stadtbild zu erhalten: nur vor „unverhältnismäßigem“ Aufwand soll sie bewahrt werden. Pflicht der Stadt ist es aber vor allem, im Sinne des Gesetzes an ihrem eigenen Besitz durch Opferfreudigkeit sich hervorzutun. Denn die Pflege der geschichtlichen Altertümer ist eine in der ganzen zwilisierten Welt anerkannte ethische Forderung. Und Zittau liegt doch nicht außerhalb der zwilisierten Welt!

Vorwärts, ihr Herren, vorwärts! Die Zeiten liegen hinter uns, in denen man glaubte, mit dem alten Kunstgut rücksichtslos schalten zu können. Ein guter Kaufmann sorgt nicht nur dafür, neue Werte zu schaffen, er trachtet auch, seinen alten Besitz zu erhalten! Seht auf Amerika, das Landgebiete von der Größe Sachsens unter Schutz gegen Verunstaltung stellt und seine historischen Altertümer mit bewundernswerter Energie vor Verwüstung bewahrt! Ganze Städte wie Annapolis u. a. m. werden in ihrem alten Wesen erhalten, allen Denkmälern der „Kolonialperiode“ wird eine begeisterte Liebe entgegengebracht. Die Rücksichtslosigkeit gegen die Vergangenheit ist längst in der ganzen Welt veraltet!

## Geld fürs Ausland

Gesellschaft

Kürzlich wurde mit großer Genugtuung ein Telegramm der Königin von Italien an die deutsche Kaiserin verzeichnet; es hatte seinen Grund in der Tatsache, daß kein Volk für Messina und Reggio mehr beigesteuert hat, als das deutsche. Als Alesund abgebrannt war, konnte es aus den eingegangenen Spenden reicher erstehen, als es gewesen war; auch hier waren die Deutschen vom Auslande an erster Stelle beteiligt. Jetzt wird für Paris gesammelt; das Hilfskapital hat schon mehrere Millionen Höhe erreicht.

Wir bitten, zwei kleine Gleichnisse zu lesen. Ein Fabrikbesitzer, ein sehr reicher, aber seiner vortrefflichen Eigenschaften wegen auch allgemein beliebter Mann, verunglückt mit seinen beiden Söhnen auf einer Berufsreise; der eine der Söhne, selbst schon Familienvater, stirbt, der andre wird ein erwerbsunfähiger Krüppel. Alle werden das Unglück des Vaters und der Überlebenden mitfühlen — aber niemand wird es auch nur in den Sinn kommen, eine Sammlung für sie zu veranstalten. Sie sind ja nicht arm, es versteht sich jedem von selbst, daß sie ihr eigenes Geld dazu verwenden, ja, man bezweifelt nicht, daß sie das Anbieten einer Geldhilfe mit Befremdung, vielleicht mit Entrüstung ablehnen würden. Ferner: einem der reichsten Landwirte seiner Gegend zerstört eine Hochflut sein Wohnhaus und seine fruchtbaren Felder. Alle Nachbarn arbeiten am Retten



Digitized by Google

mit, und bereitwillig werden Frau und Kinder einstweilen aufgenommen, gekleidet, genährt, gepflegt. Aber keinem fällt es bei, dem ja immer noch reichen Manne Geld zu geben. Halten wir die Nachbarn deshalb für lieblos? Oder scheint es uns nicht vielmehr, sie hätten berechtigten Grund, mit ihren schmäleren Geldmitteln nach ihren Nächsten zu sehn?

Wir meinen, auch bei internationaler Hilfe könnten ähnliche Erwägungen mehr Raum gewinnen. In der ersten Not, gewiß, da helfe, wer helfen kann, denn die erste Hilfe ist ja nicht davon abhängig, wer Geld besitzt, sondern davon, wer's flüssig hat, und „dis dat qui cito dat". Wir hatten die Pflicht, durch Entsendung von Hilfskräften und Hilfsmitteln den Süditalienern zu helfen. Aber Italien ist kein armes Land mehr. Und noch weniger ist es das gesegnete Frankreich. Die Amerikaner lehnten die ausländische Hilfe mit der Begründung ab, hier zu geben seien *sie* die Berufenen, und ihre Mittel reichten dazu — wer weiß, ob in Frankreich nicht Ähnliches geschieht. Aber wie das kommen möge, so viel ist sicher, daß wir in Deutschland eine Menge Not zu lindern hätten, die mit dem ins Ausland geschickten Gelde gelindert werden könnte. Haben wir doch zum Beispiel allein hunderttausend Krüppel zu versorgen, von denen der Statistik nach nur 3371 zu erwerbsfähigen Menschen erzogen werden können, nicht etwa, weil das unmöglich wäre, sondern weil dazu die Mittel fehlen. Das wäre *eine* Aufgabe im eigenen Haus — aber es gibt ihrer hundert, gibt ihrer tausend mehr. Auch wenn wir nur die eigentliche Not im Auge behalten, und nicht an die großen Kulturaufgaben denken, die wir immer wieder hinausschieben, „weil kein Geld da ist".

Übrigens: es ist doch eine merkwürdige Sache mit unserm Helfen fürs Ausland. Wenn wir's fertig bringen, Not und Elend dauernd um uns her mit großer Gelassenheit als etwas sozusagen Unabänderliches anzusehn, wer glaubt dann daran, daß unsre Teilnahme an fremdem, entferntem Unglück aus reinem Pflichtgefühl entspringt? Politische, kaufmännische und andre praktische Erwägungen spielen bei der Agitation dafür ihre Rolle. Das sind sicher Erwägungen, die durchaus ihre Berechtigung haben. Die Gefahr bei allen Mahnungen zum Maßhalten ist immer die: daß die Spender zustimmend sagen: du hast recht, behalten wir unser Geld — und also zwar fürs Ausland nichts geben, fürs Inland aber auch nichts. Deshalb wollen wir uns solchen Mahnungen auch gar nicht anschließen. Aber wir wollen mit aller Deutlichkeit sagen: solange ihr, verehrte Deutsche, für Norwegen, Italien, Frankreich soviel Geld aus wirklicher oder angeblicher Wohltätigkeit übrig habt, so lange ist bewiesen, daß es jetzt auch für entsprechende Aufgaben in Deutschland durchaus nicht an klingender Münze fehlt. Wenn wir euch respektieren sollen, so habt also die Güte, auch für das soziale und sonstige Kulturwirken in unserm Vaterlande mit gleicher oder mit größerer Bereitwilligkeit als für fremde Nationen den Beutel zu ziehen. Vorläufig habt ihr diese Güte, so scheint uns nämlich, *nicht*.

Paul Hofmann

## Syburg

In dem Aufsatze „Fürs Sparen" (Kw. XXIII, 9) stand der Satz: „Jetzt wird angegeben, man habe



Digitized by Google

für den einstündigen Besuch des Kaiserpaares auf der Syburg 700 000 Mark ausgegeben." Von durchaus unterrichteter Seite wird uns mitgeteilt, daß die zitierte Angabe sehr irrig sei; man habe für das Syburgfest nur 63042 Mark ausgegeben, und auch diese Summe nicht nur für den Empfang des Kaiserpaares, sondern für die gesamte Gestaltung der Feier, bei der u. a. Hunderttausende aus allen Kreisen, darunter die Krieger, Turner, Sänger, Knappen, Schulkinder einen ganzen Festtag lang Aufnahme und Bewirtung fanden. Dann hat unser Mitarbeiter also, durch falsche Zeitungsangaben getäuscht, das Syburger Fest zu Unrecht als Beispiel für seine Ausführungen angezogen. Und wir teilen das um so lieber mit, als das Syburger Fest sonst gerade ein Fest war, wie wir sie wünschen. A

## Die geheime Wahl

Dem unbefangen Urteilenden kann es kaum zweifelhaft dünken, daß bei politischen Wahlen öffentlich abgestimmt werden sollte. In einem Staate, in dem alles mit richtigen Dingen zuginge, und eine überlegene Weisheit auch abweichende ehrliche Meinungen bereitwillig gelten ließe; gäbe es keine Entschuldigung für irgendwelche Heimlichkeit. Ist die Obrigkeit nach dem biblischen Wort „eine Rächerin zur Strafe über den, der Böses tut", so braucht niemand, der Gutes im Sinn hat, sich zu scheuen, öffentlich für den zu stimmen, den er für würdig hält, an ihr teilzunehmen. „Denn die Gewaltigen sind nicht den guten Werken, sondern den bösen zu fürchten", um wieder mit dem Apostel Paulus zu reden. Wonach aber braucht der gut gesinnte Wähler sonst zu fragen? Aus rein wirtschaftlichen Gründen kann ihm niemand wegen seiner politischen Gesinnung übelwollen; denn wer durch die Obrigkeit wirtschaftliche Vorteile erlangen möchte, muß ein Freund ihrer Freunde sein wollen, und Freunde von ihr sind ja alle gut gesinnten Wähler, das heißt alle, die bei Wahlen für einen schlechtweg ehrlichen Menschen, keinen Verbrecher stimmen. Für jemanden eintreten, der seinen Mitgeschöpfen helfen will und von dem man glaubt, daß er es kann, heißt doch fraglos „Gutes tun", und wer Gutes tut, wird, nach dem Apostel, von der Obrigkeit „nur Lob" haben. Also darf es, wenn die bestehende Obrigkeit weise ist und ihre Pflicht und Schuldigkeit tut, keinen ehrlichen Mann geben, der sich weigert, seine Stimme in öffentlichen Dingen auch öffentlich zu geben. Und so wäre bei der öffentlichen Wahl ja alles in schönster Ordnung. Gilt das jetzt?

Zu den Tagesereignissen

Parlamente sind Volksgerichte. Jeder Wähler übt bei Abgabe seiner Stimme ein richterliches Amt aus. Wann ist es gerechtfertigt, daß Richter heimlich ihres Amtes walten?

Unwillkürlich erinnert diese Erwägung an die alten Fehmgerichte. Man weiß, sie waren eine Ausgeburt der allgemeinen Rechtsunsicherheit, die im letzten Viertel des vierzehnten und bis tief in das folgende Jahrhundert hinein in deutschen Landen herrschte. In Westfalen tauchten sie zuerst auf, später verbreiteten sie sich überallhin. Die Recht sprachen, die Freischöffen, die „Wissenden", mußten durch einen Eid geloben, „die heilige Fehme halten zu helfen vor Weib und Kind, vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, vor Feuer und Wind, vor allem, was die Sonne bescheint und der



Digitized by Google

Regen benetzt, vor allem, was zwischen Himmel und Erde ist". Sie stahlen sich nachts zu verborgener Stätte, um heimlich und geheimnisvoll über Leben oder Tod eines Angeklagten zu entscheiden. Heimlich wurde am Verurteilten das Urteil vollstreckt. Waren nun die, die die Fehme schufen und erhielten, deshalb Feiglinge? Sicherlich gab es darunter Prachtkerle von der Art des Hofschulzen in Immermanns „Oberhof", den der Dichter nicht umsonst am Geheimnis der Fehme moralisch zugrunde gehen läßt. Die Fehme war eine natürliche Reaktion gegen das Faustrecht, unter dem niemand mehr Recht erhielt, als er sich durch eigne Kraft und Gewalt verschaffen konnte. Dahin hatte schließlich das Fehderecht geführt, das jeden für vogelfrei gelten ließ, der nicht zur eignen Sippe gehörte.

Fehderecht —, gibt es nicht so etwas noch heute im politischen Leben? Recht und Billigkeit gelten nur für den Freund, den Parteiangehörigen, nicht den Gegner, den Parteifremden. Und die Obrigkeit selbst fühlt sich Partei gegenüber allen, die nicht eines Sinnes mit ihr sind.

Eine Obrigkeit im Sinne des Apostels Paulus, ein Staat, der keinem schaden will, der das Tageslicht nicht zu scheuen hat, darf vor allem selbst keine Heimlichkeit üben. Wer mehr als der Diener eines gerechten Staates hat Grund, das Bibelwort zu befolgen: „Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, auf daß sie eure guten Werke sehen!" Das meinte auch wohl Fürst Bülow, als er einmal erklärte: „Ich glaube, daß nichts mehr geeignet ist, die Freude am Vaterland und die Bereitwilligkeit, ihm Opfer an Arbeit, Gut und Blut zu bringen, in dem Deutschen wach zu halten und zu stärken, als die wachsende Erkenntnis des Wesens und der hohen Aufgaben des Staates und die Einsicht, welche Wohltaten ihm der einzelne verdankt." Muß wirklich bei uns von den Regierenden so vieles verheimlicht werden? Geheim ist fast alles Polizeiliche — möglich, das muß so sein. Aber eine Geheimwissenschaft ist auch das ganze geltende Verwaltungsrecht. Alles staatsrechtliche und verfassungsrechtliche Bildungsmaterial wird von den Schulen des Staates möglichst ferngehalten. Kein Schüler wird zum Beispiel über die Befugnisse eines Landrats, eines Regierungspräsidenten aufgeklärt, während vom Herrscher oft die Rede ist, als ob wir noch in der Autokratie lebten. Wenn man heute in den maßgebenden Kreisen zögernd dem Drängen nach Einführung von „Bürgerbüchern" in die Schulen nachzugeben beginnt, so doch wohl nur, weil man mit Schrecken gewahrte, wie einzelne Parteien von ihrem einseitigen Parteistandpunkte aus die Wißbegierde der Jugend in Hinsicht auf das Wesen des Staates und seiner Einrichtungen ihrerseits zu befriedigen suchen.

„Offen und ehrlich", muß der Wahlspruch der Regierenden lauten, wenn die Regierten offen und ehrlich über sie urteilen sollen. Je mehr Freunde sich eine offen und ehrlich vorgehende Obrigkeit zu gewinnen weiß, je geringer wird die Zahl derer sein, die ihre politische Überzeugung zu verbergen suchen. Die „heilige Fehme" war eine Folge der allgemeinen Rechtsunsicherheit. Die Unabhängigkeit unsrer Rechtspflege ist das Palladium der Rechtssicherheit in unserm bürgerlichen Leben. Weshalb? Weil auf den Gebieten der allgemeinen Verwaltung das Fehderecht noch nicht ganz getilgt ist: denn



Digitized by Google

wäre dort das Recht des Stärkeren schon ganz erloschen, so würde sich der Öffentlichkeit nicht sofort das Gefühl der Rechtsunsicherheit bemächtigen, sobald einmal die Selbständigkeit der Gerichte durch Verwaltungsorgane gefährdet erscheint. Die Fehmgerichte verloren ihre Lebenskraft und verschwanden allmählich, als der allgemeine Landfrieden verkündet und im Jahre 1495 das Reichskammergericht geschaffen worden war. Die geheime Wahl, die für den deutschen Reichstag besteht, und die jetzt so stürmisch auch für das preußische Abgeordnetenhaus verlangt wird, muß von selbst absterben, wenn einst dem politischen Fehderecht ein Ende gemacht und aus der Verwaltung alle Heimlichkeit und Unehrlichkeit verschwunden ist. Aber so weit sind wir noch nicht. Otto Corbach

## „Die sexuelle Krise"

Das Buch über „Die sexuelle Krise" von Grete Meisel-Heß (bei Diederichs in Jena erschienen) ist in mehr als einer Beziehung typisch für eine ganze Strömung unsres gegenwärtigen geistigen Lebens.

Was in Zeiten des Überganges, der Krisen, der neuen Wünsche immer geschieht, trifft auch heute ein: man will sich der veralteten Einrichtungen eines überlieferten Systems entledigen, „bekämpft" aber dann auch gleich in einem Atem, was nicht aus ihm, sondern aus den letzten Schwierigkeiten und Rätseln des Menschentums selber hervorgeht und in seiner Festigkeit aller Freiheitswünsche spottet. Man vergißt, zwischen Utopien und Reformvorschlägen zu scheiden. Man ist Reformator und mitleidsvoller Helfer, und zugleich Romantiker, der von der Vereinigung des Unvereinbaren, von der Versöhnung des ewig Widerstrebenden träumt. Man schwankt zwischen einem halb ästhetischen Genießen und Darstellen der Gegensätze und einem wohlmeinenden Eifer, sie auszugleichen und praktisch zu raten. Und verfehlt auf diese Weise die Form und schadet der guten Sache.

Das ist um so bedauerlicher, wenn man von einer so klaren und gediegenen Auffassung der Probleme ausgeht wie Grete Meisel-Heß. Sie sieht den eigentlichen Wesenskern der gesamten Frauenbewegung in jener Strömung, die in ihr mehr und mehr die Oberhand gewinnt: in dem Wunsch der Frau, wieder ganz Weib zu sein. Das Streben nach Selbständigkeit ist für sie nur ein Mittel dazu, die Frauenbewegung im engeren Sinne ist nur ein Zwischenstadium zur Mutterschaftsbewegung. Und es gelingt der Verfasserin im ganzen und großen, in dem Komplex von Erscheinungen, den sie die sexuelle Krise nennt, alle Konflikte zusammenzufassen, die die kapitalistische Wirtschaftsform über die Frau heraufbeschworen hat. Hier, in der Analyse dieser kritischen Erscheinungen leistet Grete Meisel-Heß ihre beste Arbeit. Die Widersprüche unsrer Gesellschaftsordnung, die sich ja auf diesem Gebiete besonders wahrnehmbar zusammendrängen, sind in ihren Zusammenhängen aufgezeigt. Die Weiblichkeit bringt vor allem kapitalistisch nicht meßbare Werte hervor und wird deshalb in einer Gesellschaftsordnung, die vorzugsweise nach dem Geld abwägt, entwertet; eine unverhältnismäßig große Anzahl von Frauen wird zur Ehelosigkeit oder zur Geldehe gezwungen; der natürliche Werbevorgang kehrt sich

**Mann und Weib**



Digitized by Google

um: das Weib wirbt um den Mann; die Prostitution tritt als unvermeidliche Ergänzung neben die kapitalistisch verkümmerte Ehe; Entartung des Sexuallebens und Verschlechterung der Rasse sind die letzten Folgen.

Von dem schmalen und strengen Wege der wirklichen Gesellschaftskritik schweift jedoch die Verfasserin immer wieder ins Persönliche, Individuelle und Besondere ab und verwirrt dadurch das Bild bedenklich. Sie wendet sich nicht nur gegen die Schäden, die unser Gesellschaftssystem verursacht hat und die zu beseitigen die Sorge eben dieses Systems sein muß, sondern auch gegen Zustände, die älter sind als der Kapitalismus und die zu ändern nie einer großen Allgemeinheit gelingen kann. Sie träumt von einer nicht nur sozialen und wirtschaftlichen, sondern auch sexuellen Gleichstellung von Mann und Frau in einem aller irdischen Schwere ledigen Zusammenleben der Geschlechter, aus dem letzten Endes alle Tragik verschwunden wäre. Ich meine: dergleichen gehört nicht dorthin, wo man von den Nöten der Allgemeinheit spricht, sondern dorthin, wo man die Möglichkeiten der Verfeinerung und letzten Schönheit einer höchsten persönlichen Kultur behandelt, wie sie immer nur wenigen und diesen wenigen nur in den Steigerungen ihres Lebens erreichbar sein wird. Ich kann die Verfasserin nicht mehr ernst nehmen, wenn sie so individuelle und feine Dinge, die immer Experimente bleiben, wie die „erotische Freundschaft“ zum Programm für alle macht.

Mit diesem Grundfehler der ganzen „sozialpsychologischen Studie“, die somit nur zu oft zu einer sehr individualpsychologischen wird, hängt dann ein zweiter, ebenfalls typischer zusammen. Ganz rationalistisch wird jene Gesellschaftsordnung, die die sexuelle Krise verschuldet, wie ein gewolltes und bewußtes Werk des Mannes angesehen. Gelegentlich, nicht konsequent. „Der Mann, dessen Werk der sexuelle Moralkodex ist, braucht diese Institution (die Prostitution); er mußte für sich eine Einrichtung vorsehen zur Befriedigung der verschiedenen Anforderungen, die er an das Zusammenleben mit dem andern Geschlecht stellt.“ Kann man an derselben Stelle, wo man naturwissenschaftliche Erkenntnisse (und Theorien) ununterbrochen als Beweis- und Hilfsmittel heranzieht, wo „Entwicklung“ als Schlagwort geradezu unentbehrlich ist, wirklich noch glauben, daß irgendeine soziale Einrichtung (und wäre sie noch so schlecht) gemacht worden ist? Würde es nicht zur Klärung viel mehr beitragen, wenn man sich von dieser seichten Tendenz freimachte? Wenn man sagte: bis jetzt hat sich die Entwicklung in der Richtung bewegt, daß sie offiziellen Verkehr der Geschlechter und nichtoffiziellen, der meist auf Prostitution hinauslief, nebeneinander forderte; im gegenwärtigen Zeitpunkte aber scheint das Empfinden der Menschen (auch vieler Männer!) so verfeinert und erhöht, anderseits jene Entwicklung durch die besonders zugespitzten wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse so stark in die Irre geleitet, daß es zum drängenden Bedürfnis, zu einer Art Not geworden ist, einen neuen und andren Weg zu suchen?

Aus diesen beiden Grundfehlern: daß Grete Meisel-Heß unsrer neuesten Kulturentwicklung uralte und vielleicht natürliche Schäden



Digitized by Google

zur Last legt und anderseits diese unsre Kulturentwicklung als etwas Gemachtes und Gewolltes hinstellt, entspringt dann die Unsicherheit und Verworrenheit aller ihrer positiven Reformvorschläge. Sie erkennt und preist die Vorzüge der Ehe, sieht diese aber in so unerreichbarer Höhe, daß sie praktisch das (juristisch irgendwie gefestigte) Konkubinat empfiehlt. Oder: sie warnt vor dem freien Liebesverhältnis, empfiehlt aber gleichzeitig jene „erotische Freundschaft", die doch wohl praktisch auf dasselbe hinauskäme.

Man brauchte diese Kreuz- und Querfahrten zwischen der harten Wirklichkeit und dem Land Utopia nicht allzu ernst zu nehmen. Aber mittelbar bringt diese Art, eines der ernstesten Zeitprobleme (vielleicht das ernsteste von ihnen) zu behandeln, doch sichtlichen Schaden: sie lenkt vom Kern der Frage ab und sie hindert oder erschwert mindestens vielfach eine nüchterne und sachliche Erörterung des Wesentlichen. Sie stößt wohl auch gelegentlich Leute, denen es vor allem um die Praxis zu tun ist und die der guten Sache sehr nützlich sein könnten, zurück. Wenn Grete Meisel-Heß ein ganzes an und für sich gewiß geistreiches Kapitel einer „Psychologie der Heutigen" widmet und dabei fast ausschließlich die obersten Großstadtschichten im Auge hat, so dürfte das für die Proletarierfrau oder das unversorgte Mädchen aus dem Mittelstande sowie für die ganze Mutterschutzbewegung von geringem Werte sein. Daß der Kapitalismus mehrere Millionen von Frauen in Deutschland zu wirklicher Kuliarbeit verdammt, daß er ihnen ihre Weiblichkeit vielfach raubt, sie entweder zur sexuellen Entbehrung oder zur Prostitution zwingt, daß die beste Kraft des Volkes auf diese Weise gefährdet und geschädigt wird: das alles sind harte, der eindringlichsten Beachtung und der praktischen Teilnahme höchst werte Tatsachen. Und daß sich aus der Not dieser harten Wirklichkeit heraus allgemach neue Zustände gestalten, daß wir in einer Krise stehen, ist zum mindesten den Vorgeschrittenen fühlbar. Aber wer dabei helfen will, der muß der Romantik entsagen, den ästhetischen Versuchungen entgehen können; der muß imstande sein, nüchtern die ewig menschlichen Konflikte von den zeitlich bedingten zu sondern. Und er muß Übergänge suchen, nicht Utopien. Hermann Ullmann

## Klassenindividualität

Bildung und Schule

Im Anschluß an den Aufsatz im 1. Januarheft seien einem alten Schulmeister aus mehr als vierzigjähriger Praxis* einige ergänzende Worte erlaubt. Die Klassenindividualität ist namentlich an höheren Schulen eine sehr wichtige Tatsache. Merkwürdig ist zunächst, wie rasch sie sich bildet. Nach einem Jahre schon sind die Jungen einer Sexta so fest miteinander verwachsen, daß sich einer, der aus der einen Parallelklasse in die andre gesetzt werden soll, etwa weil die Zahl zu ungleich geworden ist, oft nur ungern fügt; später erhebt sich gelegentlich heftiger Widerspruch, zuweilen unter Tränen. Dieser Korpsgeist beruht wohl mit darauf, daß eine größere Anzahl der Knaben schon vorher auf der Bürgerschule in derselben

* Der Verfasser, Geh. Studienrat Prof. Dr. Kaemmel, den die meisten unsrer Leser nur als Historiker kennen werden, war früher Gymnasialrektor in Leipzig. K.-L.



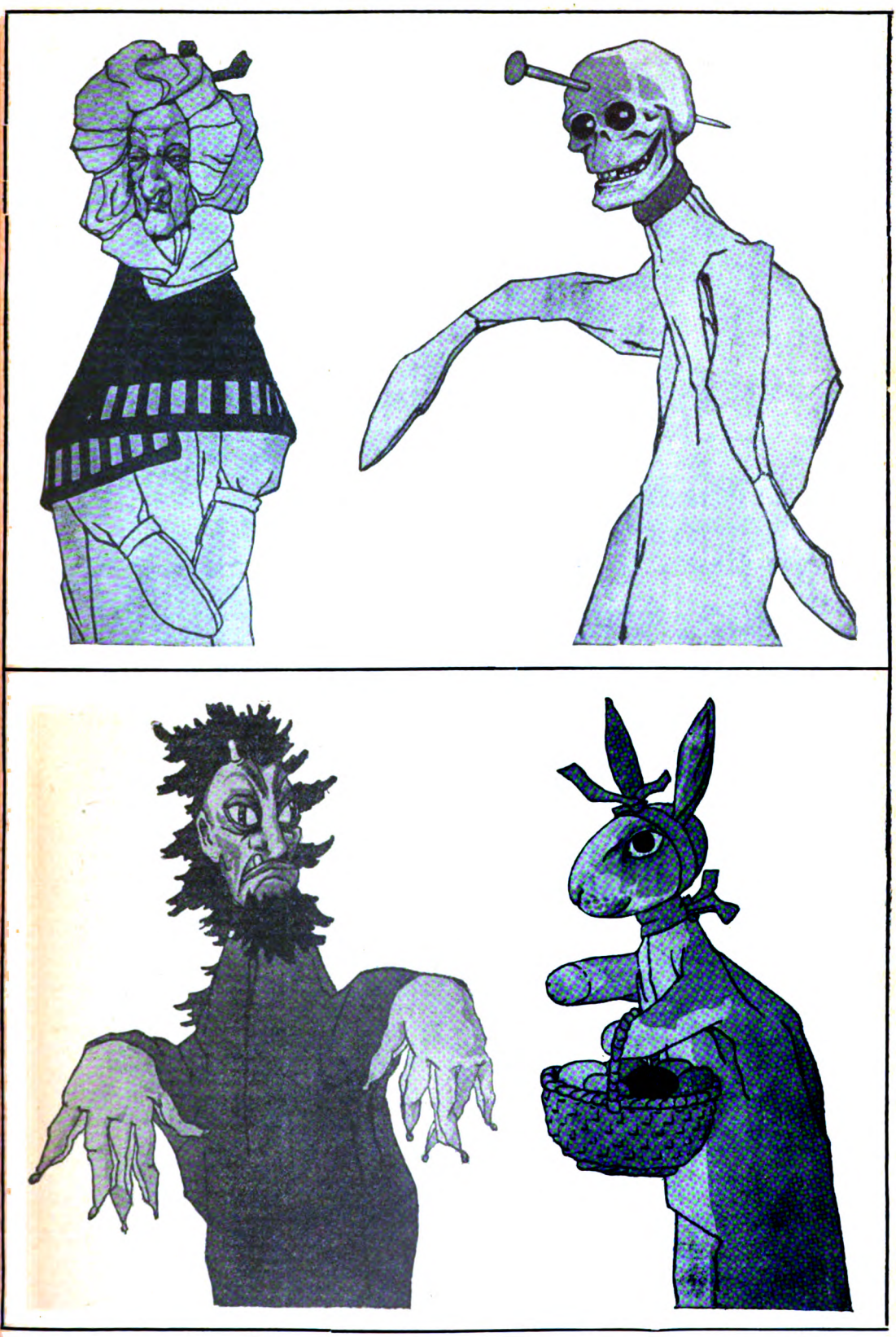
Digitized by Google

Klasse zusammengewesen sind. Nicht minder bemerkenswert ist, wie verschieden Parallelklassen und Jahrgänge oft in ihren Leistungen und ihrem Geiste bleiben. Und doch wird bei der ersten Bildung meist so verfahren, daß in beide Parallele die tüchtigen und die weniger tüchtigen möglichst gleichmäßig verteilt werden; Übertritte aus der einen in die andre sind selten und die während des Kursus aufgenommenen üben wenig Einfluß. Viel wirkt auf die Klasse der Primus, einer der es ist. Er ist schon wertvoll als „Vorspannpferd“ durch die Tüchtigkeit seiner Leistungen; fehlt es an solchen Leuten, so tritt das in den Leistungen der ganzen Klasse hervor, die dann mittelmäßig bleibt oder wird. Aber nicht die wissenschaftliche Tüchtigkeit allein macht den Primus, ebenso wichtig ist sein Charakter. Selbst wenn er wissenschaftlich nicht immer Nr. 1 bleibt, ist es geraten, ihn in seiner Stellung zu belassen, falls sich sonst die Persönlichkeit für den nicht leichten Posten des Vermittlers zwischen Lehrern und Klasse eignet. So kommt es vor, daß ein tüchtiger Mensch von Sexta bis Oberprima sein Primat behauptet. Umgekehrt bittet wohl einer schon nach einem Jahre flehentlich, ihn vom Primat zu befreien, weil er es als eine Last empfindet. Aber der Führer der Klasse in allen Beziehungen ist der Primus nicht immer. Wer die sind, das tritt viel weniger in der Schule hervor, als außerhalb, auf Schulausflügen, Turnfahrten, Veranstaltung von Schulbällen usw., wenn sich die Geister freier entfalten können als in der Klasse. Nicht wenig tut dabei die gesellschaftliche Gewandtheit und die turnerische Tüchtigkeit, die sich ja nicht allemal mit höherer wissenschaftlicher Leistungsfähigkeit vereinigt, auch nicht notwendig mit sittlicher Lauterkeit. Fehlt freilich diese, dann können einige wenige Leute den ganzen Geist der Klasse verderben, und es ist dann geraten, sie bei Gelegenheit zu beseitigen, wenn sie sich nicht bessern. Verhältnismäßig weniger Einfluß auf die Klassenindividualität übt der Lehrer, eher noch in den untern Klassen als in den obern, in denen das Ordinariat alljährlich wechselt und die Zahl der unterrichtenden Lehrer größer ist. Die Stellung jedes Lehrers und namentlich des Hauptlehrers, des Ordinarius, zu der Klasse beruht einerseits auf seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit, die den Schülern den unentbehrlichen Respekt vor ihm einflößt, anderseits auf seiner ganzen Persönlichkeit, auf seiner Energie, seinem Takt und — last not least — darauf, daß er ein Herz für seine Jungen nicht nur hat, sondern auch zeigt, daß er ihnen nicht als Zuchtmeister, sondern als väterlicher Freund gegenübertritt. Wo das fehlt, da ist alle Mühe umsonst; wo es vorhanden ist, da wird er auch den Ausgleich mit der berufenen „Schulmoral“ finden, die er bis zu einem gewissen Grade respektieren muß, vor allem darin, daß er bei Untaten keinen Zeugniszwang auf die Unbeteiligten ausübt. Alle diese Anforderungen soll vor allem der Rektor erfüllen, denn er muß für die Schüler die höchste Autorität sein und bleiben und auch ihr Vertrauen genießen, so daß sie sich nicht scheuen zu ihm zu kommen, wenn sie etwas Besonderes auf dem Herzen haben. Steht er so zu ihnen, dann kann er auch den Geist der ganzen Schule bestimmen, die ebensogut eine Individualität sein soll wie die Klasse, eingedenk ihrer Tradi-



Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: ÜBER DAS KASPERLESPIEL



CARLO BÖCKLIN

KW

Digitized by Google

Digitized by Google

tionen und stolz auf ihre Eigenart.

Otto Kaemmel

## Über das Kasperlespiel

hat zum vorvergangenen Weihnachten Gr. G. hier berichtet und dabei auch von dem Spiel und den Figuren gesprochen, die im Hause Böcklins heimisch sind, wie ein Erbteil aus Phantasie und Humor des Alten.

Das Spiel selbst im Hause Böcklins ist italienisch, und sein Reiz liegt wesentlich in Figuren- und Sprachführung. Würde man es nachstenographieren, so würde sein Humor draußen bleiben. Um den mithineinzubekommen, ist also eine stärkere Übertragung als die aus dem Italienischen ins Deutsche, nämlich eine Übersetzung aus dem Mimischen ins Wort nötig. Beate Bonus, die den Stücken zuhörte, die stets vor einem richtigen Kinderpublikum gespielt wurden, hat eine Reihe solcher Spiele zusammengestellt; sie sollen zum nächsten Weihnachten mit Zeichnungen Carlo Böcklins, von denen wir einige Proben geben, in Buchform erscheinen.

Um diese Stücke nachzuspielen, ist es gut, ihre Vorgeschichte zu kennen; denn eben jene Übersetzung muß man beim Spiel rückwärts vornehmen. Die Kunst ist nicht die, einen guten Text herzusagen, indem man dabei Puppen in der Hand bewegt, sondern man muß versuchen, sich mit Geist und Humor des Textes zu füllen und dann die Puppen so zu agieren, daß Sinn und Scherz in ihre Bewegungen und in ihre Ausrufe hineinkommen. Es liegt hierin ein mimisches Prinzip verborgen, das vielleicht auch außerhalb des Kasperlespiels Geltung hat. Die besten Vorstellungen auf dem Theater sind vielleicht auch diejenigen, welche den Dichtertext kaum noch als solchen erkennen lassen, sondern ihn ganz in Bewegung und Gebärdensprache hinübergeschluckt haben.

Den Figuren wird anzumerken sein, daß die ersten drei aus festem Holz geschnitzt sind, die vierte war ein bemaltes Osterei und nur für ein bestimmtes Osterspiel gemacht.

## Was eignet sich zu Konfirmationsgeschenken?

Unter uns

### Eine Dürerbund-Bitte

Konfirmationsgeschenke sind oft viel wichtiger, als Weihnachts- oder Geburtstagsgeschenke, weil die Konfirmation oft den tiefsten Abschnitt des innern wie des äußern Jugendlebens bedeutet. Nun es aus der Kindheit in die Jünglings- und Jungfrauenzeit geht, geht es auch aus der Schule in die Lehre, in den Dienst, geht es auch aus dem Heim in die Fremde, geht es aus der fortwährenden Beaufsichtigung in weit größere Selbständigkeit, in weit geringeren geistigen Schutz. Das gilt nicht für alle unsre Volksgenossen, aber immer noch weitaus für die meisten. Und zumal für die, bei denen ein einzelnes Geschenk noch nicht zwischen vielen untergeht, bei denen es noch einen großen eigenen Wert bedeutet, wirklich betrachtet und genossen wird und also weiterwirkt.

Deshalb scheint uns, wir sollten die Konfirmationsgeschenke noch wichtiger nehmen, als wir gewöhnlich tun. Oft schenkt man zum Beispiel irgendein erbauliches Buch, und da das verschiedene tun, bekommt der Konfirmand deren mehrere. Ob gerade ein Vielerlei an Erbaulichem nicht eher zur Verflachung als zur Vertiefung des echten Fühlens führen kann, ist wohl zum mindesten zweifelhaft. Zuviel Gewicht wird oft darauf gelegt,



Digitized by Google

daß gerade der Tag der Konfirmation dem Geschenk seinen Stempel gebe. Wie bedeutsam der ist: fürs junge Leben ist er nur ein Ausgang in einem beginnenden Lebensabschnitt und also das Wichtigste, daß er zu Gutem führe. Der Ernst und die Schönheit des Tages selbst sollte sich vor allem darin ausprägen: daß keine Nichtigkeit, kein Tand, daß allein geschenkt wird, was Lebenswerte bringt.

Der Dürerbund will rechtzeitig zum Gebrauch für nächstes Jahr einen kleinen Ratgeber für Konfirmationsgeschenke zusammen- und als ganz billige Flugschrift allen im Volk zur Verfügung stellen. In erster Reihe kommen ja natürlich Bücher in Frage. Man hat seltsamerweise auf diesen besondern Zweck hin unsre Literatur noch nicht durchgeprüft. Als wir vor einiger Zeit unsre Freunde um Ratschläge für „leichten Lesestoff" für Kranke, Genesende, Ermüdete baten, ist uns eine große Fülle von Material zugegangen, mit dessen Bearbeitung jetzt Vertrauensmänner des Arbeitsausschusses beschäftigt sind. Eine entsprechende Bitte veröffentlichen wir heute um Ratschläge über Konfirmationsgeschenke. Welche Bücher eignen sich besonders dazu? Und nicht nur: welche Bücher, darüber hinaus: was überhaupt? Wer da ohne besonderes Individualisieren aus eigner Erfahrung und Beobachtung etwas sagen kann, wir bitten darum, der sage es uns. Der spreche sich zu uns überhaupt über Konfirmationsgeschenke aus. Damit wir guten Rat weitergeben und zum Nachprüfen und Ergänzen anregen können. Gerade jetzt haben viele Gelegenheit, in ihrem Kreise zu sehn und zu hören — benutzen wir die Ernte heuriger Erfahrungen zur Aussaat fürs nächste Jahr.

Die Einsendungen werden unter der Aufschrift: „Dürerbund (i. S. d. Konfirmationsgeschenke), Dresden-Blasewitz" erbeten.

Der Dürerbund
J. A.: Ferdinand Avenarius

**Lebende Worte**

## Weiblich und weibisch

Man trifft hie und da Männer, die das Weib in sich haben, ohne weibisch zu sein; diese sind die Auslese der Männer. Und die ausgesuchtesten Frauen sind, die nicht eine Feder von ihrer Weiblichkeit preisgeben und doch eine gewisse männliche Stärke zeigen; Mannes Kopf, Weibes Herz.

Lasalle

# Unsre Bilder und Noten

„Blaue Stunde" nach Sonnenuntergang, aber italienische: droben schimmert schon Stern um Stern, während die Ferne unten nur zart umschleiert liegt, als hielte sie eingesogenes Licht von der Tagesfülle her noch gefangen, auch der Boden vorn und die Stämme der alten Oliven leuchten noch im Dunkel, als träumten sie vom Tag. Die schöne italienische Landschaft von Hans Thoma setzen wir in einem Steindruck nach der Thoma-Mappe des Kunstwarts vor dieses Heft. Daß wir sie mit dieser Sorgfalt reproduzieren konnten, verdanken wir der Güte des Arztes und Kunstfreundes Georg Troje in Braunschweig, der uns auf längere Zeit das Original des Bildes überließ. Er weilt nicht mehr unter den Lebenden; mit den Kranken, denen seine chirurgische



Digitized by Google

Kunst half, wahren wir vom Dürerbunde für manche treue Hilfe dankbar sein Gedächtnis. —

Das Bildnis Paul Heyses von Lenbach, das wir heute zu Ehren des greisen Dichters wiedergeben, haben wir den Kunstwartlesern schon einmal gezeigt, im ersten Märzhefte 1900 (XIII, 11) zu Heyses siebzigstem Geburtstage wie jetzt zu seinem achtzigsten. Wer beide Blätter vergleicht, wird an ihnen auch die Entwicklung dieser Reproduktionstechnik binnen eines Jahrzehntes verfolgen können. Beide Bilder sind Autotypiedruck mit einer Platte. Aber damals war weder das matte Kreidepapier noch die sogenannte Doppeltonfarbe erfunden, welche wir jetzt benutzen können.

Alexander Eckener, ein Schüler des Grafen Kalckreuth, ist einer von denen, die frisches Blut in unsre Graphik bringen. Kalckreuth spüren wir noch durch in den beiden ersten Bildern aus niederdeutschem Gebiet, schlichten, bis zur Derbheit kräftigen Bauern- und Bauernhausschilderungen. Sowohl die behäbige Frauengestalt außerhalb der Tür, wie die gerade dünne innerhalb ist in sich wie in ihrer Beziehung zur andern vorzüglich beobachtet. Ganz echt nicht nur den Gegenständen, auch der Stimmung nach ist das Stück Stallflur und die Bauernküche gesehen, in der es den Katzen wohl ist. Einfach und glücklich die Licht- und die feste Strichführung. Dann scheint Daumier stark auf Eckener gewirkt zu haben, man spürt's bei den beiden Schilderungen der Theaterbesucher von zwei verschiedenen Rängen sofort an der Komposition (zum Beispiel der Diagonale) wie an der Charakteristik. Dadurch kommt etwas Fremdartiges in die Blätter; man weiß nicht recht, ob wir in Deutschland oder in Frankreich sind. Übrigens erweist sich, besonders in dem Logenbild, manches als sehr fein, wenn wir uns nur Zeit zum Verweilen nehmen. Achten wir künftig auf Eckener mehr, wird sich's lohnen.

Die Illustrationsbeilage „Frauenkleider allereinfachsten Schnitts" gehört zu dem entsprechenden Rundschauaufsatze. Zu den Hedwig Buschmannschen Kleidern, die wir wiedergeben, im einzelnen nur wenige Worte. Das erste Bild links stellt ein violettes Samtkleid dar, die Ärmel können lang oder kurz getragen werden, wobei besondre neue Achselspangen verwendet werden. Das mittlere Bild der ersten Seite zeigt ein Hausgewand aus grünem Tuch mit schwarzem Besatz; der Schnitt ist einfach eine gerade Stoffbahn mit eingeschnittenem Loch für den Kopf. Das Kleid rechts ist aus Goldbrokat, die schwarze Samtjacke ist aus einem Quadrat hergestellt. Von den Gewändern auf der zweiten Seite hat das erste links ein Unterkleid aus weißer Seide, das Überkleid ist aus einem Quadrat geblümten, blau changierenden Taffets hergestellt. Auf dem Doppelbild hat die sitzende Gestalt ein Kleid aus Goldbrokat mit Nerz und abnehmbarer Stola aus violettem Samt mit Gold- und Perlenstickerei, die stehende ein Kleid aus Rohseide mit abnehmbarer Tunika. Die Modelle haben, versteht sich, Musterschutz.

Die Kasperlebilder nach Carlo Böcklin werden in dem kleinen dazugehörigen Rundschaubeitrag besprochen.

E. Fohns „Tauwetter" soll an den hübschen Heyderschen Abreißkalender „Kunst und Leben" erinnern.

In einer Zeit, wo die Südslawen in politischer Hinsicht die Aufmerksamkeit Europas auf sich lenken, darf man auch für ihre Geisteskultur einiges Interesse voraussetzen. Die südslawische Volkspoesie ist uns durch



Digitized by Google

Herder und Goethe seit langem nahegerückt, nicht aber die dazugehörige Tonkunst. Wir bringen in der Notenbeilage daher Proben der südslawischen Volksmusik, die von der eigentümlichen musikalischen Begabung dieser Völker Zeugnis geben. Es fehlt ihnen keineswegs an guten musikalischen Ideen, wohl aber einstweilen gar oft an der Kraft, diese Gedanken zu entwickeln und abzuschließen. Die einmal gefundenen Motive werden selten entfaltet und abgewandelt, sie werden unablässig wiederholt. Dadurch gewinnt der Charakter der Gesänge etwas Monotones. Gewöhnlich bestehen die Volkslieder, wie der deutsche Schnadahüpfler, diese primitivste Form des Volksliedes, aus acht Takten und ermangeln für unser Gefühl der Konklusion, des Abgesangs, der das Ganze krönenden, aus den musikalischen Prämissen geschöpften „Schlußfolgerung". Auch der Abschluß in einer fremden Tonart, ohne Zurückmodulation kommt vor. Wir geben hier, wo es nicht auf volkskundliche Belehrung ankommt, natürlich Stücke, die einen gewissen befriedigenden Abschluß darbieten.

Unser erstes halte ich für eine Perle höchsten Ranges. In wenigen Zeilen — welch ein lebendiges Bild! Das blühende, frische Bauernmädchen, das auf der Anhöhe steht, das Regiment auf der Straße vorbeimarschieren sieht, ihren Liebsten erkennt und vor Freude jubelt über den schönen grünen Strauß, den er am Hute trägt — wie ist das unmittelbar geschaut! Die Melodie belebt und gibt der Zeichnung Licht und Farbe. Der Marschrhythmus fixiert die Grundstimmung, die Pausen des Textes werden organisch durch jauchzende Kadenzen ausgefüllt und selbst die Wiederholung des „grünen, grünen Straußes" dient nur dazu, die Vorstellung besonders hervorzuheben. Man glaubt den Buschen nun wirklich maiengrün vor sich zu sehen. Ich halte das knappe Liedchen für ein wahres Meisterstück der Volkskunst. — Es folgen zwei kroatische Lieder im Tanzcharakter. Eine Übersetzung wurde nicht versucht, weil der Text eigentlich belanglos ist und der Wert dieser Gesänge in ihrer absoluten Melodik oder Rhythmik beschlossen liegt. Sie mögen darum auch zunächst instrumental wirken. — Zum Beschluß ein Lied aus der kürzlich erschienenen Sammlung „Bosnischer Lieder", die Julius J. Major (Budapest, Musikverlag Orpheus) hat erscheinen lassen. Der Bearbeiter bemüht sich insbesondere, den Klang der originalen Begleitung (Gusla, Tambura) im Klaviersatz durchschimmern zu lassen. Eine beigefügte deutsche Übersetzung ermöglicht das tiefere Eindringen in diese oft sehr anmutigen, von des Gedankens Blässe unberührten Weisen. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz verantwortlich der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien III; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien III, Arenbergring 16 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I



Digitized by Google

Porträtkollektion Franz Hanfstaengl in München

FRANZ VON LENBACH

Paul Heyse

KW

Digitized by Google

Digitized by Google

A. ECKENER

KW

Digitized by Google

KW

A. ECKENER

Digitized by Google

KW

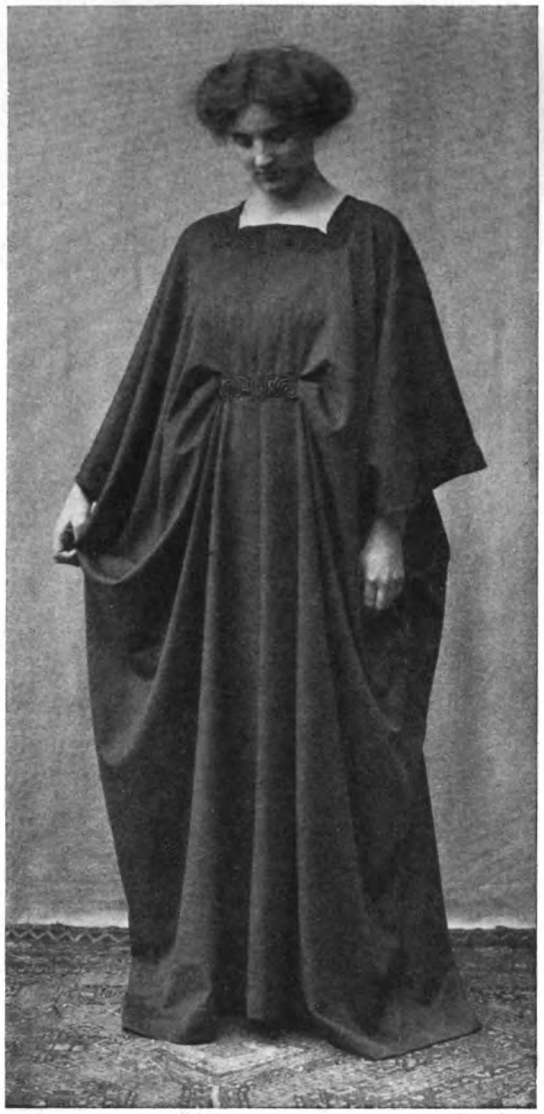
A. ECKENER

Digitized by Google

A. ECKENER

KW

Digitized by Google



NACH HEDWIG BUSCHMANN

KW

Digitized by Google

NACH HEDWIG BUSCHMANN

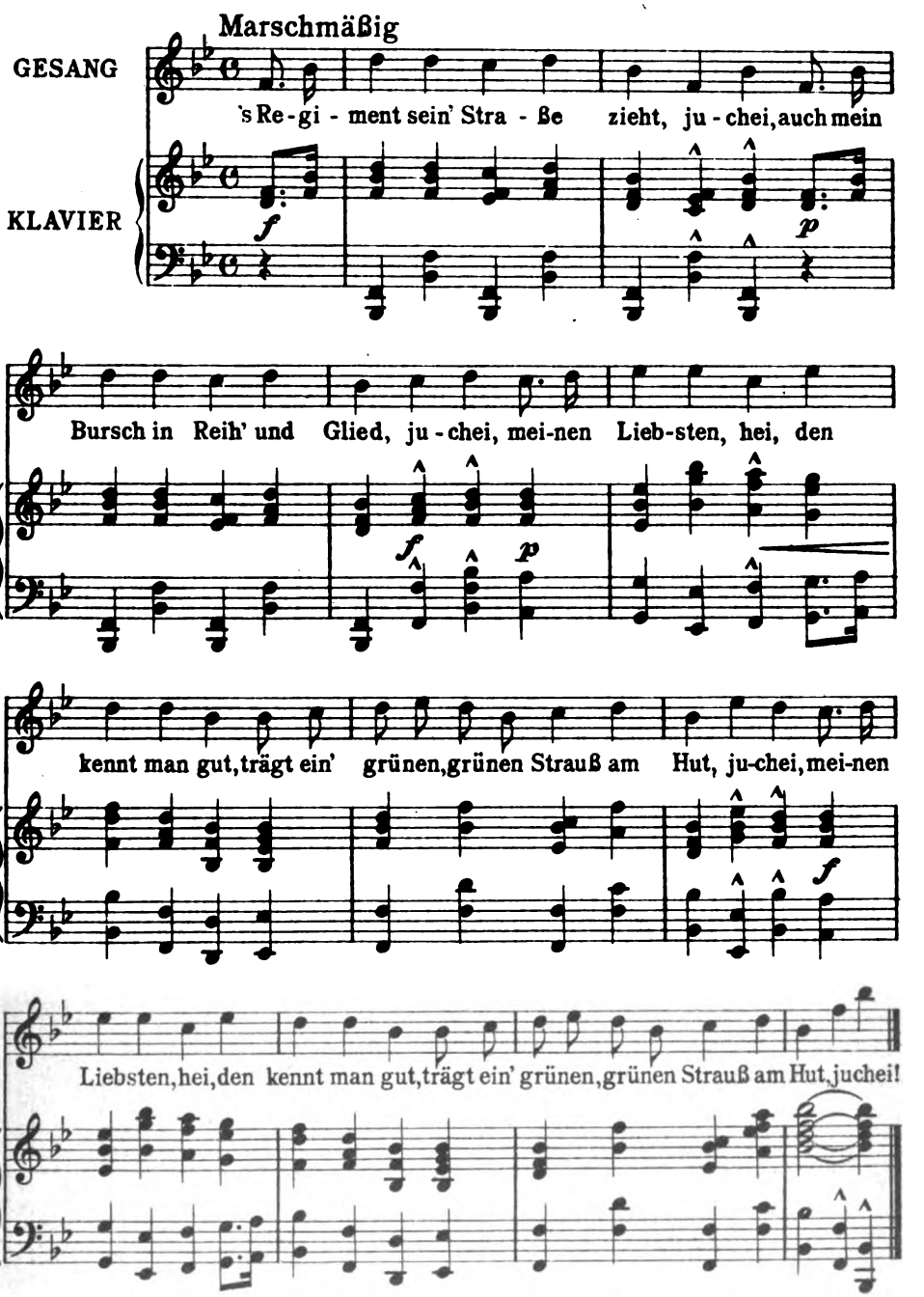
KW

Digitized by Google

BEILAGE ZUM KUNSTWART

# DAS SOLDATENLIEBCHEN

(Slovenisch)



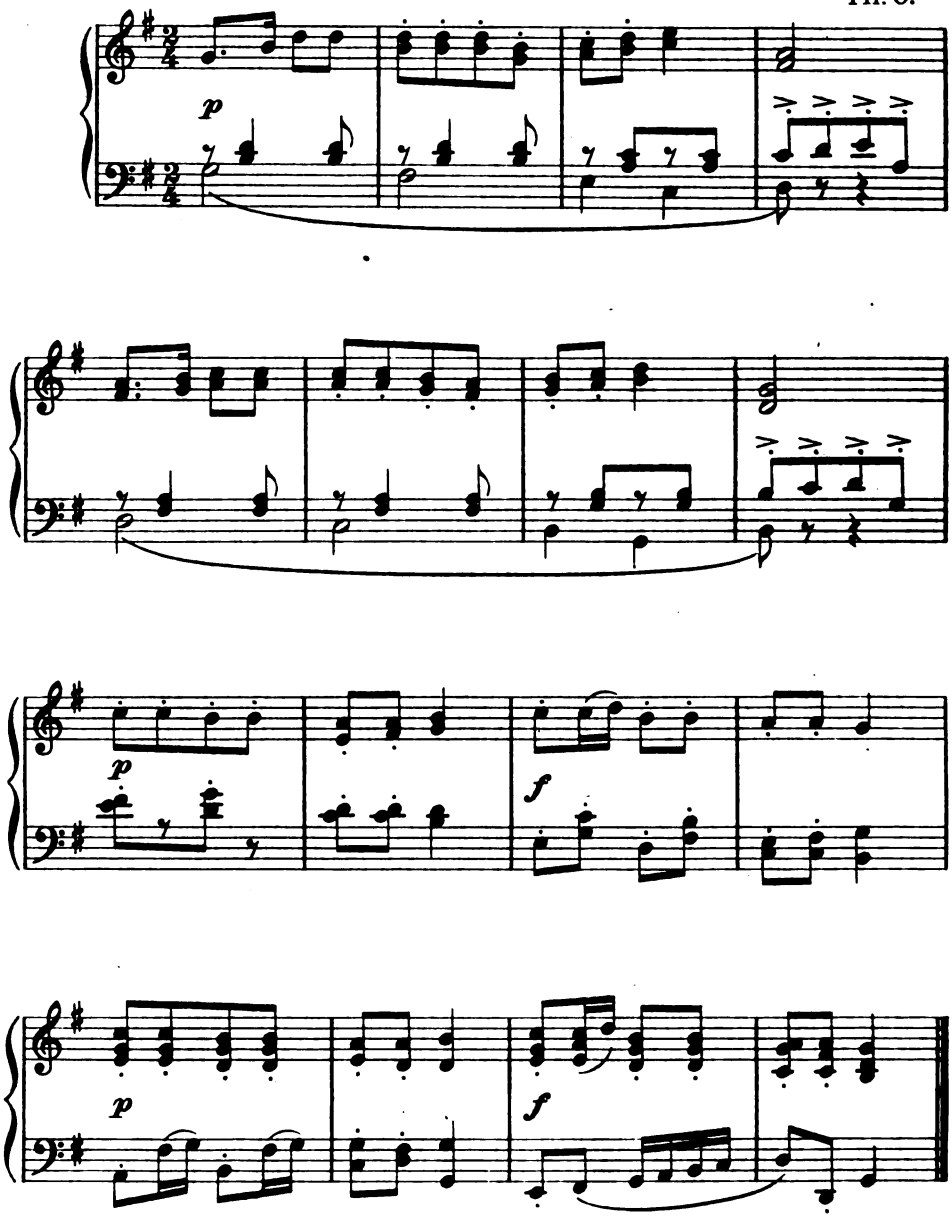

Verlag von GEORG D. W. CALLWEY, München
Alle Rechte vorbehalten

Digitized by Google

# TAMBURICA

(Kroatisch)

Gesetzt von
TH. O.

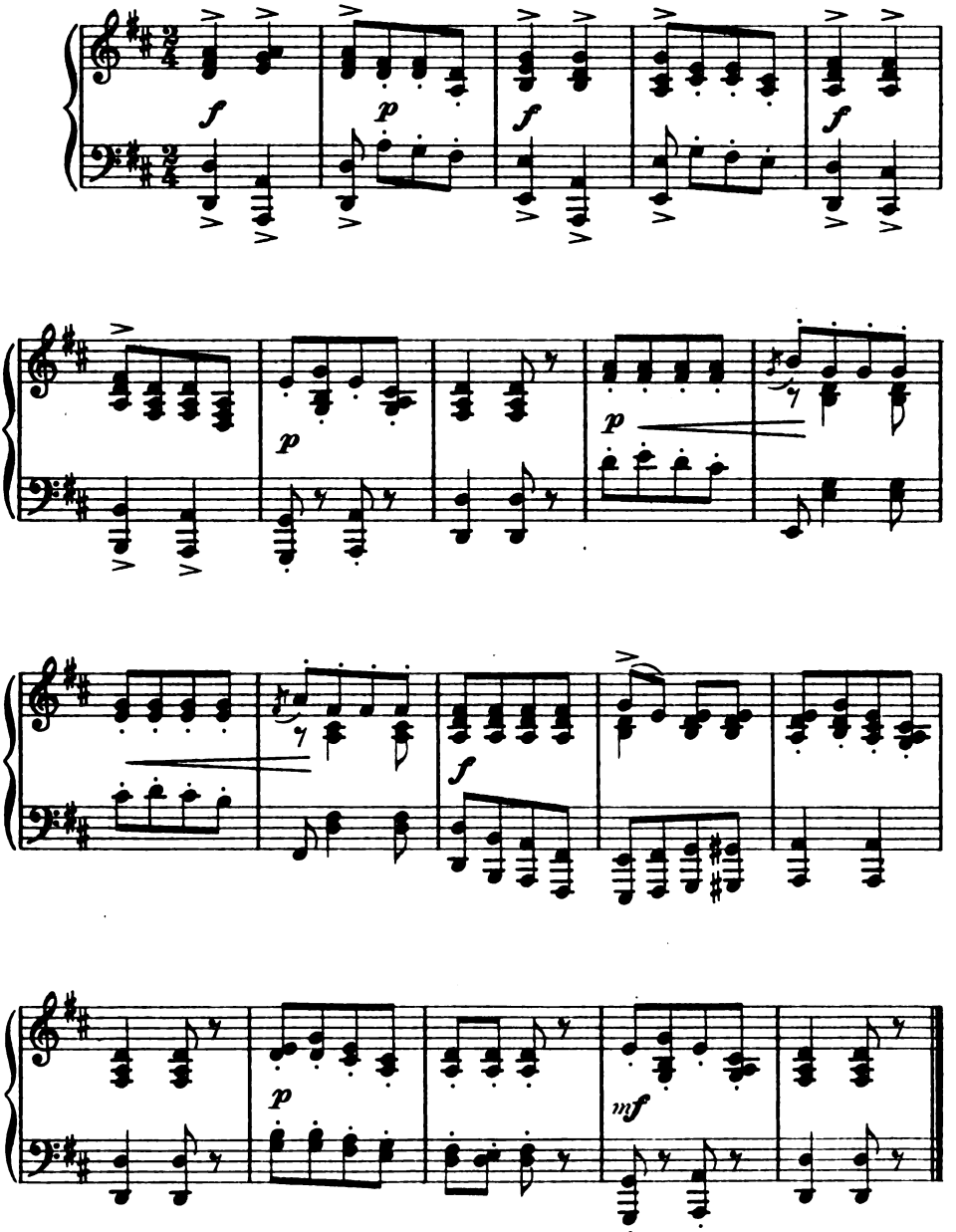



Digitized by Google

# NAPITNICA

(Kroatisch)

Gesetzt von
TH. O.



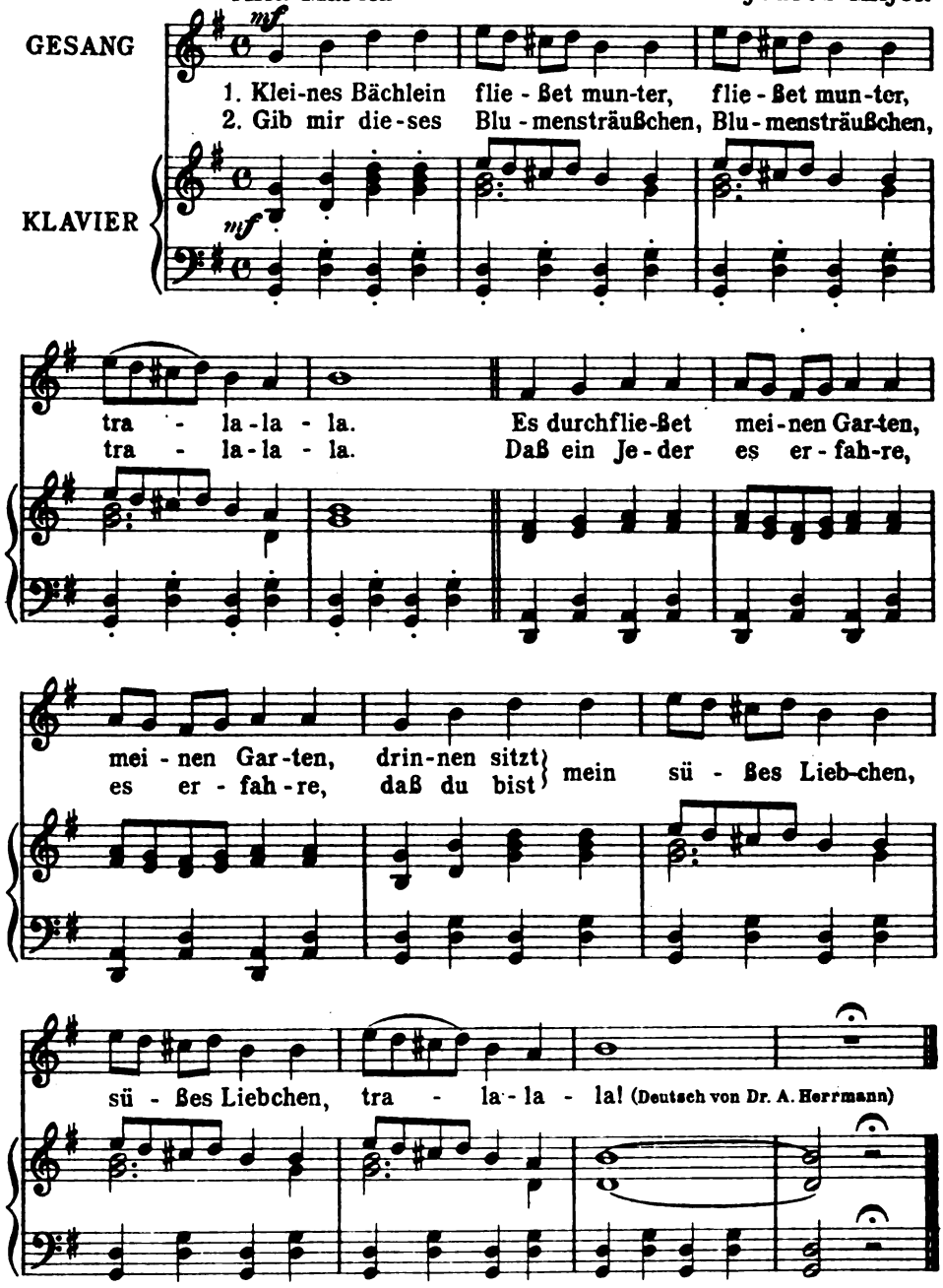
Digitized by Google

# KLEINES BÄCHLEIN

(Bosnisch)

Alla Marcia

Gesetzt von
JULIUS MAJOR



(Deutsch von Dr. A. Herrmann)

Eigentum des Bearbeiters

Stichu. Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY

Digitized by Google

WILHELM GEORG RITTER

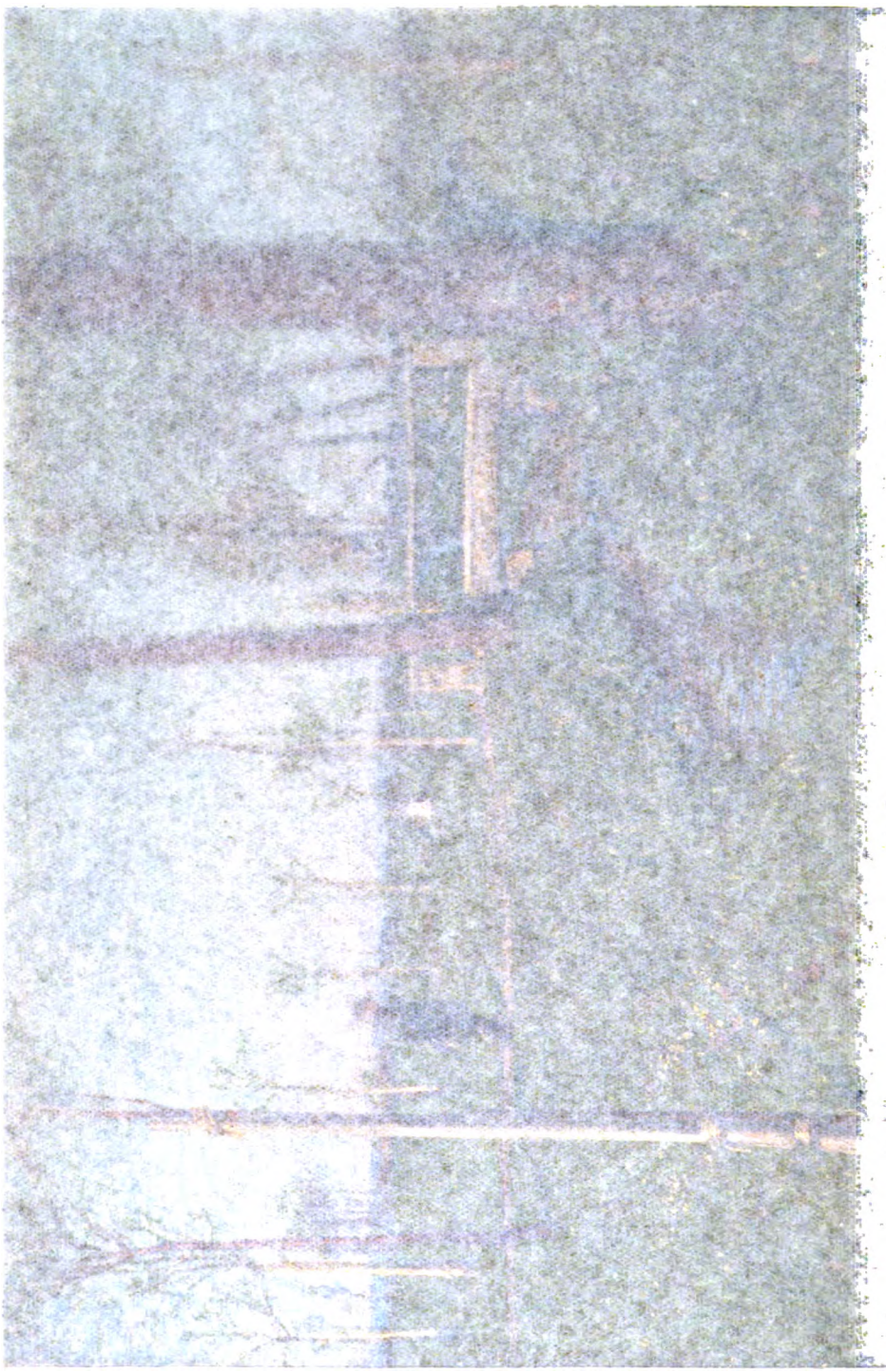
Digitized by Google

## Ostergeschichte

Karl Lamprecht [illegible] nach der [illegible] Hollweg's ein [illegible] Ostergesang. Das sei [illegible] Bethmann da gesprochen [illegible] aber vorwiegend wirtschaftlicher [illegible] Lamprecht, hinter uns [illegible] nur nach dem Unheil des [illegible] den Nationen Europas wir[illegible] an Kraft. Aber das [illegible] Die geistigen Interessen [illegible] zurück. Endlich hat sich [illegible] denn geistige Entwicklungen [illegible] neuer Idealismus ist das [illegible] Malerei und Dichtung gefolgt, starke religiöse Sehnsuchten [illegible] kräftige neue ethische Werte [illegible] aus dem Reich der Ideen [illegible] Wirklichkeiten zu schaffen. [illegible] materiellen Zeit, [illegible] halb nicht lange mehr so [illegible] politischen Unterstützung [illegible] Schranken angelangt sind. [illegible] Wirtschaft nun eine [illegible] können wir gerade brauchen [illegible] liger Reaktion gegen rein [illegible] politik und „Ellbogenfreiheit" gegen Verrohung der Sitte [illegible] wirtschaftlicher Interessen. [illegible] dem nicht schon? Im Ringen [illegible] ideale Energien aufgespeichert, [illegible] wegen. Und mit den Sorgen um [illegible] wird sich das Problem einer [illegible] verbinden. Auch das spüren [illegible] lich Bethmanns Rede begrüßt [illegible] in ihr solchen Geist als Unterlage [illegible] Umschwungs, der Kanzler der [illegible] zu Mund als in der Tagespresse [illegible] renden, die langsam wirken. [illegible]

Seltsam genug, daß ein [illegible] so von einer Rede berührt wu[illegible] auch solche, die Lamprecht [illegible] fernstehen, Geist von Metternichs [illegible]

* Der Wortlaut von Lamprechts [illegible] Neuesten Nachrichten" vom [illegible] Februar [illegible]



Digitized by Google

Jahrg. 23 Zweites Märzheft 1910 Heft 12

## Ostergedanken

Karl Lamprecht hat nach der großen Wahlrechtsrede Bethmann-Hollwegs ein Bekenntnis abgelegt, das beinahe klingt wie ein Ostergesang. Das sei voll neuem Ton und neuem Geist, was Bethmann da gesprochen, das weise ins Kommende! Zwei Menschenalter vorwiegend wirtschaftlicher und sozialer Entwicklung liegen, sagt Lamprecht, hinter uns, wir freuen uns ihrer, denn erst durch sie sind wir nach dem Unheil des Dreißigjährigen Krieges den andern führenden Nationen Europas wirtschaftlich einigermaßen gleich geworden an Kraft. Aber das Wachstum ging nur nach einer Seite hin. Die geistigen Interessen sowohl wie auch die rein politischen blieben zurück. Endlich hat sich's auch in ihnen geregt, und nun geht's rasch, denn geistige Entwicklungen verlaufen schneller als stoffliche. Ein neuer Idealismus ist da: „der Heimatkunst sind höhere Ideale in Malerei und Dichtung gefolgt; ein neuer Baustil hat sich entfaltet; starke religiöse Sehnsuchten durchfluten die Kreise der Gebildeten; kräftige neue ethische Werte sind aufgetaucht". Und all das drängt aus dem Reich der Ideen heraus, um Wirklichkeit zu werden oder Wirklichkeiten zu schaffen. Äußerlich zwar leben wir noch wie in der materiellen Zeit, „la nation s'amuse". Aber das kann ja schon deshalb nicht lange mehr so bleiben, weil wir in der staatlichen und politischen Unterstützung unsrer wirtschaftlichen Blüte an den äußersten Schranken angelangt sind. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird in der Wirtschaft nun eine Weile gesättigten Stillstandes kommen. Die können wir gerade brauchen, denn sie bedeutet: eine Zeit starker geistiger Reaktion gegen rein materielle Lebensauffassung, gegen „Machtpolitik" und „Ellbogenfreiheit" auf religiösem und ethischem Gebiet, gegen Verrohung der Sitte und Phantasietätigkeit, gegen den Vorrang wirtschaftlicher Interessen. Sehen wir denn die Anfänge zu all dem nicht schon? Im Ringen mehr als eines Jahrzehntes haben sich ideale Energien aufgespeichert, nun sind sie bereit, nach außen zu bewegen. Und mit den Sorgen um die Erziehung eines neuen Menschen wird sich das Problem einer höheren politischen Kultur offenbarlich verbinden. Auch das spüren wir ja schon. -- So Lamprecht, der schließlich Bethmanns Rede begrüßt, weil man bei scharfem Hinhören auch in ihr solchen Geist als Unterton vernehme. Das sei der Kanzler des Umschwungs, der Kanzler der geistig Regen, die mehr von Mund zu Mund als in der Tagespresse zu sprechen pflegen, der geistig Führenden, die langsam wirken, aber entscheidend.*

Seltsam genug, daß ein reicher und feiner Kopf wie Lamprecht so von einer Rede berührt wurde, in der andre gescheite Männer, auch solche, die Lamprecht den politischen Wünschen nach schwerlich fernstehen, Geist von Metternichs Geiste spürten. Daß die eingeschwore-

* Der Wortlaut von Lamprechts Auslassung steht in den „Leipziger Neuesten Nachrichten" vom 15. Februar.



Digitized by Google

nen Parteien satzungsgetreu Hoch oder Pfui rufen, das versteht sich ja immer von selbst, unter den „Interfraktionellen“ aber, unter den Menschen, die sich die Freiheit eignen Denkens nehmen, ist sicher seit langer Zeit keine Rede so *verschieden* beurteilt worden, wie diese. Aber rechts wie links fühlt man tatsächlich etwas der *Art* nach *Neues*, Ungewohntes in ihr. Freund und Feind blicken auf: der dort sieht die Dinge in großen Zusammenhängen, das ist eins. Er bekennt Meinungen, deren Bekenntnis man von den Regierungstischen bisher auszuweichen suchte, das ist das Zweite. Er ist preußischer Konservativer so gut wie einer. Aber es scheint: er liebt die Phrasen nicht und sucht selbst in der Politik, wo doch sogar ein Bismarck Schlagworte so gern in den Streit warf, von Phrasen nur die unentbehrlichen zu wünschen.

Eine Politik ganz ohne Schlagworte, ganz ohne Phrase ist heute unmöglich, denn alle Politik muß ja heute mit Massen rechnen, alle, selbst eine oligarchische Republik in Venedigs Art oder eine absolute Monarchie in Altrußlands Art müßte oder muß es einfach, weil der neuzeitliche Gedankenverkehr die Summe der einzelnen über die weitesten Strecken gleichzeitig erregen und so zur Masse und damit zur Macht zusammenfassen kann. Schlagworte bedeuten Gefühlserregung; eine solche Stärke des ruhigen Denkens, der nüchternen Überlegung aber, daß sie das Handeln bestimmt, ist zu allen Zeiten nur Sache der Minderheiten gewesen; die Mehrheiten werden immer von Trieben regiert; wo starke Massenentfaltung notwendig ist, ist deshalb auch starke Erregung der Triebe, der Gefühle nun einmal unerläßlich. So stellt schon das unaufhaltsame Wachsen des Verkehrs — des Verkehrs in *jedem* Sinne — die Aufgabe dringlicher von Jahr zu Jahr: der im wachsenden Zusammenschluß wachsenden Macht der Massen Führer zu geben, die wohl die Triebe benutzen, die aber selber nach Menschenmöglichkeit aus vernünftiger Einsicht handeln, die *besonnen* sind. Gleichviel, ob Massen und Führer „Agrarier“, Zentrumsleute, Sozialdemokraten oder was sonst sind: die „Politisierung der Gebildeten“ verlangt in *allen* Parteien mit unerbittlicher Notwendigkeit das Anwachsen der Minderheiten, die politisch nach Einsicht wirken, nicht nach Gefühl. Nur sie können auch die Bedingtheiten des Gegners als Notwendigkeiten erfassen, nur sie mit Überzeugung auf Kompromisse eingehen, die dem Gefühlspolitiker als Verrat erscheinen mögen (man denke an die Vorgänge beim Friedensschluß der Japaner), nur sie begreifen, daß in aller Gegensätzlichkeit *beide* Teile recht haben können, nur sie sind also befähigt, im öffentlichen Leben die *Gehässigkeit* auszuschalten. Gehässigkeit und Kampf auf Leben und Tod sind ja zweierlei. Kampf bis zum Letzten muß sein, wo im Entweder-Oder der Lebensbedingungen und der Überzeugungen das Fortleben des einen der Tod des andern ist — ein Jammerkerl, der sich aus Weichmütigkeit dieser Einsicht verschließt. Aber Schmutz macht die Waffen nicht schärfer. Die Gehässigkeit in all unserm öffentlichen Leben ist schon deshalb ein Fluch, weil sie die Blicke fortwährend von der Sache auf Persönliches abzieht, auf die Menschen, die man entwertet, auf die Menschen, die uns entwerten. Sie verbraucht so Kraft, die zu besserm gespart werden könnte: sie



Digitized by Google

zerreibt Kräfte gegeneinander. Ein reifes politisches Leben müßte sie zunächst einmal brauchen, um aus dem Chaos herauszuerkennen und herauszulösen, was für gemeinsame Zwecke sich verbünden und nunmehr produktiv werden könnte.

In der Zeit gärt's, wie seit sechzig Jahren nicht. Volksschichten, in denen nur, der sie nicht kennt, minderwertige sehen kann, werden sich ihrer Kraft bewußt und verlangen, oft noch hemmungslos wie der Erwachende im Halbtraum, Recht und Genuß. Ein Heer hält sie nieder, aber wie die Städte das Land an Bevölkerungszahl überflügeln, so ergänzt sich dieses Heer Jahr für Jahr zu größerem Teil selbst aus der Menschenschicht, die es jetzt noch niederhält. Die Frau besinnt sich darauf, daß sie die Hälfte der Menschheit ist, und beginnt zu fragen, warum entscheide ich dann nicht mit? Ein neuer politischer Geist scheint den Erdball umgraben zu wollen, selbst wo er aus Felsen erschien, Rußland, Japan, Persien, die Türkei haben uns in einer Weise überrascht, daß uns jetzt schier nichts mehr überrascht, und alles drängt nach links. Dabei ist aus dem armen Deutschland ein reiches Land geworden. Die Industrie verwandelt Städte und Dörfer, der Handel reicht ihre Güter mit tausend Armen und Millionen Fingern um die Welt, um immer neues an Stoff und Kraft dafür herzuholen, die Technik erobert zu Land und Wasser hinzu die Luft. Zwischen all dem blüht eine Ausdruckskultur herauf, wie wir sie seit mehr als einem halben Jahrhundert nicht kannten. Und gemeinsam mit ihr drängt eine Vertiefung des religiösen Lebens dahin, Ernst zu machen mit der Vereinigung von Schein und Sein. Manche glauben, sie könnten in einer solchen Zeit bei uns mitten im Herzen Europas und der fiebernd lebendigen Welt, mit irgendeiner alten Autorität das Bestehende sichern. Man kann verstehen, daß sie's tun, weil jeder zwanzigfach größer sieht, was dicht neben ihm, als was nur zwanzig Schritt weit von ihm steht. Man kann das Anklammern an Sinkendes ergreifend finden, man kann durch das Einsinken selbst mit erschüttert werden und kann, wie wir alle das ja wahrlich tun, mit Hand anlegen, daß gehalten werde, was noch zu halten ist und uns gut scheint. Mit den Mächten aber, die von außen und innen her die ganze Welt umrütteln, werden wir mit kleinen Mitteln nicht fertig, bloß, weil wir vorläufig noch die Macht haben, noch heute. Und am wenigsten werden wir's, wenn wir nur tun, als fühlten wir uns auch groß, wir, die wir im Vaterland noch die Mächtigen sind, noch heute, und als wären die Gegner so klein, wie sie scheinen, weil sie die Macht noch nicht haben, noch nicht heute.

Wenn die Partei der Besonnenen sich mehren soll, besser gesagt: das Parlament der Besonnenen, das allen Parteien die Führer stellt, die Männer, die nach der Einsicht der Weisheit die Kräfte derer lenken, deren Handeln allein ihr wirres Fühlen bestimmt — wenn das werden soll, müssen wir aus der Verquickung mit der Parteipolitik herauslösen, was sich nur aus ihr lösen läßt. Wir brauchen nur mit der Hand in die Luft zu greifen, um Beispiele zu fassen. Schier alles in der Welt verbündet sich gegen uns Deutsche, unsre Verteidigung besorgt unsre Diplomatie, ergänzen wir diese ohne alle andre Rücksicht aus den fähigsten Köpfen des ganzen Volks? Nein,



Digitized by Google

wir ergänzen sie nach Urväterweise fast nur aus dem Adel. Und haben diese Frage immer noch nicht aus den Parteiinteressen gelöst! Unsre Verwaltung ist, wenn nicht Herrschaft-, so doch Vorherrschaftgebiet des Adels. Unser Volk in Waffen wird vom Adel geführt, als lebten wir noch unter Verhältnissen, wie in grauer Zeit. All das, während die mitbewerbenden Völker aus dem gesamten Volk zehnmal größere Wahl haben. Ein Ehrenzeugnis in Glanz für vererbte Tüchtigkeit, daß es immer noch bei uns „geht", aber die vererbte Tüchtigkeit des Adels ginge uns nicht verloren, wenn die geistig Ebenbürtigen aus allen Ständen auch in diese Berufe neben den Adel träten. Und was das Schlimmste ist: man verleugnet im politischen Kampf seine Überzeugung, weil man ihr Bekenntnis nicht für „opportun" hält, und sät so Mißtrauen gegen die eignen Worte, auch wo sie noch so aufrichtig sind. „Es gibt keine Bevorzugung des Adels in Deutschland." Als wenn nicht jede Beamten- und Offiziersliste das Gegenteil erwiese: Man reizt den Gegner, den man beruhigen möchte, durch Worte, die auf ihn wirken müssen wie Hohn. Ich führe das vom Adel nur als Beispiel an für die Verquickung der Fragen nach möglichst hoher Entfaltung der nationalen Gesamtkraft mit Klassen- und Parteiinteresse. Sind nicht unsre konservativen, unsre ultrakonservativen Kreise geradeso an der Verwaltung der Ämter durch die Auslese der Besten unter allen interessiert, wie die liberalen und demokratischen? Zu dem einen Beispiel von rechts dann eines von links: das Wahlrecht. Welcher Denkende kann im Ernst behaupten, daß jeder Dorf- oder Fabrikjunge von 21 oder auch jeder junge Mann von 25 Jahren die gleiche politische Einsicht, das gleiche Gefühl der Verantwortung habe, wie der gereifte Gebildete, der zudem auch verantwortlich für Weib und Kinder wählt? Gewiß, auch wer das nicht behauptet, kann das allgemeine Wahlrecht, wie ja wir alle tun, unter Umständen für notwendig und unentbehrlich halten wie jetzt im Reich. Die Frage jedoch, ob die Macht in allen Stadt- und Einzelstaatparlamenten der durch nichts gesichteten Mehrheit zu wünschen sei, ist doch wohl mehr eine Frage der Massenpsychologie als der Partei. Trotzdem wird sie als Parteisache behandelt. Als sagten nicht nur, als dächten auch alle Gescheiten zur Rechten einstimmig nein und alle zur Linken einstimmig ja.

Dennoch kann keiner von uns glauben, daß bei der Frage vom Adel die Leute rechts, bei der vom Stimmrecht die Leute links in ihrer Mehrheit wider ihre Überzeugung sprächen. Es ist zwar erstaunlich, was sich der Mensch von seinen Wünschen aufschwatzen läßt, aber er tut's nun mal. Der Grundsatz, daß man ohne Beweis keinem Gegner Motive unterschieben darf, die er ablehnt, hat darin seine psychologischen Gründe. Seine Notwendigkeit geht aus der Tatsache hervor, daß wir alle miteinander auskommen müssen. Ich habe gelegentlich der „Wahlkampfästhetik" (Kw. XX, 10) von den Beweisen der politischen Unreife gesprochen, die unsre Presse in solchen Zeiten dreifach, in Friedenszeiten aber immerhin auch schon ausreichend erbringt. Wo wird der Sozialdemokrat nicht höhnisch „Genosse", wo der Konservative nicht „Junker" genannt, wo der gegnerische Gedanke nicht auch nach seinem sittlichen Werte verdächtigt, wo, vor



Digitized by Google

allem, wird ungefärbt dargestellt, was der Gegner will? Liest man die Blätter der verschiedenen Parteien, so ist's, ganz wenige Ausnahmen abgerechnet, nicht, als wenn Streiter zur Verteidigung ihrer Güter, sondern als wenn Klopffechter um den Applaus gegeneinanderzögen.

Möglich, daß es oft, daß es meistens noch nicht anders geht, der Menge wegen, der Massen wegen. Erbärmlich, wenn man glauben sollte, es würde nie anders gehn. Aber auch dumm: denn da und dort geht es anders schon heute. Und kurzsichtig bis zur Gefährdung von allem Kulturgut, wer nicht erkennt, daß die Zukunft unserer Nation davon abhängt: *ob die Selbsterziehung der führenden Minderheiten zum Urteilen und Handeln nach besonnener Einsicht gelingt.*

Andre, vor allem sämtliche andern germanischen Völker, sind darin weiter als wir. Wir, die wir an Kräften, auch an vielen seelischen und geistigen Kräften, zu den reichsten von ihnen allen gehören, sind als Organisatoren unsrer Kraft von ihnen allen die schwächsten. Vielleicht, weil wir mit slawischem und anderm fremden Blute durchsetzt sind, vielleicht wegen der Entkräftung im Dreißigjährigen Kriege, vielleicht aus andern Gründen. Aber auch die Mischungen der Rassen bringen ja neben dem Schlechten, so heißt es, Gutes, und wenn das falsch ist: Wir Deutschen müssen die Elemente in uns doch wohl nehmen, wie sie sind. Das Auftrumpfen auf die einen davon hilft nichts, die andern bleiben doch. Vielleicht würde uns mehr Bescheidenheit nichts schaden, nachdem wir 1870 ein gut Stück Größenwahn der grande nation mit der Kriegsbeute herübergenommen haben. Bescheidenheit für *die* Gebiete, auf denen wir noch *nicht* führen, sondern vorläufig, und manchmal an der Nase, geführt werden. Die Gebiete, wo *wir* die ersten, sind *auch* da. Hei, werden sie Ernten geben, wenn wir sie gereift in Freiheit bebauen können — in Freiheit auch vom Dünkel.

Ob Lamprechts Osterhoffnung eintrifft, wissen wir nicht, *das* aber wissen wir, so gut es der Leipziger Historiker weiß: Zwischen all dem Widerwärtigen, von dem wir sprachen, hat sich im letzten Jahrzehnt der deutsche Idealismus nicht geschwächt, sondern gekräftigt. Vor allem, was fürs Politische das Wichtigste ist: er hat sich in so *weite* Kreise gewagt, wie seit lange, lange nicht. Wir dürfen sagen: er *wohnt* schon in recht weiten Kreisen. Was das Beste ist: dort schwärmt er nicht mehr bloß, er *arbeitet auch*. Das heißt: er *wirkt*. A

# Lose Blätter

## „Wolfgang Kirchbach in seiner Zeit"

[Wolfgang Kirchbach war einer der geist- und phantasiereichsten Köpfe seiner Zeit — wer auch nur einmal zu behaglichem Gespräche mit ihm gekommen ist (und das war nicht schwer), der hat das gefühlt. Ich kannte ihn seit unserer gemeinsamen Jungenszeit, aber lange über sie hinaus hat mir keiner unter den Freunden, hat mir kein Altersgenosse überhaupt so imponiert wie er, von dessen Begabung ich, trotz allerlei Opposition



Digitized by Google

im einzelnen, damals und lange das Allerhöchste erhoffte. Wir alle sahen auch Mängel bei ihm: wir kamen ziemlich bald dahinter, daß manches seiner sichern Urteile „mehr dogmatisch als zertitudinal“ gedacht war, daß ihm eine vorgefaßte Meinung leicht Axiom werden konnte, daß seine Selbstkritik nicht seinem Selbstbewußtsein entsprach, daß seine Phantasie seinen Verstand oft sozusagen unter den Arm nahm, um mit ihm durchzugehn, daß überhaupt in diesem Hirn allerhand Hemmungen allzu leicht versagten — aber wir hielten seine Begabung für so hoch hinausragend übers Gewöhnliche, daß wir uns trotz alledem nicht nur Bedeutendes, sondern Großes von ihm versprachen. Das ist nicht nur uns, das ist Kirchbachs ganzes Leben lang vielen so gegangen. Insbesondere mancher minder erfahrene Jüngere ward von ihm schlechtweg geblendet. Dann aber erfreute er auch wieder die reifsten und feinsten Geister, weil erst sie die besonderen Vorzüge dieser leichtbeweglichen Vorstellungen in ihrer Seltenheit würdigen konnten. Möglich, daß der oder jener mir antworten wird: „Ja, hat denn Kirchbach nicht »Großes« erreicht?“ Ich kann's nicht finden, wenn ich das Geschaffene an seiner Begabung messe. Vielleicht in keinem einzigen seiner Bücher fehlen Stellen, die fesseln, ja hinreißen, aber wohl auch in keinem einzigen fehlen — sagen wir: Raumbegreiflichkeiten. Die verstreuten Einzelwerte wachsen nur selten zusammen, dies verläuft, jenes verspielert, ja vertändelt sich, zu wuchtigem Ganzen ballt sich wenig, und wenn sich's ballt, so hält sich's nicht. Der altmodische Sprachgebrauch hätte gesagt: er arbeitete genialisch, nicht genial. Ich befürchte sehr, daß die von Callwey angekündigte achtbändige Gesamtausgabe vielen eine Enttäuschung bescheren wird. Aber zwei, drei Bände des Besten aus seinen Schriften, von recht klarem Auge ausgelesen, könnten eine Kirchbach-Anthologie von geradezu köstlichem und lange vorhaltendem Anreger-Reize geben.

Das eben bei Callwey erschienene Buch, das die Überschrift dieser Zeilen als Titel trägt, gibt einen Vorgeschmack davon. Der Untertitel sagt: „Briefwechsel und Essays aus dem Nachlaß herausgegeben von Marie Luise Becker und Karl von Levetzow.“ „Die Darstellung seiner menschlichen wie künstlerischen Individualität“ hat Frau Becker, Kirchbachs Witwe, versucht. Es ist ihr nicht der mindeste Vorwurf daraus zu machen, daß sie den Toten über Lebensgröße sah und zusammentrug, was ihn so zeigen sollte — im Gegenteil, man muß anerkennen, daß sie dabei die Grenzen des Geschmacks gewahrt hat. Die Rezensionen zum Beispiel aus der „Dresdner Nachrichten“-Zeit, die literarischen Äußerungen (zum Beispiel über Hauptmann) überhaupt, die ihn heut diskreditieren würden, fehlen aber; die Auslese zeigt, wo er nach Ansicht der Herausgeber Meisterschüsse tat, jedoch wie oft er (und manchmal mit beträchtlichem Geknall) vorbeischoß, das zeigt sie nicht. Den Hauptwert des Buches gibt trotzdem durchaus, was von Kirchbach selbst stammt. Und ich sollte meinen: besser kann er einem gar nicht vorgestellt werden, der ihn noch nicht kennt und der keinen Grund hat, ihn auch von den minder günstigen Seiten kennen zu lernen, einem, der ihn liebhaben will, denn hier gewinnt er ihn lieb. Auf die dunklern Stellen im Bild deutet in unsrer Auslese nur selten etwas, wie die Überschätzung, mit der er die Leistungen von produzierenden und reproduzierenden Leuten bespricht, die ihm befreundet waren — nicht etwa aus Unehrlichkeit, sondern weil seine Phantasie sich über-



Digitized by Google

leicht begeisterte, wo persönlicher Verkehr mit im Spiele war und dann ganz guten Glaubens Mittelmäßiges als Bedeutendes pries. Das „Persönliche“ färbt überall sein Meinen und Fühlen. Vor allem aber doch im *bessern* Sinne. Man muß diese mit größtem Sicherheitsbewußtsein daherkommenden Urteile und Tatsachen-Auffassungen nur nicht mit gar zu viel Ernst, nur mit ein wenig von dem Humore nehmen, den Kirchbach beim Opponenten im mündlichen Verkehr mit Lachen vertrug, und man hat einen sehr ungewöhnlichen Genuß am Miterleben seines Gedankengesprudels. Daß sich Kirchbach jenseits seines „Abrahamstages“ erst recht „vollendet“ hätte, glaub ich nicht. Er war einer der frühreifsten Menschen, die ich kannte; er war in seinen Neigungen von allerhand Milieueinflüssen, in seinen Urteilen von Gedanken des Hegelschen Kreises, von Vischer und (obgleich er nichts weniger als Pessimist war) von Hartmann, in seinem Dichten von den großen deutschen und englischen Realisten eigentlich schon als junger Mensch so festgelegt, daß er Neues mehr auf Adäquates hin und auf Belege seiner Meinungen durchsuchte, als daß er Voraussetzungslosigkeit auch nur erstrebte. Über einzelnes wechselte er seine Ansichten wohl gründlich, aber das hatte dann andre, hatte meist die oben angedeuteten Ursachen. Seine Beschäftigung mit den Wissenschaften war ein Dilettieren, aber auch mit den *Vorzügen* des Dilettierens durch einen ungewöhnlich gescheiten, fachmännisch nicht dressierten Geist. Kirchbachs Werte liegen ja nie im Systematischen, und so bricht nicht viel ein, wenn da und dort eine Säule knackt. Wir hätten den im besten Wortsinn immer *munteren* Gedanken und den einseitigen, aber so gesunden wie feinen und immer auf *Lebenswerte* schürfenden künstlerischen Geschmack dieses Außenseiters noch lange brauchen können!

Wer Kirchbach gekannt hat und nun dieses Buch liest, dem wird es sein, als finge der blonde langhaarige Mann mit der runden Stirn und den vornehmen Händen, den seines Bruders leibl-trübnerisches vortreffliches Bild uns zeigt, wieder zu reden an. Ja, reden konnt er auch! In einer Zeit höchster Geselligkeitskultur, nicht der Fünf-Uhr-Tees, nicht einmal des Salons, sondern der Symposien wären vielleicht die besondern Werte Kirchbachs am allerbesten zur Geltung gekommen, wo auch das Gegenwort aus gleich gutem Kopfe nicht fehlte und der Genuß an geistiger Bewegung selbst die Hauptsache war. A]

⊡

**[Michelangelo]**

. . . dieser Michelangelo macht zum Beispiel einen Adonis, der stirbt. Es ist ein Körper, wo mit physiologischer Wahrheit ein individuell physiologisches Prinzip der Natur durchgeführt ist. Da sieht man am Schenkel ein gewisses Maß zwischen adonishafter Zartheit und doch strähniger, entwickelter Muskulatur. Nun, er organisiert bis in die Fingerspitze aus diesem selben Körper und keiner hat wie er verstanden, daß die Natur meinen Finger ganz genau auf meine Nasenspitze berechnet hat und daß, wenn die Nasenspitze ein wenig anders stünde, womöglich meine Fingernägel um eine Nuance anders sein würden. Also die physiologische, anatomische *Identität* der Gestalt, das ist die Hauptsache, und auf diesem Wege gelangt man zur *Schönheit*. Nicht von außen *idealisieren*, sondern mit vollendeter Kenntnis der Natur ein Individuum organisieren — das macht schöne Kunst.



Digitized by Google

**[„Aus der poetischen Werkstatt“]**

Nicht Produkte des Hasses, der Verachtung sind die Bösewichter der Dichtung, sondern zumeist Kinder einer viel größeren Liebe als die sogenannten „edlen“ Charaktere; es ist eine alte Erfahrung, daß solche Stiefkinder der Moral den Poeten am besten gelingen, eben, weil die größte Liebe hineingetragen wird. Und darum kann man sicher sein, daß, wo echte Poeten ihre größten Schufte zeichneten, gerade ihr Herz mit der innigsten Liebe beteiligt war, welches schon der Räuber Moor samt Franz und seinem Verfasser beweist.

Und weil dem so ist, weil die entstehende Gestalt zudem keine „Kopie“, „Photographie“, sondern das echtgeborene Kind des Poeten selbst ist, das er liebt, wie sein leibliches Kind, darum halten Poeten es für eine Ehre, die sie anderen erweisen, wenn sie ihnen das und jenes abgucken.

Dieses Verhältnis des Künstlers zu seinem Modell steht so außerhalb jeder gemeinen Tagesmoral, daß die schönsten Frauen keinen Anstand genommen haben, sich von ihren Tizianen splitternackt abkonterfeien zu lassen, ja, die großen Maler ihre eigenen Frauen splitternackt zur Schau gestellt haben, ohne Eifersucht. Denn die Liebe des Künstlers zur Gestalt, sei's Engel oder Teufel, ist keine unheilige, sondern ein Stück vornehmster Menschenreligion, an dem aber nur die wahrhaft Weisen teilhaben.

**[Ibsen und die „Gespenster“]**

Es verdient Beachtung, daß das peinvolle Degenerationsdrama des nordischen Dichters vor einem dichtgefüllten Hause und unter allen Zeichen eines starken Beifalls aufgeführt worden ist. Zukünftige, gesundere Zeiten werden daraus auf eine eigentümliche selbstquälerische Stimmung schließen müssen, in welcher sich die Zeitgenossen Ibsens befunden haben. Die Idee dieses Dramas, daß die „Sünden der Väter an den Kindern heimgesucht“ werden, ist an sich nichts Neues; sie hat bei verschiedenen Völkern die Grundlage für gewaltige Tragödien gebildet, die tief in das Gewissen der Menschheit geredet haben. Schiller hat noch in der „Braut von Messina“ das Erbgesetz als Schicksalsmoment geschildert; sogar die Liebe von Brüdern zur Schwester spielt hinein als Symptom des Verfalls einer Familie. Aber wie hat dieser Dichter seine Idee im reinen ethischen Sinne zu verkörpern gewußt, wie hat er die erhabene, innere sittliche Notwendigkeit des Schicksals in der Vererbung herausgestellt und durch die Größe seiner Auffassung es verstanden, Ehrfurcht und erhabene Empfindungen zu erwecken über die Tatsache, daß ein erblicher Zusammenhang unserer ganzen sittlichen Existenz besteht mit denen, die nach uns kommen. Die innere Energie und Größe, welche die unabänderlichen Gesetze des Lebens zuletzt doch einer ästhetischen und erhebenden Wirkung unterwirft, besitzt der Dichter der „Gespenster“ nicht. Was von anderen Geistern längst als ein allgemein ethisches und historisches Lebensgesetz, auch vor Darwin schon, erkannt wird, das degradiert Ibsen gewissermaßen zu einem rein physiologischen körperlichen Gesetz. Nur eine körperliche Krankheit zeigt er als Vererbungsfolge; nur diese medizinische Seite des allgemein historischen Gesetzes erwählt er zum Gegenstande. Wir wissen, daß nicht nur die körperlichen Sünden der Väter an den Kindern heimgesucht werden, vielmehr sehr oft vererbt sich das ganze ethische Lebensgesetz, unter dem Menschen gestanden haben. Innere und äußere Charakter-



Digitized by Google

eigenschaften, gute und schlimme, vererben sich sogar weit sicherer, als gerade körperliche Momente. Der Mensch vermag im ganzen weit mehr mit Erfolg anzukämpfen gegen ererbte körperliche Anlagen durch entsprechende Diät und richtige Behandlung seiner Natur, als gegen die höheren geistigen Erbschaften, gegen die positiven ethischen und intellektuellen Kräfte, welche ihm von seinen Vorfahren überliefert wurden. Wenn es also Ibsen daran lag, die Macht der Vererbung als eine „Heimsuchung" zu schildern, wenn er die Gewissensmacht schildern wollte, zu welcher dieses Gesetz des Zusammenhanges der Generationen für den einzelnen Menschen wird, so ist es jedenfalls wundersam, daß er gerade die niederste Erscheinungsform der Vererbung, nämlich die körperliche und innerhalb dieser wieder die auf Ausschweifungen beruhende allerbanalste Entartungsform, sich auswählt. Darin liegt eine gewisse Kurzsichtigkeit; diese sogenannten „modernen" Geister sind wahrhaft zurückgebliebene Menschen; sie haben keinen geistigen Horizont, als den, welcher ein medizinischer Fuchs in den ersten Semestern hat; sie beurteilen die Gesamtheit der gewaltigen Erscheinungen des Lebens wie ein Apotheker denken mag. Glücklich haben sie in ihrem Winkelrealismus sich jeder historischen Auffassung des Menschendaseins entschlagen. Nichts wissen sie und wollen sie wissen von den größeren und erweiterten Formen, welche die Gesetze die sie schildern wollen, in erweiterten Dimensionen des Lebens annehmen, wozu auch die Dimension gehört, welche historisch heißt. Und so wird das gewaltigste, großartigste Gesetz unseres Daseins, eben das Vererbungsgesetz, dem ganze Völker und Rassen, dem die Schicksale von Nationen unterliegen, dahin degradiert, als läge bei der Gehirnerweichung infolge von Liebessünden der springende Punkt der gewaltigen Frage. Wahr ist es freilich, eine Wirklichkeit stellt es auch dar, aber die niedrigste, die quallenmäßigste Wirklichkeit des Erbgesetzes, die sich verhält zu höheren Formen der Vererbung wie ein Meerpolyp zum wohlgebildeten Gorilla. Und wie seltsam, daß diese Sorte von degradierenden Geistern nach Darwin aufgekommen sind, nach Darwin, der aus den Vererbungsgesetzen gerade die Aufwärtsbewegung der Naturgebilde entwickelt, der in herrlichen und genialen Büchern seiner Wissenschaft zeigt, wie die tüchtigen Eigenschaften der Geschlechter vererbt und fortgepflanzt werden, während das Untaugliche, Untüchtige untergeht und daher zu keiner rechten dauernden Vererbung kommt. Hiervon indessen zu schweigen: wenn die Dichtung allerdings furchtlos auch die Nachtseiten des Lebens zu schildern und den Menschen ins Gewissen zu reden hat, sollte es nicht noch eine höhere dichterische Gewissenssprache an die Adresse der Menschheit geben, als diejenige, welche den Popanz an die Wand malt, mit dem man allzu feurige Jünglinge schreckt und „Ratgeber" für gewisse Fälle verfaßt? Eine Qual ist es, dieses Drama anzuschauen, eine Qual, nicht allein wegen der nervösen Reflexwirkungen, welche die Schilderung eines rein körperlichen Verfalles erweckt, sondern vor allem wegen der Enge des Gesichtskreises, mit dem die ganze Frage behandelt ist. Die kaltherzige, ausgeklügelte Rechnerei, nach welcher der am Gehirn Erweichte sich auch noch in seine Schwester verlieben muß, die Ohnmacht und Ekelhaftigkeit der Sinnlichkeit gerade hierin, die vollständige Passivität dieser Menschen vor allem, die gar keiner Handlung fähig ist, alles zusammen wirkt wie eine Art von geistigem Asthma. Dazu kommt die asthmatische Technik des Dramas, welche wegen



Digitized by Google

ihres analytischen Charakters von vielen bewundert wird. Aber welches sind die Kunstmittel dieser Retardation der Handlung? Frau Alving will die Wahrheit sagen, setzt zum Reden an und wird — unterbrochen, einmal durch den Pastor, das andre Mal durch den Brand. Dieses Mittel, das Drama weiter hinzuschleppen und Spannung zu erzeugen, entspricht ganz den Mitteln, mit welchen die Leser eines Kolportageromans auf die nächste Lieferung vertröstet werden. Hat man die „Gespenster" öfters gesehen, so sinkt die Bewunderung vor dieser Technik merklich herab; sie kann sich nicht entfernt mit der gleichen Technik in Kleists „Zerbrochenem Krug" messen. Diese „Gespenster" sind selbst ein Literaturgespenst und was man auch von der lebenswahren Charakteristik des Engstrand, Manders, Oswald, dieser Regine und Frau Alving rühmen mag, wie vieles über Ibsen überhaupt mit jedem Ausdruck der Achtung zu vermelden ist: die „Gespenster" sind jedenfalls die unerquicklichste und geistig beschränkteste Arbeit dieses merkwürdigen Kopfes, dessen analytische Menschenkenntnis groß ist, dessen allgemeiner geistiger Horizont aber nicht an die Größe und den Umfang der Ideen und Lebensgesetze heranreicht, die er in den „Gespenstern" wagte.

Ferner: In der Tat, wenn man den Stammbaum Ibsens genauer betrachtet, so ist die ganze Reihe der Mütter und Urgroßmütter gut deutscher Abkunft. Und es ist zuzugeben, daß Ibsen, dessen Dichten eine merkwürdige Ähnlichkeit mit dem Denken des Königsbergers Immanuel Kant hat, ganz gewiß gerade in Deutschland so großen Einfluß nur gewann, weil die eigentümliche Verfassung seines Geistes durch Eigenschaften wirkt, die im deutschen Geiste seit Luther und Kant immer wieder nach Gestalt gerungen haben. Die Eigenart der sittlichen Lebensanschauung Ibsens, die Strenge und Wahrhaftigkeit, die Unnachgiebigkeit derselben hat eine wesentlich deutsche Färbung. Viele in Deutschland fühlen sich zu einer Art absichtsloser „Gemeinde" für das Wollen dieses Dichters verbunden, weil er gegenüber einer ebenso echt deutschen philisterhaften Flachheit des sittlichen Empfindens die besseren und tiefgründigeren Regungen aufruft. Man wird streiten können, ob die Art, wie Ibsen die aufgeworfenen sittlichen Fragen beantwortet, immer die richtige, die unbedingt zwingende ist, aber nicht wird man im Zweifel sein können darüber, daß eine in ihrer Art eigenartige und sittliche Weltanschauung in den Gebilden des Dichters ein gewichtiges Wort redet, das auf alle Fälle gehört werden will. Und soweit dieser Geist nicht allgemein menschlich und weltbürgerlich wirkt, soweit hat er sicher seinen sittlichen Bestandteilen nach viele wesentlich deutsche Eigenschaften, norddeutsche, niedersächsische insbesondere aufzuweisen.

**[Ausdruck im Sprechen]**

Sowie ein Mensch aber ausdrucksvoll spricht, ist er auch im täglichen Leben schon mitten in einer Kunsttätigkeit. Es ist, was das Sprechen anlangt, bare Gedankenlosigkeit, wenn man etwa von einer „naturalistischen" Sprechweise reden sollte. Wer sich im alltäglichen Leben Mühe gibt, seine Worte zu beseelen und deutlich zu sein, der löst sich auch im selben Maße los von der Natur seiner Gemütsbewegung selbst, vom unmittelbaren Empfinden, von der sogenannten „Naivität". Die Absicht allein schon, Seele in das Wort zu legen, für andere sittlich verständlich zu sein, erhebt



Digitized by Google

die Rede, das Wort ins Gebiet der Kunsttätigkeit. Man erhebt sich über seinen Zustand, man befreit sich von Empfindung und Affekt im selben Maße, als man sie andren mitteilbar macht. Man spielt, man schauspielert.

## Vom Überzeitlichen und dem Roman

**(bei Gelegenheit der neuen Romane von H. Stehr und E. v. Handel-Mazzetti)**

[Der Roman ist das Stiefkind der Ästhetiker. Man will ihm im Bereich der reinen und großen Kunst nicht recht seinen Platz gönnen. Und warum nicht? Weil er allzusehr zeitlich bedingt, weil er von Erdenschwere belastet sei, also daß spätere Geschlechter ihn nicht mehr verstehen könnten aus seinen Bedingungen heraus; weil er Wissen vermittle, das nach den Zeiten immer verschieden sei, weil er keinen Zwang zur Form habe; er muß, so meint man, schneller vergehen als seine Rivalen.

Aber eine Kunst, die nicht irgendwie zeitlich bedingt wäre, gibt es ja überhaupt nicht, und wenn das Allzuirdische in der Kunst sich breit macht, mache man den Künstler dafür verantwortlich, nicht die Gattung! Auch das Epos oder das Lehrgedicht haben „Wissen vermittelt", „immer verschieden nach den betreffenden Zeiten"; das naturalistische Drama war von alltäglicher Erdenluft so geschwängert, daß kein Roman es je darin übertreffen kann; und es gehört doch wohl einige Keckheit dazu, es darum zu verdammen.

Ja, erwidert man nun, *absolut* darf man diese Urteile freilich nicht nehmen; es kann sich nur um ein Mehr oder Weniger, nicht um ein Ja oder Nein handeln; *mehr* als die andern Kunstwerke ist der Roman von Zeitlichem bedingt, von Erdenschwere belastet. Auch solche Voraussetzung nimmt hier das Bedenkliche nicht. Man konstruiert sich „die Form" als Begriff und gibt ihr allerhand Eigenschaften und reale Wirkungen, obwohl die Form jederzeit etwas nur aus den vorhandenen Dichtungen Abstrahiertes und immer neu zu Abstrahierendes ist.* Man behauptet Allgemeines, während füglich nur behauptet werden kann, daß es neben echt künstlerischen Romanen stets minderwertige gegeben, und etwa noch, daß deren Zahl im letzten halben Jahrhundert zugenommen hat. Überlassen wir diese ihrem verdienten Untergang, möge er nun durch Zeitbedingtheit, Erdenschwere oder die Unfähigkeit ihrer Schöpfer eintreten! Und gehen wir von der Verneinung zur Bejahung über: „Wie kann im Roman das Überzeitliche wirksam werden?", so fragen wir. Wie kann der Ballast des Momentanen, Dinglich-Irdischen seines Gewichtes entkleidet und zu einer rein künstlerischen Wirkung verwertet werden? Überzeitlich — dies Wort hat einen bösen Geruch; es riecht nach Metaphysik. Es soll aber hier nicht von der künstlerischen Verwendbarkeit idealistischer Philosophien geredet, sondern nur die Möglichkeit betont werden, daß auch im Roman Wirkungen gedichtet werden, die hundert oder tausend Jahre nach des Dichters Tode noch nicht erlahmt sind. Daß ein Ende solcher Wirkungen irgendwann im Verlaufe der Jahrtausende einmal eintrete, daß mit andern Worten die Zeit den Sieg über das „Überzeitliche" doch

* Einen „Zwang zur Form", diese Abstraktion der Abstraktionen kann es nach dieser Auffassung natürlich überhaupt nicht geben; jede wirkliche Dichtung schafft sich ihre Form.



Digitized by Google

einmal davontrage, soll natürlich nicht geleugnet werden; in dieser Hinsicht ist zweifellos der Roman der Lyrik und dem Drama gleichgeordnet.

Die längstdauernde Wirkung verspricht aber das rein Menschliche. Und das Menschliche ist für die Wortkunst daher zweifellos das eigentlich Überzeitliche. Da wir nun nicht Psychologie treiben, ist es hier wohl erlaubt, das Menschliche nach alter Weise in die Funktionen des Gefühls, des Willens und des Denkens einzuteilen. Dabei leuchtet ohne weiteres ein, daß von diesen dreien das Gefühl am wenigsten wandelbar ist: Gegenstand und Methode des Denkens wandeln sich mit der geistigen Entwicklung der Menschheit, mit ihnen die Ziele der Willensbetätigung; aber die Gefühle steigen ewig aus den gleichen Quellen auf, sie wechseln höchstens Farbe und Intensität. Für einen Liebesroman ist von vornherein längeres Leben wahrscheinlicher als für ein philosophisches Lehrgedicht. Freilich muß er das Gefühl *rein* darstellen! Wenn uns nämlich die Schäferliebeständelei des achtzehnten Jahrhunderts heute fade anmutet, so liegt das nicht daran, daß die Liebe veraltet wäre, sondern daran, daß diese Liebe und ihr Ausdruck das Produkt einer unnatürlichen Geisteshaltung waren. Unter einer reinen Darstellung ist aber die zu verstehen, die das Gefühl nicht als Ergebnis irgendwelcher Umstände, sondern als elementares Erlebnis dichtet, ferner nicht Reflexionen darüber enthält, sondern den zwingenden Ausdruck.* Nun entspricht diesen Bedingungen natürlich die Lyrik, in gewisser Hinsicht auch das Drama leichter als der Roman. Denn beide haben schon gemeinhin den unmittelbaren, „natürlichen Ausdruck", da sowohl der Lyriker sein wie die Personen des Dramas ihr eigenes Erleben selbst ausdrücken. Der Roman enthält aber immer Ausdruck des *Dichters* und zwar nicht seines Fühlens allein, sondern wesentlich auch seines Denkens und Strebens. Gerade diese beiden aber, Denken und Streben des Dichters, sind nach allgemein menschlicher Erfahrung zeitlich bedingt, und da die Gesamtheit dieser Bedingungen niemals einem noch so umfänglichen Kunstwerk einverleibt werden können, so hat jeder unmittelbare Ausdruck leider durch den Dichter von vornherein Aussicht, recht bald zu veralten. Es gilt also, alles was gesagt werden soll, so zu veranschaulichen, daß es als sein menschliches Erleben auf den Leser wirkt. Dieses Tun heißt mit einem Wort: *gestalten*. Fühlen, Wollen und Denken gibt der künstlerische Roman nicht als des Dichters subjektives Meinen, sondern als das Leben der von ihm dargestellten Gestalten, unter denen sich der Verfasser ja selbst befinden kann, im Ich-Roman oder Schlüsselroman. Es versteht sich also von selbst, daß gedankliche Elemente nicht von der echt künstlerischen Romandichtung ausgeschlossen sind. Es kommt nur immer darauf an, die Gedanken und Ideen wie die aus ihnen entstehenden Affekte als notwendige und starke Erlebnisse der dargestellten Menschen nacherleben zu lassen, dann folgt die Einbildungskraft des Lesers sogar, wenn diese Gedanken und Ideen materiell ihm selbst fremd sind,

* Reflexionen im geringeren Wortsinn sind natürlich nicht alle Gedanken, die ein Dichter anstellt. Nur was an das Tagesläufige anknüpft oder in der Form schon auf „wissenschaftliche" Geltung Anspruch erhebt gehört hierher. Plato ist als Wissenschaftler überholt, als Gedankenpoet eine Weltmacht.



Digitized by Google

weil das Denken und das Wollen funktionell natürlich genau so wie das Fühlen allzeit von Menschen erlebt und also nacherlebt werden wird. Die Gedanken und Ideen dürfen nun allerdings nicht zu gering und nicht zu „zeitbedingt" sein. Der Roman eines Politikers, dessen Lebensschicksal der Kampf für die Einführung der geheimen Abstimmung bei den Landtagswahlen in Hessen-Darmstadt bildete, würde nicht nur weitgehende Erläuterungen der historischen und augenblicklichen Umstände, also künstlerisch kaum bezwingbare, weil nicht ins Menschliche auflösbare Erörterungen erfordern, sondern nach kurzer Zeit schon einen Kommentar. Der Roman eines für Volksfreiheit gegen Traditionsmächte eintretenden Politikers hingegen ist als reines Kunstwerk denkbar.

Es ist bisher nicht von den Mitteln die Rede gewesen, durch welche der Dichter den Leser das Leben der Gestalten nacherleben läßt, nicht vom Stil. Und doch ist der Stil oft ausschlaggebend für das rasche Veralten einer Dichtung. Man denke an Jean Paul. Aber dies trifft auf jede Dichtart zu. Natürlich gibt es Kennzeichen, ob eines Dichters Stil bewußt auf die überzeitliche Wirkung ausgegangen ist. Von einigen seiner Kennzeichen wurde im Kunstwart kürzlich gelegentlich eines der größten Könner, Maarten Maartens, gesprochen. Ist es nun billig, einen Roman darnach zu beurteilen, ob er die Gewähr der Überzeitlichkeit in sich trägt? Ich glaube, im Ernst wird das niemand versuchen. Zwar: das Letzte, Entscheidende wird immer die Antwort auf diese Frage sein; aber es gibt noch recht viel mehr zu bedenken. Heute gilt es aber sozusagen für die Rechte des Romans einzutreten. Man sollte sich nicht durch zahlreiche mißlungene Produkte zum Aburteilen über die Gattung hinreißen lassen. Man mag sagen: „Formbedingungen müssen erfüllt werden", besser ist es wohl, wenn man Gestaltung fordert und das Wort Form für weniger mißverständliche Fälle spart. Gestaltung aber — die Sprache selbst gibt hier wieder einmal einen tief begründeten Hinweis — heißt Menschlichkeit.

Diese Bemerkungen sind angeregt durch zwei Romane, die das Gesagte nach verschiedenen Seiten hin veranschaulichen: Hermann Stehrs „Drei Nächte" und Enrika von Handel-Mazzettis Volksroman aus dem alten Steyr, „Die arme Margaret". Man hat dem Kunstwart die Vernachlässigung Stehrs vorgeworfen. Doch auch heute, wo sein Schaffen gereift und von Überschwang ziemlich befreit ist, erscheint uns seine künstlerische Bedeutung nicht groß. Sein neuer Roman enthält in autobiographischer Umrahmung die Darstellung des Lebens eines unglücklich veranlagten und vom Schicksal verfolgten Lehrers, der sie dem Verfasser in drei Nächten selbst erzählt. Die biographischen Notizen des Rahmens sind dürftig und unwesentlich. Gleich auf der ersten Seite heißt es: „Es war im Jahre 1898. Ich hatte dazumal mein Lehramt noch nicht lange angetreten. Aber schon in jener Zeit besaß ich die glückliche Hartnäckigkeit, durch mein Leben meiner Seele zum Ausdruck verhelfen zu wollen, . . ." So geht es ein Stück noch weiter. Daß den Leser dies alles nichts angehe, kommt dem Verfasser nicht in den Sinn. Die Geschmacklosigkeit genauer Datierung in Ziffern wiederholt sich („die Amtshandlung ging am 9. April, Vormittag um zehn Uhr in dem Klassenzimmer IIIb der kreisstädtischen Schule vor sich"). Auch der papierene Stil, der sich in dem „besaß die ... Hartnäckigkeit" ankündigt,



Digitized by Google

wird fortgesetzt. „Dieser Krankheitsbericht über einen riesigen Wahnsinn (ein historisches Werk von Taine), in dem alle Dramatik abgeschliffen ist, alle Tatsächlichkeit zu abstrakter Feststellung erniedrigt wird, wirkte in Verbindung mit der rhetorischen Monotonie einer nur geistreichen Dialektik niederdrückend und lähmend auf mich." Erzählt einer so? Nein. Aber es ist ein Stück Selbstbiographie, die die Erzählung umrahmt. „Indes ich so Fuß vor Fuß setzte und halbe Betrachtungen durch mich hinschwanden, näherte sich mir auf dem Wege das dumpfe Stoßen von Schritten. Da träumte ich versonnen in mich hinein: das könnte ja das Poltern sein, das dem Webstuhl eines Wecknitzer Häusleins entlaufen sei, weil es sich nicht mehr von dem plumpen Holze hin und her schlagen lassen, sondern in die weite Welt laufen wollte, um dort auch etwas zu lernen." Das sind schnell herausgegriffene Beispiele: sie kennzeichnen nicht nur die matte Satzbildung, sondern auch die unorganische, an den Krücken wirrer Einfälle sich fortschleppende Phantastik Stehrs. Ich meine, dieser Schriftsteller hat die Grundforderung überhaupt nicht gesehen, die an Romandichtung ergeht, eben jene, daß das Leben in Gestalten offenbar werde. Alles gibt er nur von sich aus, sogar einen Teil der Erzählung seines Lehrers; nicht etwa nur unter dem Gesichtswinkel seiner lahmen Ironie und Bitterkeit, sondern auch im Ausdruck. Das ist Reflexion und schriftlicher Bericht, nicht gestaltetes Erlebnis. Natürlich gelingt es Stehr auch nicht, Rahmen und Bild in organischen Zusammenhang zu bringen; sie klaffen peinlich auseinander. Die Erzählung, die ja trotz der vielen Einzelmängel als Ganzes eindrucksvoll sein könnte, enthält in der Tat Gutes. Beobachtungen an kranken und engen, irregeleiteten Menschenseelen, die selbst in der Form des Berichtes noch ergreifen. Hie und da eine Konfliktszene, welche an dichterische Kraft gemahnt, in dem Verhältnis zwischen Mutter und Sohn sogar menschlich warme und klare Töne. Aber eben bestenfalls Töne, im wesentlichen immer ein Versagen. Reflexionen und verworrene Spekulationen verursachen peinliche Gesuchtheiten des Ausdrucks. Höhepunkte der Erzählung, welche explosiv wirken sollten, sind nur überraschend. Es zeigt sich die Unfähigkeit, durch Stilanpassungen Steigerung und Auflösung zu gestalten. Und es erscheint nach diesem umfänglichen Buch, das nicht von einem Unreifen stammt, sicher: Stehr ist überhaupt kein Gestalter. Die Art, wie er seine Erzählung überall an das Gleichgültige, Vorübergehende, an Jahr und Tag, an augenblickliche politische Lagen, an den Ort der Handlung und irgendwelche zufällige Umstände anknüpft, alles läßt erkennen, daß er zu künstlerischer Arbeit nicht berufen ist. Werke wie diese „Drei Nächte" sind geeignet, den Begriff des Romans als einer unkünstlerischen Dichtungsform zu bilden; es ist nicht nur nicht „überzeitlich", sondern geradezu Zeitbericht. Stehr hat vielleicht die Erlebniskraft und -fülle, aus der ein Dichter Dauerndes schaffen könnte, aber die Gestaltungskraft hat er nicht. Dazu gehört unter anderm, daß der Dichter über dem Erleben stehe, daß er selbst schon den Stoff sub specie saeculi und nicht aus der Perspektive der Befangenheit sehe. Befangenheit aber ist Stehrs eigentliches Kennzeichen. —

Auf ganz anderen Gründen ist die starke Wirkung des Romans von E. v. Handel-Mazzetti aufgebaut. Er geht einen Weg, der scheinbar mit absoluter Sicherheit zum Ziele führt: den Weg des Herzens. Gefühl ist alles!



Digitized by Google

Religion sogar ist Gefühl und nur Gefühl. Die Fabel ist verhältnismäßig einfach: Das Land Steyr erlebte einen Aufstand der Protestanten, nun aber sind die Katholiken, die Kaiserlichen Sieger geblieben. Die Ketzerrebellen sind gerichtet; nur wenige trotzen noch, unter ihnen Margaret, die junge, schöne Witwe eines der Hingerichteten. Die regierenden Militärs der Stadt lassen sie, die ein Kindlein wiegt, gewähren. Aber der Statthalter schickt einen jungen Pappenheimer Reiterleutnant — einen wahren Mars an Kraft, Jugendstärke und Roheit — mit fünfundzwanzig Reitern, sie zu kuranzen und zu bekehren, ihr ins Quartier. Ihr armes Häusel, der geringe Wohlstand sind im Nu ruiniert, nichts von dem Geforderten kann sie aufbringen; sie ist dem Unheil verfallen. In nächtlicher Stunde sucht der im übrigen nach Kriegsbegriffen ehrenfeste Leutnant Ernst von Herliberg sie zu vergewaltigen. Im letzten Augenblicke gemahnt ihn die hilflose Frau an seine verstorbene Mutter, und die Vorstellung von ihren blutig tränenden Augen schreckt den Übeltäter vom Äußersten zurück. Mutter und Kind entfliehen in der gefahrvollen Sturmnacht; halb schon dem Tod verfallen, werden sie von einem katholischen Steyrer Ratsherrn gerettet, dem die ganze Drangsalierung lange schon zuwider ist. Es gelingt ihm, wegen geschändeter Frauenehre einen Volksaufstand hervorzurufen und auch den hochnotpeinlichen Prozeß setzt er um so leichter durch, als der Stadtkommandeur dem hergelaufenen Herliberg so nicht grün ist. Auch die von Wien zum Gericht Beorderten können ihn nicht retten. Auf offenem Markt schmählich hingerichtet, findet Herliberg im Schoß der mitleidigen Margaret, die ihm längst verziehen hat, eine letzte Sühne und den Tod.

Mit allen Mitteln reifer und bewußter Kunst sind die Gegensätze dieses bewegten Stoffes auf die Spitze getrieben. Herliberg ist nicht nur ein Leutnant schlechthin, sondern ehrenbedeckt, schön, anmutig, stattlich, auf die Keuschheit der christlichen Armee stolz, kurz eine Ausnahmenatur seltenster Art. Die arme Margaret, ein Kind aus dem Volke, hängt mit überirdisch treuer Liebe an dem hingerichteten Gatten und seiner Ketzerkonfession. Sie ist engelrein, schön, ein Vorbild aller Mutter- und Weibestugend. Der Ratsherr Zettl ist ein treuer Katholik — auch während der Ketzerherrschaft unbeugsam —, zugleich aber ein ehrenfester, trotziger, leidenschaftlich gerechter Bürger voll allerstärksten menschlichen Mitgefühls. Und so geht es durch das ganze Buch. In gedrängten Szenen (nur 392 kleine Seiten!) ist alles Menschliche unausgesetzt in höchster Spannung und Entladung gegeben. Auf historischen Hintergrund, epische Breite ist grundsätzlich soviel wie möglich verzichtet, irgendwelche geistigen Motive spielen nicht mit. Wenige werden sich dem dauernden Fortissimo dieser Gefühlstöne entziehen können. Und da denn das Zeitliche, individuell oder historisch-dinglich Bedingte gar keine Störung verursacht, vielmehr alles in das allerreinst Menschliche aufgelöst ist, so hätten wir hier die höchste Wahrscheinlichkeit einer absoluten Dauer für ein Kunstwerk in Romanform. Dem steht nun meines Erachtens aber gerade die Überspannung des an sich gesunden und künstlerischen Prinzips entgegen. Mir wenigstens erscheinen die Gefühlsenergien dieser Erzählung so hoch gespannt, daß sie, am wirklichen Leben gemessen, nicht nur Steigerung, sondern bereits Überspannung bedeuten. Die Süße schlägt hie und da in Süßlichkeit, die Liebe in weichliche Verzückung, das Heldentum in



Digitized by Google

törichte Berserkerei, die Männlichkeit in unsachliche Pathetik um. Sollen wir überzeugt nacherleben, daß in Kriegs- und Notzeiten ein Volk sich in Aufruhr bringen läßt, um die bedrohte Ehre einer Ketzerin mit dem Tod eines Helden zu bestrafen, so muß an alles in uns, also auch an unser Wissen, an starke geistige Kräfte appelliert werden, nicht allein an Gefühle. Sehen müßten wir, woher diese Energie kommt, wie sie mit Entwicklung und Geisteshaltung zusammenhängt, das Mitfühlenlassen reißt zwar für den Augenblick hin, überzeugt aber nicht auf die Dauer. So sind viele Züge und gerade an entscheidenden Stellen mit frappanter Sicherheit auf das erregte Gemüt berechnet, die ruhiger Prüfung nachher unwahrscheinlich, ja unernst vorkommen müssen. Die Grenze des Requisiten- und Ausstattungsstückes ist hier berührt. Ich sage das, obwohl, oder vielmehr weil ich das glänzende Talent der Dichterin aufs höchste verehre: dieser Weg führt nicht weiter. Wir alle müssen einmal wie Antäos aus der Erde Mutterboden Kraft saugen; und die Romandichtung kann nicht bestehen, die sich von der kompromißreichen, aus dem gesamten Seelenleben erwachsenden Fülle in die glanzvolle Armut einer edlen grellen Gefühlsseligkeit versteigt. Dies ist der Grund, warum an dem neuen, technisch durchaus meisterhaften und vollendeten Werk der Dichterin nach unsrer Meinung nicht die Haupthandlung, sondern eine Reihe scharf pointierter Episoden die eigentlichen Höhepunkte bilden.

Ezard Nidden

Wir bringen als Probe aus der „armen Margaret“ eine der geistvoll erfundenen Episoden, welche den gedrängten, inhaltreichen Stil der Dichterin auf seiner Höhe zeigt, wie auch in diesen zehn Seiten eine psychologische Schärfe und Sicherheit offenbar wird, die trotz des schwierigen Schlusses der Szene überwältigt. — Beriner ist der Rittmeister des gefangenen Herliberg; Capo (Oberst) natürlich Pappenheim. Der Krobatenrittmeister gehört zu den vom Statthalter beorderten Richtern. — Der Roman ist im Verlag Kösel in Kempten erschienen und kostet gebunden 6 Mark.]

⧈

Ein Posten führte den Krobatenrittmeister zur Zelle des Gefangenen. Dieser war indes vor wilder Ungeduld beinah vergangen. Die Knechte konnten ihn kaum bändigen. Von seinem Regiment ist einer da, kombt ewig nicht herauf, die Füchs lassen ihn nicht, und er muß, er muß ihn sehen! Das sklavonisch Kommandieren und welsch Reden unten aufm Platz irrt ihn nicht; er läßt sich's nicht nehmen, es sind die Seinen, unter Vollmaier seind viel Hispanier und Venetianer. Harte Müh haben die Knecht mit dem unbändigen Mann.

Ha, aber jetzt. Vor der Tür die Posten treten ins Gewehr!

Die Schlüssel kreischen und die Tür geht auf.

Mit einem Satz, wie ein junger Tiger, ist Herliberg bei der Tür.

„Herr, seid Ihr's, seht, da lieg ich in der —“ und verstummt und tritt zurück, einen Stich gibt es ihm zum Herzen, das ist nicht der Beriner, ist ein Wildfremder, im Flackerlicht der Kerze sieht er ein zitronfarbenes Gesicht, Augen wie Schmelz funkelnd, die rote Feder, den silberflimmernden Küriß; das ist ein Freisähnler oder ein Krobat, kein Pappenheimber — kein Pappenheimber.

Er ließ den Kopf hangen. Der Boden wiegte sich sacht unter seinen



Digitized by Google

Füßen. Der Krobatenrittmeister lachte: „Eh cadédis, est-ce là Ernes Albert, dont tout le monde parle“, und maß ihn zugleich mit seinem stechenden Blick von oben bis unten. Ha, superber Mensch, hoch wie eine Tanne, Mavortius seiner Armatur beraubt, in zerrissenem Hemd, brandfleckigen Hosen und blutübergossenen Stiefeln, aber immer doch ein Gott. Prachtvoller Kerl, und den hat das kaiserlich Gesind gefangen angenommen, der altgehörnte Dummkopf, und sein Kumpan, der Kapuziner, weil der Trottel von Ennsdorf geblökt und die Katz geschrien hat. Ein Skandal! — „Meine vojaki sind meistens klein. Einen solchen Leutnant, wenn ich hätt, ventre St. Gris, der putzte mir die ganze Front heraus.“

„Doppelsöldners, raumbt mir den Platz. Ich komme vom Statthalter, hab mit dem Gefangnen zu reden.“

Die Musketiere fahren mit Gepolter ab. Der Dunst ihrer geschmierten Schuh und verregneten zwilchenen Koller wallt durch das Zimmer und umnebelt die irrlichternde Kerzenflamme.

Mit zusammengekniffenen Augen tritt Tarquinio an den Riesen heran. „Nun, Kamerad, keinen Gruß? Hat ihm vom Teufel statt von der Belle Demoiselle geträumt? Reich er mir seine Hand, ich bin ein Mann, der einen tapfern Helden auch im Unglück zu achten weiß. Ich war bei Efferding dabei, wo er hat Wunder der Valeur verrichtet; den Angriff haben unsre Lanzen eröffnet; wie er wohl weiß, beim Emlinger Holz. Ihr stundet . . .“

„Links über der Reichsstraße!“ rief der Korazzier, seine Augen blitzten auf. Efferding, Efferding, sein großer Tag! „Für dem Geschütz! Im Hölzl war die erste Melee! Die Landler, wie höllisch Furien haben sie gestritten. Doch unser Capo, vorauf den Hallpartierern, dort —“ reckte er den Arm, da sah ihn der traurige Kruzifixus an und das Eisenkreuz vorm Fenster, da sank sein Arm herab, ein Seufzer entwand sich seiner Brust. Tarquinios Geierblick umkreiste ihn unausgesetzt.

„Ja, Kamerad, das war ein gloriöser Tag! — Und beim großen St. Georg von Gmunden, ich hätte nie gedacht, daß ich den berühmten Erlberg, der eine neue Art des Choks hat inventiert, sollt als einen Gefangenen wiedersehen, über den ich nach hartem Kriegsrecht zu richten würde gezwungen sein.“

Herliberg reckte sich in die Höhe. Sein Schatten bog sich in allen Winkeln. „Ihr nicht! Ich stehe meinem Capo im Reuterrecht, sonst keinem!“

„Der Statthalter hat es anders beschlossen. Ewer Regiment wär vor Euch parteiisch — heißt es, Ihr kombt für das Regiment Walkun, und Walkun selbst ist delegiert, in Eurer Sache zu judizieren. Morgen kommt er nach Steyr.“

„Kommt er her? Sein Sach, wenn er die Lustfahrt machen will, ich erkenne ihn als meinen Richter nicht an, weder ihn noch Euch. Ich bin kein gartender Knecht! Ich laß mich nicht von Regiment zu Regiment schieben.“

Die Machtstimme des Riesen füllte die enge Kammer und ließ von allen Wänden Echos dröhnen. „Ventre St. Gris, ein Stimm zum Kommandieren!“ denkt Conti. „Meine kantje reden meistens durch die Nase.“

„Du hast recht, Kamerad, wenn du auf deinem Recht bestehst; aber leider Gott, es wird dir nichts nützen; der Statthalter ist mächtiger als du,



Digitized by Google

der Chok im Mayrhäusl hat ihn so sehr chokiert, daß er darob des Choks von Efferding und all deine andern Waffentaten vergaß."

Herliberg zuckte und wandte sich heftig ab, im bleich flimmernden Licht sah der Krobatengraf seine Schamröte und lächelte höhnisch. Der Mann, der das Laster aus Erfahrung kennt, liest jeden Grad desselben von den Gesichtern, und von dem des jungen Korazziers liest er sogleich ab, daß der gestern noch ein unschuldiger Knabe war.

„Was schaust du weg, du brauchst dich nit schamben. Der Statthalter möchte dich freilich zerreißen, und der ausgehungerte Halbpfaff unten dich arkebusieren mit eigner Hand, wie er mich liebreich versicherte, die Steyrer Trotteln schreien Schwert und Rad auf dich; wenn es dich aber trösten kann, daß unter tausend Narren doch ein gescheiter Mann ist, so will ich es dir sagen, ich lache über den ganzen Charivari, ja ich lache, obschon es eigentlich zum Weinen ist, daß der tapferste Soldat der bayrischen Armee von seinen eigenen Waffenbrüdern vor nichts und wieder nichts wie ein toller Hund getötet werden soll."

„Töten — werden sie mich?" sprach Herliberg tonlos. Sterben! Sterben! — ah — — Frost rann durch seine Glieder. Seit sie ihn hierhergebracht haben, schleicht das scheußliche Gespenst um ihn herum ohne Rast . . . jetzt wächst es sich zu einem wahrhaften Wesen aus . . . das Urteil und die Richtstatt und der Tod.

„Ja, leider, sie werden. Aber, wie ich dir gesagt, ich, den sehr ehrenwerten, illustren Herrn zum Trotz, bin dir Freund und will es dir auch beweisen. Dein edles Blut und deine Valeur erbarmt mir, ich möchte dir dein junges Leben retten, Schlapperment. Da hast du meine Hand."

Lockend klingt diese Rede an des Verlassenen Ohr. Der will ihn retten! Ist's nur geredet? Die junge Brust hebt sich wild. Der will dich retten, für dem Tod, dem greulichen, abscheulichen, daß du wieder Schwert und Küriß tragen darfst und deinen Schecken tummeln darfst, darzu hilft dir der . . . und daß du die Frau — vielzarte, blonde Frau — darfst wiedersehn und sie fragen: „Vergibst du mir?" Die Frau, die holde Frau!

Da reichte er seine fiebernde Knabenhand dem Krobatengrafen dar, der packte sie mit seinen kralligen Fingern wie der Teufel die Seel.

„Kannst du diagonal reiten und schießen zugleich? Entre-nous, der Pappenheimbisch Drill ist sehr veraltet. Das magst nit hören? Aber sag an, ist dir's beim Veriner wirklich noch nicht langweilig worden? Nein, sagst du? Du kennst mein cavalleria leggiera nicht, sonst hättest du schon lang gesagt: Adjö, Korazza. Ich brauche guter Offizierer, seind mir zwei bei Wolfsegg blieben, der Juriza Brankovič hatte ganz deine Taille. Doch davon nachmals. Zuvörderst von deiner Affär laß uns reden. War's dein erste Eskapade? Schau nicht so trutzig, lach ein Stück, ich lach mit dir, und bei Gotts Blut, ich nimm dir bei der ganzen Sach gar nichts vorübel, als dieses, daß du nicht besser gewählt hast; vor dich, mein junger Mars, gehört eine Semiramis oder mindestens eine Rhea Silvia, sei's auch nur vor eine Stund! — Was schaut er mich so wildmächtig an mit seine großen Augen? Schöne Augen hat der Bub, Donner! Warum zeuchst du deine Hand weg? Darf man keinen Spaß machen? Höre mich an. Dein Kasus ist ja bös. Eilf alte Narren werden dich morgen totensicher zum Tod verdammen in Kraft des vierten Punkt



Digitized by Google

der Maximilianischen Reuterordnung und des verflixten Kaput 119 der Carolin. Den Reinigungseid leisten kannst du leider nicht, denn wie mir der Jesuitenbruder unten sagte, sieht man deine tapfere Hand auf ihren Arm eingedrückt, ein fatales Corpus delicti. Aber es ist ein andrer Weg. Der Hund von Zettl hat eine Klage eingebracht. Die ist nur zur einen Hälft wahr, zur andern ist sie gelogen und bist du verleumt, und dessen kannst und sollst du dich wehren."

Herliberg war, indes der Graf redete, halb trotzig und halb traurig vor ihm hin und her gegangen, die Hände, nach denen jener immer wieder auslangte, auf dem Rücken zusammengeschlossen; seine Hoffnung zerbricht, der hat nur schön geredet, der hilft ihm nicht, der ist ein welscher Schelm, der will nur einen Krobatenleutnant machen. Beim letzten Worte Contis jedoch durchzuckte es ihn, er blieb aufhorchend stehen.

„Verleumdet?" rief er mit Staunen. „Was steht denn außer — diesem noch in der Klag?"

„Nun eben dies, daß du die Frau habest begewaltigen wollen. Und das ist gelogen. Denn die Frau hat ja — angefangen."

Der Korazzier trat einen Schritt vor, seine Augen leuchteten im Dunkel wie Flammen aus dem verfärbten Gesicht. „Nein!" donnerte er.

„Still! Schrei nicht! Du verstehst mich nicht!" zischte Conti, hundert kleine Teufel spielten in den Lasterfalten seines zitronengelben Gesichtes. „Wenn die Frau angefangen *hat*, Acquit gegeben — verstehst du! — Das *rettet* dich! Dein Ehr und dein Leben! Der Statthalter haßt dich heute, aber die Rebellin haßt er zehnmal mehr, und ist es die Rebellin und warst es nicht du — so blüht dir noch heute seine Gunst und Gnad! Besinne dich! Es war das Weib, sie kam herein, hat sich dir auf die Schoß gesetzt zärtlich —"

„Fort, Ihr! —" wie ein Hochgewitterschlag rollte der Zorn des wunden Riesen durch die Kammer. „Redet mit einem Schuften so! Ich bin ein teutscher Reuter! Ich habe getan, was mich ewig reuen muß, und mir das Herz frißt, an ihr; *sie* aber ist rein, ohne alle Schuld! Das sag ich Euch, mehr nicht!"

„Mehr nicht? Du wirst mir noch manches sagen", sprach Conti ruhig, aber jeder Nerv in seinem Gesicht sprang. Mehr als zehn Predigten abgetöteter Mönche reizt ihn dieses Sünders Schrei: „Getan hab ich's..." Hier liegt eine Unschuld auf der Bahre tot, aber die Würmer haben sie noch nicht angenagt, und solcher Anblick erbost den Teufel und wer mit ihm ist. Faulen und zerfallen soll die tote Unschuld.

„Du wirst uns noch viel sagen müssen." Die eben noch freundliche Stimme klang plötzlich feindselig, hart wie Stahl. „Dein Pappenheimb, auf den du hofft, hat dich aufgegeben, daß du es wissest; er will mit dir nichts zu schaffen haben. Und daß du es fürder wissest — vor unserm Reuterrecht wirst du stehen wie ein gemeiner Knecht, all deine Privilegien sind dahin. Siehst du den da?" Wie eines Tazzelwurms Klaue kreiste die gelbe Hand durch die Luft gegen den Kruzifixus. „So, wie der da angenagelt hängt, so bist du uns dargegeben und überliefert. Nicht ich, denn noch jetzt ehr ich den Tapfern in dir, obwolen du ein Großnarr bist; aber die andern elf tugendfesten Ehrenmänner werden in dich setzen, um deine Schmach mit alle Umständ zu wissen, von deinem Mund, du Stolzer; an die Strapelkorbe wirst du gehängt und mit glühendem Schwefel wird



Digitized by Google

man dich besprengen und mit den Steigbügeln dich schlagen, bis du halbtot in deinem Blute liegst; nach allen deinen Sünden werden sie dich fragen und nach allen Dirnen, mit denen du hättst zu schaffen gehabt, und den letzten Fetzen von deiner Seel werden sie dir reißen, umb neben deiner Schand ihr Tugend um so heller leuchten zu lassen ... Das steht dir bevor, und dann der schimpflichst Tod. Du kannst es von dir wenden, ich habe dir gesagt wie. Und wenn du morgen vergehst für Schand und Schmerzen, weil mich dein tapferer Leib jammert, so will ich es dir noch einmal ins Ohr sagen ... daß du es nachsagen und dich retten kannst."

Leichenblaß, mühsam atmend, die zuckenden Fäuste an die Brust gezogen, stand Herliberg unter dem Kreuz, während die grause Stimme neben ihm redete in der Dämmernis. Schrecknisse tollten um ihn herum wie lebendige Wesen, die Strapelkorbe, die Pfundbügel, der feurige Schwefel, die Scham und Schmach ... Da faßte er, wie ein Ertrinkender nach einem Halm, nach seinem Skapulier, das an seinem blutenden und fiebernden Leibe klebte. Sie hielt ihm's für die Augen in seiner gottverlassensten Stund ... und rettete ihren Leib und seine Seele ... sie soll er verleumden, sie ... deren reine Lippen und Händ seinen sündigen Willen noch bändigten im letzten Augenblick — und wenn er sie nicht verleumdet, so muß er sterben wie ein Hund ...

„Das Weib ist rein!" kam's wie ein Todesschrei aus seiner Brust. „Das ist die Wahrheit, das sage ich bis an meinen Tod! Fort, du Kerl!" Das Zimmer und der Böse verschwammen vor seinem Blick, der Böse lief um und um und zum Fenster hinaus. „Ich hab mit dir ... nichts zu schaffen! Bis an den Tod ... ruf ich ... unser Reuterrecht an ... Und wenn mich ... mein Capo ... verstoßt, gut! Schleppt mich herum ... Ihr gemeine Bande! Schlagt mich mit den Steigbügeln ... und reißt mir meinen letzten Fetzen ab ... und schlagt mich tot! Dann reißt mir ... mein Herz heraus ... Da werdet Ihr ... die ganze Geschicht ... geschrieben finden! Was ich getan hab ... daß ich ein zuchtloser Mann war — wider ein armes Weib ... ein reines — keine Reinere ist auf der Welt ... zuchtlos war ich und wild ... aber ein Schuft bin ich nicht gewesen."

Der Hahnschrei klang, der erste, vom Tabor durch die tiefe Nacht. Ein Stern schoß wie ein Blitz vom schwarzen Himmel, es löscht ein Leben auf der Erden aus.

„Eure Sach", sagte Conti kalt. „Ihr spektakelt vor nichts und wieder nichts. Mir ist leid um meine verlorene Zeit. Narren kann ich auch anderweitig schreien hören. Adieu."

Drei Sporenschritte. „Hallo! Aufmachen!" Die außen rissen die Tür auf, und der Krobatenritter war fort. —

# Rundschau

Allgemeineres

## Sapere aude!

Es war eigentlich eine schöne Sitte unsrer Väter, daß wer in der Welt etwas bedeutete oder zu bedeuten trachtete, sich ein festgeprägtes Wort erwählte als den Leitspruch seines Lebens; als einen Satz, der die Kraft des Strebens in



Digitized by Google

eine Richtung wies, eine Mahnung, einen Trost, einen Stolz, oder eine Demut. Immer ein Gedanke, der in guten Stunden dem Kopf, in bösen dem Herzen beispringen mochte. Wer erinnert sich nicht gern aus Hauffs Lichtenstein an die Ermutigung durch das Wort, das der Ritter dem Herzog zuruft: „Si orbis illabatur fractus, Impavidum ferient ruinae.“ Ein Stahlbad und ein froher Beginn neuen Tages sind die Worte für dieses ermattete Leben, zugleich aber die äußerste Formel unseres eigenen Ichs, das sich auf diesen Zauberbann hin zu sich selbst besinnt und bekennt.

Rede ich da der Wortmeierei, dem Kraftgetue das Wort? Distinguendum est, — man wird unterscheiden müssen. Denn es ist nicht dasselbe, ob ein Junge, der sein Vaterland nicht kennt und im Leben über den Horizont des von seinem Vater geleiteten Kriegervereins noch nicht hinaussah, „mit Gott für König und Vaterland“ die Handelshochschule bezieht oder ob ein Staatsmann die ultima ratio seines Landes in ein unverbrüchliches Gesetz seines eigenen Ichs formt: mit Gott für König und Vaterland! Jener entlockt uns je nachdem ein Lächeln oder den bekannten Spannungsreiz, der sich in Ohrfeigen entlädt, dieser wird auch die Achtung des Gegners erzwingen.

Also nicht aus traditioneller Gesinnung, nicht aus überspannten Stunden soll unser Wahlspruch geboren werden, sondern aus unsrer Erkenntnis und dem Willen unsrer Natur. Dann mag er uns mehr als ein Scherz oder ein Luxus unsres Geistes sein. Dann mag er uns ein Erlebnis sein nicht nur in seiner Geburtsstunde, sondern weiter hinaus in vielen Stunden, wenn unser ganzes Ich angerufen wird.

Und da es denn nicht mehr als recht und billig ist, daß, wer einen solchen Rat gibt, auch mit dem eignen Beispiel nicht hinter dem Berge halte, so will ich das Wort hier bekennen, das meiner Wahl letzter Entscheid war.

Sapere aude! heißt es.

Wage zu schmecken! heißt dies, wenn wir es einen Quartaner übersetzen lassen. Blicken wir etwas tiefer als er: wage es, den Dingen dieser Welt ihren letzten Saft zu entsaugen, auf daß du ihres ganzen Wesens innewerdest, laß dir nicht genügen mit Vorgeschmack und Nachgeschmack. So heißt es für matte und zaghafte Stunden. In den tatenlustigen, überschäumenden ist der Spruch willkommene Mahnung: zu *schmecken* unterfange dich, das *Schlingen* ist nicht würdig eines guten Kopfes. Und fasse ich Zuruf und Warnung in eins, so entspringt der Doppelung der tiefste Sinn: Vergiß nicht des besten das uns gegeben ist, meide die Peripherie, suche das Zentrum. Wage zu schmecken — dein Ich! Insipiens hieß den Römern der Tor, das heißt der Nichtschmeckende. Sapere aude, das soll mir heißen: schmecke die Welt und du wirst dich schmecken. Erfülle die Gebote deines Lebens und du wirst dich erfüllen. Es ist mir ein Gebot zur Weisheit und zur Tugend, aber zum Glück ist es keine Regel dieser beiden.

Reizt nicht etwa diesen oder jenen das Beispiel zur Nachahmung? Ich muß es fast meinen; denn mich dünkt wirklich, diese wenigen Worte stehen mit gutem Fug dem Ziel einer Laufbahn aufgeschrieben. Aber es gibt viele Ziele, fast so viele, wie es homines sapientes — schmeckende Menschen — gibt!

Hans Herter



Digitized by Google

# Denkmalfragen

## Zu dem geplanten Bismarcknationaldenkmal am Rhein

Sammlungen für ein monumentales Nationaldenkmal Bismarcks auf der Elisenhöhe bei Bingen werden veranstaltet.

Zunächst einige ästhetische Bemerkungen dazu. Wenn die Idee verwirklicht wird, so wird Deutschland ein neues Denkmal im Stile derjenigen auf dem Niederwald, dem Kyffhäuser, an der Westfälischen Pforte u. a. m. erhalten, d. h. ein Standbild mit architektonischer Umgebung mitten hineingesetzt in die freie, an den gewählten Stellen besonders großzügige Landschaft. Damit würde sich unser Volk ein neues Denkmal ästhetischen Unvermögens setzen, wie es in alten und neuen Zeiten kein Volk sonst — von einem später zu erwähnenden Falle abgesehen — getan hat.

Ein Standbild mit oder ohne architektonische Umgebung ist ein Erzeugnis menschlichen Könnens, geschaffen zu der ausschließlichen Bestimmung eines Kunstwerks an sich, ohne weitern praktischen Hauptzweck wie ihn etwa eine Burg oder eine Kapelle hat. Es ist ein Kulturprodukt, und zwar eins der höchsten. Seine Stätte ist also die Kultur, aus der es herausgewachsen ist.

Von allen Kulturvölkern ist schon deshalb als ästhetisches Gesetz gefühlt und befolgt worden, daß ein Standbild einer Person oder einer personifizierten Gottheit in einen zu einer Kulturstätte gehörenden umschlossenen Raum oder in eine von Menschen geschaffene Umgebung, z. B. auf einen Platz oder in einen Garten gehört; niemals aber in die freie Natur und am wenigsten in eine großartige Naturlandschaft. Denn je großartiger diese ist, desto kleinlicher erscheint das Menschenwerk, mag es auch in riesenhaften Dimensionen gehalten sein. Das gleichartige, wesenähnliche daneben fehlt, das einzige Vergleichsobjekt ist die freie Natur, und sie läßt denn auch das riesenhafteste Menschenwerk als Spielzeug erscheinen. Ein Beispiel für viele, nämlich der, soviel ich weiß, einzige Fall eines solchen Freiluftdenkmals — man erlaube den Ausdruck der Kürze wegen — bei einem nichtdeutschen Volke: auf einem flachen Inselchen in der Hafeneinfahrt von New York, die dort etwa 6 km breit sein wird, erhebt sich die bekannte Kolossalstatue der Freiheit. Wer sich ihr nähert, hat den Eindruck, als sähe er ein Nippfigürchen auf dem Fußboden eines leeren Konzertsaales stehn. Man denke sich dieselbe Figur in der Battery, also auf der seewärts gekehrten Spitze der mit Wolkenkratzern besetzten, von Schiffen umschwärmten Halbinsel New York: hier würde sie überwältigend wirken, wie das Bismarckdenkmal in Hamburg.

Das durch dieses Beispiel belegte ästhetische Gesetz ist so einfach und so oft behandelt wie das zweite: daß ein Standbild, wenn es als Kunstwerk auf den Beschauer wirken, Stimmung in ihm erwecken, ihn erheben, ihn begeistern soll, nicht nur allgemein eine Umgebung haben muß, die von Menschen geschaffen ist, sondern außerdem eine ihm angemessene, die dem Wesen des Dargestellten, seinem Wollen und Wirken oder der ihm innewohnenden Idee entspricht.

Die Freiheitstatue an die oben angegebene Stelle versetzt mitten in das brausende Leben der größten Stadt der neuen Welt, den Europamüden begrüßend, würde also als Kunstwerk wirken: das Hamburger Bismarckstandbild *tut* es. Es steht



Digitized by Google

zwar weder in einem umschlossenen Raume, noch auf einem städtischen Platz im eigentlichen Sinn; aber auf einem von städtisch gehaltenen Straßen umgebenen Hügel der alten Bollwerke; hohe Großstadthäuser in nicht zu großer Entfernung, die Parkanlagen der alten Wälle auf der andern Seite und unter ihm der Fluß mit dem größten, deutschen Seehafen, der seine Blüte nicht zum mindesten dem verdankt, den das Standbild darstellt — oder vielmehr, dessen Wesensinhalt es widergibt. Denn das ist das andre Künstlerische in ihm, daß es nicht ist und nicht sein will ein Abbild von Bismarck, sondern daß es die Idee, den Begriff „Bismarck" darstellt und für künftige Zeiten bewahrt. Weil nun dieser Bismarck in Hamburg so wenig Bildnisstatue ist, würde er sogar eine noch weniger „vermenschlichte" Umgebung vertragen, aber auch er nicht die ganz freie Natur. Man mache die Probe, indem man sich ein Abbild von Lederers Werk in entsprechender Größe oder wenn man will Kleinheit in ein Bild etwa des Feldbergs im Taunus einzeichnet oder auch nur in richtigen Maßverhältnissen vorstellt.

Die Künstler, die unsre Freiluftdenkmäler geschaffen haben, fühlten ohne Zweifel den ästhetischen Widersinn eines Standbilds in freier Landschaft insbesondere auf einer Bergeshöhe. Deshalb gaben sie ihm die vorhin erwähnte architektonische Umrahmung. Sie haben dadurch bisweilen erreicht, daß das Standbild an sich auf den unmittelbar davor im architektonischen Rahmen stehenden Betrachter eine gewisse Wirkung tat, vergaßen aber, daß das Denkmal als Ganzes gewollt war und aufgestellt ist in der erwählten Naturumgebung. Die Umgebung sollte dem Ganzen geradeso, wie dem jetzt geplanten Bismarcknationaldenkmal, die Weihe geben. In Wahrheit aber nahm sie sie ihm: ja sie bewirkte, daß das Denkmal winzig, daß es wie ein Spielzeug erschien, das Kinder auf luftiger Höhe vergessen hatten.

Man mache wiederum die Probe auf sein ästhetisches Empfinden z. B. am Niederwalddenkmal. Ich empfehle mit einem der internationalen Züge des linken Rheinufers zu fahren und bei dem längern Aufenthalte in Bingerbrück den Eindruck zu beobachten, den das Denkmal auf die Passagiere macht, die gelangweilt und rerum novarum cupidi auf dem einen vollen Blick zum Niederwalddenkmal gewährenden Bahnsteige auf und ab gehen. Wer's nicht aus der Geographiestunde weiß oder wem's nicht von einem freundlichen Schaffner gesagt wird, der bemerkt sie überhaupt nicht diese Germania, „die vom Berge am Rhein stolz hinüberschaut nach den Landen des Erbfeindes".

Es kann Denkmäler geben, die auch in freier Natur, auch auf Bergeshöhen künstlerisch wirken: dann müssen es Verfeinerungen, Typisierungen, leichte Übertreibungen der umgebenden Natur sein, wie etwa das mächtige Mal von aufgehäuften Findlingsteinen auf dem Riesengebirgskamme oder die Pyramiden oder auch die klotzigen, an Steinmale erinnernden Bismarcktürme bei Eisenach oder Erfurt, in deren riesigen, schlichten Schalen die Bismarck- und Sonnwendfeuer lodern sollen.

Doch — haben wir denn nicht bereits das Bismarcknationaldenkmal? Wurde nicht schon vor Jahren im deutschen Volke gesammelt für Bismarcks Standbild in Berlin? Ja — es ist erstanden, und manche haben's wohl auch gefunden nach einigem Umhersuchen auf dem Königsplatz.



Digitized by Google

Wer's fand, wird bitter gelächelt haben über diese Statue, die sich in einen steinernen ethno-mytho-zoologischen Garten verirrt hat. Etwas, das man als Nationaldenkmal Bismarcks bezeichnen könnte, gibt es also bisher nur in Hamburg. Das Verlangen ist daher immerhin berechtigt, ihm noch ein andres zu setzen. Will man ein dem Hamburger gleichwertiges oder gar ein gewaltigeres schaffen? Dieses Bestreben wird aussichtslos sein, wenigstens wenn man ein „monumentales Denkmal" auf die Elisenhöhe oder irgendeinen andern Berg setzt.

Deshalb einige Betrachtungen, die zwar nicht zur ästhetischen Kultur im engeren Sinne, aber zur Ausdruckskultur gehören. Wir erheben immer wieder die Frage: ist denn ein Denkmal nur in Form eines Standbildes allein oder mit architektonischer Umrahmung denkbar? Aber das gründlich Verfehlte der Freiluftdenkmäler und über all die andern Möglichkeiten würdiger Monumente ist im Kunstwart (XXI, 4) von Avenarius eingehend gesprochen worden. Wie sich Bismarck selbst sein Denkmal gesetzt hat in seinem Werk, so sollte das deutsche Volk ihm ein Denkmal setzen in einem Werk, in einer Veranstaltung, die wirkt, die seinen Namen trägt und dem ganzen deutschen Volke, dem sein Lebenswerk galt, Segen bringt. Wie könnte man die Hunderttausende der Sammlung besser und Bismarcks würdiger anwenden?

Vorschläge für derartige Werke und Veranstaltungen wird jeder verständige Staatsbürger machen können. Man gedenke der Stiftungen reicher Amerikaner für Zwecke der Wissenschaft und Volksbildung, durch die wir Deutschen auf gewissen Gebieten mangels hinreichender Mittel ins Hintertreffen geraten sind. Dringende Volksaufgaben liegen näher. Ein Vorschlag: eine Viertelmillion Deutscher im kräftigsten Alter hat der Alkohol auf die Landstraßen geworfen und treibt sie dort umher im Zirkel des Bettels, des Verbrechens, der Gefängnisse. Millionen gibt Deutschland jährlich dieser zehrenden Viertelmillion an Bettelpfennigen, und andre Millionen braucht es, indem es dieses fahrende Volk nicht zum Arbeiten und Erzeugen von Werten veranlaßt, dafür aber seinetwegen Gerichte und Gefängnisse unterhält. Man errichte aus der Bismarckspende in der Nähe der großen Städte Arbeitsstätten für diese Verlorenen nach dem Muster der Bodelschwinghschen Kolonien Hoffnungstal oder Lobetal und gewinne die noch zu Rettenden unter ihnen der Arbeit, dem Volke zurück.

Ein andrer Vorschlag. In Hannover (besonders Ostfriesland) und in Oldenburg liegen Hunderttausende von Hektaren deutscher Erde unter Hochmoor begraben, kümmerlich einige Tausend Menschen ernährend. Diese Moore erfüllten einst auch einen großen Teil des nördlichen Hollands; größere Moordistrikte bestehen dort auch noch jetzt. Was ist aus den andern geworden, die noch vor hundert Jahren öde und fast unbewohnt waren, wie etwa das Bourtanger Moor bei uns? Eine Kette blühender, reicher Dörfer und Städtchen zieht sich jetzt von Groningen südlich ins frühere Hochmoor hinein; an 50 000 Menschen wohnen jetzt zufrieden, wo einst die wenigen Moorbauern alle dreißig Jahre einmal eine dürftige Buchweizenernte zogen. Wie das gemacht werden kann und zwar nur durch Privatinitiative, lasse man sich von den Unternehmern,



Digitized by Google

den „Vervenern“ etwa am Valthermond zeigen, wo man jährlich gegen vierzig Hektare der Kultur gewinnt und mit Siedlern besetzt. Dem großen Deutschland sollte die Erschließung seiner viel gewaltigeren Hochmoore unmöglich sein? Damals — es ist wohl zwei Jahrhunderte her — hat die kleine Stadt Groningen die ersten, viel Kapital und Menschenkraft erfordernden Schritte zur Urbarmachung seiner Moore getan. Man verwende die Bismarckspende für den ersten bahnbrechenden, großen Entwässerungskanal, der später zugleich dazu dienen soll, den fertigen Torf auf dem Wasserwege den Kulturstätten zuzuführen. Man verwende zum Bau dieses Kanals 10 000 kräftige Insassen unsrer Gefängnisse und Zuchthäuser, mit deren Arbeit man jetzt notgedrungen den freien Arbeitern Konkurrenz macht, und vergüte, wenn es nicht anders geht, dem Staate die besonderen Kosten der Überführung, Unterbringung und Bewachung. Ist der Kanal gebaut, dann überlasse man nach holländischem Muster alles der privaten Initiative etwa durch Ermunterung holländischer Vervener als Lehrmeister. In spätestens zehn Jahren wird die Besiedlung beginnen; in dreißig Jahren werden an den Haupt- und Seitenkanälen blühende Ortschaften entstanden sein, vielleicht besiedelt von rüstigen Deutschen, die sonst ins Ausland abgewandert wären. Den Kreis, der dieses eroberte Land umfaßt, nenne man Bismarckland oder Bismarcksegen.

Noch ein Vorschlag für ein würdiges Bismarckdenkmal, der von allen denen gemacht werden muß, die deutsches Land — das Land im Gegensatz zur Mittel- und Großstadt — kennen und lieben.

Wo findet man sie noch, die kleinen gemütlichen Ackerstädtchen und die traulichen Dörfer, in denen die Häuser und Bauernhöfe einheitlich in der von den Vätern überkommenen, den Bedürfnissen entsprechenden und deshalb zweckmäßig und künstlerisch wirkenden Art gebaut sind? Gibt es noch Dörfer, die als ein wohltuendes Ganzes den Schönheitssinn wecken und fördern, in denen noch die Dorflinde steht und die schmucklose, niedrige Dorfkirche die Häuschen um sich versammelt? Oder werden nicht, wie etwa am Niederrhein und bisher im Königreich Sachsen, die neuen Häuser und Höfe im „Maurermeisterstil“ gebaut? Zwei, drei solcher engbrüstigen Stadthäuser mit fensterlosen Brandmauern verschandeln nicht nur an sich die Dörfer, sondern reizen außerdem noch, weil sie aus der Stadt, also „weit her“ sind, die ästhetisch Urteilslosen zur Nachahmung. Hiervon zu sprechen, ist ja gerade im Kunstwart ganz überflüssig. Aber es fehlt an Geld zu durchgreifender Aufklärung, Agitation, Erziehung, kurz: zu wirksamer Heimatpflege. Was nützte mehr: ein neues Bismarcknationaldenkmal der geplanten Art, das verfehlt sein muß, oder eine Bismarckgedächtnisstiftung, die zu diesem innern Schutz seines deutschen Landes die Mittel spendete?

Ich habe drei Beispiele erwähnt, wie viele ließen sich nennen!

Avenarius fragt in jenem Aufsatze: „Welchen stichhaltigen Grund haben wir für unsern Glauben, man ehre keinen höher als durch etwas, das sozusagen, weiter keinen Zweck hat? Für unsern Glauben, man könne überhaupt einen höher ehren, als durch etwas, das in seinem Sinne dem Leben dient? Wie täte das wohl, wenn gerade der Dank und die Liebe zu unsern Führern und Bahnern einen Strom



Digitized by Google

von edler Kultur in den Alltag leitete! Wieviel schöne und »unökonomische« Aufgaben könnten dadurch von bänglichen Verzinsungsgedanken nach Mark und Pfennigen befreit werden und zugleich dem Wesen dienen, statt nur dem Namen und dem Scheine!" Mit diesen Worten möge auch meine Anregung schließen. Ackermann

Religiöses Leben

## Zum Thema: Protestantismus und Kunst

In einem Vortrag über Religion und Kunst auf dem vorjährigen Protestantentag wies der Redner* darauf hin, „daß alle großen Umwälzungen und Erneuerungen im Reiche des Innersten von Bilderstürmen auf der Außenseite begleitet zu sein pflegen".

Das ist vollständig richtig und noch dazu eine der wichtigsten Bemerkungen, die man über dies Verhältnis machen kann. Fast noch wichtiger sogar als die zu häufige Betonung der großen Verwandtschaft. Denn die ist im Wesen der beiden Kräfte bedingt und wird sich stets von selbst durchsetzen. Praktisch wichtiger ist der Gegensatz. Vorschnelle Ineinssetzungen sind beiden gefährlich: sie fördern eine Kunst, die ihren Zweck außer sich sieht, in der Gesinnung statt in der Gestalt, und eine Religion, die auf einen stimmungsvollen Aspekt hinschielt, statt sich auf die Wahrheit ihrer inneren Regungen zu konzentrieren und sich ihr zu überlassen.

Bilderstürme sind immer Blätterstürme. Wenn der neue Saft sich regt, müssen die alten Blüten fallen. Und es pflegt zu dauern, bis die Neuspannung der Kräfte so weit vollendet ist, daß neues kommen kann. Vom zehnten bis weit ins dreizehnte Jahrhundert hinein dauern die aszetischen Stürme von Cluny bis zum heiligen Franziskus, und dann dauert es noch hundert Jahre, daß Dante und Giotto auftreten, um sich bis in die Gestalt Michelangelos hinein zu überhöhen. Im Norden liegen die Dinge verwickelter. Man betrachtet Dürer und Rembrandt als spezifische Antwort auf Luther. Aber es ist eine Frage, ob man nicht van Eyck-Memling-Dürer-Rembrandt als eine zusammenhängende Linie sehen muß. Sie würde der nordischen Neubelebung durch die mystische Aszese der großen rheinischen und niederländischen Lebenwecker um Eckart antworten, in ähnlicher Weise, wie Giotto-Michelangelo dem heiligen Franziskus. Man müßte dann die Gestalt Luthers und die Entstehung des Protestantismus in diese nordische Frömmigkeitsbewegung zurücksinken lassen. Sie wäre nicht sowohl eine Neuspannung als vielmehr nur die befreite Aussprache der besondern nordischen Frömmigkeitsrichtung. Man hätte die beiden Linien: die frühere, Frage und Aufruhr im erregten Innern: Eckart bis Luther, die spätere Antwortlinie in der zur Ruhe kommenden Gestaltung: van Eyck bis Rembrandt. Eine solche Auffassung würde einem tiefer eindringenden Geschichtsverständnis auch sonst Vorteile bringen, und daß sich auf diese Weise das Bild so rundet, daß das mystische Dunkel der niederdeutschen „Gottesfreunde" im Halbdunkel der Rembrandtschen Farbenmystik seinen letzten Wider-

* Karl König (dem wir zwei schöne Bücher verdanken: „Zwischen Kopf und Seele", und „Rhythmus, Religion, Persönlichkeit), in den „Verhandlungen des 24. deutschen Protestantentags zu Bremen". Das Protokoll (Mark 1,50) enthält auch Reden von Naumann und Traub.



Digitized by Google

hall findet, mag uns als ein willkommenes Siegel erscheinen.

Karl Scheffler hat vor längerer Zeit die moderne Kunstentwicklung speziell in ihrer impressionistischen Form als protestantische Entwicklung hingestellt, und König führt, sicher unabhängig davon, ähnliche Gedanken aus. Das braucht kein unbedingter Widerspruch zu dem zu sein, was wir eben ausführten. Denn die Reformation ist keine völlig einheitliche Bewegung. Ist sie nach der einen Seite hin ein Glied in der allgemeinen nordischen Frömmigkeitsbewegung, so enthält sie auf jeden Fall zugleich eine starke Neuspannung, die ihre eigne Antwort im Gebiet der Gestaltung erwarten mag.

Wenn man aber heute so oft die Zustimmung zum Christentum durch einen Hinweis auf seine Schönheit, auf seine ästhetischen und seine Stimmungswerte zu erzielen sucht, so gilt, daß es vielmehr kein bedenklicheres Zeichen gibt: die Schönheit eines Mythus pflegt man erst zu bewundern, wenn seine Wahrheit erschöpft ist.

Einer echten religiösen Wahrheit gegenüber hat man gar nicht das Bedürfnis zu einem ästhetischen Urteil. Denn das ist schließlich das letzte Unterscheidungsmerkmal der religiösen von der künstlerischen Wahrheit: aus dem Zwang innerer Lebensnotwendigkeiten, selbst eine Lebensnotwendigkeit, spricht die religiöse Wahrheit. Und sie spricht so stark und unmittelbar, daß der von ihr Ergriffene ganz andre Argumente zu empfinden und geltend zu machen pflegt als ästhetische. Man erwäge selbst, wer in einer Schlacht dazu kommen wird, die Schönheit des Vorgangs zu genießen. Und nun gar, wer sie als Motiv zum Kriegführen geltend machen möchte! Bonus

## Hermann Heiberg

— der Name mutet die Jüngeren wie einer an, den sie als Knaben vielleicht flüchtig gehört haben, uns Alteren aber bedeutet er ein Stück begrabener Hoffnung. Freilich: nicht erst jetzt, nicht erst mit Heibergs Sarge begrabner. Heiberg wäre heuer im Herbst siebzig Jahre alt geworden, er war also kein Junger mehr, als er 1881 in die Literatur trat, gerade damals aber hob das jüngste Deutschland seine Augen und ließ sie gierig umgehen, wo es Neuestes fände, das ihm brauchbar sei. Es „entdeckte“ Mitte der achtziger Jahre nicht nur die „Plaudereien mit der Herzogin von Seeland“, sondern nun auch schon ein paar naturalistisch angehauchte Heibergsche Romane auf dem Plan, vor allem den „Apotheker Heinrich“. Harte, fast schonungslose, meist etwas nüchterne Realistik, bittre Wirklichkeitsschilderung aus der Kleinstadt, aus der man sich bisher nur des gemütlich Idyllischen versah — man muß den „Apotheker Heinrich“ etwa neben Heyses Romanen sehn, die damals in allen Leihbibliotheken und Salons regierten, um des Abstands zwischen neuer und alter Richtung gewahr zu werden. Der „Apotheker“ blieb aber Heibergs bestes Buch. Der Bankbruch seines Verlegers Wilhelm Friedrich bedeutete auch für ihn einen schweren Schlag, sein Leben ward sorgenreich, und dem früh Alternden fehlte die Kraft zu weiterem zähen Kampfe. Er erlahmte und nach und nach „gab er's auf“. Er lebte von Unterhaltungsbüchern, welche die Literatur immer weniger angingen. Schließlich ward er von der ernsthaften Kritik überhaupt nicht mehr beachtet. Er ist nicht der einzige unter den „jüngstdeutschen“ Romandichtern



Digitized by Google

der Zeit, denen ein ähnliches bitteres Los beschieden ward.

## Sagen

Von dem „Deutschen Sagenbuch“ (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung in München), das der Germanist an der Münchner Universität, Professor Dr. von der Leyen, in Verbindung mit andern herausgibt, besprach ich im vorigen Jahre an dieser Stelle den ersten Band, der die „Deutschen Göttersagen“ enthält. Nun ist der vierte Band mit den „Deutschen Volkssagen“ von Friedrich Ranke erschienen und tritt sogleich so lebendig ergänzend neben den ersten, daß seiner schon heute, ehe das ganze Werk vorliegt, Erwähnung getan werden soll. Sahen wir dort aus der unerschöpflichen mythenbildenden Kraft des Volksgeistes die gewaltigen Göttergestalten hervorgehen, die — vor unsern Augen in Wandlung wie mächtiges, immer neue Umrisse bildendes Gewölk — ins Übermenschliche hinaufrückten, so sehen wir hier diesen selben Volksgeist im Alltäglichen träumend schaffen, mit phantastischer Sehergabe in die seltsamen, unserm Wissen immer verschloßnen Grenzgebiete, in denen das Menschenleben seine Selbstverständlichkeit verliert und dunkelndes Rätsel wird, hineinleuchten. Was ist die Seele? Was für geheimnisvolle, uns am hellen, nüchternen Tage unbekannte, fast zauberhafte Kräfte kann sie, noch im Leib der Lebendigen, entwickeln? Was wird mit ihr nach dem Tode? Lebt sie, wirkt sie noch? Hängt sie noch mit ihrem ehemaligen Sein im Raume zusammen? Und was für geisterhafte, ihr verwandte, uns unsichtbare Geschöpfe gibt es in Wald und Feld, in Wasser und Gebirge, im Leib mancher Tiere, die alle ihr Dasein durch Wirken kundtun? Solche Fragen, die für den ursprünglichen Menschen in jedem Zufall, jeder nicht gleich erklärbaren Gelegenheit auftauchen, haben den Geist des Volkes immer beschäftigt. Und naturgemäß hat er, der Gestaltende und Denkungeübte, als Antwort immer nur die Begebenheit, die ihm rätselhaft war, mit Hinzumischung seines besonderen Eindrucks, seines Erklärungsversuchs weiter erzählt. So ward das berichtete Geschehnis, hatte es nur einen Anflug von Übernatürlichem, rasch zur Sage. Friedrich Ranke gibt in seiner guten, ausgeglichenen Einleitung einen klaren Umriß vom Wesen der Sage, indem er sie besonders von dem scheinbar nah verwandten Märchen abgrenzt und den tiefgehenden Unterschied zwischen beiden, ihren ganzen Wesensgegensatz, zeigt. Der liegt darin, daß man das Märchen immer als eine erfundene, gedichtete schöne Geschichte (die natürlich mit der Sage oft aus derselben Quelle schöpfen kann!) auffaßt, daß es dem dichterischen Erzähler immer Gelegenheit zum Erweitern und fortsetzenden Fabulieren gibt — und daß es, wie alle Kunst, seine letzte und tiefste Wahrheit nicht in sich, sondern in der Seele des Aufnehmenden und ihren lebendigen Wünschen und Bedürfnissen trägt. Im Märchen muß Sinn und Zusammenhang, bei allem Spiel der Phantasie Ursache und Wirkung, muß poetische Gerechtigkeit und Rücksichtnahme auf die Gefühle und die Weltanschauungen der Hörer sein. Ganz anders bei der Sage! Sie kann all das von sich weisen, indem sie den einen Anspruch erhebt: was ich berichte, ist wahr! Mag es unverständlich, düster, ganz seltsam sein und euch, Hörer, mit schmerzlichen Gefühlen entlassen — ihr müßt es hinnehmen: es ist wahr. —



Digitized by Google

Natürlich kann eine Sage trotzdem genau so viel Erfindung enthalten, wie ein Märchen — man wird den Unterschied doch sofort fühlen. Sie wird nicht ausschmücken, reich machen. Sie wird kurz, knapp, sachlich berichten und sich immer in jener Nähe des Möglichen halten, wo das Unheimliche erst seine ganze Gewalt bekommt. Und sie wird sich gern an bestimmte, bekannte Orte anheften und an Gelegenheiten, Zustände des ganz alltäglichen Lebens, an Menschen des alltäglichen Lebens. — Nur in einem biegt auch die Sage, was sie erzählt, subjektiv um: im Ethischen. Da tritt in ihr ein starker Glaube an eine sittliche Weltordnung zutage, die ja einfachen Menschen etwas so selbstverständlich Wirkliches zu sein pflegt wie das mit Händen greifbare. — So ist dies Volkssagenbuch, abgesehen von aller Unterhaltung, die es gewährt, eine Belehrung darüber, was der schlichte Mensch — wenn auch mit heimlichen Zweifeln — für wahr hält und, sei es fürchtend oder vertrauend, glaubt. Welche Schönheit der deutschen Seele tritt da zutage, welche Tiefe des träumenden Verwandelns der Wirklichkeit, welches Fühlen von den — ja auch für uns deutlich vorhandenen — wunderbaren Kräften der Seele. Welche rührende Anmut ist oft einer solchen kurzen Sage eigen, wie etwa der von der im Kinderbett gestorbenen Mutter, die als Geist noch kommt ihr Kind zu säugen! Und wie klingt Heimatgefühl und die ewige Heimatlosigkeit des Menschen zum Akkord zusammen in vielen der Sagen von den Totenseelen im Berg und im Wind! —

Neben dies Buch primitiver Volksphantasie legt der Zufall heute eine Sagensammlung, die zu unserm schönsten, reifen Besitz gehört: den würdigen Insel-Neudruck von Schwabs „Sagen des klassischen Altertums", ein Werk, mit dem wohl die meisten von uns heute jung gewesen sind, aus dem uns zuerst die griechische Götter- und Heroenschar entgegenschritt, aus dem uns Ilias und Odyssee mit der Schönheit Homers vielleicht stärker beglückten, als später in mühsamen Schulstunden die Originale. Es berührt seltsam, wenn man nach den kurzen Erzählungen des Volksglaubens und -Aberglaubens wieder in entwickelten, ausgebauten Kunstsagen liest, die, so weit sie sich auch vom Wirklichen entfernen, doch immer den Charakter der Sage bewahren und ganz selten nur ins Märchenhafte ausschweifen. Aus der noch nahen Gegenwart der Alltagssage ist Vergangenheit geworden, den behaupteten Tatsächlichkeitscharakter haben sie in ihre Verbindung mit der Geschichte hinübergenommen, die immer wieder bestimmte, irgend einmal noch als wirklich bekannte Vorgänge und Gestalten als primitiven Wahrheitsbeweis einmischt. Aber das stärkste Erlebnis dieses Buches ist für uns wohl alle, wenn wir heute darin lesen, das Wiedererwachen der fast vergessenen Gefühle, mit denen uns das Heldentum hier zuerst mächtig packte, mit denen wir leidenschaftlich im Kampf zwischen Griechen und Troern Partei ergriffen, den Odysseus auf seinen Irrfahrten begleiteten, uns als junge Heraklesse fühlten und die griechisch-majestätische Klarheit einer überlegenen Gestalt wie des Theseus dunkel begriffen. Mit jeder Überschrift fast kommt uns ein Erlebnis wieder!

Aus den altbekannten drei halbhohen Bänden sind in dieser neuen Ausgabe zwei stattlich-große geworden. Der Herausgeber, Dr. Ernst Beutler, hat ihnen ein vom Leben dieser Sagen berührtes,



Digitized by Google

warmherziges Nachwort beigefügt. Er sagt am Schluß von dem Werk — und man wird ihm gern beipflichten: „. . . so wird es weiter wirken, wie »Tausendundeine Nacht« oder der »Robinson« oder ein anderes jener Bücher, die nie altern, ewig frisch und ewig jung, wie die Sage, die in ihm lebt."

Wilhelm von Scholz

## Berthold Ottos Faustbuch

erzählt „der Jugend und dem Volke" „die Sage von Doktor Heinrich Faust" in engem Anschlusse an Goethes Faust, und zwar nach dem ersten wie nach dem zweiten Teil. Ich bin kein Pädagoge, könnte also über Ottos Altersmundart und seine sonstigen „Hauslehrer"bestrebungen durchaus nur als Laie sprechen. An sein Faustbuch haben sich schon, wie uns das Vorwort zur zweiten Auflage mitteilt, „heftige literarische Fehden" geknüpft, man hat ihm „Sprache der Gasse" vorgeworfen und in Otto sogar einen „Tempelschänder im Heiligtum der Kunst" gesehn. Mir hat's gefallen. „Sprache der Gasse" — gewiß, das Buch ist größtenteils ganz nüchtern, und es ist so geschrieben, daß seine Sprache als solche gar keine Anforderungen an die nachbildende Kraft des Lesers stellt. Aber das entsprach der Aufgabe, wenn auch Ausdrücke wie „egal" gelegentlich vermieden werden konnten. Die Aufgabe war doch wohl: dem Leser den Inhalt der Sage und der Dichtung von Faust mitzuteilen, ihn mit dem Stoff vertraut zu machen, damit er alle Schwierigkeiten, die sich hieraus ergaben, hinter sich hätte, wenn er sich an die Gestaltung dieses Stoffes, an Goethes „Faust" heranmachte. Mir scheint, diese besondere Aufgabe hat Otto ganz vortrefflich gelöst. Einem nicht gerade literarisch gebildeten Leser, der „reiferen Jugend", dem geistig regen Mann und der strebenden Frau aus dem Volke, kurz all den Tausenden, denen Goethes „Faust" stoffliche Schwierigkeiten machte, wüßte ich gar kein geeigneteres Buch zur Vorbereitung, als das von Otto. Ihm wird es zehnmal besser dienen, als irgendein Kommentar. Über Einzelheiten (auch der Deutung) wird verschiedene Meinung möglich sein, das versteht sich von selbst. Aber ich glaube: die wundersamen Gedankenhöhen, zumal des zweiten Teils, werden viele an Ottos Hand überhaupt zum ersten Male betreten. Gerade, daß er nüchtern spricht, daß er der Goetheschen Formgebung nicht vorgreift, empfinde ich als Vorzug. Übrigens spricht er bei aller „Nüchternheit" aus tief einfühlendem Nacherleben des Werks. Da der Faust gerade zu Ostern besonders stark ins deutsche Bewußtsein tritt, so sei das Buch gerade jetzt empfohlen. Erschienen ist es bei K. G. Th. Scheffer in Leipzig. A

Theater

## Berliner Theater

Wilhelm Schmidtbonns neues Theaterstück, die dreiaktige Tragikomödie „Hilfe! Ein Kind ist vom Himmel gefallen", ist gleich am ersten Abend bei seinem Auftauchen in den Kammerspielen des Deutschen Theaters von jener sanften Heiterkeit kichernden Hohnes hinweggefegt worden, die sicherer tötet als wüster Lärm und lautes Gejohle. Daran ist nichts zu vertuschen und nichts zu beschönigen: dem Theaterstück, einem mißschaffenen Gebilde aus schwächlicher Romantik und geschminktem Realismus, ward sein Recht, nach Verdienst und Gebühr. Und wenn „Kritiker" nichts



Digitized by Google

anderes wären als Referenten, so brauchten auch wir am Ende nichts weiter zu tun, als das der Wahrheit getreu zu konstatieren und es allenfalls noch mit ein paar jener Fatalitäten zu belegen, die dem Bühnenstück gleich bei seiner Geburt den Hals umgedreht haben, um dann desto behaglicher die „Erfolge" dieser Wochen zu preisen. Etwa das ostasiatisch gefärbte Boulevarddrama „Taifun" des Ungarn Lengyel, das dank der darin agierenden Kolonie waschechter Japaner, einer mit Überraschungen, Verblüffungen und verschmitzten Übertrumpfungen gespickten Gerichtsszene und einer schmetternden Fanfare auf mongolischen Vaterlandsheroismus dem „Berliner Theater" wenigstens hundert volle Häuser sichert; oder das tüchtige Schauspiel „Neue Jugend" des Schweden Tor Hedberg, dieses aus edlem Metall mit ehrlichen Mitteln kräftige Wirkungen herausschlagende Konfliktsdrama, in dem sich die Generationenkämpfe der Gegenwart spiegeln und mit dessen Aufspürung und Darstellung sich deshalb die Volksbühne des Schillertheaters bemittelteren Bühnen voran auch ein literarisches Verdienst erworben hat.

Aber ich denke, ein Kritiker, den nicht gerade die mitternächtigen Setzmaschinen jagen, hat andre Pflichten. Er hört auch aus Schmidtbonns mißglücktem Stück mitten zwischen den falschen, verzerrten Tönen die leise Musik eines Dichterherzens heraufsteigen, das er aus frühern Werken lieben gelernt hat, und es läßt ihm keine Ruhe, er muß diesen versprengten Klängen nachgehen, mit der heimlichen Hoffnung, mit der verlangenden Sehnsucht, mit der trotzigen Überzeugung, daß von dem, was ihn einst bezaubert, auch hier unter Schutt und Asche noch ein Funke glühen müsse und daß dieser Funke mehr wert sei als das Feuer, auf dem die nahrhaften Fleischtöpfe der Erfolgreichen brodeln. Er sieht den Abend wieder vor sich erwachen, da das Erstlingswerk eines Jungen, Unbekannten — ein auf der „Mutter Landstraße" aufgefangenes bittersüßes Vagantenlied vom verlornen Sohn, der vor seines reichen Vaters Schwelle kriecht und umsonst für Weib und Kind um Herberge bettelt — in all seiner theatralischen Ungeschicklichkeit mit den unwiderstehlichen Naturlauten eines elementaren Gefühls zu ihm spricht; er geht dann jugendlich federnden Schrittes mit, getragen von einer gesunden Lebensfreude, wenn dieser selbe Dichter, ein Epiker von Geblüt, an den untern Ufern seines heimatlichen Rheinstroms Schiffer, Fischer und Bauern ihren Werktag leben läßt; er freut sich der auch dramatisch reifenden Kraft des „Grafen von Gleichen", die am grünenden Stabe altdeutscher Sage mutig neuen Zielen traditionsloser Psychologie und Moral zuwandert. Doch er macht sich deshalb nicht blind gegen das Mißlungene. Das soziale Kleinstadtdrama „Die goldne Tür" mit seiner gesuchten und geschraubten Symbolik bedeutet einen argen Rückschritt; der moderne Jesusroman vom „Heilsbringer" wagt sich mit kleinen Mitteln mehr keck als kühn an ein großes Ziel.

In der neuen Bühnendichtung mit dem halb burlesken, halb ironischen Legendentitel begegnet sich das Hauptmotiv der „Landstraße" mit dem Hauptmotiv der „Goldnen Tür": ein weltfürchtiger, in der strengen, selbstgerechten Moral von gestern befangener Vater treibt die



Digitized by Google

Tochter, sein einziges Kind, von der Schwelle, weil er sich nicht überwinden kann, ihre Mutterliebe zu dem willenlos von einem nächtlichen Einbrecher empfangenen „Balg“ zu respektieren, und öffnet gerade durch diese Härte die Türe seines reichen Hauses dem, der mit der Gier des Enterbten und Ausgestoßenen jedes Mittel für erlaubt hält, sich diesen Zugang nach oben zu erschließen. Was hat es dem mühsam von unten herauf zu Ehre und Reichtum gelangten Fabrikanten Vogelsang genutzt, daß er in sein Mädchen seine Gedanken hineingefüllt hat, wie Löffel Suppe — von seiner zu ihrer Welt führt nicht Steg noch Brücke. In seiner Welt regiert die Vernunft, die Wirklichkeit, die Reputation bei den Leuten, regieren die Legitimationen und die gestempelten Papiere. Maria dagegen, eine Schwester des Vagabunden in der „Landstraße“ und der Morgenländerin im „Grafen von Gleichen“, lebt mit den Tieren, Bäumen, Blumen und Wolken enger als mit den Menschen; auch als sie schon Mutter ist, halten Träume und Märchen sie dicht umsponnen. Dies Kind, aus seiner holden Schein- und Traumwelt unbehütet in die Welt der Wirklichkeit hinausgestoßen, muß sich verlaufen und verlieren.

Eine Strecke weit folgen wir Maria willig auf der Suche nach dem verlorenen Vater ihres Kindes. Ja, unser Herz pocht stürmisch mit ihr, wenn ihre jungmütterliche Tapferkeit sich an der verstockten Härte ihres Vaters nur immer heller und glühender entzündet, an dieser Härte, die im Grunde nichts Besseres ist als eitler Egoismus und Feigheit vor dem „Maul der Öffentlichkeit“. Wenn sie sich aber anschickt — und der Dichter mit ihr — „aus dem Märchen eine Welt zu machen“; wenn sich ihre Scham mit geschraubten und geschwollenen Phrasen, mit gezierten Bildern und schwammigen Sentimentalitäten über Menschenwürde und Frauennatur hinwegsetzt, um, das Kind an der Brust, mit Diebsgesindel körperliche und seelische Gemeinschaft zu suchen; wenn ein verwegener Einbrecherbursche vor unsern Augen zu einem „edlen Räuber“ herausgeputzt werden soll, so versagen wir dem Mädchen und seinem Dichter die Gefolgschaft. Schön, rein und erhaben ist der Gefühlsmut dieses Mädchens, so lange es allein um ihr Kind kämpft; wenn Maria dann aber — angeblich nur, um die bürgerlichen „Papiere“ für das Baby zu schaffen — diese geweihten Gefühle flugs auch dem überraschend schnell gefundenen Vater ihres Kindes an den Hals wirft und einen Teil davon gleich auch dessen bisheriger Konkubine, ihrer „Schwester“, dann bekommt die Heilige eine verdammte Ähnlichkeit mit einer Dirne, und die Entschlossenheit, mit der sie von dem reichen Vater erst bloß das Lösegeld für den erkauften Vatersnamen ihres Kindes, dann — inzwischen in den kecken Burschen regelrecht verliebt — sogar die Mitgift für die Ehe fordert, erscheint uns als Frechheit einer Entwurzelten, die zwischen Märchen- und Verbrecherwelt nicht mehr zu unterscheiden vermag.

Das Ineinanderübergreifen der beiden Welten, der traumhaften, romantischen und der brutal wirklichen, dies immerwährende Schillern in zwei Farben hält Schmidtbonn offenbar für das echte Zeichen der Tragikomik. Aber gründet man ein solches Problem auf



Digitized by Google

einen Witz, wie den von den „Papieren“, die die ledige Mutter für ihren vaterlosen Jungen sucht, auf die der reiche Fabrikant pocht, die seine Tochter nur in der Diebswelt findet und die der Herr Schwiegersohn dem Alten endlich — immer wieder in andrer Gestalt — abtrotzt? Das heißt doch ein Haus auf Schwefelhölzchen erbauen wollen! Wahrhaftig, ein von Grund auf falsch fundamentierter Bau! Von den verletzenden Stillosigkeiten in seiner zwiespältigen Architektur ganz zu schweigen. Wie lebensfeindlich, wie unwahr wirkt diese posierende Bildersucht an Stellen, wo strengste Knappheit, schlichteste Sachlichkeit allein am Platze wäre! Den Sprachstil der Situation hat dieser Dichter noch weniger begriffen als Eulenberg; er selbst reißt sich die innewohnende, einzig geforderte Stimmung mit knabenhaften Händen immerfort aufs neue in Fetzen. Das verdirbt ihm das so schön angelegte Bild seines mütterlichen Mädchens, das bringt auch seine mit soviel Liebe und Hingebung ausgemalte Diebssphäre um allen Kredit. „Ich bin durstig nach ihrem Haar! Ich habe mir an ihrem Haar Feuer in die Augen gesehen!“ sagt Joseph Bischof, der Herzensdieb und Geldschrankknacker. „Mein Vater ist ein Baumeister,“ sagt Maria Vogelsang zu diesem Joseph Bischof in der Diebshöhle, als sie um einen Namen für ihr Kind bettelt, „er baut an seinem Leben. Da ist ihm ein falscher Stein auf seinen Turm geraten. Jetzt hat er Furcht, die Leute lachen.“ . .

Ja, man lacht, lacht gerade in die heiligsten, bitter ernst gemeinten Stellen hinein. Und dennoch ist dies das Werk eines Dichters! Trotz all seiner Schiefheiten und Peinlichkeiten! Der erste Akt, dieser Kampf des jungen Weibes um ihr Fleisch und Blut, ein Kampf, der vor unsern Augen einen Willen, eine Persönlichkeit zum Erblühen bringt, er wirkt wie eine Dichtung für sich, deren triumphierender Menschlichkeit sich keiner entzieht, der noch nicht verlernt hat, hinter dem Artistischen Gemüts- und Herzensschönheiten zu sehen. Die mannigfachen Stimmen der Natur singen und weben durch die Reden dieser Menschen; das Volkslied steht auf der Schwelle und schickt seine rührenden, bald jubelnden, bald schluchzenden Töne herein. Und welch selige Gläubigkeit an die Harmonie der Dissonanzen, auch noch in den mißlungensten Stellen! . . . Ich kann und will mich dieser Musik nicht erwehren und empfehle allen, die mit mir den Trost nähren, daß eine Dichtung durch den Zusammenbruch ihrer Form noch nicht gerichtet und zernichtet ist, die Buchausgabe (Egon Fleischel & Co. in Berlin) zu lesen.

Friedrich Düsel

## Wiener Theater

Die letzte Neuheit des Burgtheaters in der Ära Schlenther war Georg Hirschfelds jüngstes Drama „Das zweite Leben“ (Buchausgabe bei Fleischel & Co., Berlin). Es ist eine alte Erfahrung: wenn die schöpferische Phantasie nachläßt, beginnen die Bühnenschriftsteller in ihrer Erinnerung oder in alten Büchern nach seltsamen und aufregenden Stoffen zu stöbern. Hirschfelds schmächtiges Talent reichte gerade hin, um stille Konflikte aus seiner Familie darzustellen. Nun hat er sich durch eine alte Novelle zur Gestaltung eines Stoffes verleiten lassen, der zwei dramatische Möglichkeiten in



Digitized by Google

sich barg. Entweder war daraus ein spannendes Kriminalstück zu gewinnen oder aber ein feines psychologisches Drama, das an die tiefsten Fragen von Tod und Leben rührt. Hirschfeld wollte den Ruhm des einen erwerben, ohne auf die Effekte des andern zu verzichten.

Eine Scheintote lebt auf dem Seziertische unter dem Messer des Anatomen wieder auf. Das Stück spielt aber im England des siebzehnten Jahrhunderts, wo es verboten war, Leichen zu sezieren. Die Zwangslage des Anatomen ist also die: gibt er das vom Tode auferstandene Mädchen den trauernden Angehörigen zurück, so kommt das Verbrechen des Leichenraubes auf. Will er der darauf gesetzten Todesstrafe entrinnen, muß er ein neues Verbrechen begehen, um sich vor der Enthüllung des ersten zu sichern. Dies war der Weg zum Kriminalstück. Hirschfeld ging ihn genau bis zu diesem Punkt und schmückte ihn auch mit allen Schauder- und Gruseleffekten aus. In dem Augenblick aber, wo es galt, den angesponnenen Konflikt, in den der Gelehrte durch seinen Forschungsdrang mit den Gesetzen des Landes geraten ist, zum tragischen Gipfel zu führen, schaltet ihn Hirschfeld aus und setzt dafür die Macht der Liebe, die im Handumdrehen aus dem moralischen Recht auf wissenschaftliche Betätigung ein physisches auf den Besitz des erretteten Menschenlebens macht. „Ich glaube an das Weib, das des Mannes Schöpfung ist und das der Schöpfer erlöst." Und der Anatom folgert weiter: „Ich erinnere mich an Wesen, die im Grabe zu neuer Geburt erwachten und nichts mehr wußten von allem, was ihr früheres Leben bedeutet. Ich will den Fall so gestalten." So löscht er denn in der Wiedererstandenen die Erinnerung an Eltern, Schwester und Bräutigam aus und suggeriert ihr eine andre Vergangenheit. „Nichtwissenschaftlich" gesprochen heißt das: er lügt ihr etwas vor, was nicht gewesen, und er glaubt, anderswo, in Florenz auf seinen Lügen ein neues Leben beglückender Liebe gründen zu können. Dieses zweite Leben findet Bestätigung durch ein drittes: durch die Geburt eines Knäbleins. Wie das Kind nun, dieses „Wirkliche", in der jungen, von Unwirklichkeiten künstlich umsponnenen Mutter dunkle Ahnungen der ausgewischten Wirklichkeit auslöst, und wie ihr zweites Leben Anschluß an ihr erstes zu suchen beginnt, an ihre eigne Kindheit und Jugend, aus der ein schottisches Volkslied in ihre gelockerte Erinnerung herüberklingt, das ist ein poetisch und psychologisch gleich feiner Zug, leider der einzige in dem zwiespältigen Drama, das sich schließlich auch noch der Rührmittel der Oper bedient, um zu einem wirkungsvollen Ende zu gelangen. Aber das Ende wird trotzdem gar nicht wirkungsvoll, sondern nur sentimental und trivial. Durch Zufall kommen auch Schwester und Bräutigam nach Florenz, und weil der Zufall im Theater stets gründliche Arbeit verrichtet, singt die Schwester just jenes schottische Volkslied und erweckt damit die Traumwandlerin zur grauenvollen Wirklichkeit. Zwischen Mann und Bräutigam gestellt, entflieht die Armste ins Kloster, während der Mann sich erdolcht.

Zugegeben, daß von dem pathologischen Schauspiel der hysterischen Zwangsvorstellungen, unter denen die entwurzelte Frau leidet, spannende Eindrücke ausgehen. Aber dieses Schauspiel kann doch nur



Digitized by Google

Mittel zu einem höheren poetischen Zweck sein, nicht Sinn und Inhalt des Dramas selbst. Dagegen sprechen sowohl die Gebärden des Tiefsinns, in denen sich Hirschfeld gefällt, wie auch die Prämissen, deren genug für eine weltumspannende Tragödie da sind. Aus all den tieftragischen Motiven, die angeschlagen werden, kommt kaum ein einziges zur Durchführung, weder die Ohnmacht menschlicher Liebe, durch die Kraft ihres Willens eine eigne Welt zu erschaffen, noch die Vermessenheit des göttlichen Dranges im Menschen, das Schicksal meistern zu wollen. Nichts kommt heraus als einige orakelhaft dunkle Worte, die am tragischen Kern vorbeireflektieren, und etliche weiche, von einem müden Pathos zu feierlicher Grandezza versteifte Lyrismen, die auf der Bühne wirkungslos verpuffen, während das Grauenvolle des Stofflichen sich zu quälenden Foltereffekten vergröbert und das Seelische im nassen Jammer einer schwächlichen Empfindsamkeit ertrinkt. Hirschfeld will nach den Erfahrungen der Wiener Aufführung sein mißglücktes Werk für das Lessingtheater umarbeiten. Ich fürchte, in Berlin wird ihm kein zweites Leben erblühen. Denn es ist im Burgtheater nicht an technischen Mängeln gescheitert, sondern am dichterischen Unvermögen.

Th. Antropp

## Hamburger Theater

Erst kürzlich, anläßlich der Uraufführung des Einakters „Die Brautnacht des Sankt Sebald", habe ich über Robert Walters (Freyrs) Entwicklungsgang und über seine künstlerische Art unter Betonung der Gefahren, die der unanzweifelbaren Begabung dieses jungen Hamburgers drohen, gesprochen. Daher kann ich mich heute, enger als es sonst möglich wäre, an das Stück halten, das gleichfalls auf unsrer besten Volksbühne, dem Neuen Theater, zum ersten Male vom Rampenlicht bestrahlt wurde: an den „Wiben Peter". Diese „fünf Akte aus Dithmarschens Vergangenheit" — mit dieser Benennung gesteht der Dichter von vornherein sein Unvermögen, das Stück bis zur vorgestellten Form zu erheben —, liegen der Entstehung nach vor dem einaktigen „mythischen Spiel". Sie sind der erste Versuch eines spezifischen Lyrikers, sich das wesensfremde Gebiet des Dramas zu erobern. Ein — aufs Ganze gesehen — mißlungener Versuch. Die Gründe für dies Mißlingen liegen zum Teile in der Natur des Stoffes. Die Tragödie des starrköpfigen Dithmarschen, dem das Recht Anfang und Ende seines Lebens ist, der über die Verweigerung seines Rechtes zum Landesfeind und Landesflüchtling wird, der seinem Rechte alle Lebenswünsche opfert und darüber äußerlich und innerlich zugrunde geht — denn es ist in ihm mit der Starrheit viel Sehnen, mit der Heftigkeit viel Weichheit, mit der Selbstgewißheit viel Fragen und Zweifeln gepaart —: dieser Abstieg eines Glückgesegneten ins düstere Leidenstal ist nur durch eine weitausgreifende epische Formung zu bemeistern. Liliencron, der den Stoff zu einer Ballade verkürzte, ist dieser Formung näher gekommen als Robert Walter (Freyr); näher, aber auch nicht nahe. Die Behinderung durch den Stoff trug immerhin am Mißlingen nur einen Teil der Schuld. Die stärksten Hemmungen lagen in der Begabung des Autors selbst. Wie alle ausgesprochnen Lyriker umgeht Robert Walter



Digitized by Google

(Freyr) selbst die geringen dramatischen Möglichkeiten, die der Stoff hat. Nie reizt es ihn, den Kampf selber darzustellen. Alle Entscheidungen fallen hinter der Szene. Der Held steht seinen Feinden nie im Augenblick des Kampfes gegenüber, sondern immer nur den Boten seines Schicksals. Schritte hinter der Szene — und es ist etwas für Wiben Peter Tiefbedeutsames geschehen. Wir sehen nicht wo, nicht wie, nicht wann, nicht warum. Wir müßten glauben; aber wir glauben sehr oft nicht. So fehlt für die Darstellung der Empfindungen, für ihre mit den Mitteln der Lyrik versuchte Symbolisierung der tragkräftige Boden. Alles bekommt etwas Übersteigertes, Unklares, Sinnloses. Zumal, da der Verfasser, getragen von dem eigenen Empfindungsrausch, jede Szene bis ins letzte treibt, jeden Empfindungsausbruch, ohne Rücksicht auf Vorangegangenes und Nachfolgendes, ohne die Überschau des großen formenden Bildners, ins Schrankenlose auswachsen läßt und uns in einer Weise hin und her zerrt, daß wir anfangs verwirrt, dann stumpf und endlich der sinnwidrigen Ruhelosigkeit überdrüssig werden. Dadurch geht, insbesondere bei der Aufführung, selbst das verloren, was an Schönheiten bei der lyrischen Ausprägung der einzelnen Szene tatsächlich gewonnen ist. Der lyrisch interessierte Autor läßt, nicht fähig, Gestalten zu erschauen und zu erfassen, Schemen über die Empfindungen sprechen, statt vollbemeisterte Menschen ihre Empfindungen mit Wort und Werk auswirken zu lassen; er ist nicht der Dichter, dessen der Stoff bedarf, sondern sein Bedichter.

Hans Franck

## Aktuelle Musik?

**Aus einem Briefe**

„. . . Was einem die meist recht anstrengende Beschäftigung mit der neuesten Musik nicht selten verleidet, ist, daß sie so wenig wiedergibt von dem Fühlen und Streben der gegenwärtigen Zeit. Sie scheint sich völlig zu genügen, wenn sie immer neue Abwandlungen für die alten Themen findet. Aber leben wir nicht in einer tausendfach bewegten Epoche? Wir erobern das Reich der Luft. Wir ringen um die Erweiterung des Wahlrechtes. Wir werden von den verschiedensten, weitschauenden Problemen in Anspruch genommen, von allen Seiten drängen sie sich an uns heran und fordern uns gebieterisch auf, zu ihnen Stellung zu nehmen. Nur die Musik weiß nichts von alledem. Sie lebt auf einer stillen Insel, die nicht einmal eine Insel der Seligen ist, und läßt sich die Kämpfe da draußen gar nicht nahekommen, statt uns wie eine Walküre tapfer und befeuernd in den dichtesten Streit zu geleiten. Muß das so sein? Die Musiker behaupten das. Sie schreiben ihre Konzerte, ihre Variationen über Motive vom alten X und Y, ihre Trios und Sextette, ihre Serenaden und Messen ruhig fort, als ob nichts wäre. Eine Zeitlang haben sie allerdings mit Nietzsche geliebäugelt. Ist nun auch so ziemlich vorbei. Wagner hat einmal über die Liederkomponisten gespottet, die immer wieder »Wenn ich dein holdes Angesicht« oder »Du bist wie eine Blume« vertonen. Die Worte haben seither gewechselt, der Inhalt ist derselbe geblieben. Stets möchten die Künstler nur mit ihren persönlichen Stimmungen und Empfindungen uns beschäftigen. Das ist



Digitized by Google

ja mitunter gewiß sehr interessant, aber man möchte sie doch auch daneben als Sprecher jener Empfindungen vernehmen, die uns Menschen verbinden, weil sie uns gemeinsam sind und die durch ihren Mund zum Ausdruck kommen wollen. Unsre moderne Musik ist viel zu subjektiv, sie ist egozentrisch und darum egoistisch. Sie hat längst den Ton verlernt, der Massengefühle weckt, sie redet, auch wo sie nach ihm sucht, doch immer nur ihre gewohnte subjektive Sprache und wundert sich dann, wenn der erhoffte Widerhall fehlt. Die Musik hat Luthers großen Religionskampf begleitet, sie hat den Niederländern ihre Freiheit gewinnen helfen, sie hat die Heere Friedrichs des Großen zum Siege geführt und zu den großen Umwälzungen Frankreichs als Marseillaise den Takt gegeben, sie hat, wie sie einst das ancien régime im Bunde mit Figaro erschüttert, noch zur Julirevolution aufgespielt, sie hat den klassischen Menschlichkeitsgedanken in Beethovens Klängen leuchtend aufgehen lassen, sie hat in Wagners Werken den Einheitstraum Deutschlands, den Gedanken deutscher Kaiserherrlichkeit genährt, aber sie läßt uns heute im Stich, sie ist rückständig und unbrauchbar im Lebenskampfe geworden. Mir scheint, wir rühren da an die Wurzel des bedauerlichen Phänomens, daß unsere Musik trotz der ungeheuren Zunahme des öffentlichen Musizierens an Kulturbedeutung verloren hat, und ich meine, daß sie erst dann wieder ihren reichsten Segen erschließen wird, wenn man sie wieder auch zum Sprachrohr derjenigen macht, »die eine gemeinschaftliche Not empfinden«." B

## Berliner Musikleben

**Sgambati, Taubmann, Meyerbeer**

Nachdem die Konzertflut des Winters bei aller Reichhaltigkeit der Programme nicht eben viel des Neuen und zugleich Beachtenswerten mit sich geführt hatte, durften wir, ziemlich gegen den Schluß der Saison, ganz unerwarteterweise zweien Schöpfungen von wirklicher Bedeutung Gerechtigkeit widerfahren lassen. Das Außergewöhnliche dabei war, daß beide Werke der geistlichen Musik angehören, also einem Gebiete, das heute nicht gerade zu den fruchtbaren zählt, und daß wir beide etwas verspätet kennen lernten. Giovanni Sgambatis Königs-Requiem (so genannt, weil es dem Andenken Umbertos I. gewidmet ist) hat in Italien längst die offizielle Anerkennung gefunden; wir hörten es — mehr als zwanzig Jahre nach seiner Entstehung. Otto Taubmanns „Deutsche Messe", gleichfalls vor längerer Zeit vollendet, ist bruchstückweise bei einem Musikfest in der Schweiz bekannt geworden, erlebte aber erst jetzt ihre eigentliche Uraufführung. Die Arbeit eines stillen, bescheidenen Mannes, der als Musikschriftsteller unter uns wirkt, ist damit durch Siegfried Ochsens mutiges Eintreten mit einem Schlage in helles Licht gerückt, und Taubmanns Name hat einen zum mindesten für die Zeitgeschichte nicht zu unterschätzenden Klang erhalten.

Versuchen wir, die Gründe, weshalb man an beiden Werken seine Freude haben konnte, kurz zusammenzufassen. Des Deutschen Tondichtung greift einen Gedanken auf, den Johannes Brahms zuerst in seinem „Deutschen Requiem" verwirklicht hat. Wie hier der lateinische Text des Totenamtes durch



Digitized by Google

deutsche Worte ersetzt ist, die mehr zu unsrer Phantasie und unserm Gemüte sprechen, so hat Taubmann die ehrwürdige Form der Messe benutzt, um sie, in der Anlage den Charakter der einzelnen Sätze im großen und ganzen festhaltend, auf Grund der Muttersprache mit neuem Gehalte zu erfüllen. Er ist dabei weiter gegangen als der ältere Meister, ist freier von dem Gedankenzug des Meßtextes abgeschweift, hat ein religiöses Bekenntnis als Thema, zu dem jeder Absatz gleichsam eine Variation bildet, dem Ganzen vorangestellt und schließt sein Werk nicht mit der Bitte um Frieden, sondern dem zuversichtlichen Ausblick auf ewige Freudigkeit. Solche Anlage bot dem Komponisten reichsten Darstellungsstoff. Taubmanns Musik, ob sie für Chor oder Soli oder beides geschrieben, zeigt vornehmstes Gepräge, Ernst und Meisterschaft, auch in der Behandlung des Orchesters; sie geht auf mannigfache große Vorbilder zurück, ohne unselbständig zu sein. Das Individuelle an ihr ist die Ehrlichkeit des Ausdrucks, das Verachten aller Konzessionen, die ganz unmoderne Gesundheit und Natürlichkeit, verbunden mit niederdeutscher Herbheit, und das wahrhaft religiöse Empfinden, das sie durchzieht. Die Deutsche Messe ist zwar frei von Dogmatik und Frömmelei, aber doch ein Werk, dem man in unsrer unreligiösen Zeit nur mit leiser Verwunderung begegnen kann.

Sgambati in seinem „Requiem“ steht dagegen auf mehr traditionellem Boden. Seine Kirchlichkeit ist die offizielle; als Katholik sagte er sich auch nicht so leicht wie der Protestant von den lateinischen Textworten los. Um ihm gerecht zu werden, muß man sich ganz auf den Standpunkt des Italieners stellen. Dann aber enthüllt das Werk starke und eigenartige Reize. Zunächst umfängt uns ein zauberhafter Wohllaut des Klanges, wie ihn nur der Südländer zu wecken vermag. Obwohl das Requiem mehr im homophonen als im polyphonen Stile geschrieben, ist seine Technik gar nicht so einfach. Sgambati, Italiens gelehrtester Musiker, zeigt gerade bei der Verwendung sparsamer Mittel hohen Kunstverstand und eine nicht geringe Meisterschaft. Besondere Wirkungen weiß er durch die antiphonische Schreibart (die Gegenüberstellung eines kleinen und eines großen Chores) zu erreichen und bedient sich ihrer mit Vorliebe. Für den Kenner ist auch die eigentümliche Geschlossenheit, die strenge Einheit des Stiles von großem Reize.

⧈

Im Opernhause hat Meyerbeers „Prophet“ nach langer Pause wieder seinen Einzug gehalten. Soll man darin einen Mißgriff der künstlerischen Leitung erblicken? Befürchtungen hegen ob der Rückfälligkeit unseres Geschmackes? Gewiß ist der Stil der Meyerbeeroper, und man darf hinzusetzen: glücklicherweise, überwunden; aber es zeigte sich doch wieder, daß beispielsweise im „Propheten“ noch recht viel Lebendiges steckt, das auch heute seine Wirkung nicht versagt. Und stets aufs neue müssen wir uns vor der erfinderischen (zum Beispiel im Orchester!) und bildnerischen Kraft des Mannes beugen, bei dem Wollen und Können so völlig im Einklang sind — immer ein sicheres Zeichen von Genialität. Die heutige Generation besitzt nicht mehr die suggestiven Darsteller, die den rein menschlichen Kern der Handlung überzeugend herausschälen



Digitized by Google

könnten. Und dennoch war es mehr als die neue dekorative Ausstattung und Inszenierung, die Graf Hülsen diesmal nicht allein äußerlich glänzend, sondern auch sinnvoll und mit künstlerischem Geschmack gestaltet hat, was auf die Zuschauer wirkte. Wenn Fides in ihrer Fismoll-Arie die Sohnesliebe zur Mutter verherrlicht, wenn sie ihr „Sei nur ruhig, ich bin bei dir" singt, wenn Johann bekennt: „Meine Mutter ist das einzige Glück, das mir bleibt", wenn er fleht: „Erbarmen Mutter, verrate mich nicht" oder die Aufrührer mit seinem „Auf die Knie" zur Erde zwingt — dann spüren auch wir etwas von einer dramatischen Kraft, die ihresgleichen nur selten gehabt hat. Man vergißt dann, daß einem die auf den brutalen Effekt zugespitzte, einst so berühmte Kirchenszene eigentlich anwidern müßte. Mit dem starken Schuß Theatralik, den die ältere große Oper für ihre Wirkung nicht verschmäht hat, und dem modernen Bestreben, alles Theatralische durch Verfeinerung der Regie und „natürliches" Spiel auszuschalten, hat es eine eigene Bewandtnis. So wenig die ältere Oper mit einem derben Gebirgskind gemeinsam haben mag, in der einen Beziehung drängt sich doch der Vergleich auf: man soll eine Sennerin, die uns mit Jodlern erfreut hat, nicht zur Salondame umkleiden. Die Reize schwinden, und die Verfeinerung deckt nur die Mängel auf. Die ältere Oper zum modernen Musikdrama zurechtstutzen, bringt Wirkungen hervor, wie etwa ein verdecktes Lortzingorchester sie zeitigen würde. Man tut am besten, jedes Kunstwerk, soweit möglich, im Darstellungsstil seiner Zeit zu belassen. Erfahrungen, wie man sie bei der neuesten Inszenierung des „Propheten" machen konnte, geben zu denken, denn sie erweisen, daß die Reformen unsrer vielgepriesenen Regiekunst doch mitunter nur recht bedingte Vorzüge im Gefolge haben. Leopold Schmidt

## Die Fresken Marées'

Bildende Kunst

In seinem Aufsatz „Die Stätte des Kunstwerks" (zweites Februarheft) tritt Thassilo von Scheffer dem Gedanken einer Entfernung der Marées'schen Fresken von ihrem alten Platz mit Lebhaftigkeit entgegen. Den Grundsätzen, die Scheffer hier über die Unantastbarkeit von Wandgemälden darlegt, stimme auch ich in jedem Worte bei. Aber in dem besondern Fall der Neapler Fresken dürfen sie, glaube ich, nicht angewendet werden. Marées' Bilder befinden sich in einem gefährdeten Zustand und werden an ihrer jetzigen Stelle immer nur recht mangelhaft geschützt werden können. Man wird sie über kurz oder lang entfernen müssen. Warum soll man das nicht, solange sie sich noch retten lassen, da hier doch eine Rettung möglich ist?

Ich will gar nicht von den mannigfachen kleinen Sprüngen und Splitterungen und sonstigen leisen Spuren eines schleichenden Verfalls sprechen, aber die Wand mit dem größten der fünf Hauptbilder, den Ruderern, ist so bedrohlich von zwei tiefen Rissen quer durchspalten, daß die leiseste Erderschütterung, und auf diesem Boden ist mit derartigen Möglichkeiten mehr als anderswo zu rechnen, das ganze Werk vernichten kann. Außerdem hat aber auch der Niederschlag der Salze des unmittelbar angrenzenden Meeres eine zersetzende Wirkung auf die Oberfläche der Fresken ausgeübt,



Digitized by Google

so daß sie bereits peinlich gereinigt und sogar teilweise übermalt werden mußten. Zudem ist in diesem Fall der Lebenszusammenhang der Gemälde mit dem architektonischen Organismus kaum so innig, daß die Abtrennung besonders schmerzlich und für die Lebensfähigkeit der Bilder bedenklich werden dürfte. Der Raum, wenigstens in seiner jetzigen Verwendung als Bibliothek (er war eigentlich als Musik- und Konversationssaal gedacht), wo jedes von Malerei freigelassene Fleckchen Wand mit den in ihren mannigfarbigen Einbänden doppelt unruhig wirkenden Büchern bestellt ist, bietet durchaus keine Resonanz für die Wucht und innere Größe seiner malerischen Dekoration. Ganz zu schweigen von der ungenügenden Beleuchtung durch eine einzige Glastür, der noch eine Loggia vorgelagert ist. Auch inhaltlich stehen die Bilder, mit Ausnahme der Porträtwand, durchaus nicht in so intimem Zusammenhang mit dem Dohrnschen Aquarium; sie stellen so allgemeine Lebensinhalte dar, daß sie an jeder Stätte in gleicher Weise auch im Gegenstande lebendig bleiben. Die plastische Dekoration, die seinerzeit der junge Adolf Hildebrand nach eignen Ideen, den Mitteln gemäß in Stuck, als Umrahmungen der Bilder angefertigt, wird sich ebensoleicht ohne äußern wie innern Schaden mit übertragen lassen, oder auch ... aber über die Sorge würde Hildebrand schon hinweghelfen. Ich glaube deshalb, daß man den Gedanken einer Ablösung der Fresken Marées' befürworten kann.

Freilich, in das Herbarium eines Museums gehören sie nicht. Wenn sich auch unsre Museumsleiter zum größten Teil schon vom Botaniker zum Kunstgärtner entwickelt haben, fremden Wandgemälden werden Museen niemals die nötigen Lebensbedingungen bieten können. Fresken, deren künstlerisches Wesen doch auf tätiger Mitwirkung am architektonischen Gesamtleben beruht, können nur in „praktischer" Verwendung lebendig bleiben. Aber fehlt es dazu an Gelegenheit? Überall sind Monumentalbauten im Entstehen oder geplant, die den Fresken ein deutsches Heim bieten könnten. Wenn vielleicht gar den Architekten der strebende Geist des Künstlers bei seinem Bau ein wenig inspirierte, es würde ihm und uns nicht zum Schaden gereichen.

Erich Vogeler

Meiner Meinung nach liegt es ganz klar, wohin die Fresken gehören, wenn sie in Neapel nicht bleiben können. Soll Berlin dauernd ohne Aquarium bleiben, wenn das unter den Linden eingeht? Daran denkt im Ernste doch keiner. Wohl denn: hier wäre der gegebene Raum für die Fresken von Marées! Man könnte ihn bauen, wie sie's brauchen und wie sie's verdienen, und gäbe zugleich dem Berliner Aquarium eine Weihe, wie sie kein andres der Welt hat. Neubau des Aquariums und Übersiedlung der Maréesschen Fresken — beide Gedanken sollten füreinander werben und sich gegenseitig helfen! A

## Arbeiterdilettantenkunst

Wir haben den Veranstalter der „Arbeiterdilettantenkunstausstellung" zu Berlin, die soviel Aufsehen erregt hat, den Soziologen Dr. Adolf Levenstein ersucht, uns seine eignen Gedanken über den Gegenstand dieser Ausstellung mitzuteilen. Er hat dem mit den folgenden Sätzen entsprochen:



Digitized by Google

Was für Menschen prägt die moderne Großindustrie unter dem Drucke privatwirtschaftlicher Ökonomie? Welche Kräfte bilden das Gegengewicht einer etwaigen Gefahr physischer und psychischer Entartung? Das sind Fragen, die mich seit langen Jahren intensiv beschäftigt haben.

Seitdem die berufsmäßige Arbeit den Arbeiter teilweise auf die Stufe eines bloßen Mittels herabgedrückt hat und die Arbeitsfreude vielfach verloren gegangen ist, liebt er seine Arbeit nicht mehr, im Gegensatz zum alten handwerkerlichen Arbeiter, in dem immerhin doch noch Kunstinstinkte vorhanden und wirksam waren.

Der moderne Arbeiter lebt nicht vom Brot allein, er geht keineswegs auf im Erwerbsinteresse. Er ist zu einem gewissen Prozentsatze vor allem Geistesweſen und lebt in einer vorgestellten Welt, daher in einer geistigen Sphäre. Die Dissonanz zwischen Physischem und Psychischem bringt charakteristisch ein Schmiedegeselle zum Ausdruck:

„Es klingt der Amboß unter meines
Hammers Schlag,
Sein Klang tönt voll in meiner
Seele wieder,
Denn auch da drinnen grollt es
dumpf und bang,
Wenn man mir Fesseln schlägt, die
Arbeit macht zur Last . . .
Doch lustig heiter, wenn die Arbeit
Freude."

Der Zerteilung, der Atomisierung des Menschen durch die berufsmäßige Arbeit, dem ganzen Zirkel von Unlustaffekten sucht der Arbeiter auf alle mögliche Weise zu entgehen. Gewiß, es ist ein schweres Kapitel, die Freizeit des Arbeiters, denn es heißt: was ist aus einem müden Körper und Geist noch an positiv kultureller Arbeit herauszuholen? Und doch lehrt uns die Ausstellung, wie sich Tausende dieser ruhelosen und gehetzten Menschen zur Kunst hinüberretteten, so daß die Kunst vielfach ein Beweis seelischen Gleichgewichtes wurde. Bergarbeiter, Anstreicher, Schuhmacher, Tagelöhner, Kanalarbeiter, Schlosser, Schneider, Buchdrucker, Maurer usw. greifen zum Pinsel oder Griffel, um immer reichere und schönere Kräfte aus der Natur zu schöpfen und sie dann in Bildern zu verinnerlichen. Und dies alles bei Wochenlöhnen von 15, 20, 25, 30 und 35 Mark bei Frau und zwei bis sieben Kindern.

Da schreibt ein Maschinist: „Ich male meiner selbst willen, da es für mich eine Fundgrube der köstlichsten Freude ist. Dem Spott aus meiner Umgebung trotze ich, und schweigend verzeihe ich denen, die mich nicht verstehen. Ein heulender Ton im nächtlichen Morgen ruft mich zur Arbeit, die hereinbrechende Nacht findet mich daheim. Doch ich bin heiter, ich bin glücklich. Getreu bleibe ich der Arbeit und der Kunst." Da ist einer, der zu arm ist, um sich Leinewand zu kaufen und ein 80 Jahre altes Transparent benutzt, um das Kloster seiner Heimat zu malen. Und ein simples Schneiderlein schreibt: „Für mich ist mein Schneidersitz Koch-, Schreib-, Zeichen- und Arbeitstisch." Wieder einer, ein Tischler, ist gar von Herzen froh, daß er nur ein einfacher Arbeiter ist, er meint, er kann sich doch über alles freuen, wenn er nur die Sonne sieht, oder ein Käfer surrt. Ein Ochsenfütterer, der bei 12 Mark Monatslohn auf dem Lande lebt, malt mit unendlicher Liebe Abendstimmungen seines verträumten Heimatdorfes. Ein andrer, der in einer Zuckerfabrik von früh 7 bis 8 Uhr abends tätig ist, malt bis tief in die Nacht



Digitized by Google

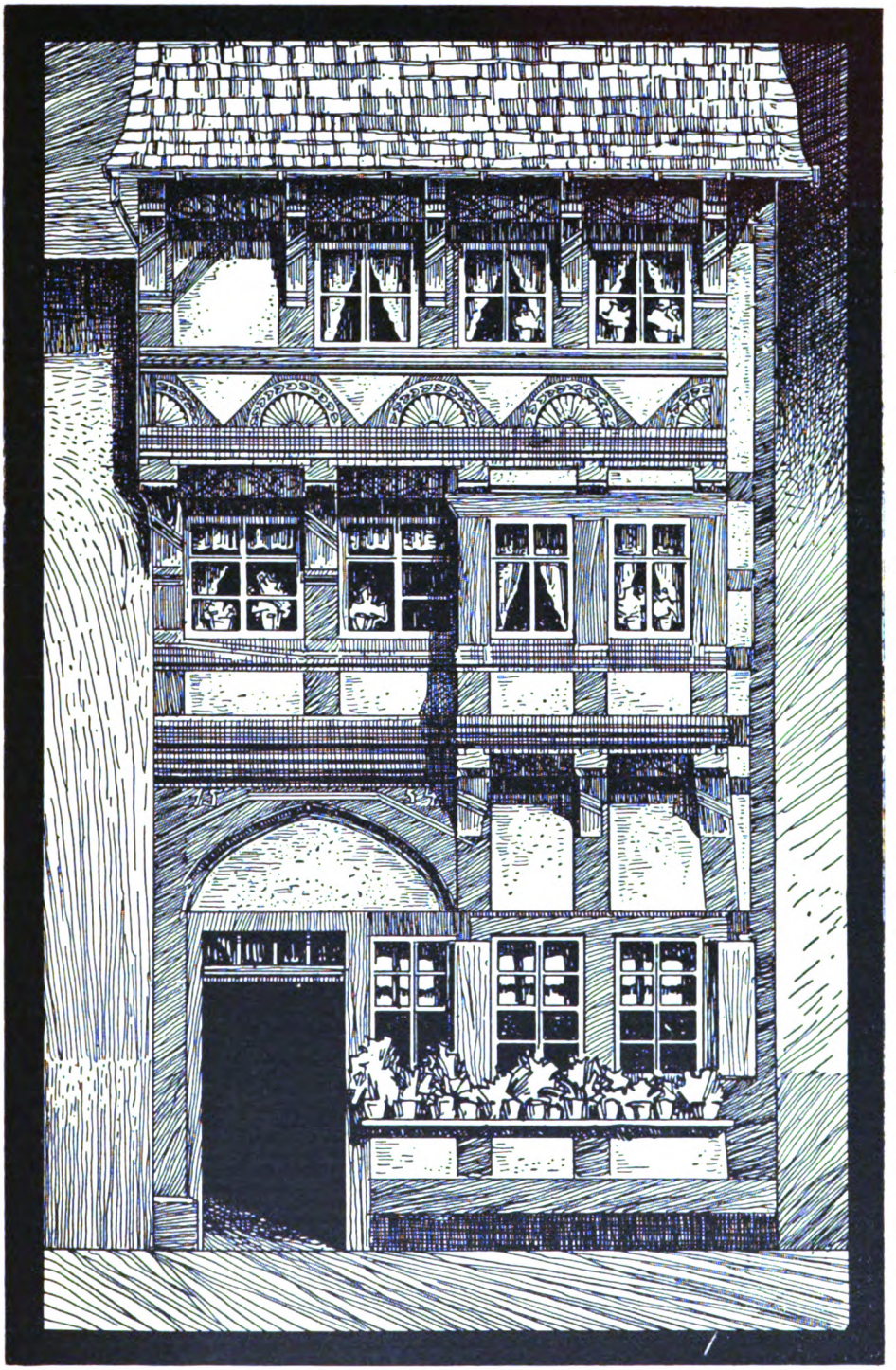
hinein, bis ihm der Kopf auf die Palette sinkt, „so fand mich oft meine Frau, und wie ich dann aussah, können Sie sich wohl denken", schreibt er. Ehrgeizig sind sie nicht, unsre Arbeiterdilettanten! „Mir gleichgültig, wie die Berliner über meine Bilder denken, meine Freude an der Natur verliere ich darum nicht", schreibt ein Eisendreher. „Am liebsten möchte ich meine Bilder nicht verkaufen" — ist ein Refrain, der erfreulicherweise recht oft ertönt. Mit welch primitiven Mitteln wurde zuweilen dem seelischen Drange Ausdruck verliehen! Jene Plastik, die den ersten Menschen verkörpert, sitzt auf einer leeren Bratheringsdose, und jener wundersame Baumstumpf, den fletschend der Ichthyosaurus erklettert, birgt eine Kohlbüchse. Ein Dreher, Vater von fünf Kindern, hält eine alltägliche Szene plastisch fest: ein Weinrestaurant. Hinter der hohen Spiegelscheibe ein Mann und ein Weib Champagner trinkend, davor ein ausgehungerter Armer. Die „Mutigen" nennt er sein Werk. Aber schweigsame Naturen sind sie fast durchweg, diese Arbeiterkünstler. Kontemplative Menschen, die sich durchgerungen haben, Menschen, von denen wir sehr viel lernen können. Die weitaus meisten dieser Arbeiterdilettanten sind Analkoholiker, darum vielleicht die Verfeinerung der seelischen Kräfte, die Sehnsucht nach der Linie und den Farben. Gewiß, die meisten der Arbeiterkünstler sind ökonomisch und technisch versklavte Menschen, vielleicht aber ist es wahr, daß das Weben der Phantasie hart an der Hungergrenze beginnt und sogar Lustgefühle erzeugt. Darin liegt die kulturelle Bedeutung der Arbeiterdilettantenkunstausstellung: in der Erweckung von Lustgefühlen durch die Kunstbetätigung. Diese Lust im Proletariat zu mehren, sollte uns der soziale Utilitarismus befehlen. Lust ist aber an sich Hoffnung, und diese muß das Übergewicht haben, wenn nicht Verzweiflung und Lethargie eintreten sollen. Von den Arbeiterkünstlern gilt das Wort, das mir einst Professor Harnack schrieb: „Sie gehören sämtlich zu dem Geschlecht, das aus dem Dunkeln ins Helle strebt, und indem sie dies so kräftig betonen, fühle ich mich ihnen verwandt, so verschieden meine Weltanschauung ist."

Wie oft wurde die Frage gestellt, wie es möglich war, die Bilder zusammenzubringen. oder welche Methode angewandt wurde. Als ob sich das lebenswarme Individuum mit seinen komplizierten Gefühlsnuancen in Methoden pressen ließe.

Eine sehr weit umfassende wissenschaftliche Untersuchung brachte mich mit vielen Tausenden von Arbeitern in Berührung. Hier und dort gelang es feinste seelische Fäden zu knüpfen, sie enger zu ziehen erforderte eine weitausgedehnte Privatkorrespondenz. Ein ganz individuelles Vorgehen ermöglichte erst, die tief innerlichen Triebe des Arbeiters zu analysieren und das seelische Füllbecken zum Überfluten zu bringen. Schwer ist es, dem Proletarier in sein Inneres zu sehen. Menschen, die mit einem Lebensschema zur Welt kommen, sind meist schweigsam, weil ihr ganzes Leben nichts ist, als eine monotone Kette ewiger unauskömmlicher Arbeit, Freudlosigkeit des Daseins, Atomisierung des Lebensplanes. Aber da in der Tiefe schlummern wunderbare Kräfte, leben sonnentüchtige Menschen von einer Höhe der Weltanschauung, der ich nur staunend zu folgen vermochte. So wurden



Digitized by Google



**DUDERSTADT: STEINTOR** Nr. 448 (1554)

Aus Scheibners „Städtischem Bürgerhaus Niedersachsens" (Verlag von Gerhard Kühtmann in Dresden)

Digitized by Google

mir viele, viele zu Seelenfreunden. Manche Stunden verträumte ich bei denen „Aus der Tiefe“, gewann Einblick in eine Welt, in der gar oft jungfroher Optimismus Wurzeln geschlagen hatte.

Suchend und sehnend betrachtete ich die kalten Wände mit den verinnerlichten Bildern in manchem sonst trostlosen Arbeiterheim, hatte ungeheuer viel Mißtrauen zu überwinden, nicht zuletzt die schamhafte Scheu vor der Öffentlichkeit zu besiegen. Sie wollten sich nicht dem Spott ihrer Kameraden aussetzen, nicht den kritischen Blicken, die kühl über das hingleiten konnten, was aus tiefster Seele gegeben war. Sie trieben Kunst wie unter einem Zwange, jenem Zwange, der auch die Kunst der Naturvölker entstehen läßt. Adolf Levenstein

Angewandte Kunst

## Vom „Kunstsinn“

In meiner Jugend stellten wir uns die Scherzfrage, wie man eine Kanone mache: „Man nimmt ein Loch und gießt Bronze darum!“ So machten selbst die Ulmer mittelalterliche Denkmäler.

Der alte Ulmer Maler und Bildhauer Hans Multscher, ein tüchtiger Meister, schuf für einen gewissen Konrad Karg 1433 einen Altar in Sandstein, ein stattliches Werk. Es stand im Münster in einer Nische, die aber später vermauert wurde. 1905 legte man diese wieder frei. Aber von Multschers Werk fanden sich nur kümmerliche Reste: Ein Stoffgehänge, das fünf Engel halten, ein paar Ansatzspuren von Figuren. Man kann daraus ungefähr schließen, was diese Gestalten dargestellt haben. Inschriften geben weiteren Anhalt. Es mögen im ganzen 24 Figuren gewesen sein, von denen uns einige soviel Spuren hinterließen, daß man ungefähr erraten kann, wie sie etwa bewegt gewesen sind: Kein Kopf, nur wenige Reste der Oberkörper sind erhalten.

Das ist sehr traurig und eine rechte Lehre dafür, daß man mit Kunstwerken schonend umgehen muß. Der Kunstgelehrte kann aus den Resten noch etwas lernen, für den Kunstfreund sind sie verloren.

Die Ulmer aber denken anders. Ihre „Pietät“ treibt sie an, den Altar wiederherzustellen: das heißt nicht die Pietät vor einem Altar überhaupt treibt sie an, denn das Münster ist protestantisch und der Altar ist katholisch. Nicht die Pietät vor dem Stifter Karg: der ist längst vergessen! Nicht die Pietät vor dem einstigen Kunstwerk, denn dies ist ja nicht mehr vorhanden. Sondern der „Kunstsinn“, jenes wunderliche Organ des Menschen, das so oft die tollsten Streiche verübt, treibt sie an, für die Reste „etwas zu tun“.

Es wird also ein Bildhauer angehalten, sich in den Geist Multschers zu versetzen. Multschers Geist kennt man gar nicht, wohl aber einzelne Werke dieses Geistes. Wenn also der Bildhauer die Werke Multschers fleißig nachahmt, so hofft man, daß der Geist ihres Schöpfers über ihn komme. Und nun soll der moderne Bildhauer einen Altar machen, so wie er glaubt, daß der alte gewesen sei, der also zwar seiner Hände, aber nicht seines Geistes Werk ist: er soll mit dem Kopf Multschers denken, dem vor 400 Jahren begrabenen Kopfe, und soll so schaffen, daß sein Werk als das Werk der längst verwesten Leiche des mittelalterlichen Bildhauers erscheint.

Der Führer durch das Münster wird dann als ehrlicher Mann etwa so zu berichten haben: „Meine Herrschaften, dies hier ist der 1910 hergestellte Altar von 1433. Er ist von Konrad Karg gestiftet, und



Digitized by Google

400 Jahre nach seinem Tode ausgeführt worden. Hergestellt hat ihn ein Bildhauer, dessen Geist im 15. und dessen Hände im 20. Jahrhundert lebten. Errichtet haben ihn Leute, deren kirchliche Ansicht war, die im Altar dargestellte Marienverehrung sei eine kirchliche Irrlehre, die aber glaubten, es sei eine ideale Forderung, das zu verherrlichen, woran sie nicht glaubten. Man hat alle möglichen Kunstsachverständigen gefragt, ob man recht damit fuhr, einen Altar ausgestalten zu lassen, dessen künstlerisches Hauptverdienst sein soll, daß man nicht sieht, daß man ihn ausgestalten ließ. Man hat die Denkmalpfleger gefragt, ob es recht sei, ein Werk zu schaffen mit der Absicht, es als nicht vom Schöpfer hergestellt erkennen zu lassen. Man hat die Altertumsfreunde gefragt, ob der neue mittelalterliche Altar einen geschichtlichen Wert habe. Meine Herrschaften! Diese alle haben erklärt, das, was die Ulmer hier betrieben, sei eine Torheit. Und deshalb haben die Ulmer keinen Augenblick gezögert, es weiter zu betreiben!"

Cornelius Gurlitt

## Vom rauchenden Beton-Baum

berichtet der „Kunstherold", „wirtschaftliches Zentralorgan für bildende Künstler" mit schönem Ernste das Folgende unter dem Stichwort „Zur Erhaltung des Landschaftsbildes". „Auf einem wunderbar gelegenen Gute bei Malmaison sollte eine elektrische Lichtanlage angelegt werden, es war dazu notwendig, einen hohen Schornstein für den Abzug der Rauchgase zu errichten. Dieser Schornstein hätte aber das ganze Landschaftsbild verunziert. Der Besitzer des Gutes hat sich daher in folgender Weise geholfen: er ließ sich aus Beton einen Baum nachbilden, der sich in seiner Gestalt vollkommen den übrigen auf dem Gute stehenden anpaßte. Der aus armiertem Beton hergestellte Baumstamm zeigte die Risse und Brüche wie die andern Waldriesen und selbst auch abgebrochene Zweigansätze usw., so daß es eines sehr fachmännisch geschulten Auges bedarf, um zu erkennen, daß man es hier nicht mit einem natürlichen Baum, sondern mit einem Baumwerk aus Beton zu tun hat, das als Schornstein zum Abzug der Rauchgase der elektrischen Kraftanlage dient."

Das ist die Lösung! Und so sei die Lösung „zur Erhaltung des Landschaftsbildes" die: kein Fabrikschornstein mehr, wo früher ein Baum stand, es sei denn in der Form eines Baumes aus Beton!

Naturschutz

## Joseph Schöffel

ist gestorben. Kein lauter Name, kaum in seiner österreichischen Heimat nach Gebühr bekannt, geschweige denn im Reich. Und doch war er einer der ersten, der die uns so geläufige und selbstverständliche Idee des Heimat- und Naturschutzes praktisch und mit glänzendem Erfolge vertreten hat. Er hat den Wienern den Wienerwald gerettet. Was das bedeutet, kann freilich nur recht ermessen, wer einmal aus den letzten Vorortgassen zu den bunten Wäldern um den Hermannskogel emporgestiegen ist. Es kann sich ja wohl keine Großstadt eines so nahen und mächtigen Naturparks rühmen. Dieser Schatz sollte in der ärgsten Gründerzeit den Wienern entrissen, der Wienerwald sollte abgeholzt werden. Schöffel, ein ehemaliger Offizier, erzwang, ganz allein gegen eine Phalanx von

Heimatpflege



Digitized by Google

skrupellosen Kapitalisten, bestochenen Beamten und korrumpierten Journalisten in einem über zwei Jahre (1870—72) dauernden publizistischen Kampf einen Erfolg, der in seiner Art einzig ist. Der auch recht nach Österreich paßt, wo noch immer das Wertvollste von der starken Einzelpersönlichkeit, ohne die Hilfe einer Organisation, meist im Kampf mit der kompakten Majorität, dem Beamtentum und den Machern der öffentlichen Meinung geleistet worden ist. Heute wird Lueger als der Anreger des Wald- und Wiesengürtels gepriesen. Die Gerechtigkeit verlangt, daß Schöffels erstes und allergrößtes Verdienst um diesen vorbildlich gewordenen Plan an die rechte Stelle gerückt werde. U.

Handel und Gewerbe

## Die moderne Industrie und die Freiheit der Persönlichkeit

Einer unsrer führenden Techniker, Professor Otto Kammerer von der Hochschule in Charlottenburg, hat vor einigen Jahren die Frage aufgeworfen: „Ist die Unfreiheit unsrer Kultur eine Folge der Ingenieurkunst?“* Grund genug zu solcher Frage ist vorhanden. Denn obgleich alles Mögliche geschehen ist, den Menschen Freiheit zu geben, obgleich man die Sklaverei aufgehoben, die Hörigkeit beseitigt und die berühmte gesetzliche Gleichheit und Freiheit aller geschaffen hat, sind die Menschen doch nicht gleich und frei; die alte Sklaverei besteht weiter; nur den Namen hat man abgeschafft, nicht die Einrichtung. Ja, die Gebundenheit und die Härte des Zwanges scheinen noch größer geworden zu sein.

Da liegt es für oberflächliche Beobachter allerdings nahe, die Technik dafür anzuklagen. Denn die Technik ist der Faktor, der in neuester Zeit das Leben am stärksten aufgewühlt, die Entwicklung am entschiedensten beeinflußt, die einschneidendsten Umwälzungen hervorgerufen hat. Sogar das muß zugegeben werden, daß als unmittelbare Ursache vieler Schäden in unsern sozialen Verhältnissen die Technik gelten kann. Aber „Ursache“ ist eigentlich nicht das richtige Wort, denn das würde hier zugleich „Schuld“ bedeuten. Und schuld an der zunehmenden Unfreiheit ist die Technik, wie schon Kammerer gezeigt hat, eben nicht. Auslösendes Moment nur war die Technik.

Die Gesellschaft mit all ihren Kulturschöpfungen ist ein innig zusammenhängendes System, in dem jedes Glied auf alle andern Glieder wirkt und jede Regung irgendwelche andre hervorruft. Nicht die kleinste Veränderung kann irgendwo geschehen, ohne daß sie sich an irgendeiner andern Stelle bemerkbar machte. Da ist es gar nicht anders denkbar, als daß die technische Entwicklung das System in Schwankungen versetzt und irgendwo Veränderungen hervorgerufen hat. Daß aber diese Veränderungen einen Charakter haben, der uns unerwünscht ist, dafür kann die Technik nicht. Die Technik als solche kann gar keinen Schaden stiften, sondern nur Nutzen bringen. Die Technik ist, wie wir das an anderer Stelle (Kw. XXII, 23) näher ausgeführt haben, einfach die Kunst der Arbeit. Um seine mancherlei Bedürfnisse zu befriedigen, muß der Mensch arbeiten, und diese Arbeit zu er-

* Rektoratsrede, gehalten am 26. Januar 1903 in der Hochschule zu Charlottenburg



Digitized by Google

leichtern und zu vervollkommnen und ihren Wirkungsgrad zu erhöhen, das ist die Leistung der Technik.

Ein Kaminfeuer kann in einem kalten Zimmer sehr nützlich und angenehm sein. War aber in dem Zimmer aus Versehen ein Gashahn offengeblieben, so kann das Aufflammen des Feuers die unmittelbare, auslösende Ursache einer unheilvollen Explosion werden. Darum wird das Kaminfeuer noch lange nicht als schädliche Einrichtung verdammt werden; sondern man wird wissen, daß man die eigentliche, schuldhafte Ursache wo anders zu suchen hat.

Der Fall der Technik liegt genau so.

Und was ist in Wahrheit die Ursache der Unfreiheit? —

Daß man die Menschen nicht wirklich, nicht tatsächlich freigemacht hat, als man dekretierte, Sklaven und Hörige gibt es von nun an nicht mehr, sondern alle sind frei und gleich vor dem Gesetz. Das hieß nicht, einen Menschen freimachen, daß man ihm sagte: „Von nun an bist du nicht mehr Leibeigner deines bisherigen Herrn; behalte, was du gerade auf dem Leibe hast, und gehe hin und arbeite für dich selber.“ Wo sollte er denn arbeiten? In der Luft? Die ist ja allerdings heute noch nicht monopolisiert — ob sie im Zeitalter der Luftschiffahrt diesem Schicksal auf die Dauer entgehen wird, ist eine Frage für sich. Aber leider gibt sie bei aller Arbeit kein Korn, daraus man Brot backen, keine Baumwolle, daraus man Kleider weben, keine Ziegel, daraus man Wohnungen bauen könnte. Das alles gibt nur der Boden. Der aber war für unsern neuen „Freien“ nicht frei, sondern war im Besitz der Nachfolger derer, die ihn meist nach dem Faustrecht „ehrlich erworben“ hatten. Als man dem Menschen die Freiheit der Persönlichkeit gab, gab man ihm nicht auch die Freiheit der Arbeit. Da aber die Persönlichkeit nur ist, solange sie lebt, und leben nur kann, wenn sie arbeitet, so war in Wirklichkeit auch die Persönlichkeit nicht befreit worden. Nichts weiter war gegeben, als die Freiheit zu verhungern, die vordem vielleicht durch Prügel eingeschränkt war.

Wenn nun gerade die moderne Industrie als eine Quelle der Unfreiheit erscheint, so kommt das daher, daß eben die Industrie in neuester Zeit der hauptsächlichste Arbeitgeber war, also die meiste Gelegenheit zum Leben bot. Deshalb bleibt aber die Unfreiheit des Bodens nicht minder der letzte Grund für die Unfreiheit der Persönlichkeit. Denn einmal würde die Freiheit des Bodens zum mindesten die Bindung durch die Industrie mildern, zum andern aber, und das ist die Hauptsache, ist auch die Industrie durch die Unfreiheit des Bodens gebunden und gibt diese Bindung nur weiter. Industrie ist ja, wie schon gesagt, auch nur Arbeit, und Arbeit gibt es nun mal nicht ohne Boden. Die Arbeit ist der Antäos, der vom Boden überhaupt erst sein Dasein nimmt. Arbeit in der Luft, die nie mit dem Boden Berührung gehabt hätte, gibt es einfach nicht. Der Boden ist der Ausgang alles Seins, alles Lebens und aller Freiheit. Das wisset, die ihr klagt über Zwang und Unfreiheit der Persönlichkeit!

Otto Schulz

## Vom Klubsessel

Gesellschaft

In Berlin und in der Provinz wurde während der letzten Thea-



Digitized by Google

terſaiſon eine Komödie „Im Klubſeſſel“ mit ſehr viel Erfolg gegeben, in der dieſes ſympathiſche Möbel als Ideal des menſchlichen Daſeins paradiert. Glücklich zu preiſen — ſagt darin der Dichter — wer in bequemer Rückenlage, mit weit von ſich geſtreckten Beinen die ſchönen Dinge des Lebens zu genießen weiß! Ein neumodiſcher Philoſoph hat kürzlich ſogar behauptet, daß man im Klubſeſſel ganz anders denke; die geiſtige Perſpektive verſchiebe ſich, man ſchnelle gleichſam um etliche tauſend Meter höher hinauf über das ordinäre Sein. Alles Allzubemerkliche des Taldaſeins verſchwinde, die gemeine Deutlichkeit der Dinge blaſſe zu einem bloßen Bilde ab, deſſen Formen und Farben ausſchließlich Freude bereiten.

Jedenfalls bleibt die Tatſache: wir ſind ungemein bequem geworden. So ein alter Fauteuil aus der Großväterzeit zum Beiſpiel wird dem modernen Klubſeſſelſitzer ſehr unbequem erſcheinen, und er war doch ſeinerzeit das behaglichſte Möbelſtück, war der Ruhe- und Feierplatz innerhalb der vier häuslichen Wände, berechnet für die Alten, denen man ein Sich-gehen-laſſen erlaubte.

Wie kommt es nun, daß man ſelbſt in dieſem Ruheſtuhl noch „Haltung“ bewahrte, daß man auch beim bequemſten Sitzen an einer gewiſſen Zeremonie feſthielt, während wir's heute nur bequem, nichts als bequem haben wollen? Sollte dieſer Unterſchied der Bequemlichkeiten nur ein Zufall ſein, den man auf techniſche Fertigkeiten der Tiſchler und Architekten zurückführen könnte, ſollte ſich in ihm nicht ein Stückchen Weſensverſchiedenheit zweier Zeiten ſpiegeln? Die Großväterzeit hatte andre Gebärden der Arbeit als wir, andre Gebärden der Unterhaltung und des Spiels, andre Gebärden der Kunſt und andre Gebärden des Ruhens. Die Abhängigkeit der bürgerlichen Welt von der Lebenskultur des Adels brachte es mit ſich, daß der Adel in den Dingen des Geſchmacks tonangebend war. Die Gebärden der adeligen Welt aber ſagten dazumal noch etwas oder wollten etwas ſagen: ſie drückten aus, daß in den Gliedern des vornehmen Mannes fortwährend das Bewußtſein der Macht ſein reizvolles Spiel ſpiele. So ließ ſich der Menſch von adeliger Sitte nicht gern wie ganz erſchöpft in den Seſſel fallen, er vermied, wo andre ſich's bequem machten, den Rücken anzulehnen, er wollte nicht müde ſcheinen, weil er es gewöhnt war, nicht müde ſcheinen zu dürfen, wenn er ſtundenlang bei Hof auf ſeinen Füßen ſtand. Und ſo, wie er draußen, außerhalb ſeines Hauſes, unter Menſchen, in Geſellſchaft, im Dienſt die Bequemlichkeit verſchmähte, ſo richtete er auch ſein Haus nicht in erſter Linie auf das rein Bequeme ein, ſondern großräumig und würdevoll, wie zu einem Aufenthalt größerer (und höherer) Weſen. Sind die Königsſchlöſſer, die alten Paläſte etwa auf Bequemlichkeit gebaut? Für unſern Geſchmack iſt da alles zu groß, zu weit, wie eine rieſige Rüſtung, in die der ſchmale Körper nicht paßt, um bürgerlich zu ſprechen: „ungemütlich“. Die alten Barockpaläſte fordern von ihrem Bewohner immerwährend „Haltung“. Man war gewohnt, ſtets den Anſchein einer beſtändig gegenwärtigen phyſiſchen Kraft zu wahren, wie man durch beſtändige Heiterkeit und Verbindlichkeit, ſelbſt in peinlichen Lagen,



Digitized by Google

den Eindruck aufrechterhielt, daß Seele und Geist jeder Gefahr und Überraschung gewachsen seien. Man wollte dem Reiter gleichen, der ein leidenschaftlich stolzes Roß in spanischem Tritt gehen läßt, wollte Macht atmen, Macht zeigen. Und wenn man sehr oft in den Sitten nur den Schein des Machtgefühls hervorrief, so wuchs doch durch den Eindruck, welchen dieses Spiel auf die Nicht-Vornehmen machte, das wirkliche Gefühl der Überlegenheit.

„Haltung", das erste Gebot der militärisch-adeligen Sitte, hat fast drei Jahrhunderte beherrscht und ist selbst noch im Stil der Großväterzeit zu spüren. Nach dem Gebot der vornehmen Welt war es einfach unpassend, müde zu sein oder sich müde zu zeigen. Auch das Ausruhen war an ein Gesetz gebunden, war Zeremonie. Wir sind heute darin ehrlicher, hauptsächlich wahrscheinlich deshalb, weil wir keine Zeit zu Zeremonien haben. Das Leben von heute zwingt mehr oder weniger dazu, jede „Form" außer acht zu lassen; man denkt mit der Uhr in der Hand, wie man zu Mittag ißt, das Auge auf den Stundenplan gerichtet; man lebt wie einer, der fortwährend etwas versäumen könnte. Es ist nur eine Folge dieser Hast, daß alle Formen und das Gefühl für die Formen selber, daß Ohr und Auge für die Melodie der Bewegungen zugrunde gehen. Hat man endlich einmal eine Ruhepause, dann ist man müde und will sich nicht nur „gehen lassen", sondern lang und breit und plump sich hinstrecken.

Man könnte noch andere Zeugen als „Zeichen der Zeit" anführen, zum Beispiel unsre Briefe, unsre Unterhaltungen. Schreibt heute noch jemand Briefe, wie man sie ehemals schrieb, unterhält und vergnügt man sich, wie man sich ehemals unterhielt und vergnügte? Eigentlich macht heute jedes Vergnügen und jede Freude verdächtig, die Arbeit allein bekommt immer mehr das gute Gewissen auf ihre Seite: wird doch schon Vergnügen und Freude als „Erholung" maskiert. „Man ist es seiner Gesundheit schuldig" — so sagt man, wenn man beim schönen Bummeln ertappt wird. Ehedem war es umgekehrt: Der Mensch „von Stande" arbeitete unter dem Druck des Gefühls, daß sich das eigentlich für ihn nicht schicke, daß es etwas Plebejisches sei. Heute hat schon das Wort „Nichtstun" eigentlich einen verächtlichen Klang. Also nicht Nichtstun, sondern Erholen, Ausspannen, Atemschöpfen. Etwas gesundheitlich Erforderliches, bei dem man dann allerdings das Recht hat, sozusagen in Hemdärmeln einhergehn zu dürfen. Der Klubsessel ist der Ausdruck einer Wertung der Arbeit, die müdegearbeitete Menschen als ethisches Ideal aufstellt.

Hier freilich kann man einen bescheidenen Einwand tun: Man kann bemerken, daß die müden Freunde englischer Klubsessel nicht gerade zu den meistabgearbeiteten Sklaven zu gehören pflegen. Eigentlich verbessert dieser Einwand die Ethik des Klubsessels allerdings nicht. Die einen seiner Besitzer oder Belieger „lümmeln" sich im Sessel, weil sie sich durch jahrelanges Nicht-lümmeln-können ein Recht darauf erworben zu haben glauben; die andern aber posieren diese Gebärde des ruhebedürftigen Mannes, weil sie das schlechte Gewissen der Plebejernatur haben. Obzwar sie glückliche Nichtstuer sind, getrauen sie sich nicht es zu



Digitized by Google

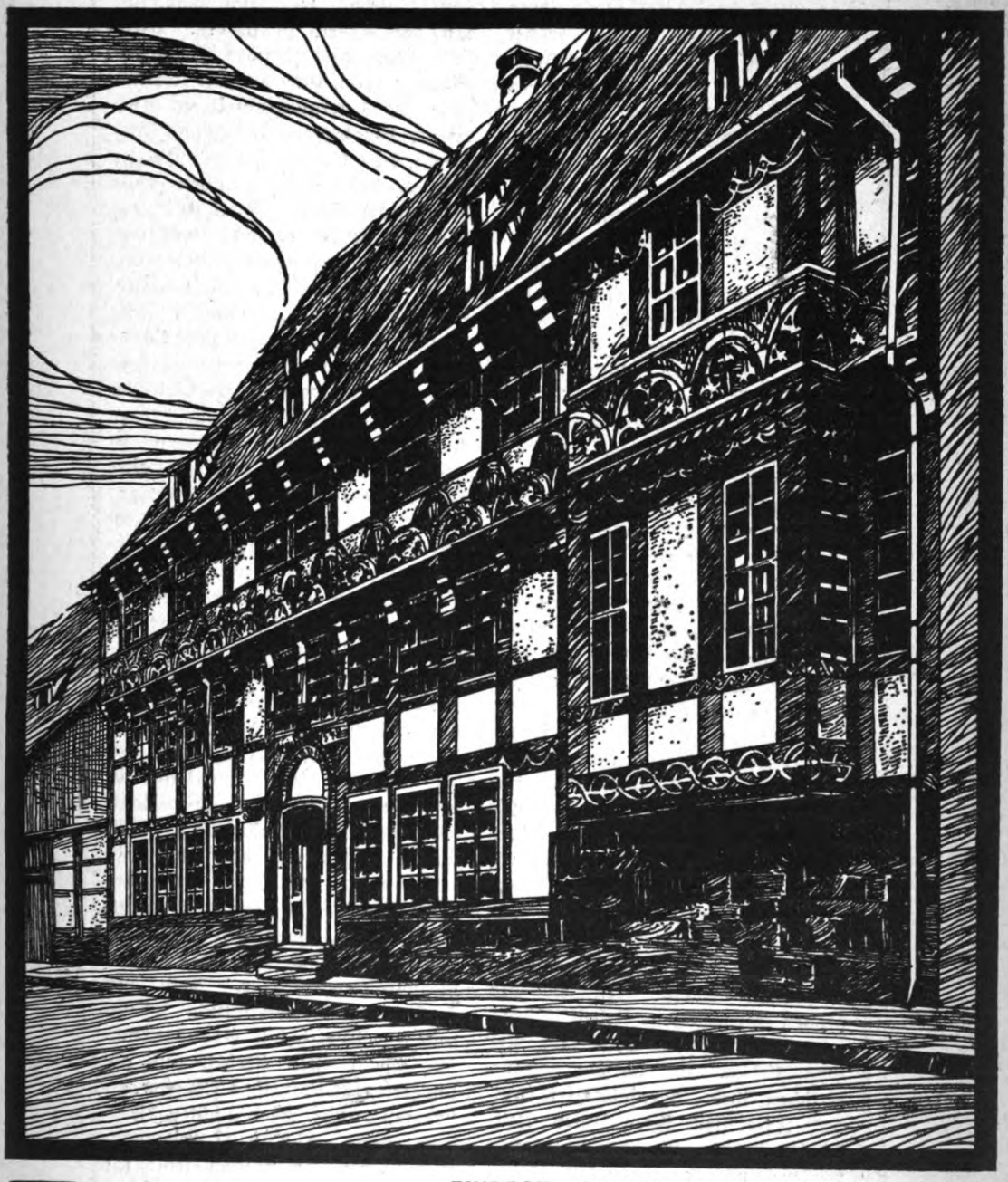
scheinen. Sie imitieren als „ästhetische Gebärde", was beim abgearbeiteten Manne immerhin einen physiologischen Entschuldigungsgrund hätte. Karl Tschuppik

## Aus dem Seelenleben des vierten Standes

Eine neue Art von Memoirenliteratur beginnt sich zu entwickeln. Paul Göhre läßt den von ihm herausgegebenen beiden Selbstbiographien von Arbeitern eine dritte folgen: Wenzel Holeks Lebensgang eines deutschtschechischen Handarbeiters (bei Eugen Diederichs in Jena), und der Berliner Arzt und Sozialpsycholog Dr. Levenstein, der Veranstalter der Arbeiterkunstausstellung, gibt in zwei im Morgen-Verlag erschienenen Bändchen („Arbeiterphilosophen und -Dichter" und „Aus der Tiefe, Beiträge zur Seelenanalyse moderner Arbeiter") kürzere Dokumente des geistigen Lebens im Proletariat. Diese Bekenntnisse sind durchwegs soziologisch von hohem Werte. Man sieht hier von der homogenen Masse des vierten Standes einzelne Individualitäten sich loslösen, die in ihrem Fühlen und Denken wenn nicht die ganze Arbeiterschaft, so doch weite Kreise in ihr repräsentieren. Trotz aller persönlichen Unterschiede kann man von einer typischen Lebensform reden, die ihnen allen gemeinsam ist. Sie stammen sehr oft vom Lande, aus dem sehr gedrückten ländlichen Proletariat und werden, wie vor allem Holek (der die Ursachen der Landflucht lebendig und unmittelbar vor Augen führt) „von der Not getrieben oder von dem Glanz der höheren Löhne in die Stadt gezogen, um sich dort auch ein kleines Kapital zu erringen, .... und dann womöglich wieder zurückzukehren aufs Land". Oder sie kommen aus dem alten Handwerk, das sie (gewöhnlich ungern) aus Mangel an Arbeit verlassen müssen. Oder (dieser Fall ist nur bei den jüngeren häufiger) sie stammen aus dem älteren Industrieproletariat. Alle sind ohne väterliche Tradition, ohne die Überlieferung eines ererbten Berufes oder Besitzes, einer überkommenen Lebensanschauung und Daseinsform, alle sind losgelöst von der Vergangenheit und in einen Zustand versetzt, für den sie bei ihren Vätern oder Lehrern kein Vorbild oder wenigstens nur ein sehr unvollkommenes finden konnten. Alle verleben eine harte, vorzeitig dem Erwerbe gewidmete Jugend, fast alle genießen keinen regelrechten zureichenden Unterricht — ein Umstand, den sie dann oft als das schwerste ihrer Lebensübel empfinden. Sie werden dann meist unstet je nach den spärlichen, oft versagenden Erwerbsmöglichkeiten umhergetrieben und gelangen selten zu einem dauernden Besitz. Dieses nahezu vagierende, vielfach außerhalb der Gesellschaft verbrachte Leben bekommt (meist sehr früh) dadurch Festigkeit und einen bestimmten sozialen Charakter, daß sie Weib und Kind ernähren müssen. Doch haben viele (die meisten Bekenntnisse greifen allerdings bis in die achtziger Jahre und weiter zurück) nicht etwa von vornherein das Bewußtsein, einer bestimmten Klasse anzugehören. Sie trachten hie und da, zu einem kleinbürgerlichen Dasein aufzusteigen, begründen kleine Geschäfte, versuchen sich in verschiedenen Berufen — die hier Vertretenen alle mit völligem Mißerfolg. Sie stehen der kapitalistischen Wirtschaftsordnung in geistiger und materieller



Digitized by Google



EINBECK: STEINWEG Nr. 9 (1548, ERKER SPÄTER)

Aus Scheibners „Städtischem Bürgerhaus Niedersachsens“ (Verlag von Gerhard Kühtmann in Dresden)

Digitized by Google

Hinsicht wehrlos und ohne jede Orientierung gegenüber. Dann kommt bei ihnen allen, früher oder später, das große Erlebnis: der sozialistische Gedanke, der Marxismus. Zuerst ist die chiliastische Hoffnung auf den Zukunftsstaat in einer Weise in diesen Menschen lebendig, daß man deutlich einen religiösen Kern der Bewegung erkennt. Besonders lehrreich sind in dieser Hinsicht Holeks Schilderungen aus den Anfängen der Sozialdemokratie. Dann kommt vor allem ein starkes und stärkendes Bewußtsein einer großen Gemeinschaft zur Geltung. Man erhält nicht leicht einen lebendigeren Begriff von der Leistung, die die sozialistische Idee mit der geistigen und sozialen Organisation dieser wirren, rat- und haltlosen Masse vollbracht hat, als in diesen Arbeiterbekenntnissen. Man erlebt es unmittelbar mit, wie sie allen diesen entwurzelten Menschen einen Lebensinhalt gegeben hat; sie alle rechnen erst von da an ihr wirkliches Leben. Die sozialdemokratische Idee muß ihnen alles ersetzen: Heimat, Grund und Boden, Nation, kirchliche Gemeinschaft und die alte christliche Weltanschauung. Von diesen alten Besitztümern war in den meisten Fällen höchstens die hohle Form zurückgeblieben, die bei der ersten Berührung mit den sozialistischen Ideen nun ohne weiteres zusammenbricht. Diese Menschen der groben körperlichen Arbeit führen dann zum größten Teile eine Art Doppelleben, sie scheiden streng zwischen ihrer Berufstätigkeit und den Interessen ihrer freien Zeit. Während die Lieder der Handwerker aus den früheren Jahrhunderten immer ihre Beschäftigung priesen, ist in diesen Zeugnissen des proletarischen Seelenlebens fast nirgends ein unmittelbarer, freudiger Zusammenhang mit der Arbeit zu spüren. Vielfach wird die Einförmigkeit der Beschäftigung klar als der Grund für ihre Unerquicklichkeit erkannt. Einer, der Bergmann Hugo Teuchert, der sich dieses Doppelzustandes und seiner Halbheit ganz deutlich bewußt ist, kommt zu einem höchst auffallenden, ganz reaktionär klingenden Geständnis: „Ich frage mich manchmal, ist diese Aufrüttelung Wohltat oder ist sie Plage für das arbeitende Volk? Da komme ich immer zu dem Schluß: eine Halbbildung wird sich immer fürchterlich rächen. Man teilt den Arbeiter sozusagen in zwei Stücke, wovon sich die eine Hälfte wie ein Wurm in niedriger Fron windet, die andre sucht sich vergeblich Schwingen zu verleihen, um aus dem Labyrinth von Jammer und Elend herauszukommen.“ Eine solche unbefriedigte Halbbildung, ein solch mühevolles Hinwegstreben von der unmittelbaren Wirklichkeit, ein solcher Mangel an Wirklichkeitsgehalt und gesundem Mitleben in der Umwelt macht sich dann in den meisten der Gedichte geltend, die Levenstein mitteilt. Eine Ausnahme zeigen nur die Stücke, in denen es sich um jenes große Erlebnis der sozialistischen Gemeinschaft handelt, so die zwei Skizzen „Streik“ und „Bekehrung“ von dem Maschinisten Kühler. Von den übrigen sind erstaunlich wenige aus der Wirklichkeit herausgewachsen, die meisten streben auf gut bürgerlich-dilettantische Weise erprobten und abgebrauchten Formen nach. Bei den allgemeinmenschlichen Erlebnissen fehlt fast durchwegs die Eigenart, die Sicherheit und Unbefangenheit, die Naivität und Unmittelbarkeit. We-



Digitized by Google

nigstens jene Naivität, die „das Volk“ dort hat, wo es seine Volkslieder dichtet. Man fühlt, wie diesen Menschen des heutigen vierten Standes die Breite und Fülle des Daseins versagt ist, die dem Einfachsten von ehemals in sein Lied mit hineingeklungen hat, wie sie (wenigstens, soweit sie hier zu Worte kommen) nur durch einen dürftig-schmalen, oft qualvoll engen Auslug in die Welt zu sehen vermögen und es im besten Falle zu einem gezwungenen, krampfhaften Selbstgefühl, zu einer Art trotziger Selbstbehauptung bringen. Einer Selbstbehauptung, die sich bei den Vorgeschrittensten gegen zwei Dinge zugleich richten muß: einmal gegen das kapitalistische System, das sie dazu verdammt, ertötende Handarbeit zu verrichten, und dann gegen die stumpfe Masse, zu der sie gehören, und die doch ihr einziger Halt, der Träger ihres Heils und ihrer Religion ist. Der Bergarbeiter Max Lotz, der ja freilich ein Ausnahmemensch ist voll ungelöster und bis zu einem gewissen Grade künstlerisch fruchtbarer Widersprüche, gerät in seinem Grübeln bis an das Ende dieser ganzen ringenden Geisteswelt. „Nur durch die Masse wird die sozialistische Idee zur Tat. Also in der Masse liegt die Hoffnung, Mensch zu werden. — Aber nun kommt das Bittere, das mich auch gleichzeitig wieder zur Hoffnungslosigkeit verdammt. Wird die Masse wirklich menschlich erwachen? Wird die physische Demokratie auch die intellektuelle wirklich fördern? Oder wird das Wesen der Einzelegoisten durch den abstrakten Masseneigennutz abgelöst? Weiter darüber hinaus wage ich nicht zu denken.“ Das ist nicht die einzige Stelle in diesen Bekenntnissen, wo etwas wie ein Versagen der marxistischen Idee fühlbar wird, eine Unfähigkeit, das Letzte, die Erlösung, die innerste Befreiung zu geben. So spiegeln diese Bekenntnisse überhaupt durchaus einen Übergangszustand: viel tragisch gehemmtes, nicht nur äußerlich, auch innerlich ersticktes Ringen und fast nirgends ein sicheres Ruhen in irgendeinem festen geistigen und seelischen Besitze.

Nicht zu vergessen ist dabei freilich, daß die von Levenstein mit großer Hingabe gesammelten Zeugnisse immerhin meist das Fühlen der Vorgeschrittenen wiedergeben. Wieweit sie also den Typus darstellen, ist nicht ohne weiteres zu erkennen. Weit schlichter, als Typus zuverlässiger, in jeder Hinsicht dem Normalen näher ist der Lebenslauf Holeks. Nüchtern und fast in der Art einer soliden alten Chronik sind hier alle die Mühsale eines ungelernten Arbeiters aufgezeichnet, der an den Anfängen der sozialistischen Bewegung teilnimmt, ihr innere Förderung bis zu einer erstaunlichen intellektuellen Höhe und gleichzeitig äußere Verfolgung bis zum Märtyrertum verdankt. Besonders wertvoll sind diese Aufzeichnungen durch die Bilder aus dem deutsch-tschechischen Grenzgebiete, dessen eigenartige Kulturzustände mit ungewöhnlicher Treue wiedergegeben sind, und durch die Person des Verfassers selber. Der aus seiner agrarischen Heimat durch die Not vertriebene tschechische Landarbeiter, der damals noch im deutschen Industriebezirke germanisiert wurde, ist nicht nur für Nordböhmen und Österreich, auch für die reichsdeutschen angrenzenden Gebiete ein bedeutungsvoller Typus. So sind Holeks Erinnerungen im ganzen neben den von Levenstein veröffent-



Digitized by Google

lichten Bekenntnissen nicht so sehr Anregung, als vielmehr dauerndes Dokument. Hermann Ullmann

Vom Recht

## Beamtenmaschine — Beamtentragik

Augenblicklich bin ich selber eine Beamtenmaschine, nämlich in meiner Tätigkeit als Grundbuchrichter, muß es als solcher sein, und bin vergnügt, auch das sein zu können.

Die Tätigkeit eines Grundbuchrichters ist eine rein logische, formale, automatische. Seine Aufgabe ist es, die Rechtsverhältnisse der Rechtsgenossen zum Grund und Boden Deutschlands im Grundbuch zu deutlich erkennbarem Ausdruck zu bringen. Das geschieht dadurch, daß er Eintragungen oder Löschungen anordnet, zum Beispiel eines Eigentümers, eines Erbbaurechts, eines Nießbrauchs, einer Hypothek, und es geschieht dann, wenn der dazu Berechtigte den gehörig formulierten Antrag stellt, unter Umständen auch von Amts wegen. Wer nun aber der Berechtigte ist, in welcher Form er anzutragen hat und ob der Inhalt des Antrags eingetragen werden kann oder nicht, alles das ist in unserm Reichs- und Landesrecht mit dürren Worten genau umschrieben.

Daher genügt für den Grundbuchrichter eine formale, logische, automatische Gesetzauslegung durchaus, und dasselbe gilt für den Vollstreckungs- und Konkursrichter, für den Testaments- und Nachlaßrichter, für alle Register-, Rechnungs- und Kassenbeamten, Notare usw. In allen diesen Tätigkeiten kommt es sehr selten darauf an, aus der eigenen Persönlichkeit heraus zu entscheiden, zu erneuern, zu ändern; tritt ein solches Erfordernis aber doch einmal auf und versagt der Beamte dann, so hat er eben nur ausnahmsweise versagt, und dem Großen und Ganzen ist wenig geschadet.

Natürlich wird unter solchen Umständen alle Tätigkeit Routine. Aber gerade das ist gut; je mehr sie es wird, um so sicherer und auch schneller wird die Tagesaufgabe erledigt, um so mehr Zeit und Frische wird für das außerbeamtliche Ich, das ja auch noch da ist, erübrigt.

In allen Fällen dieser Art hat also das Wort „Beamtenmaschine" nur feststellende Bedeutung, nicht verächtelnde, eher lobende. Schweren Tadel aber bedeutet es, wenn jemand, der etwa als Zivil- oder Strafrichter oder als Lehrer über das Wohl und Wehe einzelner, oder als Verwaltungsbeamter oder Gesetzgeber in Gemeinde, Staat und Reich über die Geschicke ganzer Gesamtheiten zu verfügen berufen ward, nichts weiter ist als eine Beamtenmaschine.

Hier wirkt der bloß Routinierte, Formale, Automatische unbedingt verzögernd nach innen, zerstörend nach außen. Ebenso zerstörend und verzögernd freilich würde, von Zufallstreffern abgesehen, der wirken, der unbekümmert um die geltenden Vorschriften und aus dem Handgelenke das Richten, Lehren, Verwalten und Gesetzemachen betreiben wollte.

Aus diesem Dilemma entspringt eine tiefe Tragik. Von jedem Beamten, der zu selbständigen Entscheidungen berufen ist, sei er nun Sicherheiter oder Bürgermeister oder Richter oder Minister, von ihrer jedem verlangt die Gesamtheit als Volk, daß seine Entscheidungen ein mit der gesamten Kultur fortschreitendes Eigenleben



Digitized by Google

beweisen, und diese selbe Gesamtheit verlangt als Staat, daß seine Entscheidungen dem Gesetz und der Dienstvorschrift entsprechen. Der selbständig entscheidende Beamte soll organisch und selbsttätig sein, aber anorganisch und automatisch scheinen. Natürlich erstickt dieser Schein jenes Sein soundso oft, und seine besten Regungen vielleicht immer.

So wird der beste Beamte nie „ganz Mensch" sein dürfen. Er wird in seinem Beruf immer ein kentaurenhaft zusammengesetztes Wesen bleiben, freilich mutatis mutandis nicht mehr Urmensch plus Pferd, sondern Kulturmensch plus — Auto. Aus dem aber kann er ja jederzeit heraustreten, und so haben wir den Trost, daß es auch hier von der Tragik zur Komik nur ein Schritt ist.

Karl Polenske

## Friedrich Naumann

hat jetzt seinen 50. Geburtstag. Das ist noch kein Jubiläumstag, wenn's aber einer wäre, hätten gerade wir Anlaß, bei seiner Gelegenheit zu sprechen? Der Kunstwart ist kein politisches Blatt. Was den Schreiber dieser Zeilen persönlich betrifft: Naumanns politische Ansichten weichen von meinen oft sehr weit ab. Seine nichtpolitische Tätigkeit dagegen ist in diesen Blättern schon wiederholt gewürdigt worden. Über ästhetische Fragen hat er ja auch an dieser Stelle schon wiederholt selber gesprochen.

Fragen wir aber einmal nicht darnach, was er als Politiker tut, sondern wie er's tut. Neulich soll er sogar auf einen Laternenpfahl haben klettern wollen, und nur ein Polizeileutant soll das verhindert haben. Wer ihn kennt, wird schon aus dieser einen Notiz schließen, daß man die Berichte der Zeitungen über ihn recht mit Vorsicht lesen müsse. Wer zum Beispiel Naumanns Rede über den Arbeitsnachweis im Ruhrgebiete vom Hören oder aus dem Stenogramm kannte und dann las, was die Blätter darüber schrieben, der, sagen wir mal, der wunderte sich. Gut, man kann sich mitunter auch wundern, wenn man ihn selber liest. Häufiger immerhin, wenn man über ihn liest. Noch mehr über die Tatsache, wie oft man doch über ihn liest. Am meisten aber darüber, wie oft man doch über ihn spricht. Nicht im Volk, nicht bei den Massen. Doch von welchem unter allen Abgeordneten in Wallots Bau hört man öfter reden, wenn man in irgendeine Gesellschaft von Gelehrten, von Künstlern, von Kopfarbeitern irgendeines Berufes tritt? Es wissen doch viele von diesen Leuten so ungefähr, was im Reichstage vorgeht. Wissen, daß man dort manchen andern als ungleich wichtigeren Mann verehrt, als Naumann. Wissen, daß dort viele von Naumann geradezu „enttäuscht" sind, was besonders bedenklich ist, sogar in den Kommissionen. Wissen, daß es ihm noch nicht gelungen ist, die Macht persönlich zu erobern, die ihm das Parteilein, dem er sich angeschlossen, nicht geben kann. Wissen, daß er sogar in diesem Parteichen selber, das man zudem als „Hauptstütze der Judenheit" auch zur Linken nicht überall liebt, nicht einmal der erste ist. Daß er etwa durch Sensationen und Extravaganzen die Blicke gewaltsam auf sich zöge, kann ihm doch auch keiner nachsagen. Ja, warum spricht man denn immer wieder von Naumann?

Wir empfinden eben alle, ob wir für ihn oder wider ihn sind, das Besondere dieser Persönlich-

Zu den Tagesereignissen



Digitized by Google

keit. Ein „Sozialpastor“ wird der Hauptbeweger einer neuen Parteibildung, die das Unerhörte versucht: sich nicht auf wirtschaftlichen oder sonstigen Eigennutz zu stützen, der „Nationalsozialen“. Er gründet eine Tageszeitung, die unter anderm Umstürzlerischen das gleichfalls Unerhörte versucht, den Lesern zur Nachprüfung vorzulegen, was man Wesentliches gegen ihre eigne Meinung sagt. Beide Versuche mißglücken. Die Notwendigkeit, Anschluß unter den alten Parteien zu suchen, wird erkannt, und der Anschluß wird, mit wieviel Selbstüberwindung wissen wir nicht, verwirklicht. Sieht der sehr einem „Schwärmer“ ähnlich, der das tut? Die Reden, die er hält, sind zweierlei. Solche, um „nach außen zu bewegen“, Volksreden, Reden, um Massen zu interessieren. Reden für die Hände, deren Kraft man braucht, für die Beine, die man in seine Richtung lenken will. Diese Reden werden meist außerhalb des Reichstags gehalten. Und anderseits, meistens in ihm: Reden für die Gehirne. Die streuen unauffällig zwischen das gerade Aktuelle Gedanken, die für das Echo im hohen Hause neu sind, Gedanken, die aus der Geisteskultur der Zeit stammen und ganz außerhalb der Kreise geboren sind, die in den Fraktionen Politik machen. Bei den meisten der Herren werden die Worte vorüberfliegen. Bei einigen werden sie sich einhaken, wie immer nur an einigen Stellen immer nur einige der beflügelten Samenkörner tun — die trotzdem, erfahrungsgemäß, ihre Art vor dem Aussterben schützen. Ich glaube, darauf deutet es doch wohl, wenn man trotz allem und allem immer wieder von diesem „unpraktischen Schwärmer“ spricht.

Ach hätten wir doch viel solche „unpraktische Schwärmer“ im Parlament und im öffentlichen Leben sonst! Leute, die für andre Interessen arbeiten, als solche, die Interessen im Sinne von Zinsen bedeuten. Hätten wir sie doch auf allen Seiten des Hauses! Steht es, wie Lamprecht meint, und gehen wir wirklich einer Zeit entgegen, in der die Denkenden mehr zu Führenden werden, als jetzt, so werden wir vielleicht in Männern wie Naumann etwas andres als unpraktische Schwärmer sehn, auch wenn sie unsre Gegner sind und gerade dann. Nämlich: Vorläufer und Vorbildner einer höhern Kultur der inneren politischen Kämpfe.

## Wahlreform und Kultur*

Keine Sorge vor einem politischen Liebe! Solange wir in Deutschland noch nicht so weit sind, daß wir im Nachbar den guten Kerl und klugen Kopf auch dann ehren, wenn er an ein anderes Parteiprogramm glaubt als wir, solange wird man bei uns alle Politik

* Wenn der Kunstwart auch Tagesfragen mit politischem Einschlag in seine Besprechungen ziehen soll, so wär's eine Künstelei, jedes Wort ängstlich zu vermeiden, das den besonderen Standpunkt des einzelnen Verfassers erkennen ließe. Das entspräche auch ganz und gar nicht unserm Programm, das geradezu fordert, auch „Andersdenkende zu hören“. Wir haben Mitarbeiter aus allen Parteien, von der Rechten bis zur äußersten Linken, das ist einer der Unterschiede zwischen uns und andern. Sie alle erstreben: Kulturfragen aus dem Parteigetriebe zu lösen, sie alle fordern Toleranz vom abweichend Denkenden für ihre be-



Digitized by Google

dem Freund Höllenlärm überlassen müssen. Den Fanatikern und begrenzten Fabrikanten öffentlicher Meinung. Eigentlich ist diese Resignation zwar sehr bedauerlich. Bedauerlich wie die Zurückhaltung unserer Besten, die mit der Politik durchaus nichts zu tun haben wollen und sie achselzuckend den Bezirksvereinsgrößen und anderen kleinen Ehrgeizigen überlassen. Da die Politik nun einmal unser aller Freud und Wehe umfaßt, da von ihrem Gange nicht nur Blüte und Kraft des Vaterlandes, sondern auch das höchst individuelle Wohlbefinden jedes einzelnen abhängt, so hätten just deutsche Bildungsmenschen reichlich Anlaß, sich sehr gründlich mit ihr zu befassen. Daß sie im letzten Grunde eine Undankbare ist, sollte niemand abschrecken, der seine Pflicht zu tun pflegt, ohne nach dem Lohn zu fragen. Und daß sie dich notwendig neben üble Kampfgenossen stellt, diese Unannehmlichkeit gibt dir gleichfalls kein Recht, der Entscheidungsschlacht fernzubleiben. Ja, seien wir uns darüber klar: die Entwicklung des deutschen Volkstums und der deutschen Kultur bestimmt endgültig, wer die politische Macht in Händen hat. Die gebildeten britischen Familien haben das beizeiten erkannt. Ihr ausgeprägtes Staatsbewußtsein und ihre bedingungslose Liebe zum Lande der Väter, die so unsittliche und dabei so glorreiche Worte wie das berühmte: Right or wrong, my country! geschaffen hat — das englische Volksempfinden zwingt jeden intelligenten und nicht ganz einseitigen Gentleman, sich der Politik zu widmen. In diesem Umstande liegt das Geheimnis der britischen Erbweisheit und ihrer durch Jahrhunderte fortgesetzten politischen Erfolge; es liegt anderseits darin der Grund, weshalb der Parteihader im Inselreiche niemals so gehässige Formen wie auf dem Festlande annimmt. Die Kulturschicht macht drüben die Politik. Folglich ist die Politik drüben Kultur, trotz aller Entgleisungen und aller Konzessionen, die die Rücksicht auf die stimmberechtigten Massen erzwingt.

Es dünkt mich Pflicht, ähnliche Stimmungen und Machtentfaltungen auch in Deutschland vorbereiten zu helfen. Wer alle Gebildeten und zu wahrer Kultur Aufstrebenden zusammenfassen, zu gemeinsamer Arbeit vereinen will, der wird den stärksten Hebel nicht ungenutzt lassen wollen.

Deutschland hallt wider von Erörterungen über Wahlreformen. Die südlichen Bundesstaaten haben fast durchweg in den letzten Jahren ihre Wahlsysteme geändert, Sachsen folgte ihnen, und augenblicklich ist Preußen, das sich am längsten und nachdrücklichsten gesträubt hat, bei der Arbeit. Die Bundesbrüder außerhalb der schwarzweißen Grenzpfähle denken gewiß nicht daran, den Preußen in Angelegenheiten hineinzureden, die nur ihre eignen sind. So wenig wie der Kunstwart daran denkt, mit Herweghscher Begeisterung und flammender Beschränktheit Partei zu nehmen. Aber in den Streit um das neue preußische Wahlrecht spielen so

---

sondre Auffassung und sie alle sind bereit, sie auch dem Gegner zu gewähren. Wenn wir deshalb das Trennende nach aller Möglichkeit jenseits der Schranken unsres Arbeitsplatzes halten, so ist damit noch nicht verlangt, daß der einzelne seine Privatansicht peinlichst verheimliche. Das bitten wir auch bei Nordhausens Aufsatz beachten zu wollen. K.-L.



Digitized by Google

viele allgemeine deutsche Interessen hinein, und eine Wahlrechtsreform ist, bei Licht betrachtet, in so hohem Maße zugleich der Ausdruck aller andern Reformwünsche, daß wir an ihr nicht schweigend vorbeigehen dürfen. Unsere heiße Sehnsucht, daß von geistigen Dingen der Nation mehr als bisher in den Parlamenten gesprochen werden und daß von diesen Reden, den weit ins Volk bringenden, eine umfassende Befruchtung der noch abseits Stehenden ausstrahlen möge — diese sehnsüchtige Hoffnung verwirklichen wir am besten durch Einflußnahme auf die Wahlhandlung. Deshalb sei es erlaubt, fern aller Parteifexerei und dogmatischen Engherzigkeit, aus dem guten, lebensfrohen Willen eines unabhängigen Vaterlandsfreundes heraus, wünschenswerte Verbesserungen bestehender — nicht nur preußischer — Wahlsysteme anzudeuten, so daß durch sie der zeugungskräftigen und arbeitsbereiten Schicht deutscher Kulturmenschen, zu der wir uns alle zählen, ein größeres Stimmgewicht verliehen werde. Wir haben das Recht zu solcher Forderung — stellen wir sie doch nicht zum eigenen Nutzen, aus selbstsüchtigen Gedanken heraus, sondern zum Heile der Gesamtheit und zur höheren Ehre des deutschen Namens.

Von Nebenfragen abgesehen, die vielleicht dazu bestimmt, jedenfalls aber geeignet sind, die Hauptfragen weniger scharf hervortreten zu lassen, drängen sich beim preußischen Wahlrechtskampf zwei Probleme hervor: das der geheimen Wahl und das des Mehrstimmenrechtes. Für die Geheimhaltung der Abstimmung werden von ihren Befürwortern ungemein triftige Gründe vorgebracht; die Gründe, die man für die Öffentlichkeit hört, wiegen jedoch auch nicht leicht. Immerhin ergibt sich, bei gerechter Abwägung, daß die geheime Wahl allen denen zugute käme, die sich in abhängiger Stellung befinden und eine Kontrolle ihrer Abstimmung befürchten müssen. Wohl ist keiner von uns völlig frei und unabhängig, wohl müssen auch die Selbständigsten hunderterlei Rücksichten nehmen oder glauben sie doch nehmen zu müssen — auf die Karriere des Schwiegersohnes zum Beispiel, auf den gesellschaftlichen Umgang mit einer Exzellenz, auf das gute Verhältnis zur Baupolizei, die unsern neuen Fabrik-, Theater-, und sonstigen Plänen beträchtliche Hindernisse bereiten könnte. Nichtsdestoweniger verdient der wirtschaftlich Schwache besondern Schutz vor dem Terror, verdient ihn schon darum, weil uns doch daranliegt, aus dem Wahlergebnis die ungeschminkte Meinung aller Staatsbürger zu erfahren. Soviel zugunsten der geheimen Wahl. Die öffentliche Stimmabgabe hinwiederum zeichnet es aus, daß der Wähler sich dabei frei und offen zu seiner Überzeugung bekennt. Das nennen wir ja gern und mit Fug deutsche Art. Auch ist er gezwungen, seiner Verantwortung als Staatsbürger voll zu gedenken und nicht, wie's im Schutze der Wahlzelle vorkommen soll, rücksichtslos einer verärgerten Stimmung gegen die zur Rechten oder die zur Linken nachzugeben. Beide Wahlformen haben, wie man sieht, ihre besonderen Vorzüge und ihre besonderen Schwierigkeiten. Auch daß wir noch kein freies Volk *sind*, daß wir uns erst allmählich zu einem *heranbilden* müssen, dürfte bei der Entscheidung mitsprechen.

Vorm Pluralwahlsystem sollten wir uns im allgemeinen nicht so ängst-



Digitized by Google

EINBECK: TIEDEXERSTR. Nr. 19 (BLICK IN DIE DURCHFAHRT)

Aus Scheibners „Städtischem Bürgerhaus Niedersachsens“ (Verlag von Gerhard Kühtmann in Dresden)

KW

Digitized by Google

lich sperren, wie es manchmal geschieht. Die preußische Dreiklassenwahl ist eine sehr ausgeprägte Pluralwahl. An sich wird dem Grundsatze, daß Verdienst und Würdigkeit, Bildung und Erfahrung überall ein Wort mitzusprechen haben, auch kein sehr freiheitlich Gesinnter widersprechen. Er hatte Geltung in den Republiken des Altertums, Schillers Sapieha lieh ihm ein epigrammatisch zugespitztes Gewand, und unsre Zeit verwirklicht ihn in zahlreichen, oft raffiniert zu nennenden Formen. In den deutschen Bundesstaaten und Kommunen darf man ihm um so unbedenklicher huldigen, als das bestehende Reichstagswahlrecht für den Ausgleich sorgt. Beide Systeme nebeneinander ergeben hübsche Harmonie und verhindern gefährliche Ausschläge des Pendels nach dem oder jenem Extrem hin. Gegen den Vorschlag, berufenen und hervorragenden Wählern ein Mehrstimmenrecht zu verleihen, ist folglich kaum viel einzuwenden. Fraglich bleibt nur, wer berufen und hervorragend genannt werden darf. Hier scheiden sich die Ansichten schroff. Die preußische Regierung, die den Einfluß von 13 000 Millionären und Millionärsaspiranten beschneiden und den des Mittelstandes heben will, befürwortet, daß u. a. alle akademisch Gebildeten, alle „Einjährig-Freiwilligen", dann die gewesenen Offiziere, die Militäranwärter usw. eine Klasse aufrücken. Lassen wir uns in eingehende Untersuchungen darüber, ob diese Vorschläge nützlich und gerecht sind, nicht ein. Wir müßten dabei über den Rahmen hinausgehen, der politischen Erwägungen in deutschen Kunst- und Kulturzeitschriften augenblicklich noch gezogen ist. Deshalb auch kein überflüssiges Wort gegen die „einjährig-freiwillige" Bildung und die auffällige Bevorzugung des Militärs tüchtigen Zivilwählern gegenüber. Nur die Frage, ob es geraten ist, den subalternen Beamten ein höheres Stimmrecht zu verleihen als andern Staatsangehörigen, verlangt gerade im Kunstwart einige Beachtung. Dem deutschen Volke fehlt zum Kulturvolk unter andern Kleinigkeiten doch noch sehr die aufrechte Haltung, das stolze Selbstbewußtsein des freien Mannes, das sich durchaus mit Bescheidenheit und starkem Sinn für staatliche Ordnung vereinen läßt, ja, seine natürliche Ergänzung ist. Wir müssen vollends aus dem Untertanengefühl heraus und ins Staatsbürgergefühl hinein, wenn wir gute, sich ihrer Rechte und deshalb auch ihrer Pflichten bewußte Bürger werden wollen. Nicht den Respekt vor der Behörde als solcher sollen wir verlieren — wer dahin wirkt, ist ein Zerstörer der Organisation —, wohl aber die sklavische Angst vor ihren Organen und die hochachtungsvolle Ergebenheit vor der Reglementier- und Herrschwut jedes irgendwie in Amter Eingeordneten. Dazu kann uns die Erhebung des Gendarmen in die zweite Wählerklasse nie und nimmer verhelfen. Ihm selber würde zwar vor seiner Gottähnlichkeit nicht bange werden, dem Bürger indes um so mehr. Man mag über den Nutzen des Mehrstimmenrechtes verschiedener Meinung sein, schon deshalb, weil es tatsächlich die unterste Wählerklasse degradiert und als Pferch der Armen im Besitz und im Geiste brandmarkt. Entscheidet sich dessenungeachtet ein Volk für die Pluralwahl, dann wird es verständigerweise nicht die Abhängi-



Digitized by Google

gen, sondern die Freien, nicht die Angestellten, sondern die Selbständigen bevorzugen. Bei den Selbständigen im Volk liegt der Mutterschoß aller kraftvollen Begabung und Lebensführung. An Stelle des vom Vorgesetzten verliehenen Amtes soll eigenes Verdienst die Wahlstimme gewichtiger machen.

Und hier hielten wir an dem Punkte, der für die Stellung der deutschen Kulturträger zur Wahlrechtsreform entscheidend sein müßte. Wir begreifen es vollkommen, daß nicht unter allen Umständen alle Stimmen gleichwertig sein können, daß die Gerechtigkeit und Vernunft dieses Prinzips auf alle Verhältnisse ausgedehnt vielmehr schlimmste Ungerechtigkeit und ärgste politische Unvernunft werden könnte. Wird aber ein neues Vorrecht verliehen, dann hat es denen zuzufallen, auf die die gesamte Nation stolz ist. Also seinen geistigen Notabeln. Seinen Vorkämpfern in Kunst und Wissenschaft, seinen bahnbrechenden Männern des Gedankens und der Tat. Neben den akademisch Gebildeten, die freilich durch ehrliche Arbeit nachzuweisen hätten, daß sie nicht auf dem Lotterbett eingeschlafen sind, neben ihnen sollen in der ersten Klasse alle wählen, die Bausteine zum Dom deutscher Zukunft herbeitragen.

Just diesen wird oft vorgeworfen, daß sie sich um Politik wenig kümmerten und ihr deshalb ahnungslos gegenüberstünden. Schärft ein Wahlgesetz ihr Verantwortlichkeitsgefühl; wissen sie, daß das Vaterland auf sie zählt, dann werden sie sich mit öffentlichen Angelegenheiten eingehender als jetzt befassen. Und wahrhaftig an Einsicht nicht hinter dem Gewimmel der Volksversammlungsbesucher und Leitartikel-Verschlinger zurückbleiben. Es hat sich schon häufig blutig gerächt, daß Deutschlands Edelste die Politik vorbehaltlos den Geistern mindern Ranges überlassen. Allzuoft hat man über sie und ihre Wünsche zur Tagesordnung übergehen zu dürfen geglaubt. Begaben sie sich doch selbst ihres natürlichen Einflusses auf die Menge. Ohne den Willen zur Macht kein Sieg über die Alltagswiderstände! Die Kämpfe um die Wahlreform würden Segen ohnegleichen bringen, wenn es ihnen gelänge, nicht sowohl die Gesellschaft, als die Träger und Ausbauer ihrer Kultur zu politisieren.

Richard Nordhausen

## Der Nationalpark der Schweiz

Vom Ausland

Das Val Cluozza im Unterengadin ist seit dem 1. Januar 1910 Naturreservation — das hat die Schweizerische Naturforscherische Gesellschaft mit der Gemeinde Zernez nunmehr vertragsmäßig abgemacht. Zunächst ein Vierteljahrhundert lang ist für dieses Tal Holzwirtschaft, Jagd, Weidegang oder Bebauung der Gemeinde sowohl wie den Privaten untersagt, ein allgemeines Weide-, Jagd- und Holzverbot wird erlassen. Wenn Steinböcke angesiedelt werden, will man sie besonders schützen. Richten Bären Schaden an, so trägt ihn die Naturschutzkommission der Schweizerischen Naturforscherischen Gesellschaft. Sie zahlt der Gemeinde jährlich 1400 Franken Pacht. Wenn die Eidgenossenschaft will, kann sie die Reservation jederzeit übernehmen, die man auf das Gebiet zwischen Piz Quaterval und Piz Lichanna auszudehnen hofft. Ein Bravo der Schweiz!

## Mütter und Töchter

Mann und Weib

In seinem Buche von den „Vätern und Söhnen“ hat Turgenieff



Digitized by Google

den Konflikt geschildert zwischen der Jugend, die sich kritiklos von neuen geistigen Strömungen ergreifen und zugrunde richten läßt, und dem Alter, das Erfahrung und Überzeugung am Hergebrachten festzuhalten lehrt. Der Gegensatz hatte in den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Rußland besonders scharfe Formen angenommen, neu aber war er nicht. Er ist so alt wie die Menschheit und tritt überall dort auffallend hervor, wo die geistige Entwicklung in neue Bahnen drängt.

Auch wir leben in einer solchen Zeit. Der Konflikt zwischen Vätern und Söhnen, den Turgenieff dargestellt hat, ist bei uns, wenn auch in milderer Art, zwischen Müttern und Töchtern fühlbar.

Eine Frauenfrage im Sinne von heute gibt es bei uns erst seit der Gründung des Deutschen Reiches. Die Umwandlung des Agrarstaats in einen Industriestaat, die außerordentliche Entwicklung der Maschinen, die Überzahl der Frauen über die der Männer drängten die Frauen dazu, sich Arbeit außerhalb des Hauses zu suchen. Das Recht auf Arbeit, das der Frau der „niedern“ Stände niemand bestritt, wurde allmählich auch von denen der „höheren“ Stände in Anspruch genommen. Sie mußten auf den Markt hinaus, um ihre Kräfte zu verwerten.

Der Umschwung, der sich damit vollzog, war nicht nur äußerlich. Das Selbstgefühl der Frauen wuchs. Nicht mehr abhängig von den männlichen Ernährern, forderten sie auch für sich, was bisher dem Manne vorbehalten war: Freiheit und Selbständigkeit, Entwicklung der Persönlichkeit und oft auch das „Sich-Ausleben“, das ihnen einen größeren Anteil am Lebensgenuß verhieß. Der natürliche Beruf der Frau als Gattin und Mutter trat in den Hintergrund. Die Gesellschaft kam ihren Forderungen entgegen; alle Bildungsmöglichkeiten wurden ihnen eröffnet. Es gibt heute kaum noch ein Gebiet des Wissens, das der Frau nicht annähernd ebenso gut offensteht, wie dem Mann. Und in Scharen haben die Frauen, auch ohne wirtschaftlichen Zwang sich Berufe erwählt, sogar solche, für die sie früher als unfähig galten.

Freilich, während so die Haustochter, deren Elend Gabriele Reuter in ihrem Roman „Aus guter Familie“ an einem allerdings schwächlichen und krankhaften Exemplar geschildert hat, durch diese Wendung der Verhältnisse äußerlich sehr viel gewann, verlor sie doch vielfach gerade die Eigenschaften, die man bisher als ihre besten geschätzt hatte. Zarte Weiblichkeit hatte sich in entschlossenes Wesen, Bescheidenheit in Selbstgefühl, Nachgiebigkeit in Besserwissen umgewandelt; Kenntnisse in der Wirtschaft schienen ihr unwichtig und unter ihrer Würde, und Autorität erkannte sie nicht mehr an. Strebte sie doch dem Manne möglichst ähnlich zu werden und ihre Ebenbürtigkeit mit ihm zu beweisen! Daß so in der ersten Zeit der Bewegung oft genug aus jungen Mädchen Karikaturen wurden, ist bekannt. Mit dem Widerstand gegen die neuen Bestrebungen wurden indes auch die Zerrbilder seltener. Die Frau von heute hat im allgemeinen wieder gelernt, das festzuhalten, was ihr zur Zierde gereicht, und hat dabei eine größere Bildung und eine stärkere Kraft zu eigener nützlicher Lebensführung gewonnen.

Unsre Mädchen haben auf der ganzen Linie gesiegt — aber die Mutter haben viele von ihnen verloren.



Digitized by Google

„Die Mutter" ist eine tragische Gestalt unsrer Tage. In andrer Zeit aufgewachsen, mit andern Ideen genährt, kann sie sich in die neue Stellung der Tochter kaum finden. Ihr gilt noch die Ehe als das einzige Glück für ihr Kind. Erfahrener und lebensklüger als dieses, weiß sie, daß der Mann der höheren Stände der Schönheit des Ballsaals oder der lieblich dienenden Haustochter noch immer leichter seine Neigung schenkt, als der im Beruf tätigen jungen Dame. Die in alter Weise erzogenen Mädchen, die hübsch und liebenswürdig sind und etwas Vermögen haben — die sind es, die am leichtesten heiraten. Wie sollte die Mutter nicht wünschen, ihre Tochter vor dem ihr trostlos scheinenden Schicksal der alten Jungfer zu bewahren? Unbegreiflich, daß sich „das Kind" ihr widersetzt, daß es sich nicht auf Bälle schleppen lassen will, daß es verschmäht, „sich auf dem Heiratsmarkt auszustellen", wie es das nennt! Der Konflikt ist da. Und selbst dann, wenn die Tochter heiraten möchte. Der Durchschnittsmutter gilt die „Partie" als die beste, die äußerlich möglichst glänzend ist. Die Tochter von heute will den Mann, den sie liebt, sei er arm oder reich. Ja, sie hält es für ihr Recht, dem Manne ihrer Wahl selbst ohne die Zustimmung ihrer Eltern zu folgen.

Aber auch abgesehen von der Heiratsfrage ist der Beruf der Tochter für die Mutter ein Unding. Ihrer Ansicht nach gehört die Frau ins Haus. Selbst wo die Tochter zum Verdienen gezwungen ist, soll sie einen Beruf wählen, der ihr das Weiterleben in der Familie erlaubt. Beruf und häusliche Pflichten zu vereinigen ist aber oft sehr schwer. Bleibt die Tochter aus eigner Liebe im Elternhaus, wie das ja zum Glück noch tausendfach geschieht, so wird das stets die beste Lösung sein. Gehorcht sie nur dem Zwange, so fängt das Unrecht der Eltern an.

Nur um diese Freiheit zu erlangen drängen heute viele Mädchen zu wissenschaftlichem Studium oder zu künstlerischer Ausbildung, ohne die innere Notwendigkeit oder Begabung für den erwählten Beruf zu haben. Das Ende vom Liede ist dann wohl, daß sie doch endlich ins Vaterhaus heimkehren — reuig und müde, mit gebrochnen Schwingen. Oder daß wieder einige mehr unter der Menge mittelmäßiger Malerinnen, Musikerinnen oder Philologinnen um ihr Leben zu kämpfen haben. Da diese Art der Berufswahl weder die Tochter menschlich erhöht, noch der Gesellschaft nutzt, so wäre wirklich ein Mittelweg vorzuziehen: Möchte die Mutter lernen, ihre Tochter daheim als selbständiges Wesen zu betrachten und ihr die Muße zu gönnen, sich dort nach ihrem Geschmack zu beschäftigen. Eine gediegene Bildung zu erlangen ohne Berufszweck, ist auch ein Ziel, das gefördert werden sollte, wenn sich der Wert der Bildung auch nicht in Zahlen berechnen läßt. Eine gebildete Frau, die schon als Persönlichkeit wirkt, wird immer ihre Stelle im Leben auszufüllen vermögen und tausendmal mehr nutzen, als eine Stümperin in ihrem Beruf.

Auch von der Mutter möchte ich sprechen, die ihre Tochter zu ihrer eignen Unterstützung daheim behält. Die geplagte Hausfrau, die sich so lange für die Ihrigen gequält hat, will durch die erwachsene Tochter entlastet werden — aber jede Selbständigkeit versagt sie der Tochter. Und begreift dann nicht, daß diese den Unterschied zwischen ihrem Los und dem ihrer Freun-



Digitized by Google

binnen oder gar Schwestern als Ungerechtigkeit empfindet. Während man für jene Opfer bringt, gilt ihr Entsagen und ihre Arbeit als Pflicht, die ihr kaum gedankt wird. Würde sich das nicht bessern, wenn man auch diese Tochter für ihre Dienste bezahlte, wenn sie so gut wie jedes Dienstmädchen, wie jede Stütze ihren Lohn erhielte? Die hauswirtschaftliche Beschäftigung der Frau würde dadurch von der Verachtung befreit werden, mit der sie jetzt die junge Generation von sich weist. Manches junge Mädchen, das im Grunde seines Herzens mehr Neigung zum Kochen als zum Klavierspielen hat, würde sich gern diesem Beruf widmen, wenn es sich dadurch die Selbständigkeit im Hause erwürbe, die jeder andre Beruf ihr gewährt.

Aber die Mutter kann sich auch in dem Fühlen und Denken, den „neumodischen Vorstellungen" der Tochter nicht zurechtfinden. Die Tochter hält für schicklich, was ihr für unschicklich gilt. Ihr Verkehr mit Männern ist der Mutter viel zu frei, sie spricht von Verhältnissen und freier Liebe, und verteidigt, was die Mutter verdammt. Wie soll man sich da verständigen? Die Tochter, im Stolz ihrer überlegnen Kenntnisse, lächelt mitleidig über die Mutter, und die Mutter weint und schilt die Tochter, die sie in der höchsten Gefahr glaubt, sich zu verlieren.

Nur die Mutter, die mit ihrer Zeit tapfer Schritt gehalten hat, wird ihrer Tochter auch heute noch bleiben können, was sie ihr sein sollte: die Führerin, die Gefährtin. Kann sie das sein, dann freilich gibt es für die Tochter heute wie je keinen besseren Schutz im Leben als die Verehrung, die Liebe für die Mutter, als ein glückliches Elternhaus, dem sie die schönsten Stunden, die höchsten Freuden verdankt, und in das zurückzukehren sie sich immerdar sehnt. Die Mutter versuche mit ihren Kindern vorwärts zu gehen, ihre Gedanken zu verstehen und diese aus der Überlegenheit ihrer eignen Weltkenntnis und Lebenserfahrung zu ergänzen und zu korrigieren. Lege sie doch mehr Wert darauf, die Tochter geistig zu fördern und zu pflegen, als nur auf ihre Eheversorgung bedacht zu sein. Es ist ja so klar: Nur wenn die Mutter der jungen Generation Freundin und Vertraute ist, wird sie auch ihren Einfluß auf sie bewahren und ihr helfen können, den rechten Weg in dem Wirrsal der Gegenwart zu finden, in der wir doch nun einmal alle stehn.

Zum Glück gibt es ja auch solcher Mütter viele. Von ihnen geht ein Segen aus, nicht allein für ihre Familie, nein, für alle, die in ihre. Kreise treten. Die höchste Bildung verschafft der Frau nicht das Hören von Vorlesungen noch die berufliche Schulung, sondern die Harmonie einer Persönlichkeit, der nichts Menschliches fremd ist, die ein warmes gütiges Herz mit weitem Blick und geistigem Verständnis, die Klugheit mit vornehmer Gesinnung und unbefangenem Menschengefühl vereint.

Je mehr solcher Mütter sich selbst erziehen, desto mehr wird das Elternhaus die Kinder wieder an sich zu fesseln vermögen. Der Sohn wird lernen, in der Mutter das Vorbild der modernen Frau im besten Sinne des Worts zu sehen und auch die Schwester in ihren neuen Zielen zu verstehen. Damit wird für ihn bei der Wahl der Lebensgefährtin der Reiz der auf ihn dressierten jungen Damen sinken und der der geistig entwickelten und tüchtigen Mädchen steigen. Diese aber werden die schönen weiblichen



Digitized by Google

Eigenschaften, die sie in der Zeit der Werdekämpfe vielleicht eingebüßt haben, wiederfinden, wenn der Anteil des Mannes ihnen gesichert ist. Denn nicht gegen ihn, sondern mit dem Manne zu gehen ist ja doch der Wunsch aller weiblichen Wesen, auch der emanzipiertesten.

Katharina Zitelmann

## „Pädagogische Energetik"

Bildung und Schule

Geheimrat Dr. W. Ostwald, Professor der Chemie an der Universität Leipzig, hielt u. a. in München und Wien kürzlich einen Vortrag über „Pädagogische Energetik". Es ist immer interessant, wenn ein geistreicher Forscher sein eignes Feld, auf dem er groß wurde, verläßt, um einen wissenschaftlichen Streifzug in benachbarte oder in entlegenere Gebiete zu unternehmen; denn er sieht die Dinge mit andern Augen als der sogenannte Fachmann. Vieles sieht er falsch und verkehrt, vieles gar nicht — aber trotz dieser Sehfehler kann die Durchforschung eines geistigen Feldes durch einen Außenstehenden, dem die Fachbrille fehlt, für das Gedeihen dieser Wissenschaft fruchtbringend werden, denn manches sieht er auch wieder schärfer, manches eigenartiger, manches unter neuem Gesichtswinkel. Man denke nur an den Altphilologen Nietzsche und an seine Bedeutung für moderne Literatur und Philosophie.

Professor Ostwald ist kein Pädagoge; er ist Naturwissenschaftler, Chemiker — Naturphilosoph, Begründer der „Energetik". Seine Naturphilosophie ist der planmäßige Versuch, unsre gesamtwissenschaftliche Erfahrung dem Energiebegriff unterzuordnen. Ostwald selbst behauptet nicht, daß die energetische Weltauffassung die sämtlichen Probleme der Wissenschaft restlos zu deuten und zu erklären vermöchte; aber er betrachtet die Energetik doch als den Lösungsversuch, der bei dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaften am fruchtbringendsten angewandt werden kann. Die Gegenwart tut nach Ostwalds Meinung gut daran, den Energiebegriff anzunehmen und die verschiedenen Arbeitsgebiete daran zu bemessen. Auch die Pädagogik kann nach seiner Anschauung nur gewinnen, wenn sie ihr reiches Arbeitsfeld unter dem Gesichtspunkte der Energetik wertet.

Nach Ostwalds Auffassung sind alle Schüler „Energietransformatoren". Nur was an Energie in dem Schüler steckt, kann aus ihm entwickelt werden. Es verrät eine starke Verkennung des Naturgesetzes, wenn man von schlecht genährten, schwächlichen, müden Schülern dasselbe fordert wie von solchen, die einen gesunden Körper, ausgiebige Nahrung und Ruhe erhalten haben. Grundlegende Bedingung aller Bildungsmaßnahmen ist darum die gute Instandhaltung der „Energietransformatoren".

Unser Schulwesen — ganz besonders unser Mittelschulwesen, speziell das humanistische Gymnasium — macht sich fortgesetzter Energievergeudung schuldig. Eine Unmenge Zeit wird zwecklosen Dingen gewidmet. Das gesamte altklassische Sprachstudium verschwendet Energie, die nützlicher ausgebeutet werden könnte. Was hat es eigentlich für einen Zweck, Latein und Griechisch zu lernen? Ein wahrhaft künstlerischer Genuß wird nicht erzeugt; eher das Gegenteil: die klassischen Dichtungen werden dem Gymnasiasten verekelt. Wenn behauptet wird, das Studium der lateinischen oder der griechischen Sprache bilde logisch, so ist dies ein Irrtum, denn die Sprache



Digitized by Google

ist kein logisches, sondern ein unlogisches Produkt. Auch des Kulturgehalts wegen, der in den alten Sprachen stecken soll, verdienten sie nicht, eine solche Unsumme von Energie auf sich zu konzentrieren. Gibt es etwas Unbehilflicheres als einen Absolventen des humanistischen Gymnasiums? Er weiß nichts von seinem eigenen Volke; er kann nicht richtig sehen, nicht scharf beobachten; seine Sinne sind verbildet und verkümmert vor lauter philologischer Weisheit, mit der er im praktischen Leben nichts anfangen kann. Man verfolge nur einmal die Einjerabsolventen unsrer Gymnasien, man wird dann finden, daß sie im Leben nichts Nennenswertes leisten. Die eigentlichen Kulturträger und -förderer sind an den Gymnasien, insoferne sie überhaupt aus einem Gymnasium kamen, „schlechte Schüler" gewesen. Man brauchte nicht viel zu vermissen, wenn plötzlich sämtliche Philologen auf den Mond verpflanzt würden. Aber empfindliche Schäden müßte unser modernes Kulturleben erleiden, wollte man dieses Experiment mit den Technikern und Ingenieuren vornehmen.

Eine weitere Energievergeudung bedeutet es nach Ostwalds Urteil, wenn an den Mittelschulen ein Großteil der Kraft auf den Kampf zwischen Lehrer und Schüler verwendet wird. Wenn man einen Gymnasiallehrer von seinen Schülern reden hört, so glaubt man, die ganze Horde lege es nur darauf an, ihren Lehrern das Leben sauer zu machen. An den Volksschulen sei das ganz anders. Die Volksschullehrer redeten mit Stolz und Liebe von ihren Zöglingen. Überhaupt finde man tieferes Interesse für pädagogische, besonders für methodische Fragen, vor allem in den Kreisen der Volksschullehrer. Die Gymnasialprofessoren hätten vornehmlich Rangstreitigkeiten und Gehaltsangelegenheiten zu erörtern. Auch dies bedeute pädagogische Energieverschwendung. Man brauchte sich nicht zu wundern, wenn keine Kraft mehr übrigbleibt für die Pflege der Methodik.

Dies waren im wesentlichen die kritischen Schlüsse, die Ostwald seiner „Pädagogischen Energetik" entnahm. Ich habe keine Veranlassung, seinem Urteil in bezug auf das Sprachstudium unserer humanistischen Anstalten entgegenzutreten. Ich finde gleich ihm, daß der ungeheure Aufwand an Zeit und Kraft für eine Sache, die doch nur für eine verschwindende Minderheit zur inneren Angelegenheit werden kann, für die meisten (nicht für alle) eine „Energievergeudung" bedeutet. Auch bin ich — gleich Ostwald — der Meinung, daß die Wertung eines Menschen nicht von seinen grammatikalischen Kenntnissen im Griechischen und Lateinischen abhängen darf, sondern von andern Eigenschaften.

Was mich an jenem Vortragsabend veranlaßte und was mich auch heute drängt, zu den Ausführungen Ostwalds Stellung zu nehmen, das ist die Grundabsicht seiner Rede: die Wertung der pädagogischen Arbeit unter dem Gesichtspunkte des Ostwaldschen Energiebegriffs. Ich frage: Ist die Energetik überhaupt imstande, der Pädagogik neue Ausblicke zu schenken, und vermag sie neue Mittel und Wege zu nennen, die nach diesen modernen Zielen führen?

Die „Pädagogische Energetik" Ostwalds lehrt, daß nur ein guter „Energietransformator" den Ansprüchen der Schule genügen kann,



Digitized by Google

und daß darum vor allem für ausreichenden Schlaf, für kräftige Nahrung, für warme Kleidung der Schüler Sorge zu tragen ist. Etwas Neues bringt dieser Gedanke nicht, nur eine andre Formulierung des alten Satzes vom „gesunden Geist“ im „gesunden Körper“. Die Forderung selbst zu erfüllen, steht aber nicht in der Macht des Lehrers. Es sind Angelegenheiten der Eltern. Wo soziale Mißstände es den Eltern unmöglich machen, helfend einzugreifen, da wäre es Pflicht der sozialen Gesetzgebung, der staatlichen Behörden, die üblen Zustände zu beseitigen. Was die „Pädagogische Energetik“ hier verlangt, ist also im Grunde genommen eine sozialpolitische, keine eigentlich pädagogische Forderung. Zudem ist der Begriff des guten „Energietransformators“, falls man ihn pädagogisch deuten wollte, gar nicht so eindeutig, wie die Naturwissenschaft anzunehmen scheint. Die besten Arbeiter im Reiche des Geistes sind nicht immer jene, die wohlgenährt und gut gekleidet sind, nicht die Starkgliedrigen und die Langschläfer. Die Qualität der geistigen „Energie“ ist nicht ausschließlich bedingt durch die Pflege leiblicher „Energien“. Der Mensch ist eben nicht nur eine Maschine, die sich mathematisch berechnen läßt nach irgendeinem Schema, das besagt: x Zufuhren von Kohlenstoff geben y Wärmeenergien und z Denkenergien. Was für die anorganische Natur ausschließlich Geltung haben mag, erleidet Zwang, sobald man es auf das organische Leben anwenden will, und stößt auf tausendfache Hindernisse, wo es geistiges Leben bestimmen möchte.

Das gilt auch für die Energievergeudung. Im Sinne Ostwalds wird Energie verschwendet, wenn sie ohne Zweck in Tätigkeit gesetzt wird. Sobald jedoch dieser Zweckbegriff zum Energiebegriff hinzugenommen wird, ist die Erklärung nicht mehr eindeutig. Was ist eigentlich zweckmäßig? Der Zweckbegriff läßt sich nicht aus dem Energiebegriff ableiten. Ist nur das zweckmäßig, was leibliche Bedürfnisse befriedigt? Nur das, was „nützt“, was den Gelderwerb ermöglicht, was reale Güter erzeugt? Gibt es nicht auch Selbstzwecke? Was „bezweckt“ schließlich künstlerisches Genießen, religiöse Versenkung? Ist es nicht „Energievergeudung“, Fächer in den Unterrichtsbetrieb einzuschalten, die solch zweckloses Gebaren verlangen?

Auch Ostwald ist für künstlerische Bildung. Er will nicht, daß diese schönen Sachen der Jugend genommen werden. Aber aus seinem Programm lassen sich derartige Forderungen nicht erklären. Hier versagt der Energiebegriff. Und versagen muß er überall da, wo es sich um methodische Fragen handelt. Also gerade auf dem Gebiete, wo Ostwald dem Volksschullehrer ein bedeutendes Übergewicht über den Mittelschullehrer zuerkennt! Die „Pädagogische Energetik“ kann sich nur mit außermethodischen Fragen befassen, mit den Problemen der Schulorganisation, der sozialen Schulpolitik, aber nicht mit den Aufgaben der Bildungsarbeit selbst.

Wer tiefer darüber nachdenkt, wird sich nicht wundern, daß dem so ist: Als Ostwald bei seinem ersten Auftreten im Jahre 1895 dem wissenschaftlichen Materialismus den Vorwurf machte, daß er noch in keinem einzigen Falle ein Problem vollständig gelöst habe, und mit diesem Vorwurf das Unzureichende der materialistischen



Digitized by Google

Denkrichtung begründete, da ahnte er wohl nicht, daß man diesen Vorwurf auch dereinst gegen ihn selbst erheben könnte. Und doch gilt dasselbe von der „Pädagogischen Energetik" des berühmten Chemikers. Auch der Ostwaldsche Energiebegriff findet, sobald er die Welt des Anorganischen verläßt, sobald er das Wesen, die Ziele und die Wege der Pädagogik bestimmen möchte, mit jedem Schritt neue Gebiete, die ihm unzugänglich sind, zu deren Überschreitung er fremde Hilfen in Anspruch nehmen muß. Das Bild, das der Energiebegriff entwirft, muß immer wieder ergänzt und korrigiert werden, so daß wir schließlich alles mögliche, nur keine eindeutige Erklärung pädagogischer Maßnahmen vorfinden.

Nach Ostwald sind alle Kulturförderer im Grunde genommen nichts andres als Beschränker des Energieaufwandes. Jeder Kulturfortschritt macht gebundene Energien frei für neue Zwecke. Nun möchte ich bezweifeln, ob es eine Energieersparnis genannt werden kann oder ob gebundene Energien frei werden, wenn ich längst geläufige pädagogische Wahrheiten und Tatsachen, die bereits seit vielen Jahrzehnten bekannt und durchforscht sind, unter einem neuen Bilde, in der Form neuer Analogien — denn als etwas anderes ist der „Energietransformator" doch nicht aufzufassen — mir vorstellen soll. Ostwald selbst rief einst seinen Gegnern zu: „Du sollst dir kein Bildnis oder irgendein Gleichnis machen. Unsre Aufgabe ist nicht, die Welt in einem mehr oder weniger getrübten oder gekrümmten Spiegel zu sehen, sondern so unmittelbar, als es die Beschaffenheit unsres Geistes nur irgend erlauben will." Diese Entgegnung gilt auch ihm. Warum soll ich unter dem Sammelbegriff „Energie" bildlich zu begreifen suchen, was ich längst schon als Verstand, Vernunft, Gedächtnis, Phantasie, Gefühl, Wille differenzierter und eindeutiger mir vorstellen kann? Ob ich unter „Energie" die allgemeinste Substanz oder die allgemeinste Akzidenz verstehe, bleibt sich letzten Endes gleich; auf jeden Fall bedarf der Energiebegriff, sobald er pädagogische Bedeutung gewinnen will, selbst erst wieder der Erklärung; denn er ist nicht einfach, sondern aus mindestens zwei Faktoren zusammengesetzt. Indem Ostwald diesen Begriff gar auf Gebiete anwendet, die für ihn nicht innerhalb seiner Erfahrung liegen, verstößt er gegen eine Grundforderung seiner Philosophie.

Ostwalds Problemstellung ist naturwissenschaftlich von außerordentlicher Fruchtbarkeit gewesen, und doch wird sie nur vorübergehende Geltung beanspruchen dürfen; denn auch die Naturwissenschaft ist reicher, als ein einheitliches Prinzip ahnen läßt. Innerhalb der Pädagogik aber wird diese Problemformulierung machtlos bleiben. Denn die Fragen der Ethik lösen sich nicht vom Gesichtspunkt einer Nützlichkeitsmoral aus, und die Probleme der Psychologie werden nicht durchsichtiger, wenn „Nerven- und Bewußtseinsenergien" die alten Begriffe ablösen. Die besten „Energietransformatoren" aber taugen nichts — wie Ostwald selbst betonte — wenn der Lehrer nicht viel wert ist. Darum werden nach wie vor die pädagogischen Erfolge im wesentlichen bedingt sein durch die Persönlichkeit des Erziehers, der selbst etwas andres ist als ein bloß mechanistisches Produkt.

Ernst Weber-München



Digitized by Google

## Vom Leben in der Kunst

Gott zur Ehre und ihm zum Dank für das Leben, das er uns geschenkt hat, muß in unsern Werken das Wichtigste vor allem die lebendige Gotteswelt sein, muß es unsre erste Sorge sein, daß ein Baum wirklich grüne, blühe, gedeihe, daß ein Mensch wirklich atme. Wer das Leben gibt, dient Gott, wer aber nichts weiter tut, als daß er mit Geschmack schöne Umrisse zeichnet und sie lilienweiß oder rosenrot ausmalt, der hätte eigentlich Tapezierer oder Parfümör werden sollen

P. E. T. Rousseau

# Unsre Bilder und Noten

Bei dem Wort „Osterspaziergang" denken wir gleich an den Faust. Das schöne Bild von Wilhelm Georg Ritter zeigt uns einen andern, einsameren, und einen, wie ihn der alte Herr voraussichtlich heuer in manchen Gegenden Deutschlands trotz des frühzeitigen Osterfestes unternehmen könnte. Ritter, wie Bantzer ein geborner Hesse, lebt in Dresden, sein Bild gibt ein Motiv aus dem Elbtal wieder. Wodurch wirkt es? Der Maler gehörte als einer der Älteren der Gruppe von Künstlern an, die vor zwanzig Jahren in die allzu stauige elbflorentinische Malerei Bewegung brachten, er war Hellmaler, Maler vor der Natur, in gewissem Sinne sogar Impressionist. Aber er war keiner von denen, deren Fühlen und Denken im Artistischen aufging, in den Mitteln steckenblieb; seine Kunst ist zugleich Ausdruck eines warmen Innenlebens, das besonders gern wohlig in den Frühling hinausfühlt. Daß Ritter dieses Innenleben nie aufdrängt, daß es bescheiden und keusch bleibt, das sichert seine Art vor Empfindsamkeit, das erhält sie bei aller Zartheit gesund. Sie ist nicht nur liebenswürdig, sie ist, was mehr besagt, liebenswert. Auch über unserm Bild liegt eine stille Poesie, die uns in dem alten Herrn einen aus Mörikes Verwandtschaft vermuten läßt.

Die „Arbeiterbilder", die wir im weiteren bringen, sind ein paar erlesene Stücke aus der großen Menge, welche die Berliner Ausstellung von Arbeiterdilettantenkunst gezeigt hat. Unsre Leser wollen den Rundschauaufsatz ihres Veranstalters, des Dr. Levenstein, vergleichen und nicht vergessen, daß es sich bei all diesen Sachen eben nicht um „Künstler-Kunst", sondern um die Liebhaber-, sozusagen: um die Erholungs- und Erhebungs-Kunst von Männern handelt, die um Taglohn hart arbeiten. Wer dem nachdenkt, wird nicht nur vor den Bildern selbst schnell den rechten Standpunkt finden, er wird auch sofort die Torheit des Ästheten-Ratschlags verstehen, man solle die Arbeiter von solchem Zeichnen und Malen lieber abhalten, da sie ja doch ohne zeitraubende Studien nie eigentliche Malerei von artistischen Qualitäten hervorbringen könnten. Als wenn's ihnen und uns darauf ankäme! Was Levenstein, während er als Arbeiter mit Arbeitern lebte und mit auf ihren Schlafstellen schlief, an Bildern zusammengebracht hat, ist deshalb so außerordentlich wertvoll, weil es ausnahmelos nicht zum Verkauf, nicht zum Ausstellen, überhaupt nicht für irgendeine Art Öffentlichkeit bestimmt war, sondern zu Trost und Freude innerlicher Menschen aus dem Volke allein für sie selber in ihren Freistunden hervorgebracht wurde. Wenn schon in einem andern Wortsinn, als jetzt üblich ist: hier ist Volkskunst. Volkskunst, wie auch das



Digitized by Google

Volkslied eine war, unter tausend Anregungen von den Gebildeten her, aber aus eignem Bedürfnis in eigner Umwelt entstanden. Es bleibt Levensteins außerordentliches Verdienst, uns einen umfassenden Einblick in diese Volkskunst erschlossen zu haben, die mitten unter uns lebendig war und lebendig ist — und von der wir doch allesamt so gut wie gar nichts wußten.

Sie betätigt sich überaus mannigfaltig. Von den Bildern, die wir wiedergeben können, zeigt das farbig reproduzierte des Tischlers E. Rosenkranz seinen Maler am nächsten in Beziehung zu den modernen malerischen Bestrebungen. Der Mann hat nicht nur Impressionisten, sondern auch Pointillisten nicht bloß gesehen, sondern auch in ihrem Wollen verstanden. Wie er die Fabriksiedelung da wiedergibt, das hat aber über die Keckheit des malerischen Versuchs hinaus auch einen Zug von der Einfachheit einer großen Anschauung. Man vergleiche es mit dem Blatte des Anstreichers W. Kluge „Der Arbeit Erwachen". Dieses ist zwar viel dilettantischer, ist im Technischen ganz schülerhaft. Aber freilich: eine gewisse Kraft der Anschauung, ein Fühlen der Sache, ein Erleben der Aufgabe ist auch in ihm unverkennbar; aus all den erleuchteten Fenstern, von der hellen Straße, vom sich lichtenden Himmel geht ein Klang aus, der auf ganz neuzeitliche, großstädtische Weise ein Lied der Arbeit singt. Nach der Arbeitsstätte die Wohnstätte — man müßte freilich das Bild des Packers E. Prinz farbig sehn, um recht wahrzunehmen, mit welch intimer Liebe sich dieser ganz naturalistisch veranlagte Mann ohne jegliches Tendenzieren in den Anblick des Hinterhauses vertieft hat, in dem er wohnt. Der Tischler K. Rother, dem Hand und Auge sehr begabt sind, zeigt uns Arbeitsstätte, Ausblick aus der Wohnung und — sich selbst. Wir stellen neben sein ausdrucksvolles, aber ganz natürliches Selbstbildnis bei der Lampe das Selbstbildnis des Arbeiters Junghans, um aus der Menge dieser „Volkskünstler" zwei vorzustellen, die beide höchst charakteristische, aber unter sich ganz verschiedene Typen vertreten: selbstbewußte und klassenbewußte Proletarier alle beide, Menschen, die schon durch die Züge ihrer Gesichter Respekt vor dem Menschentum in sich verlangen. Als Zeichner stellt wieder einen andern Typ der Architekturzeichner Lauterer dar. Der arbeitete in London als Steinsetzer und zeichnete dort wie anderswo mit merkwürdigem Geschick minutiöse Interieurs und Stadtbilder. Die meisten sind in der Ausführung abgebrochen — das bedeutet dann jedesmal: der Steinsetzer mußte anderswohin auf Arbeit. Schließlich noch zwei „Phantasten". Der Bäckergeselle Karl Endres hat wohl allerhand aus der Nachfolge Böcklins und außerdem Spangenbergs „Zug des Todes" in Originalen oder Vervielfältigungen gesehen, aber seinem Bilde „Tod und Leben" kann doch keiner nachsagen, daß es nur eine Nachempfinderei gebe; das Können langte bei weitem nicht zu, aber eine Eigentümlichkeit des Gefühls drückt sich doch auch bei diesem Romantiker aus. Ganz „Anfänger" im Zeichnen, aber ein Phantasierer auf eigne Hand ist der Maschinist E. Heuer mit seinem „Maschinenwolf": das Eisenvieh selbst, das sich den Kolben ins Maul stoßen läßt, das beflügelte Schwungrad, die Engel am Sicherheitsventil — das ist ja alles ganz naiv unmalerisch und unzeichnerisch, ist nicht gesehen, ist nur Einfall und nicht einmal zur Einheit gebracht, ist keine Gestaltung, aber es zeugt auch seinerseits von einem, der sich mit seiner Umgebung auf eigne Art auseinander-



Digitized by Google

setzt. — Mögen unsre Proben meine Behauptung beglaubigen: die Arbeiterdilettantenausstellung ist viel zu wenig beachtet worden, weil man sie viel zu sehr unterm Gesichtswinkel von „Kunst“ im gewohnten Sinne betrachtet hat. Da sagte sie natürlich nicht nur den Ästheten, sondern auch uns andern nicht viel. Wer aber das innere Leben des „vierten Standes“, wer unsre Arbeiter kennen lernen wollte, dem gab sie ungemein viel, zumal sie aus Tausenden von Stücken schöpfte. Sie hat dem Geschwätz vom „rohen Materialismus der Massen“ gegenüber von einer Unterströmung an idealen Werten unwiderlegliches Zeugnis auch für dieses Gebiet des menschlichen Innenlebens erbracht. Darum ist es schön, daß wir gerade in unserm Osterheft von ihr sprechen und zeigen können. A

Die in den Text gedruckten Bilder dieses Heftes sollen auf ein schönes Buch aufmerksam machen: „Das städtische Bürgerhaus Niedersachsens von Richard Scheibner, das bei Kühtmann in Dresden erschienen ist und 10 Mark kostet. Auf dem Hügelland zwischen Eichsfeld, Harz und Weser liegen die Städtchen Gandersheim, Einbeck und Duderstadt, einst Ackerbürgerstädte, die ihre höchste Blüte im 15. Jahrhundert erreichten, und mit denen es dann, besonders durch den Dreißigjährigen Krieg, bergab ging. Abseits vom Hauptverkehr, bieten sie dem Kunstfreunde und Kunstforscher noch viel erhalten, was anderswo zerstört ist, und so konnte Scheibner gerade sie sehr gut zur Grundlage seines Werkes nehmen. Als Motto hat er seinem Buch die Worte Stephanis vorgestellt: „Das Haus ist im recht eigentlichen Sinne die Brunnenstube aller kulturellen Entwicklung; das Haus in seinen Uranfängen und in seiner immer wechselnden Gestalt kennen lernen, heißt an die Schwelle aller Gesittung treten und ihren Werdegang gleichsam an der Quelle verfolgen.“ Dieser Gedanke lebt in dem ganzen Werk und gibt ihm auch für unsre Kreise seinen besondern Reiz und Wert. Die schönen Zeichnungen, die wir als Probe bringen, mögen im übrigen selber sprechen. Wir geben mit Absicht nicht Beispiele mit besonders reichem Schmuck, sondern solche von besonders schöner Gestaltung. „Die Liebe“ sieht man an allen. Das schmale Häuschen aus Duderstadt mit seiner geschmackvollen, einfach-natürlichen Gliederung, die stattliche Fassade aus Einbeck, die noch stattlicher war, ehe der Erker nachträglich angesetzt wurde, von welch intimem Baugestalten zeugt da alles — ein Grauen könnte einen fassen, wenn man darnach modische Reißbretthäuser ansieht! Die Durchfahrt aus Einbeck zeigt dann wieder, welch malerische und bis ans Monumentale kraftvollen Eindrücke entstanden, wo unsre Altvordern simpel praktisch und ohne das geringste Ornament, aber freilich auch ohne jede Verschleierung und Verwitzelung der tragenden Kräfte bauten.

Das Bruchstück aus der „Deutschen Messe“ von Otto Taubmann, das wir mit Genehmigung des Verlags von Breitkopf & Härtel bringen, ist dem sechsten Teil des Werkes entnommen, der mit einem längeren Orchestervorspiel in C-Moll beginnt. Er nimmt die Stelle ein, an der wir sonst das Benedictus finden, von dessen typischem Charakter er auch musikalisch beeinflußt ist. Zugleich hat er rückschauende Bedeutung für das der ganzen Messe voraufgestellte Motto: „Des Herren Augen schauen alle Lande, daß er stärke die, so von ganzem Herzen an ihm sind.“ (Chronika II, Kapitel 16, Vers 9.) Jeder Teil versucht auf besondere Weise eine Auslegung dieses Satzes, und hier haben wir an die Worte, „daß



Digitized by Google

er stärke“ zu denken. Das Orchestervorspiel hebt wie das des ersten Teiles (dem Analogon des Kyrie) nur in einer andern Tonart an und verarbeitet ein schon früher verwendetes Motiv. Dann folgt in C-Dur ein neuer Gedanke, auf dessen Wiederholung durch weiche Bläser das Altsolo einsetzt. Durch die Übertragung der Worte „kommt her zu mir usw.“ an eine Frauenstimme ist vermieden worden, Christus persönlich redend einzuführen. Zu den Worten „So ihr mich von ganzem Herzen suchet“ kombiniert das Orchester die „Trostmotive“ des ersten Teiles. Ein Chor im $^9/_8$-Takt (gleichfalls C-Dur) „Gesegnet aber ist der Mann, der sich auf den Herrn verläßt“ schließt sich dem Stücke an, dessen keusche Eigenart des Ausdrucks und musikalischer Stil an ähnliche Solosätze Friedrich Kiels erinnern, und der hier, wo wir einen Einblick in den großartigen Aufbau der polyphonen Chöre nicht geben können, als ein Beispiel der Taubmannschen religiösen Lyrik Platz finden möge. L. S.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz verantwortlich der Herausgeber. Mitredende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien III; für bildende Kunst: Prof. Paul Schulze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien III, Arenbergring 16 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — In Österreich-Ungarn für: Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I



Digitized by Google

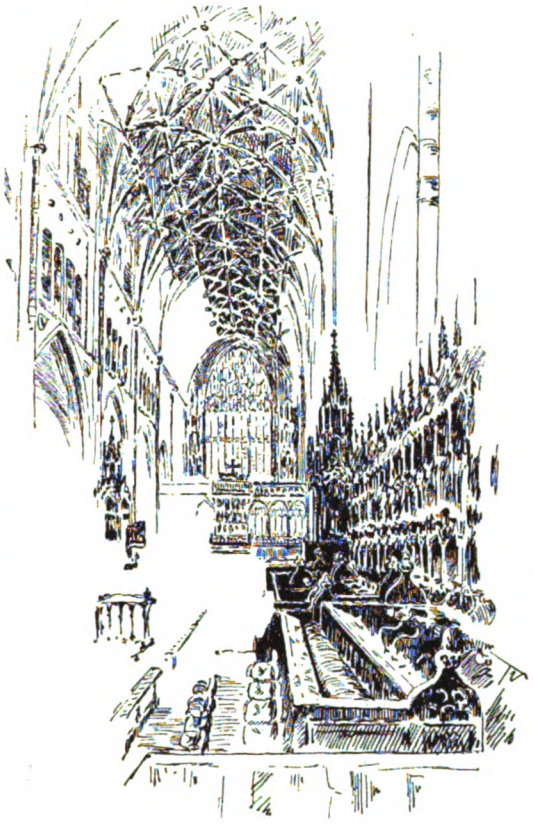
KW

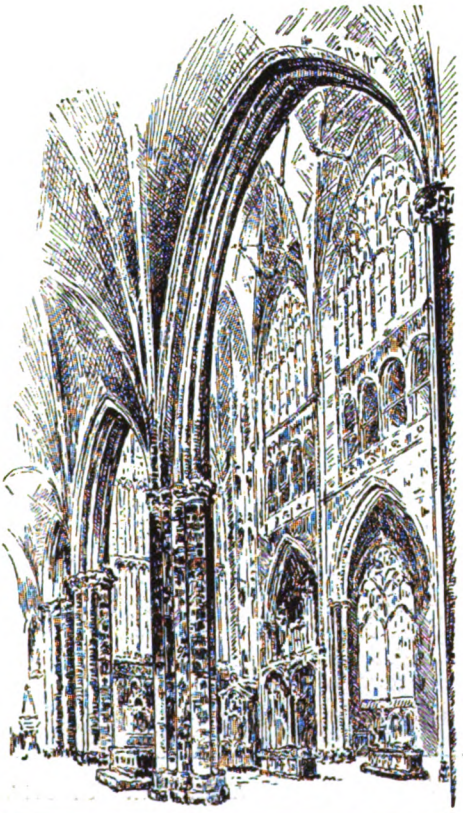
E. ROSENKRANZ

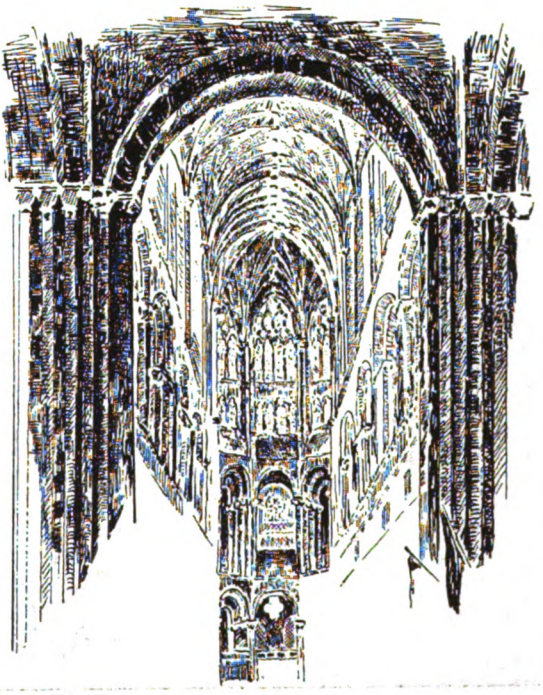
Digitized by Google

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: ARBEITERDILETTANTEN





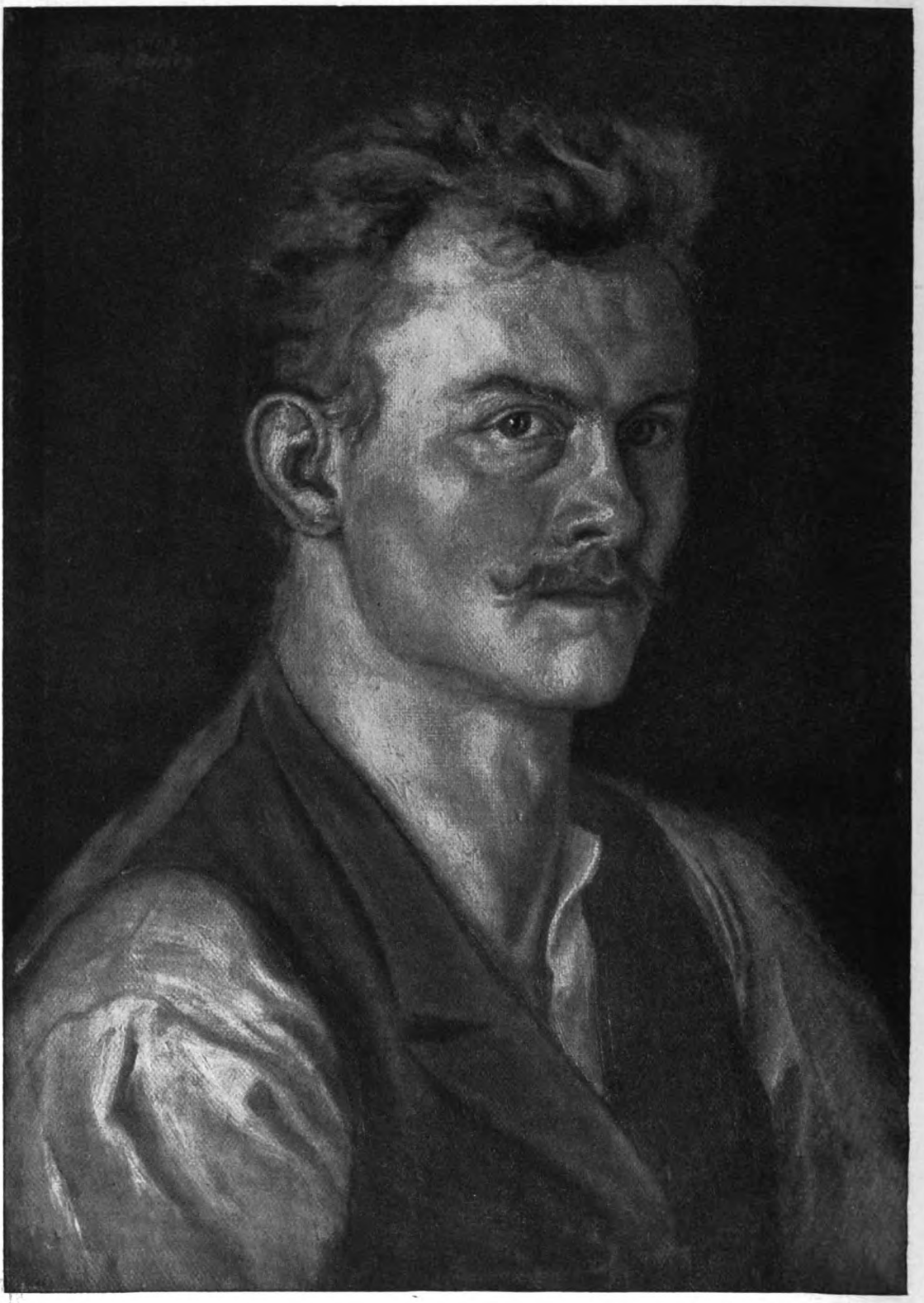


STEINSETZER LAUTERER

Digitized by Google

KW

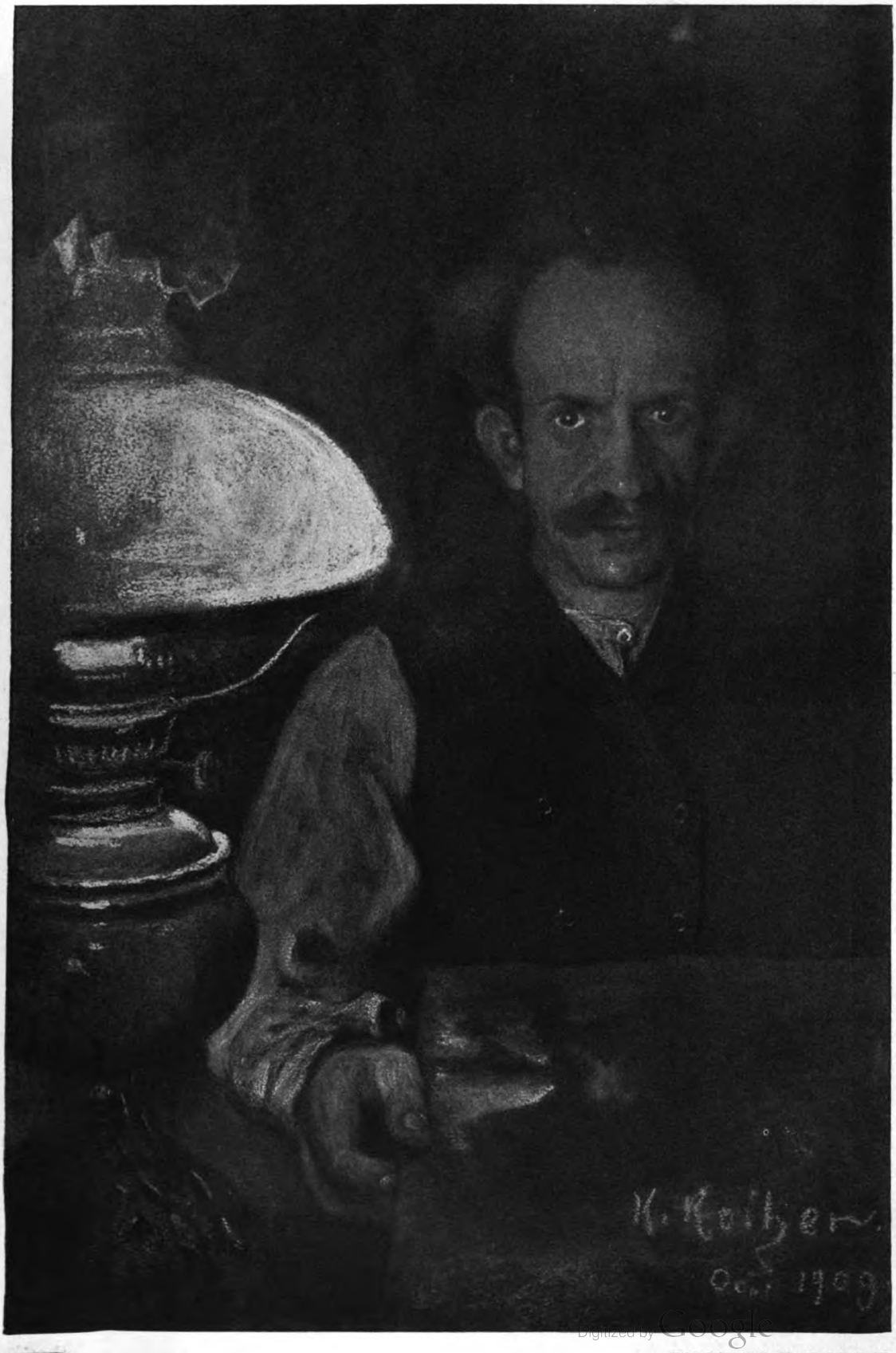
ZU DEM BEITRAGE: ARBEITERDILETTANTEN



ARBEITER JUNGHANS

KW

Digitized by Google




Digitized by Google

TISCHLER K. ROTHER

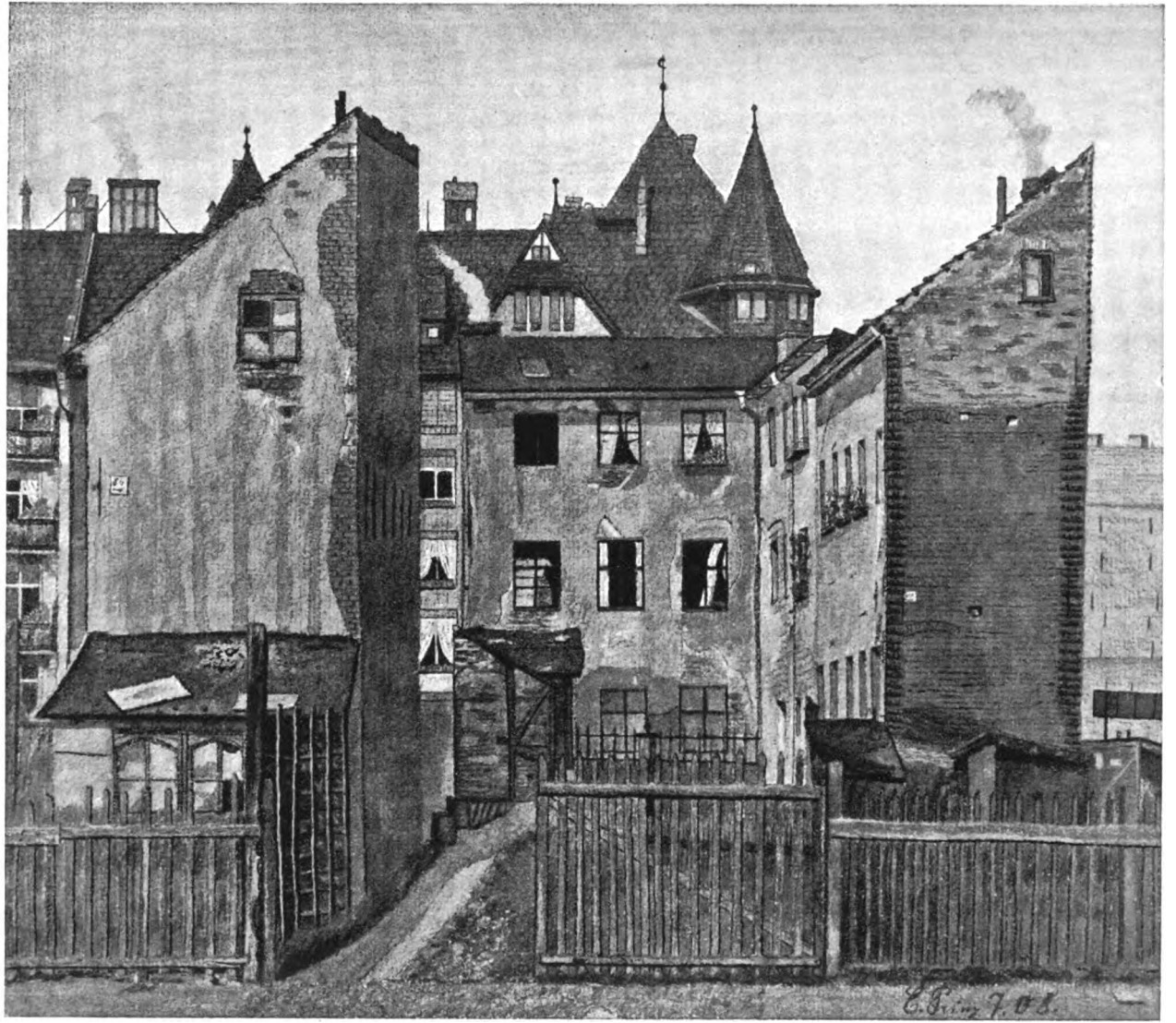
ZU DEM BEITRAGE: ARBEITERDILETTANTEN

KW

TISCHLER K. ROTHER

Digitized by Google

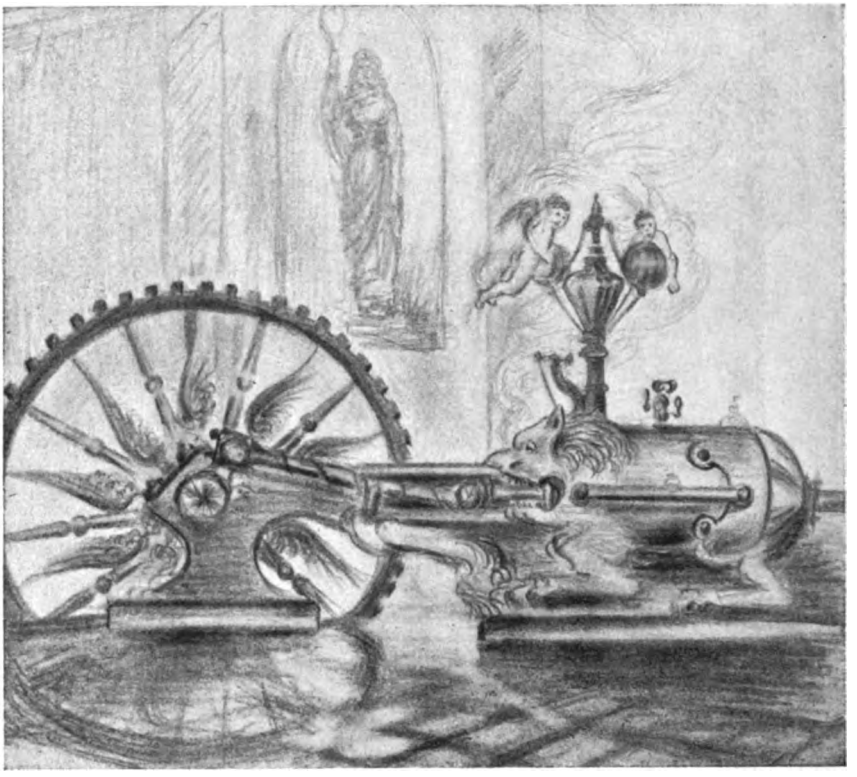
## ZU DEM BEITRAGE: ARBEITERDILETTANTEN



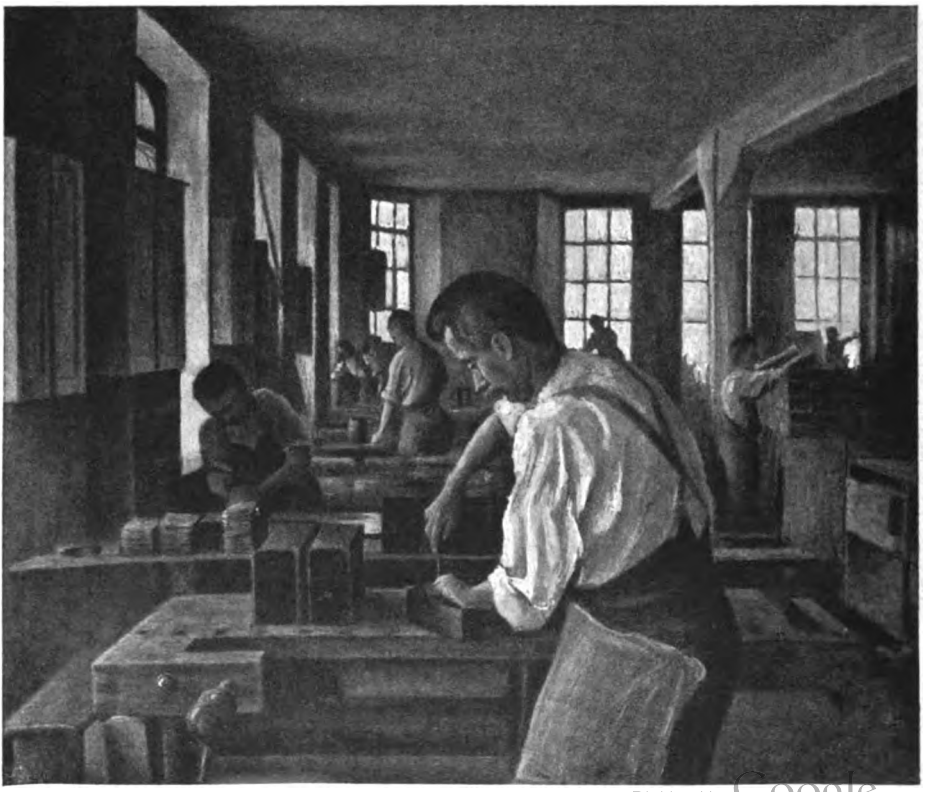

PACKER E. PRINZ

Digitized by Google

## ZU DEM BEITRAGE: ARBEITERDILETTANTEN



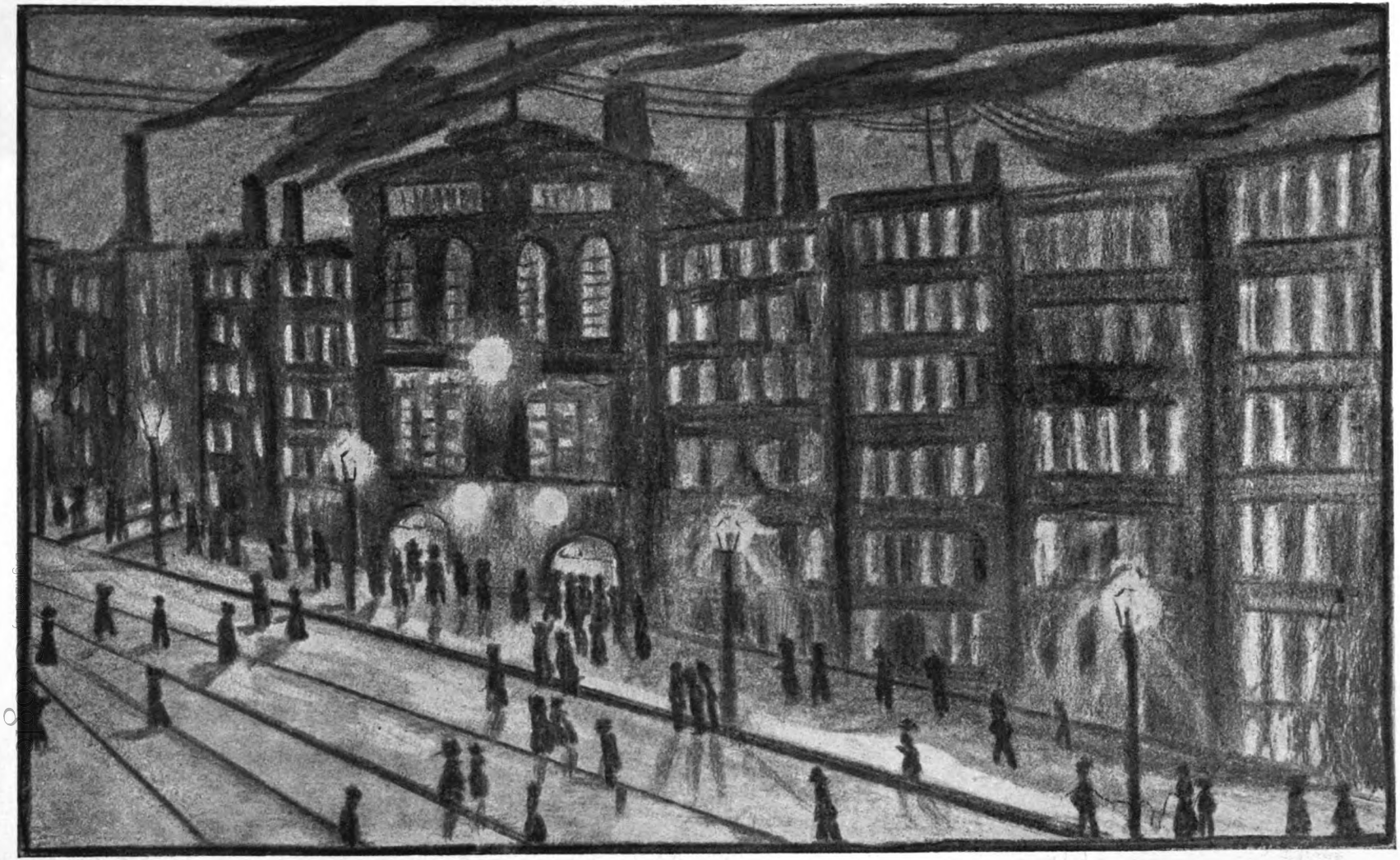
MASCHINIST E. HEUER



Digitized by Google

TISCHLER K. ROTHER

ZU DEM BEITRAGE: ARBEITERDILETTANTEN



ANSTREICHER W. KLUGE

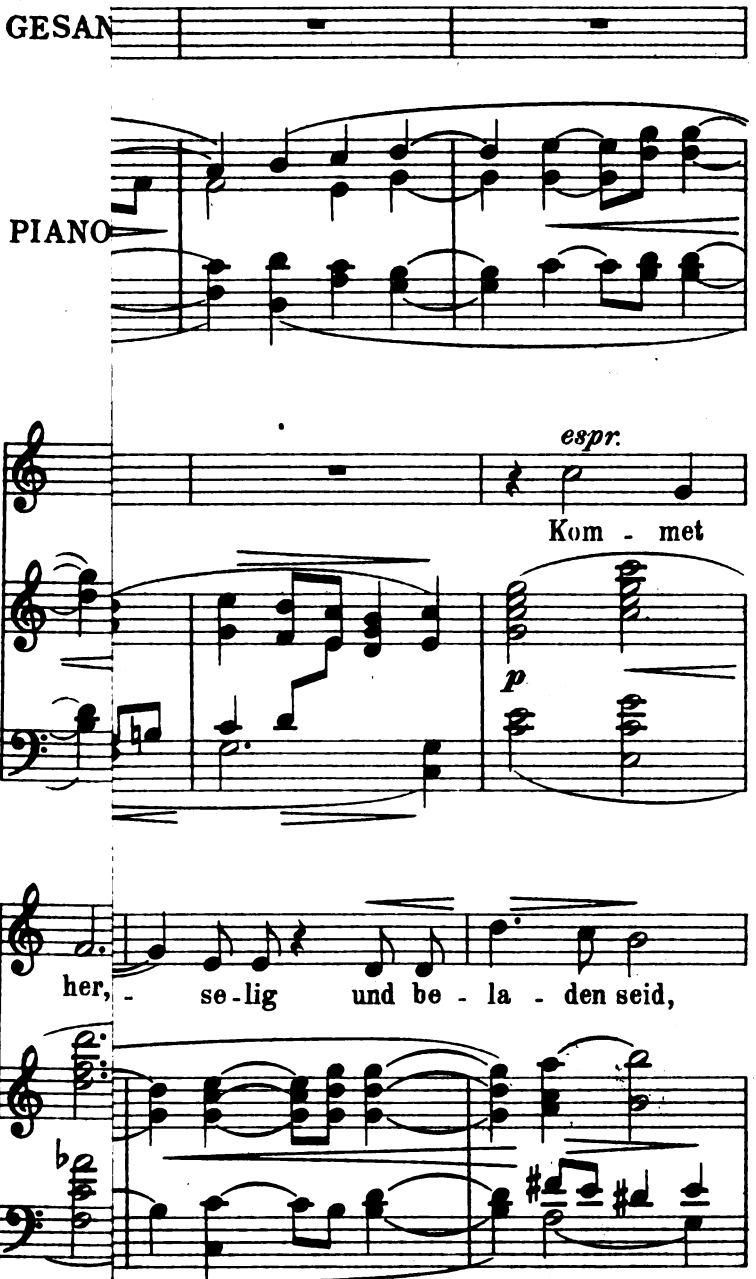
ZU DEM BEITRAGE: ARBEITERDILETTANTEN

BÄCKERGESELLE KARL ERBES

Digitized by Google

# EINE DEUTSCHE MESSE

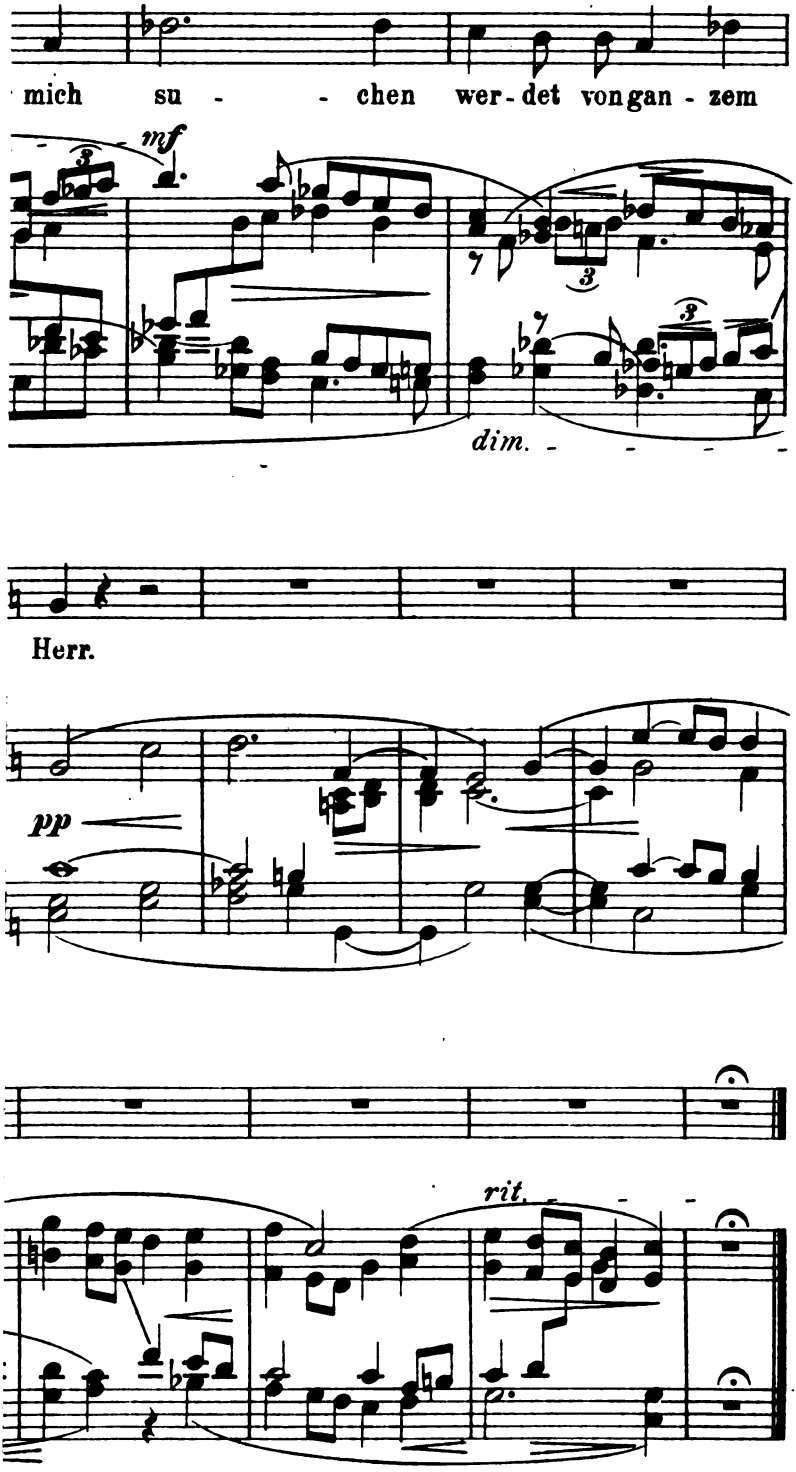
## Altsolo aus dem VI. Teil




Copyright 18

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig

Digitized by Google




Digitized by Google